










STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Jahrbücher der Literatur.

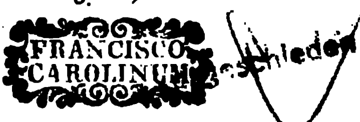
Fünfter Band.

1819.

Jänner. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des fünften Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. V.

Der vierteljährige Bericht über die in Oesterreich erscheinenden Bücher bleibt von nun an weg; da jetzt bereits von mehreren Seiten für die Bekanntmachung neuer Werke der österreichischen Literatur gesorgt wird, und auch die Verlagshandlung in ihren von nun an den Jahrbüchern beygegebenen Intelligenz-Nachrichten dieselben berücksichtigt.

Jahrbücher der Literatur.

Jänner Februar März 1819.

Art. I. Bayerische Geschichten von Heinrich Zschokke. Fünf Bände. (Aarau, bey Sauerländer 1813 — 1818). — Der erste Band von der Urzeit bis zum Tode Otto des Erlauchten (1253) bis gegen den Untergang der Hohenstauffen und den Anbeginn des großen Zwischenreiches. II. Bis zum Tode Albrechts des Weisen, zum Ende des landshutischen Erbfolgekrieges, zur endlichen Einführung der Primogenitur, Anbeginn der Reformation. III. Bis zum Ende des spanischen Erbfolgekrieges und Maximilian Emanuels Tod (1726). IV. Bis zum Regierungsantritte des jetzigen Königs (1799).

Von den Vorzügen und von den Mängeln dieses, von der bayerischen Regierung mit der preiswürdigsten Großmuth unterstützten, in Bayern und in vielen andern Orten deutscher Erde, von dem Verfasser (unstreitig einem der ausgezeichneteren Sprecher in deutscher Zunge) freundlich, ja mit Ungeduld erwarteten Werkes, sprechen wir am füglichsten und unbefangensten, am Schlusse dieser Anzeige. — Daß wir uns niemals und nirgend, in kosmopolitischen Indifferentism zersplittern, daß wir zunächst, zuerst und am liebsten, auf das Vaterland denken, darf uns wohl niemand verargen. — Lang, Keltegen, Kortüm u. a. beleuchteten in dieser Arbeit Zschokkes, bereits eigends oder vorübergehend, was Bayern, oder was ihre besonderen, wissenschaftlichen Zwecke betraf. — Wir suchen darin zuerst für Oesterreichs Literatur den abfallenden Gewinn, und berichtigen zuvörderst, was die Geschichte unserer Altvordern unmittelbar angehet.

In der Urgeschichte finden wir jene vielbestrittenen und in jeder Hinsicht unfruchtbaren Angaben über die Identität der alten, oft geschlagenen und vertriebenen, mehrmals ausgerotteten Bojen mit den heutigen Bayern, über ihre Wanderungen aus dem Herzen Italiens bis nach Asien, über die Herkunft, Reihenfolge und Unabhängigkeit ihres ersten einheimischen Herzogsgeschlechtes wieder, deren bereits der vierte Band dieser Jahrbücher, gelegenheitlich des gelehrten Streites zwischen den bayerischen Archivaren Lang und Pallhausen umständlich erwähnte. — Wir theilen übrigens vollkommen, Zschokkes gemüthliches Bekenntniß: auch die Sage sey Geschichte und wirkliche Ueberlieferungen der Urzeit aufbewahrungswürdig, als der geheimnißvolle Hintergrund, vor welchen dann, das Jüngere, um so heller, um so lebendiger vor uns hintritt. —

Der Eingang nennt die Bayern: »ein deutsches Volk uralter Stammen (warum nicht richtiger und weicher, Stämme oder Stammes?), »freudig, tapfer, redlich, der Welt nie furchtbar durch Uebermacht an Land und Leuten, — in seinen Sitzen durch die Natur unbeschirmt« (die Alten haben es also schlecht verstanden, welche eremum und deserta Bojorum, selbst gegen einen so parthisch gefährlichen Feind, wie die Avaren, für keine üble Vormauer hielten, um den Nordwald, Böhmerwald ꝛc., so viele Flüsse und Moräste, off- und defensiv vortreffliche strategische Punkte nicht ganz zu übersehen!) — »von jedem Sturm der europäischen Welt getroffen«. — (freylich ist Deutschland der Mittelpunkt, der Kreuzweg, die Heerstraße der europäischen Menschheit, und Bayern ein gewiß höchst wichtiger Schwerpunkt Deutschlands; aber nichts desto weniger bleibt jene Benennung übertrieben und hinsichtlich vieler Umwälzungen unsers kleinsten, aber wichtigsten Welttheils, geradezu unwahr). Endlich ist der Schlußsatz dieser reichgeschmückten und austapezirten Eingangsperiode gar zu abgenutzt: »wohl glänzender, aber nicht »lehrreicher sey der Thatenlauf eines macedonischen Alexan»ders, als das häusliche Leben eines Attikus oder Agrikola!«

S. 11. Warum ein doppeltes Noreja annehmen, überhaupt warum noch eines, neben jenem einzigen (nun durch Eichhorn und Kumpf neu beleuchteten) karentanischen? — Hansitz hat wahrhaftig kein anderes geahnt und der Stichanersche Stein zu Weihmörting, verdient noch genauern Blick. — Uebrigens hat ja Zschokke schon gleich S. 71 an seiner rhätischen Göttin Zizers einen Thatbeweis, daß so wie jeder Römerherd, seine Laren und Penaten, so auch beynahe jeder Ort und jedes, von den weltzertretenden Fremdlingen anmuthig gefeyerte oder kriegerisch benützte Thal, seine eigene Gottheit hatte, welche von dort weiter versetzte Pflanzer oder den Pfahl der Unterjochung weiter ins Herz unschuldiger Völkerschaften einschlagende Cohorten, auch wieder weiter mit sich fort trugen. — Es ist eine nicht unerhebliche Wahrnehmung, wie diese allerbesondersten Götter einzelner Städte und Gegenden zunehmen, je näher dem südwärts ziehenden Wanderer, Italiens Lüfte, lau und leise um die Locken spielen, — um wie viel reicher z. B. an solchen Spuren Welschtyrol ist, als Veltlin und Graubündten!? Jenes war mehr bewohnt als diese und zugänglicher.

S. 14. Werden, als von Augustus Unterjochung der Alpen durch seine Stiefsöhne die Rede ist, »die Kammunier und Vanonen« (Camuni und Vennones, Venostes) höchst irrig, statt in die rhätischen, in die norischen Berge ge-

setzt. Die Camuni waren der Alpenvölker äußerste Hochwache gegen das cenomanisch-gallische Brescia, in Val Camonica, — die Vennones, Venostes, Vintschgauer, am Wormserjoch, den himmelhohen, eisigen Vedretten und der Ortlesspitze, der Etschquelle, bis wo sie den Eisak in sich aufnimmt. Denkwürdig, daß schon Publius Silius, der Camunen und Vennonen räuberischen Einfall in das obere Italien zu rächen, zwischen furchtbaren Bergjöchern eben da durchdrang, wo Firmian, Enzenberg und Hormayr (1764 — 1775) verschiedentlich versuchten, mit Zustimmung gemeiner drey Bünde, eine direkte Communikation zwischen Innsbruck, Botzen und Mayland zu gewinnen, wo jetzt, am Stilfserjoche, unferne der Ortlesspitze (noch immer des Montblanc Nebenbuhlerin) diese Verbindung hergestellt werden soll, ohne hohenrhätischen Boden zu berühren. Jenes Straßenprojekt wollte von Nauders, Ramüß, Scanfs, Madolein, St. Moritz, Sylva plana, Maloja, S. Croce, Chiavenna, alla *Riva* ziehen, durch Ober- und Unter-Engadein, Bergell und Cläven.

Ueberhaupt ist S. 14 die Bezwingung der Alpen durch Augustus und die Vorspiele der entscheidenden Heerfahrt seiner beyden Stiefsöhne Drusus und Tiber, sehr unvollständig erwähnt. S. 17. Erinnerung, wie unsere Enns Gold geführt, aus welchem Münzen geprägt worden, gleich dem Inn, gleich der Isar. S. 18. Erscheinen Carnuntum und Vindobona als gleichzeitig, was sie doch zu keiner Zeit gewesen. Dieses, »das Wasser und die Wohnung der Winden« erhebt erst langsam das Haupt, als die Herrlichkeit des ersteren bereits dahin ist. S. 21. Ein schätzbarer Wink über die lange bestrittene Lage von Pons Oeni, Pfünzen, unweit Rosenheim, in Chiemseer Urkunden aus dem Mittelalter, noch Pontena. — Diese Zusammenziehung dürfte beynahe eben so gut, wie die furchtbar malerische Lage, beym Eintritt aus dem bündtnerischen in das tyrolische Rhätien verbürgen, so wie Pons Oeni, Pfünzen, sey das Thor des Inns, Oenotrium, Pfunds, bey Nauders. (Int. Bl. IV. der Jahrbücher über Pallhausens Römerstraßen) — S. 28. Möchte wohl eben so schwer, unbedingt anzunehmen seyn: bis zu Ende des vierten Jahrhunderts seyen Rhätien und Norikum unter *Illyricum* begriffen gewesen, als daß *Alba* (Vopiscus sagt nämlich, Probus habe die Barbaren »ultra *Nicrum* et *Albam*« zurückgeworfen), auf die Altmühl deute? Die würtembergische Alb paßt zum Neckar viel besser.

S. 31. Das Apostolat Severins. — Asturis dürfte wohl schwer genau zu bestimmen seyn. Welches dringende Be-

dürfniß ist nicht die Fortsetzung der 1781 erschienenen vortrefflichen Notitia Austriae antiquae et mediae, wodurch der gelehrte Abt von Göttweih, Magnus Klein, im Begriffe stand, das Chronicon gottwicense seines unsterblichen Vorfahrers Gottfried Bessel noch zu übertreffen!? S. 35, 36. Ueber Laureakum und Enns verdient verglichen zu werden, dieser Jahrbücher kleine Abhandlung: »Lorch und Enns« (II. J. B. 1 — 14). S. 39. Die deutschen Sieger gaben freylich den überwundenen Enkeln der Römer oder der Eingebornen, ihre Sprache auch, aber nicht ohne gleichzeitige Fortdauer ursprünglicher Worte und Mundart. — So erklärt sich sehr natürlich, die von Pallhausen viel zu pretios vorgeführte, viel zu hoch hinauf datirte Stelle einer alten Passauer Chronik: »Bajowarii, *relicto proprio idiomate, teotonicum* a *Teotonicis* accomodaverunt idioma.« Ueber die Ueberbleibsel, griechischer, römischer, germanischer, slavischer Urlaute im tiefen Hochgebirge, Hormayrs Geschichte Tyrols I. 134 — 182, tyrolischer Sammler II. 5, 39, 57, 65, 69, 74, 96, vom Pfleger Steiner zu Castelruth und vom Landrichter Strolz, dann 3, 25, über die Volkssprache um Kitzbühel von Karl Prugger, endlich auch des emsigen und glücklichen Forschers Schottky, Bemerkungen in diesen Jahrbüchern I. IV. Man hat von dem Marienberger Benediktiner und Professor zu Meran, Aloys Faller, einige handschriftliche Aufzeichnungen, wie tief und wie lange der ladinische und romanische Dialekt, sich bis in das Vintschgau ausgebreitet? (Näherer Untersuchung wohl würdig wäre auch, ob und wie lange im Pusterthale, vom Geilthale herauf, längs der Drau und Rienz, bis zur alten Mark der Mühlbacher Clause oder nur bis auf die Toblacher Höhen, diesen kalten Scheidepunkt der Gewässer, slavisch oder windisch gesprochen worden sey?) Jene Fallerischen Bemerkungen zeigen noch Ueberreste des Ladin in den Ortsnamen: Monteplair, Montetschini, Gamegair, Vallatsch, Valsurga, Tschier ꝛc. in den onomastischen Diminutiven Florinet, Gailet, Tschannett, — in den Maßen und Gewichten nach Schett, March, Mont, Mut. — Nauders, Glurns, Mals, Matsch, Burgeis, Schlinig, Marienberg, Taufers ꝛc. waren dieser Sprache Umkreis. Noch Guler sagt: »Matsch (die Hauptburg so mächtiger Baronen) so sich rhätischer Zung gebrauchet.« — Aus Taufers, wo noch 1750 blos ladin gesprochen wurde, vertrieb es erst des ehrwürdigen Pfarrers Perlinger Eifer. Die Papiere der Gemeindelade zu Graun waren rhätische. Noch um 1750 predigten die Kapuziner-Missionars rhätisch oder wälsch. — Ganz

Unterengadein bis Pontalt, war seit dem zwölften Jahrhundert der Grafen von Tyrol. (Jahrb. IV. Int. Bl. S. 12, 17.) Als es sich aber von Oesterreich losriß und zu dem, unter der Eiche von Truns begonnenen, zum Gotteshausbunde Hohenrhätiens trat, dann auch zu Zwinglis Lehre, erregte die romanische Sprache und rauhe republikanische Sitte, als ein gefahrlicher Conductor, die Aufmerksamkeit der Innsbrucker Regierung. Im Kloster Marienberg, der Stiftung jener furchtbaren »Blaubarte« von Tarasp und Matsch, war die einzige Schule. Sonst durchzogen »fahrende Scholastici und Schulmeister«, ganz Vintschgau. — Beyläufig in den Ausbruch des dreyßigjahrigen Krieges fällt das Memorial einer Vintschgauergemeinde nach Chur: »man möge sie doch mit einem andern Priester versehen, denn der ihr gegebene, sey so wenig unterrichtet, daß er noch geraume Zeit dem fahrenden Schulmeister nachziehen müsse!« — Um 1140 stiftete Ulrich Primele von Burgeis, in der fürchterlichen Schneewelt der Malser Heide, an den Quellen der Etsch, wo wilde Stürme und Schneegestöber, oft noch im Juny zu Hause sind, ein Hospital zu St. Valentin, dieser Gegenden Apostel. Es erhielt eigene Statuten in romanischer Mundart: der Mayer von St. Valentin und seine Leute mußten jeden Abend, mit Laternen, Stricken und Stangen, mit Brot und Wein gerüstet, ausgehen, und rufen, ob kein verunglückter Wanderer Hülfe bedürfe? rc. (Welcher Ruhm für Tyrol, in so alter Zeit solche Stiftungen zu besitzen, wie diese, die St. Christophs-Bruderschaft auf dem Arlberge 1386 durch den Hirtenknaben Heinrich Findelkind, — die Kreuzesbrüder zu Trient und Sarno, die Hospitäler auf dem Rittengebirge, bey Ala, bey Romeno, Campiglio, St. Leonard rc. schon zwischen 1180 und 1210!) Im letzten Freyheitskriege der Eidgenossen, im sogenannten Schwabenkriege wider Max I., erfüllten diese Einverständnisse, diese Sitten- und Sprachgleichheit das unglückliche Obervintschgau mit Blut und Flammen. Auch im Prettigäuer-Krieg unter Leopold und Claudia und während der Ränke Rohans in Bünden, zeigte sich diese Einwirkung verderblich. — Maxens ritterliches Genie gedachte diese Gegenden am innigsten und dauerhaftesten deutsch-tyrolisch zu machen, wenn er alle ihre Lebensinteressen dahin richtete. Er brach eine Straße am Inn, er gedachte diesen Fluß, gleich bey seinem Uebertritte floßbar zu machen, die Stromfälle an den Felsblöcken von St. Christina, den Dialbach bey Landeck, die Klause bey Karres, zu bezwingen, den furchtbaren Lawinen eine Richtung zu geben! — Vorhin bestand nur ein elender,



gen sind gemäßigt und im Einklange mit den Begriffen und Verhältnissen jener Zeit. Insonderheit ist es S. 62. n. 4, die Erklärung, warum bey Paul Diakon, der erste Garibald, ein Hofbeamter des austrasischen Königs »unus ex *suis*«, — »quem rex ducem *ordinavit*«, manchmal König heißt, und bey Gregor von Tours, immerdar Herzog? — Die Entstehung der Gesetze »constitutione *regis* et consensu populi«, die häufigen Stellen: *ordinante, concedente, domino rege*, — und wo Er nicht erwähnt wird, cum assensu ducis Bojoariorum *seu optimatum etc*. aus denen er eigentlich nur der Vorderste war. — Das: »regnante duce« neben der entschiedenen Oberhoheit des allgemeinen Herrschers aller Franken, ist ja völlig unbedeutend?! *Rex* hat der letzte Thassilo sich selbst, unmittelbar, trotz seines unglücklichen Ehrgeizes, der ihm den Untergang brachte, doch nie betitelt. Erst nach drey Jahrhunderten nennet ihn so, die Unwissenheit des Schreibers eines Bestätigungsbriefes Heinrichs IV. S. 132. n. 275. — Selbst barbarische Heeresfürsten heißen in den fränkischen Annalen, bald *reges*, bald *duces*, wie der große Swatopluk. Der Papst schrieb ihm dagegen »glorioso *comiti*.« — Die Erzählungen Aventins und Arenpecks von vielen bojoarischen Königen bis zum Herkules und Alexander hinauf, bilden ein würdiges Seitenstück zu jenen jüdischen Königen, Herzogen und Markgrafen, welche Wien erbaut, zum Theile auch in Stockerau und Tuln residirt haben, und deren Epochen eine, noch in den Zeiten Josephs II. gedruckte Geschichte Wiens, so tabellarisch genau angab, daß hoffentlich selbst die »art de verifier les dates« nichts dagegen zu erinnern fände!?

S. 166. Da sich des Marhanenkönigs Swatopluk Reich, aus Mähren längs der Karpathen bis gegen die Marosch, Temes und Sau ausbreitete, also einen guten Theil des heutigen Ungern in unbestimmten Gränzmarken in sich schloß, (welcher lebhafte Streit entglühte nicht hierüber zwischen Salagius nnd Dobner?) ist es wohl natürlich, daß Pannonien häufig unter Groß-Mähren begriffen ist. Selbst die Legenden über das Bekehrungswerk ihrer Apostel, Cyrill und Methud und der heiligen Ludmille, enthalten Spuren dessen. — Daß aber, warum und wie lange, Böhmen im Mittelalter, Großkroatien geheißen? verdiente nähere Untersuchung.

In der Lösung der sinnvollen Preisfrage des Erzherzogs Johann für Innerösterreichs mittlere Geographie, für die Gränzscheide deutschen, slavischen und italienischen Wesens, sind von einer bisher noch bey weitem nicht genug beachteten Wichtigkeit, des karentanischen Markgrafen Balderich schläfrige Ge-

genwehre wider die adriatischen Slaven unter Liudewit und gegen die Bulgaren, unter Morad Chan, des byzantinischen Nicephorus Ueberwinder, — ferners die in die Gauen Kärntens verordneten Grafen Helmwin, Albgar, Babo, (auch dem *Anonymus* de conversione *Carantan.* et *Avaror.* bekannt), Sallaho in der (untersteyerischen, Krainer-) Mark, zwischen Drau und Sau, Bruno (?) an den liburnischen und flanatischen Küsten hinunter, Eberhard, in Friaul und Istrien, wo späterhin die Mark von Aquileja und Verona, deutscher Kaisermacht, die Pforten Italiens bewahrte. — Derselbe Fall ist mit dem tributären mährischen Nebenreich an der Drau, Saan und Sau, gegründet durch den ostmährischen Fürsten Priwina, dem Volkswahne nach, Brünns Erbauer, als Freund des Christenthumes von Moymar zum Markgrafen Ratbod in die Ostmark vertrieben, und zu Traßmauer getauft. — Nicht sein Sohn Hezilo (Chocil), sondern Priwina selbst, baute die berühmte Moosburg (Miseburch des Nibelungenliedes, zwischen Huniburch, Haimburg, und Ecilburg in der Reiseroute der schönen Chriemhilde? — unter Arnulph, eine königliche Pfalz). — Priwina ward in der Taufe Bruno genannt. Ist er nicht eine und dieselbe Person, mit dem obigen, von Hansitz zu tief gegen Dalmatien heruntergesetzten Bruno? Die Salzburger Erzkirche erfüllte dieses Jung-Mähren (etwa noch daher Mährenfels, Mährenberg, Mahrburg ꝛc.??) mit Colonien, Altären und Burgen. — Lebt noch Sallachos Namen in der saanthalischen Herrschaft Sallach, die alte Moosburg in Mosirje (Prasberg) und Hezilos Sohn, der wahrscheinlich im großen Ungerneinbruche (?) umgekommene Brazlav oder Bratislav, in Brashlovzhe, dem deutschen Markte Fraßlau (?) — Chronologische und genealogische Verwechslungen erhielten bisher die Begegnisse der Moymaren und des mährischen Jugurtha, Swatopluk oder Zwentibold in undurchdringlichem Dunkel. — Zur Aufhellung des genealogischen Theils leistete Einiges der glückliche Fleiß des Professors Xaver Richter, der in Brünn und in Laybach, den Hauptsitzen alt- und neumährischer Herrlichkeit, Welehrad und der Moosburg oder Hetzilosburg ziemlich nahe gewesen. — Dobrowsky, Schlötzers würdiger Nebenbuhler, obwohl »über Borziwoys Taufe«, etwas hyperkritisch, stellte zur Erhellung der Chronologie unter andern folgende chronologische Anhaltspunkte fest: 846 Rastiz, Rastislav, Herzog in Mähren, 861 Taufe der Bulgaren, 862 suchen Rastislav und selbst der bisher der Salzburger Erz-

kirche so sehr ergebene Hezilo, vom griechischen Kaiser Michael, Priester und in Folge dessen kommen 863 Cyrill und Method nach Ungern und Mähren, 869 und 870 K. Karlmann Sieger über Rastiz. Sein Neffe der große Swatopluk liefert den Oheim zum Kerker und zur Blendung aus. 878 — 880. Der Kirchenhirten von Salzburg und Passau Klagen gegen die slavische Messe und gegen die angeblichen Irrlehren des Erzbischofs Method; Papst Johann VIII. bestätigt ihn aber und Wichin (Jahrbücher II. J. B. 17, 21.) wird Bischof zu Neitra. 882. Fehde zwischen Swatopluk und Arnulph, (dem er 880, jenen geliebten, natürlichen Sohn, der nachmals als lothringischer König umkam, aus der Taufe gehoben, und ihm seinen Namen Zwentibold beygelegt hatte). 887 nach Karls des Dicken Entthronung, Arnulph deutscher König. 890. Swatopluk durch ihn, auch Böhmens Oberherzog. 892, seine neuerliche Empörung gegen Arnulph. 894 sein Tod. 895 zu Regensburg Ergebung aller Böhmenherzoge, an ihrer Spitze Wratislav und Spitignew an Arnulph, 897 — 898 Bürgerkrieg in Mähren zwischen Swatopluks Söhnen, Moymar und Swatopluk, (Zwetboch), — die Böhmen rufen Arnulphen wider die Mährer zu Hülfe, — auf Arnulphs Geheiß, dringen die Markgrafen, Gebrüder Luitpold und Aribo in Mähren ein, retten den belagerten Zwetboch, Arnulph gibt ihm Land an der Gurk und Saan, in Contiguität mit dem: »regno *Brazlavonis*, inter *Dravum* et *Savum* flumina;« — (Jahrbücher II. J. B. 14 — 22). Die große Ueberschwemmung der von Arnulph wider Swatopluks treulose Macht (893) herbeygerufenen Ungern unter Almus uud Arpad. — S. 186, 199. Keine Spur von den wichtigen neuen Entdeckungen über Aribo, noch daß er kraft der fränkischen Jahrbücher von Altaich, die schon Graf du *Buat* citirt, Luitpolds Bruder, daß dieser, der Wittelsbacher, Aribo, der steyerischen Ottokare Ahnherr gewesen. S. 190. Das Hengistfeld ist bey der Hengistburg, auf steyerischer Erde: in keinem Falle das Marchfeld. — Wie sollte Arnulph dort Zwiesprache pflegen wider Swatopluk, mit Brazlav, dem »Slavus dux, Imperatori fidus,« der Jahrbücher von Fulda, — aus dessen Gebiete Arnulphs Machtboten zu den Bulgaren: propter insidias *Zuentiboldi* ducis, terrestre iter non valentes habere, de regno *Brazlavonis*, per fluvium *Odogra* usque ad *Gulpam* dein perfluentes, *Save* fluminis navigio in *Bulgaria* perducti?!«

S. 228. Der Markgraf im Osterlande, Rüdiger von Pechlarn! Von eigentlich geschichtlichen Quellen gedenkt seiner

nur der einzige, fabelreiche Ortilo, als sey dieser tapfere Recke 916 verstorben. Seltsam genug spricht er von ihm, als von einem gewaltigen Hüter deutscher Marken gegen Aufgang, und dennoch war ja bis an die Enns alles avarisch!? Ist hierin nur die Chronologie vermengt, und waltete Rüdiger in diesen Gegenden erst nach der Ungern entscheidender Niederlage auf dem Augsburger Lechfelde 955 durch den großen Otto, oder war Rüdiger vielmehr ein magyarischer Heeresfürst? oder ein Coriolan, dem die Ungern, diese ihre Gränzhut anvertrauten? flüchtete Arnulph der Böse deßhalb zu ihm? — Das Nibelungenlied stellt ihn wenigstens, als einen Diener des Hunnenkönigs Etzel (Attila, der Geißel Gottes) dar. Es läßt ihn für diesen seinen Herren um die schöne Chriemhilde Werbung thun, läßt seine Gemahlin Gotelinde von der Hauptburg »Medlik« (Mölk) entgegenreiten, bis zu der Ennse, an die Gränze. — Noch deutlicher zeigt dahin die Stelle einer alten Handschrift in Hunds salzburgischer Metropole I. 20. über Oesterreichs großen Wohlthäter, den Passauer Bischof Piligrin: »Dicitur natus fuisse »*Pelegrinus* ex familia *Roderici* seu *Rudigeri* de praeclaro ho»die *Pechlarn;* ejus, qui *Avaris* et *Hunnis* praefuisse et *Ar»nulpho* duci Bojorum, *Hunnos* in germaniam inducenti, sup»petias tulisse in his et similibus poematibus legitur.« — Die Beweiskraft dessen, was Zschokke über diese historisch zweifelhafte Person aus dem Wunderbuche der Abtey St. Quirin zu Tegernsee anführt, (von einem »*Rogerius* comes, prope »*Erlafiam*, agros S. *Quirini* diripiens, limitibus suis proten»sis),« erhellet daraus am besten, daß gleich auf der andern Seite, des türkischen Einfalles von 1529 während Wiens erster Belagerung durch den großen Suleymann, und davon die Rede ist, wie ein türkischer Haufe, die Kirche zu Strenberg plündern wollte, und als auf einmal die große Uhr zu poltern anfing, in panischem Schrecken eiligst wieder zu demselben Loch hinaus kroch, zu dem er den Weg in das verrammelte Gotteshaus hereingefunden hatte! — Pechlarn gehörte übrigens von 831 bis 1806 dem Hochstifte Regensburg, durch Schenkung Ludwigs des Frommen an Bischof Baturich.

S. 252, 255 macht Zschokke aus Geysa, Vater des apostolischen Königs Stephan, Sohn des 971 verstorbenen Herzogs der Ungern, Toksany, zwey Personen, einen Woywoden Gizo, über welchen Leopold der Erlauchte, der erste Babenberger, Markgraf in Oesterreich, die hohe Eisenburg Mölk gewann, und den »blutdürstigen« König Geysa! (Gecse).

Ueber den sogenannten »Landtag zu Tuln« 985, wo eigentlich nur der Rotul des Zehends der Lorcher Ur-Metropole

festgesetzt, Salzburgs, Passaus und Regensburgs streitige Gerechtsamen ausgeschieden und die Abgaben, Befugnisse und Gerichte der neuen Ansiedler zwischen Piligrin, Wolfgang und Friedrich festgesetzt wurden; ferners, wegen der vermeintlichen, erst unter dem andern Otto gelösten Zugehörung des ducatus und regni *carantani* an Bayern, verweisen wir auf das, was über denselben Gegenstand bereits der dritte und vierte Band dieser Jahrbücher gelegenheitlich erwähnten.

S. 284. Die Verlegung der Kathedrale der heiligen Cassian und Ingenuin von Seeben nach Brixen, hat Joseph Resch, dieses Hochstiftes gründlicher Geschichtschreiber auf 992 urkundlich erläutert, obschon sie längst beschlossene Sache gewesen seyn muß, denn schon der Vorfahrer des (einem der angesehensten karentanischen Grafengeschlechter entsprossenen) Bischofs Alboin, — Richpert, heißt in einer römischen Bulle von 962 und in einem Diplom K. Ottos von 967 Bischof zu Brixen, 960 aber, auf der Regensburger Versammlung noch: Bischof von Seeben.

S. 289. Von der Erstürmung Prags weiß weder Kosmas ein Wort, noch die übrigen böhmischen Quellen bis auf Hayeck, Balbin, Dubrav, Pulkawa und Pessina, die doch mit so großer Umständlichkeit der beyden Feldzüge Heinrichs III. nach Böhmen Erwähnung thun. Der Uebertritt des Prager Bischofs Severus allein war es, der den, eben aus Böhmen rückkehrenden, ziemlich unvorbereiteten Helden Brzetislav auf einmal kleinmüthig machte und zu freywilliger Ergebung bewog. — Aber auch die deutschen Quellen wissen kein Wort von bleibender Dienstbarkeit, nur einige von jener zeitlichen Unterwerfung zu Regensburg, einer unmittelbaren Folge augenblicklicher Obergewalt und Nachgiebigkeit gegen gebieterische Umstände: am wenigsten davon, daß des österreichischen Markgrafen, Adalberts, Obsiegers der Ungern, Sohn, Leopold, der starke Ritter, aus diesem Streit, spolia opima davon getragen habe, des Böhmenherzogs Kleinod, Waffenschmuck und Streitroß: nicht der Hausfreund und Kaplan Alold, nicht Wippo, Hepidan, Lambert von Aschaffenburg, der sächsische Chronograph und Annaliste, die hildesheimischen Jahrbücher und *Hermannus Contractus*. Alles ist dem lügenreichen Aventin nacherzählt.

Ob die Bildung Heinrichs III. auf dem Schlosse Andechs nicht genau auf dieselbe Linie gehört, mit Karls des Großen Geburt am Würmsee?

S. 314. Vermissen wir unter den festen Anhängern Heinrichs IV. die Gaugrafen im Engadein und Vintschgaue,

späterhin von ihrer Hauptburg Tyrol benannt, Adalbero und Gerung. 1079 zog der Bayerherzog Welf eigends gegen sie und brach durch die Finstermünz. Der sächsische Annaliste und der Abt von Ursperg erzählen, wie 1106 die nach Rom abgeordneten Gesandten des neuen Gegenkönigs Heinrichs V., Otto der Heilige, Bischof von Bamberg, Bruno, Erzbischof von Trier, Heinrich von Magdeburg, die Bischöfe Gebhard von Constanz und Eberhard von Eichstädt, zu Trient übernachtend »a quodam adolescente *Adelberto*, »partium illarum quodam comitatu insigni,« mit Hülfe der Bürger (seit beyläufig 1090 waren die Grafen von Tyrol, Schirmvogte von Trident) überfallen und in des alten Kaisers Namen gefangen gehalten wurden, bis Herzog Welf sie am dritten Tag befreyte. — Auch von dem Brixner Bischof Altwin bewahrt ein uraltes Kalendar seines Domes, rührende Züge der in diesem Alpenlande, vor andern, heimischen Anhänglichkeit, obschon es damit anfängt, den Bischof als einen Simoniaker zu bezeichnen: »Altovinus Episcopus, antea Veronensis, qui cen»tum marcas pro Episcopatu dedit Imperatori *Heinrico* Se»niori. Qui a Duce Velfone Seniore, qui adversabatur Im»peratori, et omnibus suis complicibus, *captus* est in Capella »S. *Johannis Baptistae*, et *expulsus de terra*. Cum quo etiam »captus est Merboto Castellanus *Sabyonensis*, ductusque et »ligatus est ante Castrum et morte comminatus. Quod videns »filius ejus Hertvicus, Miles strenuus, qui erat in Castro, »*dolens dedit Castrum*. Tunc Dux posuit ibi Purchardum »Marchionem, qui Episcopatum tenuit annis VIII. quem Mi»nisteriales hujus Ecclesiae *occiderunt*.« — Uebrigens ist wohl nichts ekelhafter, als wenn beschränkte Hofkanonisten von dem großen Investiturstreit und von der »Treue,« welche des Reiches geistliche Fürsten dem Reichsoberhaupte nur schuldig waren, so lange es sich nicht über göttliche und menschliche Satzungen hinwegsetzte, aus gleichem Tone, wie von der Felonie der weltlichen reden, wenn sie noch vor unsern Augen, jeden Winkelzug des sogenannten »juris regii oder circa sacra,« als einen Triumph über das vertriebene und in dürftiger Gefangenschaft schmachtende Oberhaupt der Kirche feyerten, wenig bekümmert, daß zu gleicher Zeit Bonaparte die europäischen Kronen nach einander an fremde Emporkömmlinge vergeudete!! Diese hatten von der nährenden, bewegenden und erläuternden Idee des gesammten Mittelalters, von der Theokratie, eben so wenig einen gesunden Begriff, als von der parallelen und nicht minder wohlthätigen Kaisermacht, jene versteinerten Perücken von Hippolytus a Lapide an, bis auf Pütter und sein ganzes Gefolge.

Diese hat vor unsern Augen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation schmachvoller Untergang gerichtet. Jene dürften doch endlich in den Begegnissen von 1808 bis 1814 etwas mehr als blinden Zufall, sie mögen darin finden, daß, wie sich auch Neros Grabmal noch einmal aufthat und das ewige Rom zum Kindesspott entwürdigen wollte, die Pforten der Hölle, Petrus Felsen dennoch niemals überwältigen werden!

S. 377. Seit dem Hinscheiden Leopolds des Heiligen (Er und sein Vater Leopold der Schöne, hatten theils eifrig päpstliche, theils keine Partey genommen) brach allerdings entschiedene Rivalität aus, zwischen den Stammesvettern von Babenberg aus dem Nordgau und aus Ostfranken und den traungauischen Ottokaren, heimisch an den Seen im südöstlichen Bayern. Aber so weit ging die blinde Erbitterung doch nie, daß darob die Ottokare (wie es hier heißt) das Ennsland, das ist, ihr eigenes Land verwüstet hätten! — Auch finden wir die Erklärung des ersten Kampfes Friedrichs des Rothbarts gegen Conrad von Dachau, gar seltsam romanhaft. Ottos von Freysing männliches Wort war doch deutlich genug und der Vorfall gehört auch nicht ins Jahr 1145, sondern 1137, in das Jahr vor dem Feldzuge wider Berthold von Zähringen. — Ferners möchten wir uns wohl eine nähere Erklärung darüber erbitten, wie Rapotho, der die Kriegesflamme zwischen Heinrich Jasomirgott und dem jungen König Geysa entzündete, ein »hohenstauffischer Graf« gewesen sey? (Im Tode wird er hier zum Markgrafen befördert.) Die Geschichte weiß aber nichts davon, daß Ratbod, der in der Osterwoche 1146 Preßburg überrumpelt, aber um 3000 Mark Silbers wieder geräumt hatte, in der Schlacht an der Leitha 11. September 1146 todt geblieben, wohl aber, daß ihn Urosch, Bruder des Bans Belusch, der in des Treffens Anbeginne lange der Oesterreicher siegenden Gewalthaufen allein aufhielt, auf der Flucht ereilt und gefangen habe. Ist er nicht vielmehr ein Ortenburger und stehet noch 1155 mit Herzog Heinrichen im chronic. noviss. Salisb. 236?

S. 388. Die Erzählung, wie Heinrich der Löwe, Bayern, seines Vaters Erbe, von Friedrich wiederum gesucht und endlich empfangen, wie die babenbergischen Prinzen dies Land, dessen sie in siebzehn Jahren keinen Augenblick froh geworden, endlich aufgaben, wie Heinrich Jasomirgott erster Herzog zu Oesterreich geworden, ist staatsrechtlich irrig und ganz gegen die Worte der großen goldenen Bulle Friedrichs am Regensburgertage 8. September 1156 gegeben. — Heinrich Jasomirgott gab das Herzogthum Bayern und das

dazu gehörige Land ob der Enns in des Kaisers Hand zurück, keineswegs aber die Ostmark, der er als Markgraf des Reichs, nicht als ein Unterbeamter und Afterlehnsmann des Bayerherzogs vorstand: »Dux Austrie resignavit nobis *duca»tum bauuarie* et *dictam marchiam* (a superiori parte flumi»nis Anasi,) quas tenebat. Qua resignatione facta, mox »eundem ducatum bauuarie in beneficium contulimus duci sa»xonie, predictus vero dux saxonie cessit et renunciauit »omni iuri et accioni, quas habebat, ad dictam marchiam »cum omnibus suis juribus et beneficiis.« Von der Ostmark unter der Enns war gar keine Frage. Der Kaiser sagt ja ausdrücklich: »Litem . . super ducatum bauuariae et *super mar»chia a superiori parte fluminis anasi* terminauimus,« außer der Verwandlung Beyder, der bayerischen Mark ob der Enns und der Reichsmarkgrafschaft unter der Enns in ein, mit den Vorzügen der alten ausgerüstetes, neues Herzogthum: »Mar»chionatum *Austriae* et *dictam* marchiam *supra* Anesum com»mutavimus in ducatum.« — Eben so bestimmt spricht der hier ganz unrichtig citirte Otto von Freysing, Bruder Heinrichs Jasomirgott und der großen Handlung mitwirkender Gezeuge: »*Henricus* major natu Ducatum Bojoariae per *septem »vexilla* resignavit, quibus minori traditis, ille *duobus ve»xillis* Marchiam orientalem cum comitatibus ad eam ex an»tiquo pertinentibus reddidit. Exinde de eadem Marchia cum »praedictis comitatibus, quos tres dicunt, judicio Principum, »Ducatum fecit.« Es ist seltsam, wie ein, dieser Originalurkunde häufig und wesentlich widersprechendes, sichtbar aus Begriffen, nach Interessen und Streitigkeiten einer viel spätern Zeit zusammengestoppeltes Zerrbild (zuerst in des *Andreae Presbyteri* chron. Bav. beym Schilter script. rer. germ. p. 27 in Arenpecks chron. Austr. beym Pez script. rer. Austr. T. I. p. 1195, sogar in des Hausschriftstellers *Guilliman. Habspurg.* l. VI. p. 265 edit. tugur. etc. *Lunig* in cod. germ. dipl. II. 478 beglückte uns gar mit drey verschiedenen Abdrücken) von neueren Schriftstellern, denen das Original in seiner, der strengsten Kritik unangreifbaren Gestalt doch vor Augen lag, die aber dennoch aus Parteygeist mit offenen Augen nicht sehen wollten, fort und fort zur Grundlage gelegt worden ist!?

S. 399. Ueber die bayerischen und tyrolischen Salinen, neue Aufschlüsse mit vielen Urkunden in Hormayr's Archiv für Süd-Deutschland I. 377. II. 53. Die Salinen von Hall im tyrolischen Innthale finden wir schon 740 unter den Merowingen und Agilolfingern, dann eine große Lücke bis nach 1230, wo Graf Albrecht von Tyrol von seiner Saline zu Tauer reiche

Schenknisse macht, und solche seiner Tochter Elsbeth als Heiratsgut mitgibt, zur Vermählung mit Otto dem letzten Herzoge zu Meran, Pfalzgrafen in Burgund. — Uebrigens ist fast unmöglich zu unterscheiden, ob das in den monum. boicis, in Pezens thesaur. in Hunds metropol. etc. so häufig erscheinende *Halle*, *Hala*, patellae salis, loca ad confectionem salis, jedesmal gerade das tyrolische Hall, das salzburgische Hallein, oder das bayerische Reichenhall sey?

S. 416, 418. Heinrichs des Löwen Aechtung. — Von der ligurischen und adriatischen, bis zur Nordsee, hatte sich am Ende der Salier und unter dem Schwiegervater Lothar, der Welfen Macht ausgebreitet. Mit ihnen um die erste Krone der Christenheit zu werben, schien nur ohnmächtiger Dünkel, aber eben diese Uebermacht und ihre Ueberpracht, schreckten die Fürsten und schreckten den Papst. So setzten sich die von den Welfen hart gebeugten Hohenstauffen auf den Stuhl Carls des Großen. Heinrich der Stolze fiel in die Acht und verlor Sachsen und Bayern. — Letztes erhielten babenbergische Prinzen, Stiefbrüder des neuen Königs Conrad. Obwohl die neuere Ausbreitung der Ostmark bis an die Leitha sie zu unabhängigen Fürsten des Reichs erhob, waren sie durch das Land ob der Enns dennoch, wahre bayrische »principes terrae« und die politische Constellation konnte wohl abwechselnd gebieten, bald die eine, bald die andere Eigenschaft mehr hervorzustellen!? Die Gegenden ob der Enns waren auch im Namen und in der That Bayerns marchia orientalis, zur Zeit als die Barbaren bis an die Enns ihre Hürden und Herden über rauchenden Schutt und Wüste ausgebreitet hatten. Die Grenzveste der Ennsburg erhob sich ja, theils auf dem Boden des alten Klosters S. Florian, theils »in terra *prefecture terminalis*.« — Die beyden Babenberger, Leopold der Freygebige und Heinrich Jasomirgott verpflanzten in das, ihnen verliehene Bayern, alle Schrecknisse des Kampfes um selbes, mit den Welfen, die auf beyden Lechufern bedeutende Hausmacht und als Schirmvögte so vieler nahen Hochstifter und Klöster, geistliche und weltliche Waffen genug für sich in die Schranken zu bringen hatten. Noch mehr: Rom, früher der Welfen Uebermacht scheuend, scheute nun noch mehr ihren gänzlichen Fall; ja ihr Name wurde Losung und Zeichen jener Partey, die wider unbeschränkte Kaisermacht, für die Freyheit der Kirche, der Fürsten, der großen Communen eiferte. (Welfen und Waiblinger, Guelfi, Ghibellini.) Aber als Friedrich in der entscheidenden Stunde zu Chiavenna den Löwen, seinen Jugendfreund, für welchen er die alte Ahnenfeindschaft ihrer Ge-

schlechter vergessen und in lauter Gunst verkehrt hatte, vergeblich, wiewohl fußfällig um Beystand gebeten, ward er durch die Lombarden (29. Oktober 1176) bey Lignano aufs Haupt geschlagen. Selbst als Alexander III. und Friedrich (1. August 1177) bey S. Markus in Venedig zwey und zwanzigjährigen Vertilgungskampf friedfertig gesühnt hatten, ließ Heinrich der Löwe noch vier Tagfahrten trotzig verstreichen und erschien keiner Vorladung. — Da ereilte ihn der Rachegeist. Er ward geächtet und aller seiner Länder verlustig. — Sie erschüttern die gewaltigen Bilder: wie er, nach standhafter Wehre, endlich sich doch unterwerfend und freyes Geleite suchend, auf diesem bittern Pilgerwege einer Menge heimkehrenden, reisigen Volkes begegnet, das ihn nach altgewohntem Brauch gar demüthig begrüßte und der gefallene Held thränend erwiderte: »Bin's nimmer, den »ihr meinet, — war sonst gewohnt in diesen Landen männiglich »Geleit zu geben, nicht es zu empfangen!« und der den Fußfall zu Chiavenna rächende Fußfall Heinrichs, vor dem Kaiser, in offenem Fürstenrathe zu Erfurt und in demselben Augenblick an Barbarossas Ohr die Nachricht, der 30. August 1181 sey der letzte Tag seines großen Feindes Alexanders III. gewesen! — Zwischen Elbe und Weser wiederum Fürst, wenigstens für seine Kinder, aber auch drey Jahre verbannt vom deutschen Boden, trug Heinrich der Löwe sein ungeheures Unglück größer, als vorhin sein ungeheures Glück. — Am Grabe S. Jakobs zu Compostella bereute er, was Härte und Geiz ihn oft zu eigenem Nachtheil (ja selbst zur Einbuße des Erbes seines uralten Ohms Welf, in Italien und in Schwaben) sündigen lassen und worüber ihm vor neun Jahren, sogar an der Wiege, auf dem Marterhügel, am Grabe des Erlösers, das von ungetrübter Herrlichkeit berauschte Herz dennoch nicht aufgegangen war! — Seine Kinder fanden an der Hand ihrer Mutter Mathilde gastliches Obdach, bey dem vielversuchten Großvater König Heinrich, in jener dem Licht und der Freyheit heimatlichen Inselwelt, welche ein halbes Jahrtausend später zu beherrschen, die Enkel eben jener welfischen Flüchtlinge berufen waren!

S. 422 sagt Zschokke: Otto von Wittelsbach habe das bayerische Herzogthum empfangen: »in jenem Umfang, »wie vor ihm Herzog Heinrich der Löwe, aber mit vorher »unbekannten« (vermehrten) »Rechten« — und S. 416 heißt es: damals sey der Heerschild des kärntnerischen Markgrafen Ottokar von Steyer erhoben und sein Land zum unabhängigen Herzogthum geworden. Von wem war es denn bis auf diesen Tag abhängig? — Auch seyen die Andechser mit herzoglicher

Hoheit von Dalmatien, Kroatien und Meran geziert worden und hätten vom welfischen Gut in den Alpen namhaften Theil empfangen; das »Herzogthum an der Donau« habe Friedrich, dem Wittelsbacher Otto vom uralten Stamme der Schyren verliehen. — In allem diesem liegt ein wunderseltsames Hinundherschwanken zwischen den alten aventinischen Hirngespinnsten von Zersplitterung des bayerischen Staatskörpers nach Heinrich's Aechtung und zwischen den Entdeckungen der neueren Kritik.

Die Andechser haben vom welfischen Gut in den Alpen, bey dieser großen Gelegenheit, weder namhaften noch geringen Theil erhalten. Alles ursprünglich welfische Gut im Gebirge, im obern Innthale, im Vintschgaue, um Botzen ꝛc. war theils in der Hand der Nebenlinie der Grafen von Eppan und Ulten, theils nach Weingarten vergabt, theils von dem alten lebenslustigen, verschwenderisch prachtliebenden Welf dem Kaiser verkauft. — Hormayr's Genealogie der Grafen von Eppan und seine Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter enthalten die urkundlichen Beweise. — Eben derselbe erläuterte auch in einer eigenen Abhandlung (Tyroler Almanach 1803, Archiv für Süd-Deutschland II.) die in den Häusern Dachau und Andechs vorkommenden, in der Geschichte Bayerns, Tyrols, Ungerns und seiner Nebenreiche wichtigen Titel: »Herzog von Dalmatien, Kroatien und Meran. — Die darin aus der Vergleichung mehrerer hundert Urkunden gezogenen Resultate sind: 1) Jener Titel erscheint im Hause Dachau, einer Seitenlinie der Wittelsbacher, zuerst 1140, und währt bis zu seiner Erlöschung 1180. Otto von Freysing spricht von Conraden II. 1138 »*Chunradus* de *Dachowe*, tunc no»bilis Comes, postea Dux factus *Croatiae atque Dalmatiae*,« und Conrad von Scheyern: »*Chonradus* videlicet, per »magne virtutis exercitium, *Dalmatiae meruit Ducatum*.« Nur in einer einzigen Urkunde von 1154 legt sich Conrad II. den Namen: »Dux *Croatiae*, *Dalmatiaeque*« bey; in einer von 1140 den Titel: Dux *Dalmatiae* allein; in zweyen von 1152 und 1158 nennt er sich Herzog von Meran; in allen übrigen Diplomen verbinden er und sein Sohn Conrad III. den Herzogstitel mit seiner Burg und Grafschaft Dachau. — Als Conrad III. 8. Oktober 1180 mehrere Monate nach Heinrichs des Löwen Aechtung seinen Stamm beschloß, vererbte seine Schwester Hedwig, die großen Allode in Ostfranken und Voigtland, auf ihren Sohn Berthold von Andechs, Markgrafen in Istrien. — Von da an, der Herzogtitel von Kroatien, Dalmatien und Meran im Hause Andechs. 2) Von

1181 bis 1186 nannte sich Berthold meist Herzog von Dalmatien, von 1186 bis an seinen Tod 1206 häufiger von Meran; sein Sohn und Enkel, die beyden Ottonen, Pfalzgrafen in Burgund, immer nur von Meran. In einer einzigen Urkunde von 1182 nennt Bischof Albrecht von Freysing, Bertholden, Herzog von Kroatien und Dalmatien. — Wendtenthals *Austria* sacra gibt aus den Urkunden der ehmaligen Zisterzienserabtey Viktring bey Klagenfurt, einige den meranischen Herzogstitel viel zu hoch auf 1154 hinaufsetzende Urkunden. (VII. 359, 371.) Aber der Beysatz bey dieser Jahrzahl »tempore *christiane militiae*« und die Zeugen, setzen sie unläugbar auf 1189, das Jahr jenes Kreuzzuges, in welchem Herzog Berthold von Meran sich vor andern unverwelkliche Heldenkränze flocht. Jenes Meran heißt in Urkunden bald: »*Meranium*, *Merania*, *Mirania*, *Morania*, *Merena* und *Meranum*.« Sonderbar sind die Zusätze: »Dux *Dalmatiae*- »*Meran*, Dux *nunc Dalmatiae*, Dux de *Dalmatia sive Meran*,« und der Titel: »Dux *Meranorum*.« 3) Es ist eine pure Fabel, daß aus Heinrich des Löwen Aechtung ein »Herzogthum Meran« entstanden, daß selbes den alten großen Herzogthümern, staatsrechtlich gleich, daß es jemals mehr als ein bloßer Titel gewesen, daß dieses Herzogthum Meran, Tyrol und Istrien in sich begriffen habe, die zu Gunsten der Andechser von Bayern abgerissen und (etwa so wie 1156 Oesterreich) konsolidirt worden seyen!! 4) Herzoge von Meran, Dux *Meranorum* und partis *maritimae*, bedeuten eines und dasselbe. Der Prätensionstitel von Dalmatien und Kroatien wich, jemehr Ungern und Venedig daselbst gegen einander festen Fuß gewannen und wechselnd das eine oder andere, dem deutschen Reiche befreundet wurden, dem vagen, und weniger provocirenden Titel von Meran, von der dalmatischen Seeküste entlehnt, die bey den Schriftstellern und Urkunden jener Zeit häufig diesen Namen führte. — Meran in Tyrol war zu keiner Zeit andechsisch; das obersächsische Meran bey Altenburg und das friaulische Marano, hatten gleichfalls mehrere, jedoch keineswegs entscheidende Ansprüche auf jene Ehre. — Neben gedachter Abhandlung finden sich die vollwichtigsten Gründe, das Titularherzogthum Meran, an Dalmatiens unwirthlichen Felsenufern aufzusuchen, im IV. Bande dieser Jahrbücher J. B. S. 4. 5. 6. Sehr erheblich für die Historie Ungerns und seiner Nebenreiche, ist der Anlaß und Grund dieses Herzogstitels von Kroatien, Dalmatien und Meran. — Er liegt in den Thron- und Erbfolge-Zwisten, die wie der Krieg der rothen und weißen Rose England, so Ungern ein volles

Jahrhundert hindurch, vom traurigen Todbette des heiligen Stephan bis auf die Söhne Bela des Blinden und seiner furchtbaren Gemalin, der serbischen Helena, zerfleischten.

Geysa II. des blinden Bela ältester Sohn, hatte an Boris, Sohn König Kolomanns (von seiner zweyten Gemalin Predslawa, des kiowischen Fürsten Swatopluk Tochter), vom Vater, schon im Mutterleibe, als Bastard verstoßen, einen nach dem Wechsel der äußern Umstände gefährlichen Nebenbuhler, der zuerst in Rußland und Polen Hülfe warb und fand, die jedoch nicht von Dauer war. — 1135 wurde Boris vom Fürstensitze Galiziens vertrieben, 1138 starb Boleslaus Krummaul, der Polen streitbarer Herrscher, der ihm seine Tochter Juditha zur Gemalin gegeben. Boris floh nun nach Böhmen, Herzog Wladislav empfahl ihn dem deutschen Könige Conrad, dem Hohenstauffen, meist in mißtrauischem oder feindseligem Vernehmen mit Geysa. Boris verschmähte auch nicht Hülfe zu flehen am Hofe von Byzanz, den Ungern noch im frischen Gedächtniß, durch König Stephans Niederlage am Berge Allion und durch den Untergang seiner Donauflotille in griechischem Feuer. — Die beyden nächsten Nachbarn, Böhmen und Oesterreich, waren Geysa gerade die feindseligsten; eine wesentliche Stütze hingegen, die Subsidien Königs Roger von Sizilien, der, bevor der große Kreuzzug durch den heiligen Bernard gepredigt, allem irdischen Treiben und Mühen ohnehin ein Ziel steckte, Alles aufbot, Conraden vom Römerzuge ab und in Deutschland recht fest zu halten, wo Herzog Welf die Sache seines unmündigen Neffen Heinrich, mit beharrlicher Rittertugend und abwechselndem Glücke verfocht: 1142 Interea — *Geisa* quoque Rex *Hungariae*, eundem *Conradum* (Imperatorem) metuens, *Guelfonem* ad se accersivit, dataque pecunia non modica, ac deinceps omni anno dandam pollicens, ad rebellandum nihilominus instigat; *Guelfo* itaque strenui militis exercens officium, in *Bavaria* modo, in transalpinis partibus *Sueviae*, circa *Rhenum* tot bellorum tempestates movit, ut regem *Conradum* potius ad defensionem sui, quam ad exterarum nationum invasionem incitaret.« (Bey Leibnitz in script. brunsvic. III. 665.) Bestimmte Angaben der von Boris beym deutschen und griechischen Kaiser »*frequenter*« von 1140 — 1146 geschehenen Hülfewerbung, auch bey Otto frising. in chron. VII. 34 und de gestis *Frider.* I. c. 30 bey Katona hist. crit. *Hungar.* III. 570 bey Pray hist. reg. *Hung.* I etc. *Calles* annal. *Austr.* I. 352. — Der oft belobte Otto von Freysing de gestis *Frid.* I. 25. aber auch die meisten, andern gleichzeitigen Quellen verkünden, wie der Dachauer

nur der einzige, fabelreiche Ortilo, als sey dieser tapfere Recke 916 verstorben. Seltsam genug spricht er von ihm, als von einem gewaltigen Hüter deutscher Marken gegen Aufgang, und dennoch war ja bis an die Enns alles avarisch!? Ist hierin nur die Chronologie vermengt, und waltete Rüdiger in diesen Gegenden erst nach der Ungern entscheidender Niederlage auf dem Augsburger Lechfelde 955 durch den großen Otto, oder war Rüdiger vielmehr ein magyarischer Heeresfürst? oder ein Coriolan, dem die Ungern, diese ihre Gränzhut anvertrauten? flüchtete Arnulph der Böse deßhalb zu ihm? — Das Nibelungenlied stellt ihn wenigstens, als einen Diener des Hunnenkönigs Etzel (Attila, der Geißel Gottes) dar. Es läßt ihn für diesen seinen Herren um die schöne Chriemhilde Werbung thun, läßt seine Gemahlin Gotelinde von der Hauptburg »Medlik« (Mölk) entgegenreiten, bis zu der Ennse, an die Gränze. — Noch deutlicher zeigt dahin die Stelle einer alten Handschrift in Hunds salzburgischer Metropole I. 20. über Oesterreichs großen Wohlthäter, den Passauer Bischof Piligrin: »Dicitur natus fuisse »*Pelegrinus* ex familia *Roderici* seu *Rudigeri* de praeclaro ho»die *Pechlarn;* ejus, qui *Avaris* et *Hunnis* praefuisse et *Ar»nulpho* duci Bojorum, *Hunnos* in germaniam inducenti, sup»petias tulisse in his et similibus poematibus legitur.« — Die Beweiskraft dessen, was Zschokke über diese historisch zweifelhafte Person aus dem Wunderbuche der Abtey St. Quirin zu Tegernsee anführt, (von einem »*Rogerius* comes, prope »*Erlafiam*, agros S. *Quirini* diripiens, limitibus suis proten»sis),« erhellet daraus am besten, daß gleich auf der andern Seite, des türkischen Einfalles von 1529 während Wiens erster Belagerung durch den großen Suleymann, und davon die Rede ist, wie ein türkischer Haufe, die Kirche zu Strenberg plündern wollte, und als auf einmal die große Uhr zu poltern anfing, in panischem Schrecken eiligst wieder zu demselben Loch hinaus kroch, zu dem er den Weg in das verrammelte Gotteshaus hereingefunden hatte! — Pechlarn gehörte übrigens von 831 bis 1806 dem Hochstifte Regensburg, durch Schenkung Ludwigs des Frommen an Bischof Baturich.

S. 252, 255 macht Zschokke aus Geysa, Vater des apostolischen Königs Stephan, Sohn des 971 verstorbenen Herzogs der Ungern, Toksany, zwey Personen, einen Woywoden Gizo, über welchen Leopold der Erlauchte, der erste Babenberger, Markgraf in Oesterreich, die hohe Eisenburg Mölk gewann, und den »blutdürstigen« König Geysa! (Gecse).

Ueber den sogenannten »Landtag zu Tuln« 985, wo eigentlich nur der Rotul des Zehends der Lorcher Ur-Metropole

festgesetzt, Salzburgs, Passaus und Regensburgs streitige Gerechtsamen ausgeschieden und die Abgaben, Befugnisse und Gerichte der neuen Ansiedler zwischen Piligrin, Wolfgang und Friedrich festgesetzt wurden; ferners, wegen der vermeintlichen, erst unter dem andern Otto gelösten Zugehörung des ducatus und regni *carantani* an Bayern, verweisen wir auf das, was über denselben Gegenstand bereits der dritte und vierte Band dieser Jahrbücher gelegenheitlich erwähnten.

S. 284. Die Verlegung der Kathedrale der heiligen Cassian und Ingenuin von Seeben nach Brixen, hat Joseph Resch, dieses Hochstiftes gründlicher Geschichtschreiber auf 992 urkundlich erläutert, obschon sie längst beschlossene Sache gewesen seyn muß, denn schon der Vorfahrer des (einem der angesehensten karentanischen Grafengeschlechter entsprossenen) Bischofs Alboin, — Richpert, heißt in einer römischen Bulle von 962 und in einem Diplom K. Ottos von 967 Bischof zu Brixen, 960 aber, auf der Regensburger Versammlung noch: Bischof von Seeben.

S. 289. Von der Erstürmung Prags weiß weder Kosmas ein Wort, noch die übrigen böhmischen Quellen bis auf Hayeck, Balbin, Dubrav, Pulkawa und Pessina, die doch mit so großer Umständlichkeit der beyden Feldzüge Heinrichs III. nach Böhmen Erwähnung thun. Der Uebertritt des Prager Bischofs Severus allein war es, der den, eben aus Böhmen rückkehrenden, ziemlich unvorbereiteten Helden Brzetislav auf einmal kleinmüthig machte und zu freywilliger Ergebung bewog. — Aber auch die deutschen Quellen wissen kein Wort von bleibender Dienstbarkeit, nur einige von jener zeitlichen Unterwerfung zu Regensburg, einer unmittelbaren Folge augenblicklicher Obergewalt und Nachgiebigkeit gegen gebieterische Umstände: am wenigsten davon, daß des österreichischen Markgrafen, Adalberts, Obsiegers der Ungern, Sohn, Leopold, der starke Ritter, aus diesem Streit, spolia opima davon getragen habe, des Böhmenherzogs Kleinod, Waffenschmuck und Streitroß: nicht der Hausfreund und Kaplan Alold, nicht Wippo, Hepidan, Lambert von Aschaffenburg, der sächsische Chronograph und Annaliste, die hildesheimischen Jahrbücher und *Hermannus Contractus*. Alles ist dem lügenreichen Aventin nacherzählt.

Ob die Bildung Heinrichs III. auf dem Schlosse Andechs nicht genau auf dieselbe Linie gehört, mit Karls des Großen Geburt am Würmsee?

S. 314. Vermissen wir unter den festen Anhängern Heinrichs IV. die Gaugrafen im Engadein und Vintschgaue,

späterhin von ihrer Hauptburg Tyrol benannt, Adalbero und Gerung. 1079 zog der Bayerherzog Welf eigends gegen sie und brach durch die Finstermünz. Der sächsische Annaliste und der Abt von Ursperg erzählen, wie 1106 die nach Rom abgeordneten Gesandten des neuen Gegenkönigs Heinrichs V., Otto der Heilige, Bischof von Bamberg, Bruno, Erzbischof von Trier, Heinrich von Magdeburg, die Bischöfe Gebhard von Constanz und Eberhard von Eichstädt, zu Trient übernachtend »a quodam adolescente *Adelberto*, »partium illarum quodam comitatu insigni,« mit Hülfe der Bürger (seit beyläufig 1090 waren die Grafen von Tyrol, Schirmvögte von Trident) überfallen und in des alten Kaisers Namen gefangen gehalten wurden, bis Herzog Welf sie am dritten Tag befreyte. — Auch von dem Brixner Bischof Altwin bewahrt ein uraltes Kalendar seines Domes, rührende Züge der in diesem Alpenlande, vor andern, heimischen Anhänglichkeit, abschon es damit anfängt, den Bischof als einen Simoniaker zu bezeichnen: »Altovinus Episcopus, antea Veronensis, qui centum marcas pro Episcopatu dedit Imperatori *Heinrico* Seniori. Qui a Duce Velfone Seniore, qui adversabatur Imperatori, et omnibus suis complicibus, *captus* est in Capella »S. *Johannis Baptistae*, et *expulsus de terra*. Cum quo etiam »captus est Merboto Castellanus *Sabyonensis*, ductusque et »ligatus est ante Castrum et morte comminatus. Quod videns »filius ejus Hertvicus, Miles strenuus, qui erat in Castro, »*dolens dedit Castrum*. Tunc Dux posuit ibi Purchardum »Marchionem, qui Episcopatum tenuit annis VIII. quem Ministeriales hujus Ecclesiae *occiderunt*.« — Uebrigens ist wohl nichts ekelhafter, als wenn beschränkte Hofkanonisten von dem großen Investiturstreit und von der »Treue,« welche des Reiches geistliche Fürsten dem Reichsoberhaupte nur schuldig waren, so lange es sich nicht über göttliche und menschliche Satzungen hinwegsetzte, aus gleichem Tone, wie von der Felonie der weltlichen reden, wenn sie noch vor unsern Augen, jeden Winkelzug des sogenannten »juris regii oder circa sacra,« als einen Triumph über das vertriebene und in dürftiger Gefangenschaft schmachtende Oberhaupt der Kirche feyerten, wenig bekümmert, daß zu gleicher Zeit Bonaparte die europäischen Kronen nach einander an fremde Emporkömmlinge vergeudete!! Diese hatten von der nährenden, bewegenden und erläuternden Idee des gesammten Mittelalters, von der Theokratie, eben so wenig einen gesunden Begriff, als von der parallelen und nicht minder wohlthätigen Kaisermacht, jene versteinerten Perücken von Hippolytus a Lapide an, bis auf Pütter und sein ganzes Gefolge.

Diese hat vor unsern Augen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation schmachvoller Untergang gerichtet. Jene dürften doch endlich in den Begegnissen von 1808 bis 1814 etwas mehr als blinden Zufall, sie mögen darin finden, daß, wie sich auch Neros Grabmal noch einmal aufthat und das ewige Rom zum Kindesspott entwürdigen wollte, die Pforten der Hölle, Petrus Felsen dennoch niemals überwältigen werden!

S. 377. Seit dem Hinscheiden Leopolds des Heiligen (Er und sein Vater Leopold der Schöne, hatten theils eifrig päpstliche, theils keine Partey genommen) brach allerdings entschiedene Rivalität aus, zwischen den Stammesvettern von Babenberg aus dem Nordgau und aus Ostfranken und den traungauischen Ottokaren, heimisch an den Seen im südöstlichen Bayern. Aber so weit ging die blinde Erbitterung doch nie, daß darob die Ottokare (wie es hier heißt) das Ennsland, das ist, ihr eigenes Land verwüstet hätten! — Auch finden wir die Erklärung des ersten Kampfes Friedrichs des Rothbarts gegen Conrad von Dachau, gar seltsam romanhaft. Ottos von Freysing männliches Wort war doch deutlich genug und der Vorfall gehört auch nicht ins Jahr 1145, sondern 1137, in das Jahr vor dem Feldzuge wider Berthold von Zähringen. — Ferners möchten wir uns wohl eine nähere Erklärung darüber erbitten, wie Rapotho, der die Kriegesflamme zwischen Heinrich Jasomirgott und dem jungen König Geysa entzündete, ein »hohenstauffischer Graf« gewesen sey? (Im Tode wird er hier zum Markgrafen befördert.) Die Geschichte weiß aber nichts davon, daß Ratbod, der in der Osterwoche 1146 Preßburg überrumpelt, aber um 3000 Mark Silbers wieder geräumt hatte, in der Schlacht an der Leitha 11. September 1146 todt geblieben, wohl aber, daß ihn Urosch, Bruder des Bans Belusch, der in des Treffens Anbeginne lange der Oesterreicher siegenden Gewalthaufen allein aufhielt, auf der Flucht ereilt und gefangen habe. Ist er nicht vielmehr ein Ortenburger und stehet noch 1155 mit Herzog Heinrichen im chronic. noviss. Salisb. 236?

S. 388. Die Erzählung, wie Heinrich der Löwe, Bayern, seines Vaters Erbe, von Friedrich wiederum gesucht und endlich empfangen, wie die babenbergischen Prinzen dies Land, dessen sie in siebzehn Jahren keinen Augenblick froh geworden, endlich aufgaben, wie Heinrich Jasomirgott erster Herzog zu Oesterreich geworden, ist staatsrechtlich irrig und ganz gegen die Worte der großen goldenen Bulle Friedrichs am Regensburgertage 8. September 1156 gegeben. — Heinrich Jasomirgott gab das Herzogthum Bayern und das

dazu gehörige Land ob der Enns in des Kaisers Hand zurück, keineswegs aber die Ostmark, der er als Markgraf des Reichs, nicht als ein Unterbeamter und Afterlehnsmann des Bayerherzogs vorstand: »Dux Austrie resignavit nobis *duca»tum bauuarie* et *dictam marchiam* (a superiori parte flumi»nis Anasi,) quas tenebat. Qua resignatione facta, mox »eundem ducatum bauuarie in beneficium contulimus duci sa»xonie, predictus vero dux saxonie cessit et renunciauit »omni iuri et accioni, quas habebat, ad dictam marchiam »cum omnibus suis juribus et beneficiis.« Von der Ostmark unter der Enns war gar keine Frage. Der Kaiser sagt ja ausdrücklich: »Litem . . super ducatum bauuariae et *super mar»chia a superiori parte fluminis anasi* terminauimus,« außer der Verwandlung Beyder, der bayerischen Mark ob der Enns und der Reichsmarkgrafschaft unter der Enns in ein, mit den Vorzügen der alten ausgerüstetes, neues Herzogthum: »Mar»chionatum *Austriae* et *dictam* marchiam *supra* Anesum com»mutavimus in ducatum.« — Eben so bestimmt spricht der hier ganz unrichtig citirte Otto von Freysing, Bruder Heinrichs Jasomirgott und der großen Handlung mitwirkender Gezeuge: »*Henricus* major natu Ducatum Bojoariae per *septem »vexilla* resignavit, quibus minori traditis, ille *duobus ve»xillis* Marchiam orientalem cum comitatibus ad eam ex an»tiquo pertinentibus reddidit. Exinde de eadem Marchia cum »praedictis comitatibus, quos tres dicunt, judicio Principum, »Ducatum fecit.« Es ist seltsam, wie ein, dieser Originalurkunde häufig und wesentlich widersprechendes, sichtbar aus Begriffen, nach Interessen und Streitigkeiten einer viel spätern Zeit zusammengestoppeltes Zerrbild (zuerst in des *Andreae Presbyteri* chron. Bav. beym Schilter script. rer. germ. p. 27 in Arenpecks chron. Austr. beym Pez script. rer. Austr. T. I. p. 1195, sogar in des Hausschriftstellers *Guilliman. Habspurg.* I. VI. p. 265 edit. tugur. etc. *Lunig* in cod. germ. dipl. II. 478 beglückte uns gar mit drey verschiedenen Abdrücken) von neueren Schriftstellern, denen das Original in seiner, der strengsten Kritik unangreifbaren Gestalt doch vor Augen lag, die aber dennoch aus Parteygeist mit offenen Augen nicht sehen wollten, fort und fort zur Grundlage gelegt worden ist!?

S. 399. Ueber die bayerischen und tyrolischen Salinen, neue Aufschlüsse mit vielen Urkunden in Hormayr's Archiv für Süddeutschland I. 377. II. 53. Die Salinen von Hall im tyrolischen Innthale finden wir schon 740 unter den Merowingen und Agilolfingern, dann eine große Lücke bis nach 1230, wo Graf Albrecht von Tyrol von seiner Saline zu Tauer reiche

Schenknisse macht, und solche seiner Tochter Elsbeth als Heirathsgut mitgibt, zur Vermählung mit Otto dem letzten Herzoge zu Meran, Pfalzgrafen in Burgund. — Uebrigens ist fast unmöglich zu unterscheiden, ob das in den monum. boicis, in Pezens thesaur. in Hunds metropol. etc. so häufig erscheinende *Halle, Hala*, patellae salis, loca ad confectionem salis, jedesmal gerade das tyrolische Hall, das salzburgische Hallein, oder das bayerische Reichenhall sey?

S. 416, 418. Heinrichs des Löwen Aechtung. — Von der ligurischen und adriatischen, bis zur Nordsee, hatte sich am Ende der Salier und unter dem Schwiegervater Lothar, der Welfen Macht ausgebreitet. Mit ihnen um die erste Krone der Christenheit zu werben, schien nur ohnmächtiger Dünkel, aber eben diese Uebermacht und ihre Ueberpracht, schreckten die Fürsten und schreckten den Papst. So setzten sich die von den Welfen hart gebeugten Hohenstauffen auf den Stuhl Carls des Großen. Heinrich der Stolze fiel in die Acht und verlor Sachsen und Bayern. — Letztes erhielten babenbergische Prinzen, Stiefbrüder des neuen Königs Conrad. Obwohl die neuere Ausbreitung der Ostmark bis an die Leitha sie zu unabhängigen Fürsten des Reichs erhob, waren sie durch das Land ob der Enns dennoch, wahre bayrische »principes terrae« und die politische Constellation konnte wohl abwechselnd gebieten, bald die eine, bald die andere Eigenschaft mehr hervorzustellen!? Die Gegenden ob der Enns waren auch im Namen und in der That Bayerns marchia orientalis, zur Zeit als die Barbaren bis an die Enns ihre Hürden und Herden über rauchenden Schutt und Wüste ausgebreitet hatten. Die Grenzveste der Ennsburg erhob sich ja, theils auf dem Boden des alten Klosters S. Florian, theils »in terra *prefecture terminalis.*« — Die beyden Babenberger, Leopold der Freygebige und Heinrich Jasomirgott verpflanzten in das, ihnen verliehene Bayern, alle Schrecknisse des Kampfes um selbes, mit den Welfen, die auf beyden Lechufern bedeutende Hausmacht und als Schirmvögte so vieler nahen Hochstifter und Klöster, geistliche und weltliche Waffen genug für sich in die Schranken zu bringen hatten. Noch mehr: Rom, früher der Welfen Uebermacht scheuend, scheute nun noch mehr ihren gänzlichen Fall; ja ihr Name wurde Losung und Zeichen jener Partey, die wider unbeschränkte Kaisermacht, für die Freyheit der Kirche, der Fürsten, der großen Communen eiferte. (Welfen und Waiblinger, Guelfi, Ghibellini.) Aber als Friedrich in der entscheidenden Stunde zu Chiavenna den Löwen, seinen Jugendfreund, für welchen er die alte Ahnenfeindschaft ihrer Ge-

schlechter vergessen und in lauter Gunst verkehrt hatte, vergeblich, wiewohl fussfällig um Beystand gebeten, ward er durch die Lombarden (29. Oktober 1176) bey Lignano aufs Haupt geschlagen. Selbst als Alexander III. und Friedrich (1. August 1177) bey S. Markus in Venedig zwey und zwanzigjährigen Vertilgungskampf friedfertig gesühnt hatten, ließ Heinrich der Löwe noch vier Tagfahrten trotzig verstreichen und erschien keiner Vorladung. — Da ereilte ihn der Rachegeist. Er ward geächtet und aller seiner Länder verlustig. — Sie erschüttern die gewaltigen Bilder: wie er, nach standhafter Wehre, endlich sich doch unterwerfend und freyes Geleite suchend, auf diesem bittern Pilgerwege einer Menge heimkehrenden, reisigen Volkes begegnet, das ihn nach altgewohntem Brauch gar demüthig begrüßte und der gefallene Held thränend erwiderte: »Bin's nimmer, den »ihr meinet, — war sonst gewohnt in diesen Landen männiglich »Geleit zu geben, nicht es zu empfangen!« und der den Fußfall zu Chiavenna rächende Fußfall Heinrichs, vor dem Kaiser, in offenem Fürstenrathe zu Erfurt und in demselben Augenblick an Barbarossas Ohr die Nachricht, der 30. August 1181 sey der letzte Tag seines großen Feindes Alexanders III. gewesen! — Zwischen Elbe und Weser wiederum Fürst, wenigstens für seine Kinder, aber auch drey Jahre verbannt vom deutschen Boden, trug Heinrich der Löwe sein ungeheures Unglück größer, als vorhin sein ungeheures Glück. — Am Grabe S. Jakobs zu Compostella bereute er, was Härte und Geiz ihn oft zu eigenem Nachtheil (ja selbst zur Einbuße des Erbes seines uralten Ohms Welf, in Italien und in Schwaben) sündigen lassen und worüber ihm vor neun Jahren, sogar an der Wiege, auf dem Marterhügel, am Grabe des Erlösers, das von ungetrübter Herrlichkeit berauschte Herz dennoch nicht aufgegangen war! — Seine Kinder fanden an der Hand ihrer Mutter Mathilde gastliches Obdach, bey dem vielversuchten Großvater König Heinrich, in jener dem Licht und der Freyheit heimatlichen Inselwelt, welche ein halbes Jahrtausend später zu beherrschen, die Enkel eben jener welfischen Flüchtlinge berufen waren!

S. 422 sagt Zschokke: Otto von Wittelsbach habe das bayerische Herzogthum empfangen: »in jenem Umfang, »wie vor ihm Herzog Heinrich der Löwe, aber mit vorher »unbekannten« (vermehrten) »Rechten« — und S. 416 heißt es: damals sey der Heerschild des kärntnerischen Markgrafen Ottokar von Steyer erhoben und sein Land zum unabhängigen Herzogthum geworden. Von wem war es denn bis auf diesen Tag abhängig? — Auch seyen die Andechser mit herzoglicher

Hoheit von Dalmatien, Kroatien und Meran geziert worden und hätten vom welfischen Gut in den Alpen namhaften Theil empfangen; das »Herzogthum an der Donau« habe Friedrich, dem Wittelsbacher Otto vom uralten Stamme der Schyren verliehen. — In allem diesem liegt ein wunderseltsames Hinundherschwanken zwischen den alten aventinischen Hirngespinnsten von Zersplitterung des bayerischen Staatskörpers nach Heinrich's Aechtung und zwischen den Entdeckungen der neueren Kritik.

Die Andechser haben vom welfischen Gut in den Alpen, bey dieser großen Gelegenheit, weder namhaften noch geringen Theil erhalten. Alles ursprünglich welfische Gut im Gebirge, im obern Innthale, im Vintschgaue, um Botzen rc. war theils in der Hand der Nebenlinie der Grafen von Eppan und Ulten, theils nach Weingarten vergabt, theils von dem alten lebenslustigen, verschwenderisch prachtliebenden Welf dem Kaiser verkauft. — Hormayr's Genealogie der Grafen von Eppan und seine Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter enthalten die urkundlichen Beweise. — Eben derselbe erläuterte auch in einer eigenen Abhandlung (Tyroler Almanach 1803, Archiv für Süd-Deutschland II.) die in den Häusern Dachau und Andechs vorkommenden, in der Geschichte Bayerns, Tyrols, Ungerns und seiner Nebenreiche wichtigen Titel: »Herzog von Dalmatien, Kroatien und Meran. — Die darin aus der Vergleichung mehrerer hundert Urkunden gezogenen Resultate sind: 1) Jener Titel erscheint im Hause Dachau, einer Seitenlinie der Wittelsbacher, zuerst 1140, und währt bis zu seiner Erlöschung 1180. Otto von Freysing spricht von Conraden II. 1138 »*Chunradus* de *Dachowe*, tunc no»bilis Comes, postea Dux factus *Croatiae atque Dalmatiae*,« und Conrad von Scheyern: »*Chonradus* videlicet, per »magne virtutis exercitium, *Dalmatiae meruit Ducatum*.« Nur in einer einzigen Urkunde von 1154 legt sich Conrad II. den Namen: »Dux *Croatiae*, *Dalmatiaeque*« bey; in einer von 1140 den Titel: Dux *Dalmatiae* allein; in zweyen von 1152 und 1158 nennt er sich Herzog von Meran; in allen übrigen Diplomen verbinden er und sein Sohn Conrad III. den Herzogstitel mit seiner Burg und Grafschaft Dachau. — Als Conrad III. 8. Oktober 1180 mehrere Monate nach Heinrichs des Löwen Aechtung seinen Stamm beschloß, vererbte seine Schwester Hedwig, die großen Allode in Ostfranken und Voigtland, auf ihren Sohn Berthold von Andechs, Markgrafen in Istrien. — Von da an, der Herzogtitel von Kroatien, Dalmatien und Meran im Hause Andechs. 2) Von

1181 bis 1186 nannte sich Berthold meist Herzog von Dalmatien, von 1186 bis an seinen Tod 1206 häufiger von Meran; sein Sohn und Enkel, die beyden Ottonen, Pfalzgrafen in Burgund, immer nur von Meran. In einer einzigen Urkunde von 1182 nennt Bischof Albrecht von Freysing, Bertholden, Herzog von Kroatien und Dalmatien. — Wendtenthals *Austria* sacra gibt aus den Urkunden der ehmaligen Zisterzienserabtey Viktring bey Klagenfurt, einige den meranischen Herzogstitel viel zu hoch auf 1154 hinaufsetzende Urkunden. (VII. 359, 371.) Aber der Beysatz bey dieser Jahrzahl »tempore *christiane militiae*« und die Zeugen, setzen sie unläugbar auf 1189, das Jahr jenes Kreuzzuges, in welchem Herzog Berthold von Meran sich vor andern unverwelkliche Heldenkränze flocht. Jenes Meran heißt in Urkunden bald: »*Meranium*, *Merania*, *Mirania*, *Morania*, *Merena* und *Meranum*.« Sonderbar sind die Zusätze: »Dux *Dalmatiae*-»*Meran*, Dux *nunc Dalmatiae*, Dux de *Dalmatia sive Meran*,« und der Titel: »Dux *Meranorum*.« 3) Es ist eine pure Fabel, daß aus Heinrich des Löwen Aechtung ein »Herzogthum Meran« entstanden, daß selbes den alten großen Herzogthümern, staatsrechtlich gleich, daß es jemals mehr als ein bloßer Titel gewesen, daß dieses Herzogthum Meran, Tyrol und Istrien in sich begriffen habe, die zu Gunsten der Andechser von Bayern abgerissen und (etwa so wie 1156 Oesterreich) konsolidirt worden seyen!! 4) Herzoge von Meran, Dux *Meranorum* und partis *maritimae*, bedeuten eines und dasselbe. Der Prätensionstitel von Dalmatien und Kroatien wich, jemehr Ungern und Venedig daselbst gegen einander festen Fuß gewannen und wechselnd das eine oder andere, dem deutschen Reiche befreundet wurden, dem vagen, und weniger provocirenden Titel von Meran, von der dalmatischen Seeküste entlehnt, die bey den Schriftstellern und Urkunden jener Zeit häufig diesen Namen führte. — Meran in Tyrol war zu keiner Zeit andechsisch; das obersächsische Meran bey Altenburg und das friaulische Marano, hatten gleichfalls mehrere, jedoch keineswegs entscheidende Ansprüche auf jene Ehre. — Neben gedachter Abhandlung finden sich die vollwichtigsten Gründe, das Titularherzogthum Meran, an Dalmatiens unwirthlichen Felsenufern aufzusuchen, im IV. Bande dieser Jahrbücher J. B. S. 4. 5. 6. Sehr erheblich für die Historie Ungerns und seiner Nebenreiche, ist der Anlaß und Grund dieses Herzogstitels von Kroatien, Dalmatien und Meran. — Er liegt in den Thron- und Erbfolge-Zwisten, die wie der Krieg der rothen und weißen Rose England, so Ungern ein volles

Jahrhundert hindurch, vom traurigen Todbette des heiligen Stephan bis auf die Söhne Bela des Blinden und seiner furchtbaren Gemalin, der serbischen Helena, zerfleischten.

Geysa II. des blinden Bela ältester Sohn, hatte an Boris, Sohn König Kolomanns (von seiner zweyten Gemalin Predslawa, des kiowischen Fürsten Swatopluk Tochter), vom Vater, schon im Mutterleibe, als Bastard verstoßen, einen nach dem Wechsel der äußern Umstände gefährlichen Nebenbuhler, der zuerst in Rußland und Polen Hülfe warb und fand, die jedoch nicht von Dauer war. — 1135 wurde Boris vom Fürstensitze Galiziens vertrieben, 1138 starb Boleslaus Krummaul, der Polen streitbarer Herrscher, der ihm seine Tochter Juditha zur Gemalin gegeben. Boris floh nun nach Böhmen, Herzog Wladislav empfahl ihn dem deutschen Könige Conrad, dem Hohenstauffen, meist in mißtrauischem oder feindseligem Vernehmen mit Geysa. Boris verschmähte auch nicht Hülfe zu flehen am Hofe von Byzanz, den Ungern noch im frischen Gedächtniß, durch König Stephans Niederlage am Berge Allion und durch den Untergang seiner Donauflotille in griechischem Feuer. — Die beyden nächsten Nachbarn, Böhmen und Oesterreich, waren Geysa gerade die feindseligsten; eine wesentliche Stütze hingegen, die Subsidien Königs Roger von Sizilien, der, bevor der große Kreuzzug durch den heiligen Bernard gepredigt, allem irdischen Treiben und Mühen ohnehin ein Ziel steckte, Alles aufbot, Conraden vom Römerzuge ab und in Deutschland recht fest zu halten, wo Herzog Welf die Sache seines unmündigen Neffen Heinrich, mit beharrlicher Rittertugend und abwechselndem Glücke verfocht: 1142 Interea — *Geisa* quoque Rex *Hungariae*, eundem *Conradum* (Imperatorem) metuens, *Guelfonem* ad se accersivit, dataque pecunia non modica, ac deinceps omni anno dandam pollicens, ad rebellandum nihilominus instigat; *Guelfo* itaque strenui militis exercens officium, in *Bavaria* modo, in transalpinis partibus *Sueviae*, circa *Rhenum* tot bellorum tempestates movit, ut regem *Conradum* potius ad defensionem sui, quam ad exterarum nationum invasionem incitaret.« (Bey Leibnitz in script. brunsvic. III. 665.) Bestimmte Angaben der von Boris beym deutschen und griechischen Kaiser »*frequenter*« von 1140 — 1146 geschehenen Hülfewerbung, auch bey Otto frising. in chron. VII. 34 und de gestis *Frider.* I. c. 30 bey Katona hist. crit. *Hungar.* III. 570 bey Pray hist. reg. *Hung.* I etc. *Calles* annal. *Austr.* I. 352. — Der oft belobte Otto von Freysing de gestis *Frid.* I. 25. aber auch die meisten, andern gleichzeitigen Quellen verkünden, wie der Dachauer

Conrad, Welfs berühmtester Waffenbruder, in diesem Strauß gewesen, wie ihn seine Gefangennehmung in der Wolfratshauser Fehde, zu des jungen Friedrich von Stauffen, nachmaligen Kaisers Herzensfreunde gemacht! Darin liegt wohl auch das Wort des Räthsels, wie er durch seine mächtige Diversion zu Geysa's Gunsten, »per magne virtutis exercitium, *Dalmatiae* meruit ducatum,« wie ein deutscher Graf von uraltem Herzogsblut, den Titel eines Landes führen konnte, in dem sich Byzanz, Venedig und Ungern seit lange begegneten, auch wohl Araber korsarisch hausten, wo 1117 der Doge Ordelapho Falieri, Stephans II. Minderjährigkeit benützend, um sich griff, 1118 Alles bis auf Zara und selbst das Leben verlor; 1126 im Dogen Michieli einen Rächer fand, 1136 freywillige Unterwerfung einen großen Theil wieder an Bela brachte ꝛc. — Gleichzeitig mit dem Andechser Berthold, Herzog von Kroatien, Dalmatien und Meran, nennt sich auch Venedigs Doge, nennt sich der ungrische Kronprinz: »*Andreas*, tertij *bele* Regis filius, dei gratia Jadere ac *totius Dalmatie* et *Chroatie*, Chulmeque *dux*. Der Palatin geht als oberster Richter nach Dalmatien (Pray l. 169) und die Meeresküste erhält einen eigenen Grafen, beydes im nämlichen Jahre, als die Andechser den oft erwähnten Herzogstitel annehmen!! Maurus comes totius *provinciae maritimae* (Katona IV. 460). — Die geschichtliche Kritik dürfte gegen folgenden Probabilitätskalkul nur wenig einwenden. — König Geysa begrüßte seinen mannhaften Bundesbruder, Conrad von Dachau, als Herzog von Kroatien und Dalmatien (Meran ist damit synonym, wenigstens theilweise). Als Geysa sich mit Conraden sühnte und seine Tochter Sophie, Conrads Sohn Heinrich verlobte, als die große Kreuzfahrt, Welfen und Stauffen vertrug und der Dachauer in dem jungen Friedrich einen mächtigen Fürsprecher gewonnen (um den er es auch im Zuge wider Mayland neuerdings und bis in den Tod verdiente), verlor er darum den glänzenden Titel nicht, sondern übertrug ihn nur auf Dachau (wie die Berthold e, als sie sich nimmer Kärntens Herzoge nennen mochten, sich von der Stammburg Zähringen nannten.) Auch Welf war nur ein italienischer und kein deutscher Herzog. — Mit einem guten Theil des dachauischen Erbes wollten die Andechser auch jenen Herzogstitel. — In ihrer Hand bedeutete er weit mehr. — Sie hatten nahe Macht, waren seit 1173 Markgrafen in Istrien und durch reiches Besitzthum in Kärnten und Krain gewaltig. Gleich beym Antritte der Herrschaft gedachte Friedrich ernstlich der einsmaligen Oberhoheit der Kaiser, als »domini urbis et orbis,«

auch über Ungern (*Cinnamus III.*). Um so lieber mag er durch Bestätigung jenes Titels oder Connivenz, einen Akt eben jener Machtvollkommenheit üben gewollt haben? — Es handelte sich gewissermaßen um einen wahren Anspruchs- und Repressalien-Titel des römischen Reichs gegen Ungern und gegen Venedig!!

S. 483. Albert der Große von Lauingen, war ein gemeiner Edelmann, und aus keinem Grafengeschlechte. Ueberhaupt hat es niemals, Grafen von Vollstädt gegeben.

S. 465, 491, 492. Ueber das Erlöschen der Andechser so viele Unrichtigkeiten, als Worte. S. 465 ist »der letzte Andechser, Otto II. wegen Theilnahme an K. Philipps Ermordung, durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach geächtet, und durch Friedrich II. wieder begnadigt.« Bey Philipps Tode war der letzte Andechser noch gar nicht geboren, und wohl seine beyden Oheime, Ekbert, Bischof von Bamberg und Heinrich, Markgraf von Istrien, niemals aber sein Vater, Otto der Große, einiger Theilnahme verdächtig. — Auch das alte Ammenmährchen ist hier wieder aufgewärmt, diesen letzten Otto, habe auf Plassenburg, sein eigener Dienstmann Hager umgebracht! Der berühmte Spieß hat den Ungrund dessen, in einer eigenen Abhandlung erwiesen. — Hormayrs »Beyträge« und seine Geschichte der Andechser in den Tyroler Almanachen, geben ja Urkunden von ihm bis an seinen Todestag und von demselben, auf der Burg Niesten »aegritudi»nis molestia lecto decumbentis.« Aus dem Obigen ergibt sich die gänzliche Unstatthaftigkeit der Stelle: »Ungern und Venetianer »nahmen von Dalmatien und Histrien, daß der Name Me»raniens verging.« — In Dalmatien besaßen die Andechser nie das Geringste. Was sie in Istrien hatten, davon nahmen weder Ungern noch Venedig auch nur eine Scholle! — Die für Franken, Bayern, Tyrol und Burgund, auch für Carentanien wichtige Zerstücklung der meranischen Macht, vollständig und urkundlich in Hormayrs beyden obgenannten Schriften und Jahrbücher II. 132, 138. III. IV. 4, 5.

S. 456. Ist von der »streitsüchtigen und räuberischen Staatsklugheit« des letzten Babenbergers die Rede, jenes herrlichen Fürsten, von welchem die Oesterreicher mit vollem Rechte sagen mochten, was die Portugiesen, von ihrem Don Pedro: »Er hätte niemals regieren sollen, oder ewig,« — den sein verwaistes Land: »utinam posset, viis et modis omnibus, e sepulcro revocaret!!« — Widerstand — war der Charakter, welchen unaufhörliche Unruhen, häusliches Unglück und (bis auf einen ehrgeizigen Angriff auf Bela IV.) lauter abge-

nöthigte Kriege, lauter Nothwehren, Friedrichs ganzer, sechzehnjähriger Regierung ausdrückten! Die Reichsacht wider ihn, den »adversis rerum immersabilis undis,« seine löwenkühne Gegenwehre in Neustadt (nicht Medling), seine »praelia conjugibus loquenda« bey Höflein, Tuln, Laa, in Steinfeld, an der Leitha, der höchst unbedeutende und kurze Krieg mit Herzog Otto dem Erlauchten, von Zschokke durchaus unrichtig, und mit gänzlicher chronologischer Verwirrung dargestellt!

S. 499. Das große österreichische Zwischenreich (vier Jahre früher als jenes in Deutschland und Italien mit Friedrichs II. Hinscheiden 1250), nämlich beginnend, als Friedrich der Streitbare in der Verfolgung seines Sieges bey Neustadt (15. Juni 1246) fiel. —Unter den Prätendenten der ungrische Bela, Otto von Bayern, und der böhmische Ottokar. Er wird schon damals irrig König genannt. Sein Vater, König Wenzel III., starb erst 1253. Auch habe »Ottokar seine Gemahlin, die Schwester Friedrichs des Streitbaren, damals schon wieder verstoßen gehabt!« Hierin liegt wohl ein ungeheurer Verstoß. In diesem Falle würde sich der ganze Causalzusammenhang der Begebenheiten verändert haben. Margarethe wurde erst im Oktober 1253 von Innozenz des IV. Legaten zu Krems, von der Blutsverwandtschaft im dritten und vierten Grade mit dem jungen Ottokar, und von ihren Gelübden im Kloster zu Trier losgezählt, gleichwohl schon in Februar 1252 mit Ottokar verlobt, und mit großer Feyerlichkeit am 8. April zu Haimburg vermählt, 1261 erst geschieden. So sagen einstimmig alle österreichischen Quellen und von den böhmischen, die Fortsetzer des Kosmas, Hayek, Franz von Prag, Pulkava, Marignola, Neplacho, Lupaz, Pessina. — Ihr eigener Beichtvater, der Dominikaner Pernold: 1261 »*Ottocarus* Dn. *Margaretam* cuius oderat senectutem, sine auctori»tate ecclesiae repudiavit, non solum conquestus de *sterili»tate* eius, sed falso spargens in vulgus, quod certe jam sci»ret, eam esse *monialem* professam. Jussit eam sedere in »*Crembis*, deditque ei Castrum *Chrumpenawe*, villam *Gre»venperch* et alia — afflicta regina, cum honesta tamen cu»ria, vixit usque ad An. 1267. ubi V. Kl. Novemb. pie obiit.« — Wie gerne Ottokar seinen einzigen Rechtstitel auf das Erbe der Babenberger hervorstellte, zeugen seine frühern Urkunden: »ex dominae *Margarethe* dilectissimae Uxoris nostrae »*consensu*, et *bona ipsius voluntate plenariter accedente*« und seine Schenkungen nach Freysing mit Gütern: »ad eandem

»Uxorem nostram *jure*, et *ex illa* ad nos, titulo Donationis »factae *propter nuptias* devoluta..«

Wir sind in der Anzeige dieses ersten Bandes am ausführlichsten gewesen, weil der Verfasser über diesen (Rudolph von Habsburg beynahe erreichenden) Zeitraum, beynahe durchgehends dieselben gedruckten monumenta, scriptores und Diplomatarien mit uns gemein hat, also auch uns hier den meisten Anlaß darbeut, seine Gründlichkeit im Erforschen dieser Quellen und seine Genauigkeit im Gebrauche derselben, näher zu prüfen, endlich aus dem, ihm wie natürlich, weniger bekannten vaterländischen Vorrath, Eines und das Andere hinzuzufügen oder zu berichtigen. Je näher wir der neueren Zeit rücken, desto sichtbarer wird der wohlthätige Einfluß der bayerischen Regierung und der bayerischen Gelehrten, aus welchen diese, im lobenswerthesten Zusammenwirken, an Ort und Stelle, hilfreiche Untersuchungen pflogen, das Gouvernement selbst aber, mit einer nie genug zu ehrenden Offenheit und Großmuth, Urkunden und Akten, in bedeutender Zahl und Wichtigkeit, bis nach Aarau versendet hat, sobald eine (vorzüglich durch anziehende und lebenswarme Gemälde aus der Revolutionirung der Schweiz »quaeque ipse miserrima vidit et quarum pars magna fuit«) rühmlich bekannte Feder, Lust und Willen äußerte, die Geschicke des, in so vielfacher Beziehung ehrwürdigen bayerischen Volkes, den Zeitgenossen darzulegen.

II. Für das Ganze von Otto des Erlauchten Tod, bis zum Hintritte des Bayerkaisers Ludwig, wäre dem Verfasser sehr zu wünschen gewesen, er hätte die vortrefflichen Arbeiten des Florianer Chorherrn Kurz für Oesterreich, unter den Königen Ottokar und Albrecht, unter Friedrich dem Schönen, unter Albrecht dem Lahmen, theils benützen, theils abwarten können. Sie hätten ihm unzählige Irrthümer erspart. Die diplomatisch getreuen ernsten Zeitbücher des Einen, die üppig gefirnißten und glänzend berahmten Gemälde des Andern vergleichend gegenüber zu stellen, hieße ein Buch schreiben, wo nur eine Recension gefordert wird. Wir rechnen insonderheit dahin, S. 24. den weit überschätzten Antheil Ludwig des Strengen an der Wahl Rudolphs von Habsburg, der doch nur von den übrigen Wahlfürsten ersucht war, das feyerliche Eligo auszusprechen. — S. 54. Der Aufruhr auf der Steyermark, wo sogar die wichtigsten Namen ganz falsch sind, z. B. Wildau, statt Wildon, die Fahnberger, statt des Grafen von Pfannenberg &c. S. 98. Die Vormundschaft der niederbayerischen Prinzen, zu welcher sich Friedrich der Schöne eingedrungen haben soll. — S. 102, 107. Die

Zusammenkunft zu Salzburg, Ludwigs Versprechen, sein angebliches Ausschlagen der Kaiserkrone, der Verlauf des Krieges aus der zwiespältigen Wahl, Friedrichs des Schönen Erlösung von der Traußnitz und die Lage Ludwigs, als er endlich in selbe willigen mußte, über seinen höchst unrühmlichen Römerzug ꝛc. Nach des Chorherrn Kurz durchaus quellengemäßer und urkundlicher Darstellung bleibt aber auch, beynahe nicht ein Wort von demjenigen stehen, wie Zschokke alle diese Ereignisse darstellt! (Jahrbücher II. 48—58.) S. 208. Tyrol an Bayern 243, 251. Tyrol verloren, hierüber verschiedene wichtige Berichtigungen II. 57, 58, 140, 142 dieser Jahrbücher.

S. 299. Der Einfall in Tyrol, auf verrätherische Einladung Heinrichs von Rottenburg des mächtigen Landeshauptmannes, der bald in München bald in Ingolstadt vorspiegelte: Tyrols Wiedereroberung sey nur ein Kinderspiel und der Augenblick günstig. — Dieser Zug, von Raub und Mordbrand begleitet, endete erfolglos und unrühmlich. — Von den Schlössern Neideck und Merenstein bey Rottenburg, hat man in Tyrol nie gewußt. — Eben so falsch ist, Herzog Friedrich habe den meuterischen Rottenburger, Hauptmann zu Caltern eines Tages zu Innsbruck auffangen, heimlich aus der Welt schaffen lassen, und sich aller Güter desselben bemächtiget. Hormayrs Tyroler Almanach auf 1804, S. 147 Nro. 3 liefert das höchst merkwürdige Akteustück der, beym Konstanzer Kirchenrathe zu Friedrichs Rechtfertigung, gegen diesen stolzen Verräther dokumentirten Klagepunkte.

S. 456. Wie Sigmund von Tyrol, im grollenden Andenken eigener Minderjährigkeit, in dem langen Vormundschafts- und Erbstreit Ladislavs Posthumus, in Friedrichs Bruderzwist mit dem gottvergessenen Albrecht, feindselig, — im Kampf wider die Wiener, wider Ludwig den Reichen von Landshut, wider die beyden großen Emporkömmlinge Hunniady und Podiebrad gleichgültig zur Erniedrigung seines Vetters, Kaiser Friedrich gewesen, ist bekannt. Hormayrs Archiv für Süddeutschland, und sein Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst gaben die Aktenstücke der traurigen Irrungen Sigmunds mit dem Kaiser, mit seinen Ständen, mit seinen eigenen natürlichen Kindern, deren, Söhne und Töchter, gegen vierzig an der Zahl. Das Ende des Spieles war, daß der altersschwache, von Betrügern, durch Geistererscheinungen und überirdische Stimmen unglaublich mißbrauchte Fürst, dessen boshafte Umgebungen, fast insgesammt vom Kaiser geächtet wurden, die Regierung mehr gezwungen als freywillig, seinem Nef-

sen, dem römischen Könige Maximilian abtrat, und sich auf sieben romantischen Schlössern, denen er allen seinen Namen beylegte, mit Jagen und Fischen erlustigte, bis er sanft erlosch, wie ein Licht, das kein Oel mehr hat. — Auch über den matten Beystand erbost, den er in seinem heftigen Zwist mit dem Brixner Kardinal, Bischof Niklas von Cusa, bey Friedrich gefunden, dachte Sigmund, seinem Herzen und seinem Interesse, dadurch den empfindlichsten Streich zu ersetzen, daß er die Lieblingstochter Kunigunde (Friedrich hatte sie mit seinen Archiven und Schätzen, zu ihm nach Innsbruck geflüchtet), wieder ohne sein Wissen und Willen, dem Bäyerherzog Albrecht vermählte und ihr, gegen Ordnung und Satzungen des Hauses, ohne Beypflichtung der Stände, mit einseitiger, null und nichtiger Willkür, auf seinen Todfall, Tyrol und die Vorlande zudachte, mit Ausschließung Maximilians!! — Zschokke präsumirt überhaupt für die Habsburger eine stillschweigende Verpflichtung, Alles zu dulden, wo sie aber Nothwehr und Selbsthülfe übten, lauter ehrgeizige Plane und unleidliche Gewaltthätigkeit! — S. 457. n. 128 eine urkundliche Unwahrheit! Maximilian habe aus Liebe zur Schwester im Februar 1487 zu Frankfurt auf Tyrol Verzicht gethan. Eine solche Verzichtleistung hat nie existirt. 1487 am 4. Jänner versicherte Albrecht das Heiratsgut der ihm eben angetrauten Kunegunde, und vom nämlichen Tage, wie zur Derision, die Anzeige Sigmunds an den Kaiser über die bereits geschehene Vermählung. Jenes gesetzwidrige Vorhaben der Abreißung Tyrols von Oesterreich zu Gunsten Bayerns, getraute sich Sigmund doch nicht ganz zu vollbringen. Am 28. Jänner 1487 verschrieb er dennoch Albrechten, wenn er ohne Mannserben stürbe, eine Million mit der Versicherung auf seine Lande. Aber von allen Seiten erhob sich Widerspruch: von den tyrolischen Ständen, schon mehrere Wochen vor dem im July und August 1487 zu Hall versammelten Landtage. Der Kaiser drohte mit der Reichsacht, und mahnte den schwäbischen Bund wider die bayerischen Herzoge. Sie hatten nicht nur dieses verschuldet, sondern Albrecht hatte sich noch überdieß landfriedensbrüchig Regensburgs, der freyen Reichsstadt bemächtiget, und die Lehen der Abensberger an sich gerissen, ohne Kaiser und Reich im mindesten darum zu begrüßen. Herzog Georg der Reiche von Landshut hatte gegen ewigen Wiederkauf am 28. November 1486 die Markgrafschaft Burgau an sich gebracht, ohne Einwilligung des Reichsoberhauptes, und zugleich Haupts des Erzhauses, der Agnaten, der betheiligten Dritten! Doch schon am 12. July 1487 sendete Sigmund, größerem Unheil zuvorzukommen, Albrechts

und Georgs kassirte Kaufbriefe um die Vorlande an Friedrichen ein, und am 1. Februar 1488 bezeugte K. Friedrich feyerlich, daß auch jene Verschreibung Sigmunds an Albrechten auf eine Million, widerrufen und vernichtet sey! Diese Daten sind insgesammt aus den Original-Documenten; aber da Zschokke ziemlich oft den tyrolischen Sammler citirt, hätte Er die Unrichtigkeit seiner Angaben in eben demselben, in des allzu früh verstorbenen Gottfried Primissers Geschichte des Venediger Krieges von 1487 leicht finden können: auch die Berichtigung der grundfalschen Angabe: »Sigmund habe Albrechts Wünsche begünstiget, aus Dankbarkeit für reiche Darlehen zur Fortsetzung seiner Venetianischen Kriege!« — Sigmunds einzige, ernste Fehde gegen die Signorie (die gar zu gerne Brescia und Bergamo, neue Eroberungen über die Viscontis mit Verona, auch um die nördlichen Ufer des Gardsees herum, in wohl arrondirte Verbindungen gebracht hätte) begann Ende März und Anfangs April 1487. Die Vermählung war nach Zschokke n. 126. schon im August 1486 richtig. Durch die Versprechungen der Bayerherzoge verblendet, die ihn absichtlich in Schulden stürzten, um zu seinem Land und Leuten zu gelangen, unaufhörlich gereizt von seinen bösen und friedhässigen Räthen (so reden die gleichzeitigen Chroniken), begann Sigmund muthwillig und völkerrechtswidrig, jenen, troß des Sieges vom 10. August 1487 ruhmlosen Krieg. — Der treffliche Gewährsmann Felix Faber spreche für Alle! — Duces Noricorum insuper eum *instigabant* ad inpugnandum Venetos, ad quam pugnam pecunias accomodabant, et frumenta ministrabant, ut *crescentibus debitis, Terram et loca ducum Austriae caperent.* Capitanei autem illius belli et omnes quasi consiliarii pro parte Bavarorum erant!« — Damit stimmt S. 497 der Vorwurf »eigennütziger Doppelzüngigkeit« im Landshuter Erbfolgestreit gegen den ritterlichen Max seltsam zusammen! Die nämliche Einseitigkeit ist in der Beurtheilung des spanischen und des österreichischen Successionskrieges. So wenig ein vernünftiger Zweifel obschweben konnte, daß Karln V. wäre er erblos gestorben, sein einziger Bruder Ferdinand nachgefolgt wäre, so unzweifelhaft ist es auch, daß, als Karls Linie mit Karl II. 1700 ausstarb, die Linie Ferdinands im direkten Mannsstamm, also nach der Renunciation Josephs und Leopolds I., der zweytgeborne Karl VI. ausschließendes Nachfolgerecht hatte. — Die Theilungstraktaten der Mächte beruhten nur auf der Convenienz, nicht auf dem Staatsrechte. — Der Churfürst Maximilian Emanuel hatte

noch dazu feyerlich verzichtet, als er sich mit Leopolds I. Tochter, Antonien von Oesterreich vermählte. So wie späterhin Karl Albrecht, gegen die beschworene pragmatische Sanktion in Linz gehuldiget, in Prag gekrönt, und gleich dem Kardinal Fleury, vom Großvezier vergeblich der Eidestreue gegen jene Sanktion ermahnt ward, brach auch Max Emanuel das feyerlich ausgestellte Wort, und Zschokke findet es S. 419 »einem Vater sehr verzeihlich, daß er nicht selber »seinem (durch ein widerrechtliches Testament Karls II., zum Er»ben des spanischen Gesammtreiches eingesetzten) Kronprinzen Jo»seph, eine Krone vom Haupte riß, um sie großmüthig »an dasselbe Oesterreich zu geben, welches Bayern für »alle Opfer Gutes und Blutes nie die mäßigste Entschädigung »dargeboten habe, sondern immer nur auf die eigene Be»reicherung bedacht gewesen sey!« — Es wird sich uns bald eine Gelegenheit darbieten, in einer historischen Parallele: »Bayern mit Oesterreich, Bayern wider Oesterreich,« mit tabellarischer Klarheit zu zeigen, daß ein — jede veraltete Reminiszenz, jede Einflüsterung unruhiger Zwischenträger hochherzig wegwerfendes, enges und aufrichtiges Anschließen beyder Höfe, jederzeit von den gedeihlichsten Folgen gewesen sey; für sie selber, wie für die ganze europäische Staatenfamilie, ein Bollwerk dem ganzen katholischen Reichstheil gegen einen frühern Rheinbund, gegen die Ueberpracht der bald für Schweden bald für Frankreich, die Kastanien aus dem Feuer langenden Evangelischen! — Unser Jahrzehend scheint zwar in der Ausbeute des Preßburger und Wiener Friedens, und in dem vorausgegangenen deutschen Entschädigungswerke, entgegengesetzte Resultate aufzustellen: allein Epochen einer allgemeinen Umkehrung, geben eben so wenig den Maßstab politischer Berechnung für die glücklicheren Zeiten der Ordnung und des Gleichgewichtes, dieser einzigen Bürgen der Dauer, als der Kometen ungeheuer excentrischer Lauf, die Gesetze unsers Planetensystems, so wenig der Fieberzustand die Diät blühender Gesundheitsfülle regelt! — Beynahe läppisch sind in dieser Hinsicht Zschokkes Seitenblicke auf Bayerns getreue und heldenmüthige Ritterdienste gegen den allgemeinen Erzfeind der Christenheit! »Irrésolu au cabi»net, mais décidé aux coups de fusil, foible au conseil de »guerre et ferme au jour de bataille,« (Zschokke selber führt diesen Ausspruch des großen Louis von Baden über Max Emanuel an,) würde dieser wohl den Sturm von Belgrad, aber nimmermehr den äußerst gewagten Entsatz Wiens, oder die Wiedereroberung Ungerns und seiner Nebenreiche entschieden haben! — »Die Neugierde, gefangene Spahis und Janitscharen

»durchführen zu sehen, sey der einzige Genuß Bayerns von »den Lorbern seines Fürsten gewesen,« meint Zschokke S. 398. — Freylich, wenn 1529 oder 1683 Wien weniger heldenmüthig vertheidiget worden, wenn es gefallen wäre, würden Braunau und das Passauer Oberhaus, Kara Mustapha oder dem Ueberwinder Persiens, Syriens, Aegyptens, Ungerns, Rhodos, dem großen Suleymann, ein unübersteigliches Bollwerk entgegen gethürmt haben!? Es ist einmal Zeit, die noch dazu meist spate, meist unverhaltnißmäßige Türkenhülfe des obern Deutschlandes dafür zu nehmen, was sie war, — für unausweichliche und in so ferne kluge Nothwehr, als es immer weit besser ist, seine Gränzen auf fremdem Boden zu vertheidigen, als auf eigenem. — Ein angemessenes Seitenstück hiezu, gewährt Zschokkes Verwunderung, daß beydemale, als der feindseligste und verderblichste Angriff auf Oesterreich durch Max Emanuel und Karl VII. geschah, die siegenden Oesterreicher in Bayern thaten, was zu unserer philanthropischen, hochverfeinerten Zeit, in Lübeck, Hamburg, Schwatz, Sarragossa, Sicignano ꝛc. unendlich weit überboten ward! Sie hätten wohl etwa zum schuldigen Danke, die Zeiten mit sich bringen sollen, wo Milch und Honig fließt, und das Manna vom Himmel fällt?! — Leopolds I. Doppellage als Oberhaupt des von Max Emanuel zu Ulm überfallenen, in Memmingen feindlich angegriffenen Reichs, und als Herr der Erblande, ist nirgend beachtet, des Churfürsten rein konstitutionelle Absichtslosigkeit aber, charakterisirt Zschokke selbst am schneidendsten S. 435 n. 208 durch die ins Fenster des Wirthshauses von Offenhausen bey Ulm, mit dem Demant seines Siegelringes eingeschnittenen A. N. R! (Augsburg, Nürnberg, Regensburg, — die kühne Hoffnung ging erst 1806 und 1810 in Erfüllung). Der Aufstand des bayerischen Volkes wider die Kaiserlichen, seine Wichtigkeit, sein unglücklicher Ausgang, geben allerdings ein herzergreifendes Gemälde, und wer sollte nicht mit freudigkühnem Ausrufe, Zschokke beypflichten: »Mancher Wallenstein, Tilly und Wrangel alter und neuer Zeit sey der Vergessenheit würdiger, als der Student von Ingolstadt, Georg Sebastian Plinganser von Pfarrkirchen« († 7. May 1738 als Kanzler von S. Ulrich zu Augsburg.) Wahrlich, Er verdient einen Biographen, den Gefühlen und Gefahren solcher Zeiten vertraut! Er verdient ihn eben so gut als Koszíusko, Aloys Reding und der Sandwirth Andreas Hofer; allein sie bedürfen dessen nicht, sie leben im Gedächtniß ihres Volkes, unzerstörbarer als in Stein und Erz! Aber wie vereinen wir die von Zschokke hier redlich geübte, historische

Treue und Unparteylichkeit, mit jener seltsamen Erbitterung, mit welcher Er, der unbefangene Republikaner, in glücklicher Unabhängigkeit, »oft der Fürsten über das Volk vergessend,« in seinen, dem allgemeinen Tyrannen knechtischer als jedes französische Blatt fröhnenden »Miszellen der neuesten Weltkunde,« in seinem »Krieg Oesterreichs von 1809,« in seinem »Krieg Napoleons gegen Spanien und Portugall,« jeden heldenmüthigen Versuch der Weltbefreyung, als verbrecherischen Wahnsinn und Hochverrath rügte!! — Zschokke's eigenen Ausspruch III. 401 n. 129, als Wort des Räthsels gebrauchen zu wollen, wäre unbillig und hart. — Er hat ja doch nicht verschwiegen, wie selbst dem schon über Ludwigs von Baden und Marleboroughs Sieg am Schellenberge, verzweifelnden Max Emanuel, Leopold mit seltener Mäßigung Frieden geboten, und sogar Vergrößerung, durch Burgau und Neuburg, Er aber trotz des Flehens seiner Räthe und der Churfürstin Theresia, Alles verwarf und dem Unglückstage von Blindheim, blindlings entgegen ging; — wie die große Theresia gleiche Mäßigung bewies, trotz der vorausgegangenen, die schwer erkaufte Garantie der pragmatischen Sanktion verhöhnenden, für die Enkelin so vieler Kaiser bejammernswürdigen Lage, die sie selbst mit wenigen ergreifenden Worten schildert, in ihrem leider noch unbekannten Handbillet an den Fürsten Kaunitz über Polens erste Theilung: »Als alle meine länder »angefochten wurden, und gar nit wußte, wo auch nur ruhig »niederkommen sollte, steiffete ich mich auff mein guetes recht und »den Beystandt gottes! rc.«

III. 453. Max Emanuels Zug nach Tyrol 1703, zur Vereinigung mit dem über Trient heranrückenden Vendome und mit den, Wien umschwärmenden und das Marchfeld verheerenden ungrischen Malkontenten, ist sehr einseitig und unrichtig geschildert. Der Verfasser kennt nicht einmal die offizielle Relation im Tyroler Almanach von 1803, nicht den *Bernardus Isipontanus*, nicht Engelberts von Coreth epitome rerum oenovallensium. — Der Hauptirrthum liegt aber darin, daß Zschokke's Erzählung den Wahn begründet, als wäre den Tyrolern zu ihrer Unterstützung, eine bedeutende Zahl Linientruppen zu Gebote gestanden! — Das Größte und Wichtigste, die Vereitlung des strategisch für Oesterreich äußerst gefährlichen Planes, haben sie auch 1703 ganz allein vollbracht, so wie 1809 am 12. und 13. April die Capitulation von achttausend Feinden, und im August darauf, die schmähliche Niederlage des Marschalls Herzog von Danzig! — Wie selbstgefällig sich doch der Genius der rauhen Tugend und der tapfern Treue dieses Bergvolkes, 1703 und

1809 wiederholte, an der schauderhaften Laditscher Brücke, über himmelhohem Abgrund an der Eisak schwebend, dreyfacher Heerstraße Kreuzpunkt, 1703 und 1809 das Signal des Aufstandes wider das Fremdlingsjoch, — an der Pontlatzerbrücke ob Landeck, 1703 und 1809 blutige Vereitlung einer strategischen Rechtsumgehung, — 1703 und 1809 die Eisakbrücken der Ober- und Unterau bey Mittewald, des Vordringens feindlicher Uebermacht, gebieterischer Gränzstein, — 1703 und 1809 zwey tapfere Tyroler in Feindesdienst, Grafen Arco vom Gardsee, durch den Meisterschuß eines tyrolischen Tell, auf die vaterländische Erde rächend hingestreckt!

Daß uns die Schwäche und Erbärmlichkeit im Krieges- und Hofstaat Max Emanuels und Carl Albrechts und die nutzlose Vatergüte des dritten Maximilian, die Schlechtigkeit und der Verfolgungsgeist mancher ihrer Räthe und Minister (nun wenigstens nach dem Tode, in ihrem Nachruhm verantwortlich), daß die empörende Kabinettsjustiz über André, das rühmliche Exil Loris und Obermayers, Carl Theodors Maitressenwesen, die wohlverdiente Vertreibung und noch milde Behandlung der Illuminaten &c. ohne kriechende Schmeicheley, wahr und treu dargestellt werden, dünkt uns ein rühmenswerther Vorzug: »quo magis socordiam eorum irridere liceat, qui praesenti »potentia credunt, extingui posse etiam sequentis aevi memo»riam«! Wenn keine öffentliche Meinung wäre unter den Zeitgenossen und keine Geschichte bey der Nachwelt, was würden Viele wohl zu scheuen haben, und wo wäre unter den Menschen, dieß oder jenseits des Grabes, ein Richterstuhl über List und Gewalt?!

Mehrere gründliche Kritiker, mehrere bayerische Patrioten, glaubten sich berufen und verpflichtet, über Zschokkes Geschichten ihrer Heimat, laut das Wort zu nehmen: der Reichsarchivs-Direktor, Karl Heinrich von Lang, so wie sein Gegner, der grundgelehrte Sebastian Günther (Jahrbücher IV.), Pfarrer Keltegen zu Rauschenberg, der Pfarrer Altomanus Bavaricus und der sie rekapitulirende Freyherr von Mastiaux, im Septemberhefte seiner wahrhaft gediegenen Literaturzeitung für katholische Religionslehrer.

Diese Kritiker hoben zuvörderst ziemlich zahlreiche chronologische, genealogische und diplomatische Fehler aus: indessen »ubi plurima nitent, non nos paucis offendamur maculis«! Wichtiger ist die Gewissensfrage, was, nachdem einmal der Verfasser den löblichen Muth hatte, binnen vier Jahren die Historie eines Reiches zu schreiben, dem er weder durch Geburt noch durch Aufenthalt angehört, die Wissenschaft gewonnen,

was er Neues entdeckt habe, und worin jene Geschichten selber durch dies Werk vorwärts geschritten seyen? Zschokke begann (Günthern und Lang entging dieses nicht) offenbar zu schreiben, bevor er noch alle Materialien beysammen, bevor er noch einen vollständigen Ueberblick über dieselben gewonnen hatte. — Geschichtsforschung und Geschichtschreibung haben unläugbar in der Hinsicht, eine entgegengesetzte Bewegung, daß die Forschung, sich zuerst um Haltbarkeit und Gediegenheit der Grundlagen bemüht, alsdann mit gleicher Sorgfalt, Klafter für Klafter dem Giebel entgegen strebt, — der geschichtliche Vortrag aber, von den Zinnen des festen, wohl eingetheilten Baues, in selbstbewußter Ruhe wiederum hernieder schwebt. — Bey Zschokke rückt offenbar häufig, die Forschung, erst mit der Darstellung selbst vor. — Wenige Länder, wenige Dynastien, haben sich so vieler geschichtlicher Quellen und Bearbeiter zu rühmen, als Altbayern und seine uralten Wittelsbacher. — Aber damals (auch noch als Westenrieder, der Zschokken sichtbarlich überall als Richtschnur vorschwebte, seine Historie Bayerns für die Jugend und das Volk schrieb), war dieselbe nicht mehr noch weniger, als die Geschichte der alten Herzogslande, während zeither, Franken, Schwabens Ostgränze und so manche andere, neue und wichtige Erwerbungen hinzugetreten sind. — Lang rügt sehr treffend: dieses sey eben so viel als die Bücher der französischen Geschichten ankünden, zuletzt aber nur jene der Grafen von Paris zu Markte bringen! — Zschokke sey über das, doch vor allem so nöthige, Umfang und Gränzmarken seiner Arbeit bestimmende geographische Netz, über die Lande, die er in seinen Plan aufnehmen wollte, mit sich selber ganz und gar nicht einig gewesen, und nur auf Geradewohl fortgeschritten, bis er von selbst auf eine der neuen Erwerbungen nach der andern stieß, mit denen er hernach, in Episoden, zahlreicher als in Ariosts rasendem Roland, den Gang ins Alterthum jedesmal wieder zurück mache! — Ein anderer allgemeiner Vorwurf dieser Kritiker ist: Nichtbenützung mehrerer der wichtigsten, sogar längst gedruckten Quellen! Lang zählt dem Verfasser viele derselben namentlich vor. Ferners wenige Genauigkeit im Citiren: ja häufig ganz unrichtiges Citiren von Stellen, die schlechterdings nicht das sagen, was Zschokke angibt, oder Quellen, die er gar nie gelesen hat. — Diese Anzeige (überhaupt nur auf vaterländische Gegenstände eingeschränkt) begnügt sich aus vielen, mit zwey einzigen Beyspielen. — S. 209. Nro. 124 spricht Zschokke von der Verlockung des Ahnherrn der Babenberger, Adalbert, durch den Mainzer Erzbischof Hatto 907, mit dem

Beysatze: »Zwar *Lambertus schaffnaburg.* schweigt, obgleich er Zeitgenoß war.« — Der berühmte, zeitgenossische Geschichtschreiber des Sachsenkrieges wider Heinrich IV. und des großen Investiturstreites, Lambert, der im März 1058 zu Hirschfeld Mönch wurde, 1059 ins gelobte Land wallte, und das Zeitbuch seiner unruhvollen Tage 1077 bey der Wahl des schwäbischen Rudolph zum Gegenkonige beschloß, konnte unmöglich auch Zeitgenosse des 907 unter Ludwig dem Kinde verübten Justizmordes Adalberts seyn!! Er schweigt freylich, weil seine Geschichte dort noch bey weitem nicht anfängt, sondern nur in dem weltkalenderartigen Proömium für das ganze Jahr 907 die einzige, kahle Notiz dasieht: »*Adelbertus* comes occisus est, jubente *Liutovicho* rege.« Für jene Begebenheit ist Lambert gar kein schicklicher Bürge. — S. 210, Nro. 257, 258. III. heißt es: »Tyrol, Bajoariens uraltes Eigenthum (Jahrbücher II. »232. IV. 3, 5, 6.) wieder an Wittelsbach zu bringen, däuchtete (sic) dem Kaiser Ludwig ein hoher Gewinn. In den Zeiten der Reichsschwäche und des Faustrechtes war es verloren ge»gangen, selbst was einst aus dem Gut der Andechser an Bayern »gefallen, langst entfremdet, unbekannt wodurch? Selbst »der geistvolle Forscher, von Hormayr (Geschichte Tyrols) »läßt darüber ohne Auskunft.« — Da Hormayrs Geschichte Tyrols nur die Urzeit bis zur Bezwingung der Alpenvölker durch Augustus umfaßt, hielt es freylich etwas schwer, dort hierüber Aufschluß zu geben! Aber daß einem bayerischen Geschichtschreiber jene Aufschlüsse ganz entgehen konnten, die er gerade hierüber reichlich in Hormayrs »Beyträgen«, im Urkundenbuch der »tyrolischen Geschichte«, in den vier Tyroler Almanachen, in seinem Archiv für Süddeutschland (die zusammen über fünfhundert der wichtigsten ungedruckten Urkunden bekannt machten, die ihm aus seinen eigenen hundertfachen Citaten aus Johannes Müller, Lang, Pallhausen, aus dem tyrolischen Sammler 2c. schlechterdings bekannt seyn mußten), daß Zschokke dessen ungeachtet, die alten Lücken und die alten Fabeln getrost wieder vorbringt, also im gleichen Augenblicke dieselben Quellen gelesen und wieder nicht gelesen zu haben scheint, das hat ihm schon Lang mit dürren Worten vorgehalten.

Was die Lage der Reformation betrifft, bleiben wir bey demjenigen stehen, was diese Jahrbücher, über Stumpfs vortreffliche, politische Geschichte Bayerns angeführt haben. — Die bayerischen Recensenten machten überdieß Zschokken Ausstellungen, in die wir hier gar nicht eingehen, und die vorzüglich die Tendenz Schritt für Schritt verfolgen und widerlegen,

eine vollkommen schattenleere Apotheose der Reformation zu liefern, und Bayern (wo sie niemals bleibenden Eingang gewann, darum auch das einzige, vom hundertjährigen Bürgerkrieg in Deutschland verschonte Land), mit dem Vorwurfe der Unduldsamkeit und Stupidität zu brandmarken! — Günthers Berichtigungen sind aus diesem Gesichtspunkte ein wahrer Schatz.

Gerne möchten wir eine gar oft wiederkehrende Thatsache, nicht auch aus dem Munde dieser biederben Bayern hören: »daß die im Inland angestellten Fremdlinge, die noch nicht angestellten »Fremdlinge im Ausland, weit mehr begünstigen, als den Eingebornen«,— daß gar manche Norddeutsche, (als geborne Schirmvögte der armen, ewig minderjährigen Süddeutschen), mit nicht geringerer Zuversicht unter sie traten, wie einst die Spanier unter die unschuldigen Kinder der Sonne in Peru und Quito!

Unsern besondern Zwecken fremd und sehr hart, sind die fernern Vorwürfe jener bayerischen Gelehrten über die angeblich mit gleißnerischer Mäßigung verkleisterte, verderbliche Tendenz dieses Werkes zur mittelbaren Herabwürdigung alter Dynastien, des Adels, des Clerus, der Klöster und Stiftungen, des Katholicismus überhaupt.

Eine einzige, leider nicht seltene Richtung der schriftstellerischen Taktik des Tages, können wir nicht eben so mit Stillschweigen übergehen. Sie mahnt allzu stark an die Künste, die der ehrliche Konrad Geßner den Füchsen, Pontoppidan aber und Olaus Magnus, dem Kraken der nordischen Gewässer zuschreiben, und die eben so sehr zur Brustwehre einer feigen Besatzung, als zum verrätherischen Ausfallthor in den Rücken der arglos freudigen Kämpfer des freyen Feldes, leider! allzu oft mißbraucht wird.

Nachdem wir von dem kampfberühmten Eisak, bis wo Rhein und Elbe und Oder sich ins Meer verlieren, Alle das Fremdlingsjoch getragen hatten, zeichnete endlich mit Flammenkiel dieselbe Hand, die dem Tyrannen, das Wort des Verderbens an die Wand des Kreml geschrieben, auch ein heiliges Wort des Glaubens und der Eintracht durch das Blaue der Himmel, und die Deutschen alle, haben es gelesen, und darauf haben sie gesiegt, — und

> Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
> Das theilt entzückt die allgemeine Lust,
> Und was zum Stamm der Deutschen sich bekennet,
> Das ward des Namens stolzer sich bewußt!

Diese Himmelsgabe begehrt aber nicht, daß jede natio-

nale Verschiedenheit (nicht der fluchwürdige Nationalhaß) einer todten Einförmigkeit und allgemeinen Verflachung Platz machen; daß der Oesterreicher ein Bayer, der Bayer ein Preuße werden; daß der erste nicht seine Habsburger, seine Wittelsbacher der andere — und der dritte die Zollern, zuvörderst und über alles lieben solle! Rühmlicher Wetteifer darin, so wie in Vervollkommnung der Nationalbildung, Festigung des Nationalgeistes, Umsatz der Erzeugnisse rc. wird jeden deutschen Stamm für sich mehr veredeln, als »ein Schaafstall und eine Heerde,« oder wie Napoleon es meinte: »die Völker alle, Schaafe ohne Hunde und Ich der Wolf«! Daher sein Trachten, durch unaufhörlichen Besitzeswechsel, der Völker vertrauensvolle Liebe zu ihren alten Fürstenhäusern, recht planmäßig auszurotten, die Sultanslaunen seiner Glücksritter, an die Stelle des alten Rechts und der alten Ordnung zu setzen, und sein Machtwort im Feldlager vor Madrid endlich wahr zu machen: »binnen sechs Jahren müsse seine Dynastie, »die älteste in Europa seyn«!

Wenn auch seine auf ein fernes Klippeneyland verwiesene Person: (und selbst das ist nicht der Fall), seine Grundsätze und seine Hoffnungen sind noch eben so wenig, als in den Juden die Erwartung des Messias, von seinen natürlichen Alliirten gewichen, von den kosmopolitischen Humanitätsaposteln, von den encyklopädischen Lohnlakeyen, die sich gar zu gerne für ihre »eigenen Herrn« ausgeben möchten, — von den Renegaten und Emporkömmlingen, am wenigsten von jenen, die mitten im Adlerschwung des Emporkriechens, durch den Sturz des großmüthigen Zertrümmerers der Feudalität, des Geburtsadels, der Inquisition und des Mönchthums rc. etwas unsanft zurückgeschleudert worden sind!!

Voll des nimmersatten Begehrens, im gleichen Moment, der Ruhe und Ordnung gezeitigte Früchte zu genießen, und die unreifen, verbotenen Aepfel jenes revolutionären Baumes zu pflücken; voll des Geizes, nichts einzubüßen von dem reichen Farbenglanz, der gerade nach solchem Unwetter am üppigsten emporschießenden Pilze, plündern Diese freylich das ganze Arsenal des optischen Betruges, der Theaterperspektive und magischen Helldunkels, um in den chemischen Prozeß ihrer gänzlichen Zersetzung und neuen Coagulirung, ihres vorigen und jetzigen, himmelweit verschiedenen Schreibens und Thuns, doch noch eine dramatische Einheit hineinzunöthigen, oder wie sich Kortüm recht glücklich ausdrückte »mit selte»ner Gewandtheit aus einer Verpuppung in die andere zu schlü»pfen«! — Natürlicher und billiger ist aber auch nichts, als der

unversöhnliche Grimm dieser gegen diejenigen, die ihrem ängstlichen Spähen nach allen Richtungen der Windrose zu tief in die Karte geschaut, die echtdeutsch und fest, ihnen jeden decenten Rückzug hinter die Wolfsgruben und Flatterminen temporisirender und kapitulirender Ueberklugheit und einer, über allen nationalen, lokalen und alterthümlichen Trödel (!!) längst hinausgeschwungenen Weltbürgerlichkeit verrennt und abgeschnitten haben!

Von solchen Anklängen können wir, eben so wenig als unsere Vorgänger, dieses Werk mit gutem Gewissen ganz freysprechen. Oft tönen sie aus lieblichen Blumengewinden, von unschuldigem Wiesenplan her. — Denen, die es bey jeder Gelegenheit versucht, dem deutschen Publikum die wächserne Nase einer erheuchelten, einer falschen Legitimität zu drehen, die sich öffentlich als Vertheidiger der Elenden aufwarfen, die es wagten, die Irmensäule der Leipziger Völkerschlacht, das Kreuz von Probstheida niederzureißen, diesen haben wir freylich Nichts weiter zu sagen!

Sprache und Darstellung machen übrigens dieses Werk zu einem äußerst geschmackvollen Lesebuch. Wer könnte selbst kleine Episoden, z. B. aus dem Leben Ludwigs des Bayern, — der Bernauerin und Albrechts, der holländischen Jakobäa und Borselens Liebe, — den Tod des letzten Abensbergers, — Caspars des Törringers Ende, — den Landshuter- und den dreyßigjährigen Krieg, den großen Volksaufstand gegen die Oesterreicher 1705, — die sorgfältig gesammelten biographischen Notizen über Bayerns Künstler und Gelehrte ꝛc. lesen, ohne sich lebhaft angezogen zu fühlen? — Von der eigentlich geschichtlichen Komposition dieses Werkes, war oben die Rede. — Die Redaktion ist meist nur zu loben. — Auf die Nachwelt wird es nicht übergehen!

Art. II. The Cambrian *popular Antiquities*; or an account of some Traditions, Customs and Superstitions of *Wales*, with Observations as to their origin etc. Illustrated with Copper-plates, coloured from Nature. By Peter *Roberts*, A. M. Rector of Clanarmon, Vicar of Madeley and Author of Collectanea Cambrica etc. *London*, printed for *Williams* etc. 1815. VIII. and 360 ps.

Ist auch dies Werk nicht aus eigener Lust an der Sache, nicht aus Selbsttrieb des Verfassers entstanden, sondern aus der Aufforderung des Verlegers von schon andern Werken des Herrn Roberts (was drawn up at the request of Mr. *Williams*,

the *Bookseller*), so wollen wir es doch dankbar annehmen, da es nicht ohne Umsicht entworfen ist und auch auf deutsche Alterthümer, Sagen, Gewohnheiten und Aberglauben oftmals ein erhellendes und lehrreiches Licht wirft. Da es ein Unternehmen war, welches der Buchhändler wünschte, so hat er es auch mit mehreren meist recht zierlich ausgemalten Kupfern ausgestattet und ein nothwendiges Bedürfniß bey einigen Gegenständen erfüllt, die ohne Abbildung nicht verständlich seyn würden, wenn auch andere Blätter wieder allein dem Spiele der Einbildungskraft anheim fallen. Es wird am zweckmäßigsten seyn, wenn wir das Buch des Herrn Roberts, der bereits manche Schriften über Wales und darunter auch die Collectanea Cambrica herausgab, nach der Reihenfolge der Gegenstände durchgehen, einzelne Bemerkungen anfügend, oder sie andern durch kurze Auszüge vorbereiten.

I. Of *Wales*, translated from the doggrel Latin Verse of *Ralph Higden* into doggrel English. »Der Name Cambria soll von Camber dem Sohne des Brutus, welcher hier lange König war, herrühren, und Ebroc's Tochter, Gwala, soll ihm den Namen Wales gegeben haben. Die Anmuth und Fruchtbarkeit des Landes, so wie einzelne Züge seiner Verhältnisse werden angegeben. Des Engländers und Wallisers Kleidung sind, man erinnere sich, daß von alter Zeit gesprochen wird, sehr weit von einander verschieden; der Walliser hält einen Mantel, eine Weste und weite Beinkleider für sich hinlänglich. Spieß und Bogen sind ihre Waffen, und besser fechten sie zu Fuß, als zu Roß. Von Holz sind ihre Schlösser, Sümpfe sind ihre Wälle. Die Behauptung, daß auf ihre Treue nicht zu bauen sey, ist unwahr; aber sollten sie nicht jedes Mittel ergreifen, ihre Feinde zu vertreiben? Kuchen von Hafermehl oder Roggen, selten von Weizen, sind ihre Nahrung, mit Milch, Butter und Käse, an Pflanzen Bohnen und Erbsen. Meist trinken sie Bier oder Meth, von Weinen trinken sie lieber den rothen rc. Auf diese Weise geht das Gedicht, das Leben und Lieben der Walliser durch, was uns geringer anziehen kann, und kommt dann zu den Merkwürdigkeiten des Landes; bey Brecknock ist ein fischreicher See, der, zu verschiedenen Zeiten, seine Farbe ändert. Diejenigen, welche des See's Verwandelbarkeit anschauen, erblicken in ihm bald einen grünen Garten, bald eine Stadt; aber wenn Eis ihn überzogen hat, dann hört man wunderbare Töne aus ihm hervorschallen. — Nahe bey dem berühmten Carleon ist ein Hügel, der, wenn die Sonne nur einen Strahl darauf wirft, wie Gold strahlt; daher heißt er Goldklippe (Goldcliffe). — Nahe bey Pembroke ist es, wo böse Geister manchen besuchen, die Sonn-

tagskleider zerstückeln und besudeln und alle geheime Gottlosigkeiten an den Tag bringen. Kein Mönch kann die bösen Geister bannen, noch eines Heiligen großer Zeh sie fortstoßen; denn alles Uebel, was sie anstiften, ist immer nur Vorhersagung von Krieg und Unglück. — Nicht weit von Nevin, in Nord-Wales, ist die Bardsey-Insel, dort liegt der caledonische Merlin begraben (denn es gibt zwey Merlin's, sagt der Verfasser, einer ist der, welcher Ambrosius genannt war, und dem Vortiger wahrsagte; der andere hieß Silvestris oder Caledonius). — In Anglesey ist ein wunderbarer Stein zu sehen, gleichend einer menschlichen Lende, der, mag er auch bey Tage weit weg von seiner Stelle gebracht seyn, doch solche Kunst und Macht besitzt, daß er zur Nacht wieder unversehrt zurückkehrt. (Hugh, Graf von Salop, hieß ihn einmal in's Meer werfen, in nächster Nacht kehrte er wieder; ein Thor, der den Versuch zu machen wünschte, hielt es am besten, ihn an seinen Fuß zu binden, vor Morgen war der Stein daheim und des Thoren Fuß zerbrochen.) Eine starke und schöne Quelle entspringt zu Basingwerk, die in einem breiten Strome weiter fließt; roth besprenkelte Steine in der Quelle zeigen, daß hier heiliges Blut vergossen ward: Winifreda verlor hier ihr Haupt.

II. Of Druidism. Der Verfasser bewahrt sich gleich gegen das Verlangen einer ausführlichen oder erschöpfenden Abhandlung über diesen Gegenstand; nur was ältere Schriftsteller gegeben, soll mit neueren Entdeckungen zusammengestellt werden. Ausführlich wird angeführt, was Cäsar uns an Nachrichten hinterließ, kürzer bemerkt, was Strabo, Ammianus Marcellinus, Plinius dazufügen. S. 28 wird bemerkt, daß unter dem Landvolk sich noch ein heidnischer Glaube erhalten habe, indem das Regenwasser, welches sich in den Höhlungen der Druidensteine sammelte, eine Heilkraft haben soll, besonders zur Heilung böser Augen. [Auch bey uns ist ja mancher Aberglaube an das Heidenthum geheftet und aus ihm entsprungen.] Die Uebereinstimmung druidischer und indischer Tempel wird berührt und dabey bemerkt, daß, wenn die Römer nicht so heftig die Druiden auszurotten gestrebt hätten, ihre Tempel leicht auch in Werkkünstlichkeit mit den indischen hätten wetteifern können, wie sie es in Hinsicht der Größe thun. Hier einige Vergleiche der druidischen mit der indischen Götterlehre [vermuthlich nach Davies], die auch für uns wichtig werden können. »Sobald man die Kenntniß des wahren Gottes verliert, ist die Sonne der würdigste Gegenstand der Anbetung für ein unkündiges Gemüth, betrachtet entweder als der große Ursprung des Lichts, oder als sein Stellvertreter. Daher ist das höchste Wesen in der Drui-

den Götterlehre Hu benannt, welches die Wurzel von Huan ist, der Name der Sonne als Lichtspender und vielleicht auch auf diese Weise angebetet. Aber seine Haupteigenthümlichkeit ist mehr dem Vishnu der Hindus gleich; es ist der: einer Fleisch gewordenen Göttlichkeit. Nach einer Sündflut, aus der nur zwey Wesen entrannen, soll er mit seinen Rindern ein Ungeheuer aus einem See gezogen haben, welches berstend die Sündflut veranlaßte. Vishnu soll eben so das Ungeheuer zerstört haben, welches das Meer in Aufruhr brachte. Hu war der Lehrer der Menschen in verschiedenen nützlichen Künsten; Vishnu bewahrte eben so die Vedas zum Unterricht der Menschen. Hu führte die Cymry von Thracien nach Britannien. Vishnu bietet nichts Aehnliches dar; denn die Hindus wissen nichts davon, daß sie ausgewandert wären. Hu war der Eroberer von Land und Meer und der Stammvater von allem, was in der Welt lebt, und dies wurde gleichfalls von Vishnu behauptet; und endlich: beyde wurden dargestellt, als eine menschliche Gestalt habend, und beyde hatten eine wohlthätige Neigung zu den Menschen. Die Rinder des Hu waren Zwillinge einer geheiligten Kuh, und die Geschichte dieser Kuh ist insofern dieselbe, als die der heiligen Kuh Camdoga bey den Hindus, daß sie einmal der Nachbarschaft umher so viel Milch lieferte, daß alle Gefäße gefüllt werden konnten. Die Walliser Sagen nennen sie die scheckige Kuh (the brindled Cow), und fügen hinzu, daß eine alte Zauberin, die auch Milch holen wollte, als die Nachbarschaft damit versehen war, nichts von der Kuh erhalten konnte und sie daher wütend machte; wild stürzte sie darauf über die Gebirge und ward der Gegend ein großes Unheil; zuletzt wurde sie aber von Hu erschlagen, oder, wie der Erzähler dieses Theils der Geschichte ihn nannte, von Guy, Grafen von Warwick, nahe bey Hiraethoy in Denbighshire. [Die Sagen von geheiligten, wunderbaren Kühen ziehen sich durch die meisten Götterlehren und sind überaus merkwürdig; wir erinnern nur noch an das, was darüber Jamieson in der Illustration of Northern Antiquities bey Gelegenheit der dänischen Ballade vom Meermann Rosmer sagt, welches in Büschings wöchentlichen Nachrichten, Bd. III. S. 181 f.f. übersetzt erschien. Auch die Schweizer erzählen so wunderbare Sagen von wütenden Feen-Kühen, wie die Scandinaven.] Dieses Ereigniß wird in so manche Gegenden von Wallis gesetzt, daß es scheinen möchte, allenthalben sey eine heilige Kuh gewesen, wo ein druidischer Tempel war,. und daß der Ursprung dieser dunklen (Dun) Kuh aus gleicher Sage war, ist gewiß. Das Beywort dunkel (Dun) scheint mehr dieser Kuh wegen ihrer Stelle, als wegen ihrer Farbe ge-

geben zu seyn und dasselbe zu bedeuten, was es in Dunstable, Dunchurch u. s. w. bedeutet, und daß sie die Kuh vom Hügel (of the Hill) war, die als ein Bild der Arche angebetet wurde.«

»Wie Hu dem Vishnu, so gleicht in ihrer Eigenthümlichkeit Ceridwen der indischen Callee, als die Göttin des Todes, und, nach der druidischen Seelenwanderungslehre, als die Göttin der Lebenserneurung. Sie war die Göttin der heiligen Geheimnisse, und darin gleicht sie der griechischen Göttin Ceres. Der Kessel der Ceridwen ist sehr berühmt durch die Walliser Dichter, als der, welcher das Wasser des Wissens und der Begeisterung enthalt. Dieses Wasser sollte die Göttin mit neun Gehülfinnen durch einen Aufguß auf heilige Kräuter gebraucht haben; wenige Tropfen waren davon genommen worden, welche die gewünschte Wirkung hervorbrachten; der Rest, nach der Trennung, ward giftig. Bey den Christen, als die druidischen Gebräuche gottlos geachtet wurden, scheint man die Ceridwen als eine Zauberin betrachtet zu haben, deren Kessel mit allem, was nur ekelhaft, gefüllt, und schwanger war mit Zaubereyen von dem allerschädlichsten Einfluß; und daher leitet sich der Ursprung von den fabelhaften Sagen der Hexen und von deren Kessel, welche sich so fest den Gemüthern des Volks durch die Vorstellungen von Middleton und Shakespeare einprägten.« — »Die Druiden sollen auch mehrer Kräuter bey ihren Gebräuchen sich bedient haben. Davon waren die drey vorzüglichsten: die Mistel, Samolus, vielleicht Symyl oder die Schlüsselblume und Eisenkraut (verbena). Ueber den Gebrauch derselben bitte ich — fährt der Verf. fort — mir eine Vermuthung zu erlauben, die, so viel mir bekannt, nirgend sonst vorkommt. Der französische oder vielmehr bretannische Name der Mistel ist Gwi, dies scheint gewesen zu seyn Gwidd, das ist: das Kraut, vorzugsweise, bey den brittischen Druiden, obgleich es jetzt in Wales bekannt ist unter dem Namen Uchel-wydd eine Zusammensetzung von Uchel (hoch) und gwydd. Die Art, welche auf der Eiche wächst, ist weit größer und von einem tieferen Grün, als die gewöhnliche Mistel; aber im Allgemeinen: die Sprossen sind so ähnlich dem brittischen Alphabet, welches Herr Owen vor kurzem bekannt gemacht hat, daß dies wohl eine der Ursachen seyn mochte, aus denen sie in so großer Achtung gehalten wurde. Indessen gibt es noch eine und eine wichtigere Ursache. Die Blumen entfalten sich innerhalb weniger Tage der Sommersonnenwende, und die Beere reift innerhalb weniger Tage während der Wintersonnenwende, bey der gewöhnlichen Art; und vielleicht mögen die Misteln auf den Eichen dieser Zeit noch genauer fallen. Dies nun, weit mehr als eine heil-

künstliche Kraft des Krautes selbst, die denn doch noch immer zweifelhaft ist, war wahrscheinlich die wahre Ursache ihrer Werthhaltung. Rowland sagt: »»daß der erste der Druiden, weiß gekleidet, die Eiche erstieg und mit einem geweihten Messer am 6ten des Lenzmonds die Mistel abschnitt;«« wahrscheinlicher war es der Tag der Frühlings-Nachtgleiche.« — Die beyden andern Kräuter waren, der Ansicht des Verfassers nach, mehr durch ärztlichen Gebrauch wichtig, die Schlüsselblume (die im Deutschen gewiß nicht unbedeutsam auch Himmelschlüssel heißt) war eine Art Opiat und das Eisenkraut ist wurmtreibend, gegen eine Krankheit also, wobey so oft der Einfluß böser Geister vermuthet ward. Was er von Barden und Opferern sagt, ist unbedeutend, nur bemerkt er: es scheine, ein Druide sey jeder Familie beygeordnet gewesen, wie dies jetzt noch mit den Braminen der Fall in Indostan sey. »Unter den übriggebliebenen Spuren der gottesdienstlichen Gebräuche der Druiden scheint einer noch in dem wohlbekannten Tanze übrig zu seyn, welcher auch im Landprediger von Wakefield erwähnt und der Roundabout genannt wird, oder richtiger der Chesire-round. Nur zwey, einer von jedem Geschlecht, tanzen ihn; nach einem Einführen in die Mitte eines eingebildeten Kreises und einem Tanzen, während kurzer Zeit, einander gegenüber, bemüht sich der eine durch schnelle Schritte in dem Umfange des Kreises den andern zu überraschen und ihn rundum zu jagen; der andere im Gegentheil versucht mit gleicher Schnelligkeit im Zurückweichen ihm gegenüber zu bleiben. Dieser Tanz hat eine so auffallende Aehnlichkeit mit den Bewegungen der Sonne und des Mondes in ihrem Annähern und in ihrem von einander Weichen, daß ich nicht zweifle: es war einst ein heiliger Tanz, zur Ehre dieser beyden Himmelslichter. Borlase sagt: »»in Kornwallis ist eine große Anzahl solcher Steinkreise, die gemeinhin Dawns-men genannt werden, daß ist: Stein-Tanz (oder vielmehr die Tanz-Steine, das ist, die Steine, wo der Tanz gehalten wurde). Dawnse bedeutet in kornwallischer Sprache einen Tanz und in der Kreisbewegung besteht dort noch ein alter Tanz«« (der eben erwähnte). In einer Anmerkung fügt er hinzu: er ist Trematheeves genannt, aber erklärt nicht, was dies Wort bedeutet.«

III. Of the great Druidical Temple in *Britany*. Dieser Tempel liegt bey Carnac. Der Verfasser bemerkt dabey, daß Carnac auch der Name eines Dorfes nahe bey dem großen ägyptischen Tempel von Lahor sey und beyde Tempel schienen zu einer gleichen Götterlehre gedient zu haben. Die Anwohner halten ihn für ein römisches Werk, errichtet gegen das Einströmen der See. Der vollständigste Theil besteht aus Pfeilern von funf-

zehn Fuß Höhe, gestellt in sechzehn Reihen, von denen die mittelste die breiteste ist, ungefahr vierzig Schritt weit. Diese Pfeiler sind ihrer Gestalt nach in etwas einem Kegel ähnlich, indem sie breiter in der Mitte, als an den Enden sind. Diese Reihen von Pfeilern erscheinen ziemlich vollkommen nahe auf eine Meile von Carnac, und in dieser Entfernung ist ein glatter Altar. Nach den sichtbaren Ueberbleibseln scheinen sich die Reihen von der See bis zur See erstreckt zu haben, quer über die Landzunge, auf der Quiborn steht, an vier Meilen nördlich dieser Stadt. Nahe der Mitte dieser Linie stehen Steinpaare so, als wenn sie bestimmt wären, Eingänge oder Thorwege zu bilden, und nahe dem Morgen-Ende dieser Linie ist ein großer länglichrunder Stein, nahe an vierzig Fuß lang, der nun in drey Stücke zertrümmert ist, und nahe dabey ist ein platter Stein an dreyßig Fuß lang, vier und zwanzig breit und zwey dick. Ob Spuren von Steinen in einem Kreise da waren, konnte der Verfasser nicht erfahren.

IV. Of Druidic circles. Der Meinung des Verfassers nach, waren solche Steinkreise hier und bey andern Völkern nicht blos zu Tempeln bestimmt, sondern auch zu andern Geschäften, die, nicht die Götterverehrung betreffend, doch durch heilige Gebräuche geweiht waren. So waren denn auch wahrscheinlich die Gesetze gebenden und Recht ertheilenden Versammlungen dort. Obgleich auch Opfer hier gebracht wurden, so ist zu bemerken, daß auf diesen Steinlagern nie Spuren von Feuer entdeckt werden. Daß die zu Stonehenge befindlichen Steine gefallenen brittischen Häuptlingen zum Grabdenkmal gesetzt worden, läugnet der Verfasser.

V. Of stone pillars. Ihr Ursprung ist zweifelhaft und bey Betrachtung desselben hat man sich vor Mißgriffen zu hüten. Es mögen Vorfälle, über die man jetzt im Dunkeln schwebt, in alter Zeit dadurch angedeutet worden seyn, aber man setzt sie auch noch in wilden Gegenden, um dadurch bey Schneewetter den Weg des Wanderers zu leiten, oder auch für das Vieh, daß es sich daran reiben könne. Es ist nun wohl zu untersuchen, ob ein solcher Steinpfeiler aus alter oder neuer Zeit herrührt.

VI. Of *Merlin*, the reputed Magicien. Die zwey Merline berührte ich bereits oben. Nach Sagen in Wallis soll Merlin Ambrosius zu Carmarthen geboren worden seyn, so genannt von Caer und Myrdd, bedeutend die Stadt der zehntausend (Krieger) d. i. der Legion. Hier glaubt indessen der Verfasser ein Mißverständniß von Gottfried's von Monucouth Carleon. Nennius nämlich sagt: Merlin sey in campo electi, d. i. auf dem Schlachtfelde geboren worden; für campus electi ist das wallisische Wort maes electe, und nun ist nicht

fern von Carleon ein Dorf in wallisischer Sprache Moesaley, gewöhnlich jetzt Basaley genannt. Die wahre Leseart des Nennius wäre darnach: in Campo *Allecti* d. i. auf dem Schlachtfelde des Allectus (des römischen Feldherrn). Um das Andenken der bey Stonehenge ermordeten brittischen Häuptlinge zu erhalten, räth Merlin dem Könige nach Killara (in der Grafschaft Meath in Irland) zu senden und von da die Steine, welche dort in einen Kreis gesetzt, zu holen. Davon sagt er: »Diese Steine sind von verschiedener Wirksamkeit und ärztlicher Kraft, und wurden zuerst durch die Helden aus Spanien hergebracht, welche sie so stellten, wie sie noch stehen. Sie thaten aber dies darum: in Krankheitsfallen gebrauchten sie die Steine als heilkräftig, sie begossen sie mit Wasser und dieses heilte jede Krankheit.« Hier glaubt nun der Verfasser eine Sagenmischung. Zur Festsetzung der Thronfolge war es nöthig, den verhängnißvollen Stein zu haben, auf dem die irländischen Könige gekrönt wurden; den holte nun Merlin, wünschend die Macht der Druiden, deren Werkzeug und Anhänger er war, zu erneuen, aus Irland nach Stonehenge und so ward ihm der ganze Tempelbau dort, oder vielmehr der Steinaufbau zugeschrieben. Dafür spricht, daß in der ältesten Handschrift die Heilkräfte nur einem Steine beygelegt werden. — Aus Furcht vor den Sachsen soll zuletzt Merlin über See in einem Schiff von Glas (darüber weiter unten einiges Merkwürdige) entronnen seyn; auf der Insel Bardsey starb er und ward dort begraben. Er soll die dreyßig brittischen Merkwürdigkeiten mit sich genommen haben, deren Anführung auch hier wichtig, da manches, was auch in unsern Gedichten vorkommt, hier Andeutung einer Erklärung findet. Diese Merkwürdigkeiten sind nämlich: 1) Clen *Arthur*, »der Schleyer des Artus, der denjenigen, welcher ihn anlegte, unsichtbar machte;« also eine Nebel- oder Tarn-Kappe im Deutschen. 2) Dyrnwyn. 3) Corn *Brangaled*, das Horn von Brangaled, welches jeden nur gewünschten Trank darbot. 4) Cadair, neu Carr *Morgan* mwynfawr, der Stuhl oder Wagen von M., welcher einen jeden, der darauf saß, dahin brachte, wohin er wünschte. 5) Mwys *Gwyddno*, der Korb des G.; Speise für einen, in diesen Korb gesetzt, ward Speise für hundert. 6) Hogalen *Tudno*, der Wetzstein des T., der nur die Waffen eines braven Mannes scharf machte. 7) Pais *Padarn*, der Mantel von P. 8) Pair *Dyrnog*, der Kessel von D., nur das Essen für einen braven Mann kochte darin. 9) Dysgyl a gren *Rhydderch*, der Tisch und die Schüssel von R., jedes gewünschte Essen erschien auf ihm; es ist unser in deutschen Märchen so viel vorkommendes Tischchen decke dich! die Schüssel kommt aber mit den brittisch-

französischen Vorstellungen vom heil. Graal überein, wornach beym Erscheinen des heil. Graals, der dort als Schüssel gedacht wird, sich plötzlich alle Tische mit Speise und Trank füllen. Diese Kraft des Graales zeigt sich auch in der sonst so verschiedenen deutschen Dichtung durch Wolfram von Eschenbach; denn als Parzifal das verhängnißvolle Mahl auf der Burg Montsalvatz einnimmt, ohne nach der Bedeutung der Feyerlichkeit zu fragen, heißt es: »Ein Wunder war hierbey, daß alles, was an Speise benöthigt war, was einer nur wünschte, warm und kalt, zahm und wild, alles ward durch die Kraft des Graales sogleich herbeygeschafft, nichts mangelte, der Bescheidene und der Unmäßige, ein jeder fand seine Befriedigung.« Weiter unten wird uns eine Druidische Bedeutung des heiligen Graales noch näher treten. 10) Tawlbwrod, ein Schachbret oder vielmehr Bretspielbret, der Grund Gold, die Steine Silber, und die Steine spielten von selbst. 11) Mantell, ein Kleid. 12) Madrwy *Cluned*, der Ring von C., wer ihn ansteckte, konnte sich selbst nach Gefallen unsichtbar machen. 13) Cyllel *Clawfrodedd*, das Messer oder der Dolch von C. Die zweyte dieser Seltenheiten ist nicht erklärt, eilf scheint auch ein Zauberkleid gewesen zu seyn (vielleicht hängt er mit dem nach der Frauen-Treue kurz oder lang werdenden, oder passenden Mantel zusammen?); dreyzehn bedeutet vielleicht den Dolch der Druiden-Rache, denn Clawfrodedd mag erklärt werden durch die Hand der Verwüstung. Die zauberlichen Bedeutungen, welche einigen dieser Sachen beygelegt sind, hält der Verfasser nur für Zusätze, die aus den arabischen Werken der Einbildungskraft dazu gekommen sind, was indessen gewiß eine falsche Ansicht ist. Das Schiff aus Glas wird durch den Verfasser der Götterlehre der Druiden auf eine sinnreiche Weise erklärt, als: ein heiliges Fahrzeug bedeutend; sinnbildlich für die Arche und der Name Bangor Wydrin oder Glas Bangor, ein alter Name von Glastonbury, bestätigt die Vermuthung, daß Wydr buchstäblich Glas, eigentlich bezeichne: geheiligt, heilig. Diese Benennung ist für uns Deutsche und für die dänischen Volkssagen von Wichtigkeit, denn es zeigt sich, mir wenigstens, die eigentliche Bedeutung der wunderbaren Glasberge, die in mehrern Märchen der deutschen und dänischen Vorzeit erwähnt werden. Sie gehen unstreitigst mit diesen wallisischen Sagen und Benennungen in dieselbe Quelle zurück, und nur in den später erfundenen Mären ward ein anderer, unserer Zeit entsprechender Sinn damit verknüpft.

VII. Of king *Arthur*. Entkleidet von allem dichterischen Schmucke, muß Artus doch ein Fürst, ausgestattet mit bedeutenden Gaben gewesen seyn, den sein Volk sehr liebte. Der Ver-

fasser meint, daß, wenn man die mündlichen Sagen über ihn mit dem, was Minstrels des neunten und zehnten Jahrhunderts von ihm schrieben, zusammenstellt, man der Wahrheit wohl leicht nahe kommen möchte. Er nimmt an, daß die Spaltung der Britten in Anhänger des Christenthums und diejenigen, welche den Druiden geneigt waren, besonders wirkte, um die Unternehmungen der Sachsen zu begünstigen. Vielleicht hatte Merlin die Druiden zu Stonehenge wieder begünstigt, indem er verschiedene Priester aus Irland herüber brachte; aber wahrscheinlich ist es, die druidische Götterverehrung war wieder im Verfall. Nach Nennius war Arthur der Sohn des Uther Pendragon; von seiner unrechtmäßigen Geburt weiß dieser Schriftsteller nichts, und wahrscheinlich erfanden dieß erst spätere Schriftsteller. Nach dem Morte Arthur verlangte Merlin die Auslieferung des Kindes Artus, ehe es getauft worden, aber er soll es getauft haben, ehe er es dem Ritter Hektor zur Erziehung übergab. »Dieß deutet an, daß er in den Grundsätzen der Druiden erzogen war, und (vielleicht bey Merlins Tode) ein Christ ward. Hektor heißt in den wallisischen Dichtungen Cynhyrgain der Bärtige. Die Sage von dem aus den Stein zu ziehenden Schwert, welches den Nachfolger des Königs bezeichnete, erklärt der Verfasser als druidische Einflüsse und Veranstaltungen, und setzt die Ausübung dieser Handlung nach Silchester oder Stonehenge. Die Krönung vollzog Dubricius, Erzbischof von Carleon, und so, möchte man glauben, fand damals eine Zusammenstimmung und Vereinigung beyder Religionen statt, um den gemeinsamen Feind, die Sachsen zu vertreiben. In zwölf blutigen Schlachten schlug Arthur die Sachsen; die letzte und berühmteste war die Schlacht von Baddon-hill bey Bath; darin soll Arthur ein Feldzeichen, genannt Prydwen, auf dem Helme oder Schilde geführt haben, und das Schwert Caliburn, welches in Glastonbury verfertigt war. Einige sagen das Feldzeichen sey ein Kreuz gewesen, andere: das Bild der Jungfrau; aber, Arthur war damals der Druiden-Religion zugewendet, denn es ist hinlänglich bewiesen (Mythol of the Druids p 517.) daß Prydwen bedeutet: das heilige Schiff, oder die bildliche Darstellung der Arche Noahs. In Glastonbury, woher sein Schwert kam, war damals eine Gesellschaft der Druiden, das hat William von Malmesbury bewiesen. Dieser erzählt auch folgende dunkle Sage: »Zwölfe von den Nachkommen des Cunedda (er starb am Ende des vierten Jahrhunderts), kommend aus dem Norden, nahmen Besitz von Venedotia, Demetia, Buthir (Guhir oder Gower) und Kedweli, aus

dem Besitzrechte ihres Großvaters (andere sagen Vaters) Cunedda. Einer von ihnen hieß Glasceing, und dieß — sagt Malmesbury war der Glasteing, der, verfolgend seine Sau durch das innere Land der Anglen, durch die Stadt Escebtiorne (Shepton Mallet) nach Wales und von Wales, längst eines feuchten Weges, den wir Sugewege (Sauweg) nennen, sie fand, wie sie ihre Jungen unter einem Apfelbaume säugte, nahe bey der Kirche von Glastonbury, und daher nennen wir noch die Aepfel dieses Baumes: alte Kirchen-Aepfel. Die Sau ward genannt die alte Kirchen-Sau, weil, da andere Säue nur vier Füße haben, sie achte hatte. Hier fand Glasteing die Lage vortheilhaft in mancher Hinsicht, gründete hier seine und seiner Familie Wohnung, und starb hier.« — »Eine Geschichte derselben Art wird erzählt in Welsh Triads und Cambrian Biography of Coll ap Coll Frewi, folgend der Sau von Dallwaran Dalben, von Gwent in Süd-Wales nach Cleyn in Carnarvonshire. Der Verfasser der druidischen Götterlehre (S. 481) betrachtet nun die Sau als ein Bild der Arche, und es ist bemerkenswerth, daß Malmesbury die Sau von Glasteing so schildert, daß sie acht Füße gehabt habe. Da in der wallisischen Sprache hwch bedeutet eine Sau, und cwch ein Both, so vermuthe ich — sagt der Verfasser, daß der erste Name angenommen ward, um das Geheimniß zu verbergen, in dem Tone sich genugsam berührend, um den Sinn des Geheimen anzudeuten. Demnach stellt die Sau mit acht Füßen das Schiff dar, das ist die Arche mit ihren acht Stützen, oder acht Priestern als Stellvertretern der acht Personen, welche in der Arche gerettet wurden [1]; und dieß war es, was Glasteing ruhend fand unter dem Apfelbaume, ein Bild, wie es scheint von dem Baume des Lebens. Ward das Both eine Sau genannt, so hießen aus gleicher Ursache die Priester ihre Ferkel, entweder aus Geheimhaltung durch die Freunde, oder aus Spott der Feinde.«

Ein Druiden-Sitz war also wahrscheinlichst damals Glastonbury. Caliburn, das Schwert, war dort gemacht, ihm war also Heiligkeit und Unbesiegbarkeit eingeschmiedet. Ueber die Art, wie Arthur die Zeit vom Sachsen-Kriege bis zu dem mit den Pikten und Scoten zubrachte, sagen die Zeitbücher nichts; aber die Sage hat einiges aufbewahrt, das, geläutert von dem

[1]) Der Beurtheiler erlaubt sich hier wieder auf die Zahl achte aufmerksam zu machen, deren heiliger Bedeutung er schon mehrfach nachgespürt, und besonders im Kirchenbaue des Mittelalters nachgewiesen hat. (Ueber die achteckige Gestalt der alten Kirchen. Breslau 1817.)

Märchenhaften, vielleicht geschichtliche Andeutung gewährt. »Nach dem vorher Erzählten, war Arthur bisher ein Anhänger der Druiden, aber das Christenthum machte damals gewaltige Fortschritte, und die Druidenlehre mußte Schutz in den Bergen von Saowdon und den Schluchten von Anglesey und Sommersetshire suchen. Jugendlichen Vergnügen, besonders der Jagd, mag sich Arthur hingegeben, und dadurch sein Volk unzufrieden gemacht haben. Arthur träumte einmal: sein Haar fiel ihm vom Haupte, seine Finger von den Händen, seine Zehen von den Füßen; dieß erklärte man so: seine Besitzungen würden von ihm abfallen, und allein wieder erhalten werden, durch einen Löwen von Stahl, das Flehen einer Blume, und durch die Unterweisung eines alten Mannes. Das erste Hülfsmittel deutet auf Thätigkeit und Bewaffnung des Königs, die beyden andern scheinen eine Wahl zwischen Druiden- oder Christenthum anzuzeigen. Wichtiger ist eine zweyte Sage: »getrennt von seinem Gefolge bey der Jagd, verlor er den Weg und, kommend an die Oeffnung einer Höhle, trat er hinein, und fand darin drey riesenhafte Wesen: ein altes Weib mit ihrem Sohne und ihrer Tochter. Mutter und Sohn wünschen, damit ihr Schlupfwinkel nicht entdeckt werde, Arthur zu tödten. Die Tochter bewirkt durch ihre dringenden Bitten so viel, daß die Mutter einwilligt, ihm das Leben zu schenken, wenn er am andern Morgen im Stande seyn würde, drey Wahrheiten zu sagen. Diese Bedingung ward angenommen; Arthur ward wohl unterhalten, der Sohn spielte vorzüglich schön die Harfe, um ihn zu zerstreuen. Als sich Arthur zur Ruhe begab, legte der Sohn eine so schwere Ochsenhaut über ihn, daß er sich nicht unter ihr bewegen konnte, sondern unter ihr festgehalten ward, bis am Morgen der Sohn wieder kam, und sie abhub. Arthur sagte darauf seine drey Wahrheiten. Zum Sohne sagte er: ihr seyd der beste Harfner, den ich je gehört. Das ist wahr, sagte das alte Weib. Und ihr, sagte er zur Alten, seyd die scheußlichste Hexe, die ich je gesehen. Ist wieder wahr, sagte die Alte. Wenn ich einmal von hier wäre, ich würde nimmer wiederkehren, sagte er. Die Wahrheit dieses Ausspruchs ward auch anerkannt, und Arthur freygelassen.« In dieser Geschichte stimmt die Beschreibung der Hexe, ihres Sohnes und ihrer Tochter überein mit der der druidischen Gottheiten: Ceridwen, das Muster der Zauberinnen, ihr Sohn Avagddu, und ihre schöne Tochter Flur, in den alten Mähren genannt: Blanche Fleur. Das Ganze mag Bezug auf druidische Geheimnisse, Drohungen und Schrecknisse gehabt haben. — In Bezug auf den heiligen Graal bemerkt der Verfasser, daß er ein heiliger Becher war. Becher

waren früher als heilig angesehen worden, und die Wahrsagung aus Kaffee- und Thee-Tassen neuerer Zeit, leitet er noch aus dem alten Begriff der Heiligkeit dieser Geschirre, ihrer Gestalt nach, ab. Seiner Meinung nach war dieser heilige Becher zu St. Davids, und ward durch die Druiden gestohlen, und in Glastonbury heimlich aufbewahrt. Arthur erlangte ihn wieder, und weihte ihn zum Gebrauch der Kirche von St. David. Es kann aber auch der Altartisch von St. David gewesen seyn, der auch aus Jerusalem gekommen seyn soll, den die Druiden stahlen und der wieder erhalten ward, welches indessen dem Verfasser weniger wahrscheinlich vorkommt. [So viel ist gewiß, und schon an andern Orten von uns gezeigt, daß hierbey an das tiefsinnige und treffliche deutsche Gedicht, W. von Eschenbach, vom heil. Graal nicht zu denken ist, welches weit höher als die vielleicht geschichtlichen Sagen der Britten steht.] Den Krieg mit den Picten legt der Verfasser als gänzliche Zerstörung des Druidenthums aus; die Besichtigung des wunderbaren Sees Lomond ist ihm das Eindringen in alle geheiligten Plätze der Druiden und ihr Beschauen. Auch kehrte er darauf nach York zurück, und baute alle zerstörten christlichen Kirchen wieder auf. Nun heiratete er Gwenhwyfar (Ginevra), die Tochter des Grafen von Cornwall; es folgen seine Reisen um ganz Britannien und Bezwingung aller Gegenden, wohin er kam. Darauf ward zwölf Jahre lang sein Hof ein Muster aller ritterlichen Würde und Herrlichkeit. Bey einem großen Feste stiftete er auch die runde Tafel. Vom Kriege wider die Römer glaubt der Verfasser, daß er der Riothamor sey (wahrscheinlich eine Gaelische Bezeichnung), der, nach den Geschichtschreibern, Heerhaufen nach Gallien gegen die Römer führte. Die Verrätherey seiner Gattin und seines Neffen Mordred rief ihn nach Britannien zurück, er fiel in der Schlacht bey Camlan, und ward in Glastonbury beygesetzt; aber lange trug man sich mit dem Glauben an seine Wiederauferstehung. »Diese Verkündigung mag — sagt der Verfasser — anfangs einen andern Sinn gehabt haben. Der Name des Helden war der heilige Name eines göttlichen Wesens im Druidenthum, und es ist wahrscheinlich, daß brittische Häuptlinge solche Namen bey ihren ersten Weihen oder beym Beginn eines großen Unternehmens sich beylegten.« [Und wenn wir diese Vermuthung recht streng ins Auge fassen, so eröffnet sich uns ein großes allgemeines Feld, in welches der Name Arthur fällt, denn er ist dann nichts anders als der nordische Göttername Thor oder Tur oder Tir, hängt mit Buda, Wodan, Vodha zusammen, und tritt auch in nebelhafter deutscher Geschichtssage als Arthir hervor. Und

hiermit ist ein Feld der Untersuchung bezeichnet, das unstreitig von tiefem Einfluß auf die ganze Vorzeit und die Geschichte der Welt ist, die in sehr leisen und den verschiedenartigsten Klängen noch zu uns spricht.]

Feste. VIII. Der Dienstag in der Fasten (Shrove-Tuesday). Die Zeit von der Winter-Sonnenwende bis zur Frühlings-Nachtgleiche, bot dem Jäger und Ackersmann die größte Ruhe dar, und sie ist es daher, die am meisten Festen geweiht ward. Schon bey den Römern wurden Bacchanalia, Lupercalia, Quinquatria, Saliorum ludi und Hilaria in dieser Zeit gefeyert; das Carneval war eine christliche Nachahmung der heidnischen Zeit. Zuckergebackenes und ungesäuertes Brot (Pancakes. Pfannenkuchen) ward am genannten Tage herumgesendet. Die grausame Sitte, an diesem Tage nach Hahnen zu werfen (wohl unser deutscher Hahnenschlag?) ist meist, ja beynahe gänzlich abgekommen.

IX. Cent. (Die Fasten). Sonst gingen alte Leute noch während dieser Zeit schwarz. Büßer trieben, besonders in katholischen Landen, ihr Wesen mit Kettentragen, Barfußgehen, Geißeln in den Kirchen.

X. Der erste April (April-Day). Schon die alten Britten kannten das: In den April schicken; in England, Frankreich, Deutschland ist es noch gewöhnlich. Auch in Indien ist es gebräuchlich, während des Huli-Festes, das immer in den März fällt, und der letzte Tag ist der hauptsächlich heiligste. Huli-Narren (April-Narren) zu machen ist eine große Lust (Pearse in the *Asiatic Researches* Vol. II. 334.) Uralt muß das Fest seyn, und der Verfasser bemerkt daher: »Es ist in Erwägung zu ziehen, daß es der erste Tag des ersten Monats war, das ist, an der Frühlingsnachtgleiche, als Noah nach der Sündflut bemerkte, daß die Oberfläche der Erde trocken sey. Dieß verewigte man durch ein Fest; und die Aussendung des Rabens und der Taube, von denen jener thöricht umherschwärmte, diese weise zurückkehrte, mag vielleicht dabey vorgeschwebt haben.« [Ueber diese Feste vergleiche man die Anzüge aus den Asiatic Researches des Herrn von Hammer, Bd. III. dieser Jahrbücher.]

XI. May-day (der erste May). »Ist die eben geäußerte Vermuthung richtig, so ist dies Fest dann in Erinnerung des Opfers Noah, als er aus der Arche trat, gestiftet, und als der Glanz der Sonne ihn wieder bestrahlte. In der Freude über ein so erneutes Daseyn, bot ihnen die Natur selbst ein Bild dar, in dem Hervorkommen des Vogels aus dem Eye, um sich ihres vormaligen und jetzigen Zustandes zu erinnern; und daher viel-

leicht das bildliche Welt-Ey, der Ursprung des Ostereyes, welches sonst Freunde einander gegenseitig zu Ostern anboten. Dem Maytage scheint das Fest aller Heiligen zu entsprechen, oder der Allerheiligen-Abend, welcher in die Mitte der Sündflut fallt, da Noah und seine Begleiter am fernesten vom Licht des Tages waren. Darauf scheint das Untertauchen um Aepfel, und das Befragen von Geistern (wir verstehen doch hoffentlich recht: of *diving* for apples, and consulting spirits) die gewöhnlichen Feyerlichkeiten dieses Abends, eine unverkennbare Andeutung zu seyn. Es waren also Feste, die Nachtgleiche zu bezeichnen, und waren mit der Sonnen-Anbetung verbunden.«

XII. Die Osterfeyertage (Easter-holydays). Ballspiel ist in Wales bey jedem Feste gewöhnlich, wenn der Boden fest genug ist, um den Ball zurückzuschnellen, bey dem Spiel, in welchem der Ball gegen eine Wand geworfen wird. Dies Spiel ist daher nicht besonders, wie einige glauben, diesen Feyertagen vorbehalten. Eine andere Art dieses Spiels wird Stuhlball genannt, und ist dem, welches Cricket heißt (etwa das deutsche Sau- oder Loch-Ball?) ähnlich, nur das keine Ballkellen gebraucht werden, und daß ein Stuhl statt eines Loches (wicket) da ist. Diese Spiele begannen meist am Osterheiligabend, und werden nach dem Ostertage wieder angefangen. [Im nördlichen Deutschland sind die Spiele der Kinder: mit dem Kreusel, mit Murmeln, mit den Ball, mit dem Drachen, an bestimmte Zeiträume gebunden, vielleicht auch noch in unbewußter Erinnerung alter Volksfeste.] Am Ostertage beobachtete man besonders den Tanz der Sonne; sie tanzt, nach der Sage, bey ihrem Aufgange zur Ehre der Urstände des Herrn. Wer es nicht glaubte oder nicht sehen konnte, dem wurde ein Gefäß mit Wasser hingestellt, in dem sich dann freylich das Bild der Sonne bewegte. Der Ostertag wird gleich einem Sonntag durch besseres Essen gefeyert, und an ihm darf ein Lamm nicht fehlen. Zu Ostern mußte auch wenigstens ein neues Kleidungsstück angelegt werden, und wäre es auch nur Handschuh oder ein seidenes Band. Wahrscheinlich wegen der Gewohnheit alter Zeit, auf Ostern zu taufen; denn die neue Kleidung war bildlich für die neue Gesinnung. Am Ostermontag und Dienstag ist noch eine eigene Sitte in den niedern Ständen von Nord-Wales herrschend; »man nennt es das Aufheben, Lüften (Listing), und es besteht darin, daß man jemand mit einem Stuhle dreymal von der Erde in die Höhe hebt. Am Montage lüften die Männer die Frauen, und am Dienstage umgekehrt. Um zwölf Uhr jedes Tages hört dieß auf. Die Lüfter (Lifters) wie sie sich nennen, gehen in Haufen, und, mit einer erlaubten Freyheit, wenden sie sich an

4

die, welche sie lüften wollen. Haben sie ihn oder sie überredet, sich auf den Stuhl zu setzen, so lüften sie ihn fröhlich dreymal, und dann verlangen sie eine kleine Verehrung. Geringer Widerstand wird geachtet, gänzliche Verweigerung würde erbittern.«

XIII. Pfingsten (Whitsuntide). Hier ist nur der Mohren-Tanz eigenthümlich. Die Tänzer sind alle männlichen Geschlechts; ihre Kleidung ist geschmückt mit Bändern, und kleine Schellen sind an die Knie genäht. Der Tanz hat einige Aehnlichkeit mit dem, welcher Country Bumpkin in andern Gegenden heißt; im Verlauf des Tanzes macht einer der berührigsten eine Art von Purzelbocksprung (a kind of somerset), wobey ihm zwey helfen. Sie werden von einem Hans und einer Grete (Jack und Gill) begleitet, oder wie sie im Wallisischen heißen, von einem Fool (Narren) und Megen (Abkürzung für Margaretha). Der Narr ist gleich mit dem Rüpel des alten Lustspiels; die Grete ist ein Mann in Weiberkleidern, das Gesicht beschmiert, um eine Hexe vorzustellen. Beyde unterhalten den Haufen durch Späße; und die Grete besonders verlangt Geschenke von den Zuschauern, und hält das Gedränge durch die Furcht vor Schlägen mit ihrem Kochlöffel ab. — Am Pfingstmontag müssen alle Landleute um drey oder vier Uhr auf seyn, um die Feyertage zu beginnen, bey Strafe, aus dem Bette geworfen, oder durch ihre Genossen in den Stock gelegt zu werden.

XIV. Kirchweihen (Wakes). In Denbigshire fallen sie gemeiniglich in den Anfang des Herbstmonds; sie beginnen am Sonntage nach dem heiligen Tage des Schutzheiligen der Kirche des Dorfes, und enden mit der Woche. Der Wallisische Name dafür ist: Gwylmabsant, das Fest des Heiligen; wake oder wakes bedeutet Vigil, oder Watching, der Vorabend eines Festes. Aehnlicher Art beynahe ist das Fest des Binsentragens (Rush-bearing), das ist der Sonntag, an welchem frische Binsen auf den Boden und in die Stühle der Kirche gestreut werden. [Bey uns geschieht dieß zu Pfingsten, aber auch am Fronleichnam werden Kalmus und Blätter, und Gras in die Kirchen und auf den Weg des heiligen Umzuges gestreut. Es mag dieß auch noch bey andern Festen im Gebrauch seyn.]

XV. Allerheiligen Abend (All-hallow-Eve). Als hauptsächlich ward dabey betrachtet: das Geschick eines jeglichen im nächsten Jahre vorher zu erforschen, und vorzüglich was Heiraten, Leben oder Tod betraf, bey den Vorzeichen oder Erscheinungen dieser vorverkündigenden Nacht. Daher scheint auch wieder zu erhärten, daß der erste November, als die Winter Sonnenwende angenommen ward, und als der Beginn des neuen Jahres. Eine der Arten, die Zukunft zu erfragen, ist, auf den

Kirchhof zu gehen, und Hanffamen zu säen. Dies wird ein wenig vor zwölf Uhr angefangen. Der Säende geht rund um den Kirchhof, und wiederholt diese Worte: »Hanffamen säe ich, laß ihn (oder sie), was kommt hinter mir, ernten.« Wenn die Kirchglocke den letzten Schlag gethan, sieht sich der Säende um, und soll dann gewöhnlicherweise einen Sarg oder den zukünftigen Ehestands-Gefährten erblicken. Oft erscheint so eine Person, die man nie vorher sah, aber sobald man sie späterhin sieht, erkennt man sie wieder. — Eben so horcht man durch die große Kirchthüre hinein, um die Namen derjenigen rufen zu hören, die im nächsten Jahre sterben werden.

XVI. Weihnachten (Christmas). Da dieses Fest an die Stelle eines heidnischen trat, so haben sich die Sitten desselben mehr oder weniger erhalten. Am Christabend hängt man ein Bündel Mispeln an die Decke, ein jeder Mann führt eine Frau unter die Mispeln, begrüßt sie, und wünscht ihr ein fröhliches Christfest und glückliches neues Jahr. (In Frankreich zeigen die jungen Bauerburschen ihre Wünsche eines guten neuen Jahrs vor den Thüren der Einwohner dadurch, daß sie rufen: Au gui l'an neuf, der Mispel das neue Jahr, wahrscheinlich so viel als: Heil der Mispel im neuen Jahr!) Der druidische Ursprung zeigt sich deutlich. — Der Jule-Block ist auch eine Festlichkeit; dies Wort legt der Verfasser so aus: Yule ist ursprünglich das wallisische Wort gwyl, das ist festlich, das Anfangs g in gwyl ist in y geändert, wie in yate aus gate. So bedeutet denn der Jule- oder Yule-Block den: Festblock. Es ist nothwendig, daß dieser Block so lang sey, während der zwölf Tage zu brennen, wenn er an dem einen Ende anfängt. Oder es wird so gespart, indem blos ein Stück täglich verbrannt wird, daß er die Zeit über dauert. Des Yulblocks Ursprung zeigt Hr. v. Hammer auch in Asiens Feuerfesten, Bd. III. dieser Jahrbücher. — Ein fernerer Gebrauch war, daß sich um drey Uhr des Morgens am Christfesttage die Dörfner in der Kirche versammelten, und nach Gebeten und einer Predigt fortfuhren dort Psalmen und Loblieder mit großer Frömmigkeit bis zum hellen Tage zu singen; und wenn Alter oder Krankheit jemand abhielt, in der Kirche zu erscheinen, so versäumte er nie Gebete zu Hause zu halten, und Freudenlieder auf die Geburt des Heilands zu singen.

XVII. Zwischenspiele (Interludes). Schauspiele müssen in England sehr alt seyn, und noch aus der Zeit der Römer herrühren, da diese Spiele noch in Wales den Namen Interludes führen; ja, der Verfasser glaubt, daß schon druidische Minstrels solche Darstellungen gaben. Von diesen Zwischenspielen hat der Verfasser kein einziges gefunden, das eine Ueber-

4 *

setzung verdiente; die heutigen Bearbeiter ahmen nur auf gewöhnliche Weise den einmal vorgeschriebenen Plan nach. Dieser Plan ist indessen alt. Sie bestehen meist in einem Gespräch in catalectischen Jamben, welches an bestimmten Stellen vom Gesange unterbrochen wird, dem alten Chorus entsprechend, und einer Volksweise angepaßt. Das Gespräch wird immer halbsingend (in a recitative) gesprochen, wobey die Stimme das Maß dadurch angibt, daß sie die langen Sylben in einem Tone, und die kurzen Sylben in einem Tone ein Viertel tiefer angibt; mit Ausnahme des Schlusses, der, wenn die Zeile catalectisch ist, in die Octave fällt. Zwey stehende Personen dieser Zwischenspiele sind immer ein Filz (miser) und ein Narr oder Hanswurst; die anderen sind meist aus irgend einer Erzählung der heiligen Schrift genommen. Die Ursache der drey Einheiten zeigt sich bey ihnen, wenn sie dargestellt werden, in voller Kraft. Da sie keine Verwandlungen haben, so ist gewöhnlich nur ein einfacher Vorhang da, der nicht verändert werden kann; und da der Platz nun immer derselbe bleibt, so bleiben es auch Zeit und Handlung.

XVIII. Of welsh Music, Tonkunst in Wales. Hier kann ich nur kurz seyn, theils weil Hr. Roberts auf ein größeres Werk von Jones über die Musik der Walliser verweiset, theils weil auch vieles zu sehr in das Einzelne und in genauere tonkünstlerische Entwickelung geht. Die wallisischen Tonsetzungen zeichnen sich darin aus, daß man bey allen ihre Bestimmung für die Harfe entdecken kann, und daß sie vom Vortrage auf der Harfe ausgegangen sind. Es ist bemerkt worden, daß die kriegerischen Weisen der Walliser große Vorzüge haben, und man hält sie daher für die besondern eigenthümlichen Weisen der alten Britten. Noch gibt es eine Eigenthümlichkeit der wallisischen Sangweisen, die aus der Natur der wallisischen Sprache herrührt, und in großem Maße ihr eigen ist. In dieser Sprache fällt der Stimmdruck bey Wörtern, die mehr als eine Sylbe haben, immer auf die vorletzte Sylbe, und die letzte ist daher jeder Zeit kurz. Daher hat der letzte Takt gemeinhin zuerst eine lange Note, dann eine kurze, und das Uebrige, oder die Ausfüllung des Takts fehlt. — Die Geige (crowd) scheint nur eine Verbesserung der Stockgeige (rebec) zu seyn, oder der dreysaitigen Geige, durch die Hinzufügung einer Octave zu jeder Saite, so daß eine jede der ursprünglichen Saiten mit ihrer Octave zusammengespielt werden mag; und dazu sind die Saiten sehr verständig angeordnet, indem es in der Gewalt des Bogens steht, die Octaven hinzuzufügen oder auszulassen. Die Octaven der zwey ersten ursprünglichen Saiten sind innerhalb, oder die dritte, oder tiefe Saite, fällt mit ihrer Octave unter die Finger, um so gewöhnlich den Bogen

zu vermeiden; diese wird mit dem Daum geschlagen. — Galilei hat behauptet, die Harfe sey erst aus Irland nach Italien gekommen. — Giraldus Cambrensis wußte nichts von der Musik auf der Harfe vor seiner Ankunft in Irland, und er scheint nichts als den einfachen einstimmigen Kirchengesang gekannt zu haben. Außer der Harfe fand Giraldus ein Tonwerkzeug, welches er tympanum nennt; dies hat man gemeinhin durch eine Trommel erklart, der Verfasser hält es aber für das gewöhnliche Hackebret. Der Verfasser führt die Nachrichten des Giraldus an, und bemerkt aus andern Nachrichten, daß damals schon dort die Kenntniß des Contrapunkts herrschen mußte, und »daß es gewiß sehr merkwürdig sey, daß dieser Theil der tonkünstlichen Wissenschaft schon damals in einiger Vollkommenheit bey Wallisern, Irländern und Schotten bekannt, als er, wie es scheint, dem übrigen Theile des bewohnten Europa noch unbekannt war.« — »Nichts kann geselliger seyn, sagt der Verfasser gegen das Ende, als die wallisische Gewohnheit, noch im Gebrauch, zur Harfe zu singen. Der Harfner spielt eine wohlbekannte Weise, und jeder der Gesellschaft, der dazu geschickt ist, singt einen Verssatz nach der Reihe. Diejenigen, die mit dieser Art und Weise bekannt sind, haben gewöhnlich eine beträchtliche Anzahl solcher Verssätze im Gedächtniß, über verschiedene Gegenstände und in verschiedenen Weisen. Meist wird der Sinn in jedem Verssatze geschlossen und bestimmt, und muß eigentlich eine epigrammatische Wendung haben.«

XIX. Hochzeitsgebräuche. Wenn eine Hochzeit gefeyert werden sollte, ward ein achtbarer und wohl beredter Hochzeitsbitter angeordnet. Er mußte viel Familiengeschichten wissen, um darnach seine Begrüßungen einzurichten. Als Zeichen seines Amtes waren seine Mütze und sein Stab mit Hochzeitsblumenkränzen geschmückt; so besuchte er die öffentlichen Versammlungshäuser. Sonst übernahm ein Häuptling zu Gunsten seines Vasallen ein solches Amt, und bey feindlichen Familien ward er als ein Herold geachtet. Er ladete die Freunde zur Hochzeit des jungen Paares ein, und bat um Unterstützungs-Beyträge, damit das junge Paar seinen Hausstand beginnen könne, Geld oder Geräth. Trat er in ein Haus, wo Mehrere versammelt, so stieß er seinen Stab auf den Boden, um Aufmerksamkeit zu gewinnen, und begann mit zierlicher Verbeugung seine Anrede. Diese war entweder in einer vorgeschriebenen Art, oder meist frey, angemessen dem Geiste des Sprechers und der Eigenthümlichkeit der Zuhörer. Am Tage der Hochzeit, wenn die Hochzeitsgeschenke zuvörderst gemacht worden, und die Trauung im Stillen früh vor sich gegangen, ward durch den Pfeifer, der bey solcher Gelegen-

heit nie fehlte, den Freunden des Bräutigams das Zeichen gegeben und zu Pferde gestiegen. Der Reiterzug jagte, den Pfeifer spielend in der Mitte, vor das Haus der Braut. Die Freunde der Braut veranstalteten mehrere Hindernisse, um ihrer Annaherung an das Haus der Braut etwas in den Weg zu legen, als: Stroh über den Weg zu spannen, den gewohnlichen Weg einzuschließen u. s. w., und die *Gwyntin* (buchstablich die Fahne) im Englischen verderbt in Quintain, bestehend aus einem senkrechten Pfosten, auf dessen Spitze sich frey ein Sparren drehte. An dem einen Ende dieses Sparrens hing ein Sack mit Sand, das andere zeigte eine glatte Seite. Der Reiter stieß beym Durchreiten an die glatte Seite, und wenn er nicht geschickt im Durchschlüpfen war, wurde er überrascht, und vielleicht durch den Sandsack abgesattelt, und wurde ein günstiger Gegenstand für das Gelächter. Diese Schwierigkeiten überwunden, eilten sie zur Wohnung der Braut; und wenn die Thür vor ihnen verschlossen war, griffen sie dieselbe und die darin waren mit Musik und Dichtung, besonders mit dieser in Spottversen an. Konnte die Dichtung von innerhalb nicht mehr gehörig beantwortet werden, so wurde die Thür geöffnet, und mit etwas Geschicklichkeit suchten die Freunde des Bräutigams aus der Gesellschaft und frohlockend die Braut zu tragen. Ihre Freunde entdeckten bald ihre Flucht, verfolgten sie, und wenn es ihnen gelang die andern zu überraschen, so fand ein falscher Kampf Statt; die Braut ward ersiegt, in des Bräutigams Haus gebracht, und dort ward die ganze Gesellschaft fröhlich bewillkommet. In Festlichkeit ward nun der Rest des Tages vollbracht. Versuche der Geschicklichkeit in den Volksspielen wurden zuerst gemacht, dann ward zur Harfe gesungen und getanzt.« — Der Verfasser halt diese Festlichkeiten für altrömischen Ursprungs, besonders die Brautentführung, als Andenken des Raubes der Sabinerinnen. Rosini in seinen römischen Alterthümern gibt nach Apulejus eine ähnliche Beschreibung. Die Gwyntyn dagegen soll wallisischen Ursprungs seyn. Da dem Verfasser hier alles auf römischen Ursprung zielt, so deutet er auch die Gewinnung durch Sang und Tonkunst, daß die Thür der Braut geöffnet wird, auf die Sage des Orpheus und der Eurydice, und noch unglücklicher will er sogar ein Gegenstück zur Geschichte des Apollo und Marsyas finden, die für uns wenigstens die Beschreibung einer merkwürdigen alten Sitte ist: »Es war Sitte jedes brittischen Häuptlings, seinen Hausbarden zu haben, und es war des Häuptlings Streben und Ehre, daß sein Barde der vorzüglichste sey. Die Barden indessen, so übereinstimmend auch ihre Gesänge, mochten doch wohl nicht immer mit ihren Beschützern oder ihren Sangesgenossen in Einklang seyn;

der Hausbarde ward oft genöthigt, einen neuen Beschützer zu suchen, oder ein aufstrebender Geist wünschte einen neuen zu erhalten. Der abenteurende Barde erschien daher vor der Thür des Häuptlings, dessen Schutz er suchte, forderte den Hausbarden in Reimen heraus, die Stelle, deren er nicht würdig, zu verlassen, oder, wenn er sie zu behaupten hoffe, seine Ueberlegenheit durch eine schöne Probe seiner Kunst zu zeigen. War nun der herausfordernde Barde im Stande, den andern zum Schweigen zu bringen, oder zu einer unpassenden Erwiederung, so ward ihm die Stelle zugesprochen, und der andere weggeschickt; und da die Kleider des Hausbarden das Geschenk des Häuptlings waren, so ward er, wahrscheinlich ohne viele Rücksicht, ausgezogen, und die Kleider wurden seinem Nachfolger eingehändigt.« Das wäre denn also die Haut des Marsyas! —

XX. Canwyll y Corph, or Corpse-Candle (das Todtenlicht). In manchen Gegenden von Wales wird behauptet, daß kurz vor dem Tode einiger Personen eine Flamme, die einem Lichte gleiche, gesehen werde, in oder bey dem Hause, und daß sie bisweilen von da nach dem Kirchhofe wandere. — In Süd-Wales soll ein Sarg und Leichenzug aus der Nähe des Hauses in der Nacht des Todes kommend, gesehen werden, der gegen den Kirchhof wallt. Der Verfasser vermuthet, daß die Druiden einst unter solchen schreckenden Vorspiegelungen, bey dem schon allgemeiner werdenden Christenthum, ihre Gebräuche verbargen. (Dies ist aber wohl schwerlich der Fall, da dieselbe Sage, besonders die des Leichenzuges oder Leichenwagens sich an vielen Orten wiederholt, und auch in Deutschland nicht fehlt.)

XXI. Begräbnißfeyerlichkeiten (Burials). In einigen Gegenden versammeln sich die Freunde im Sterbehause, und wachen die Nacht über bis zum Begräbniß mit den Anverwandten; dies artet leider oft in Schwelgerey und Vergnügen aus. — In Nord-Wales war es bey einem Leichenbegängniß gewöhnlich, daß wenn der Leichnam aus dem Hause gebracht, und auf die Bahre gelegt ward, die nächste Blutsverwandte, mochte es nun Wittwe, Mutter, Schwester oder Tochter seyn (weibliches Geschlecht war nöthig), über dem Sarge eine Anzahl weißer Brote auf einer großen Schüssel, und bisweilen einen Käse mit einem darin steckenden Geldstück, gewissen Armen reichte. Darnach brachte sie auf eine gleiche Weise einen Becher mit Getränk, und bat den Armen, sogleich davon ein wenig zu trinken. Dies gethan, knieten sie nieder, und der Pfarrer, wenn er gegenwärtig, sprach das Gebet des Herrn; darnach schritten sie mit dem Leichnam fort, und an jedem Kreuzwege zwischen dem Hause und der Kirche, setzten sie die Bahre hin, knieten und beteten wieder das Vater-

unser; dasselbe geschah beym Betreten des Kirchhofes. An manchen Orten singt man unterweges Psalmen. Noch bis heut wird die Bahre durch die nächsten Verwandten getragen, eine Gewohnheit, welche als die höchste Verehrung betrachtet wird, die Verwandtschaftsliebe dem Verstorbenen erweisen kann. Regen wird als ein Glück angesehen, während der Zeit, daß die Bahre zur Kirche getragen wird, daß sie benetzt werde vom Thau des Himmels. Nachdem der Leichnam in die Kirche gebracht, und der Bibelvers gelesen, ist es Gewohnheit, in einigen Theilen von Nord-Wales, daß ein Psalm gesungen wird, und der Geistliche während dessen am Altare steht; die Freunde des Verstorbenen nahen dann dem Altar, und legen auf eine kleine Leiste ein Stück Geld, der Wohlhabenheit des Darbringers und der Liebe zu dem Verstorbenen entsprechend. Wenn das Begräbniß vorüber ist, knien die Freunde um das Grab, und sagen das Vaterunser; und einige Sonntage nacheinander erscheinen sie am Grabe, und thun dasselbe. Anderer Orten, besonders in Süd-Wales, beeifern sie sich, das Grab mit Blumen zu schmücken. Steine sind meist darum gesetzt.

XXII. Nature, manners, dress, boldness, agility and courage of the W. Der Verfasser liefert eine Uebersetzung des Giraldus Cambrensis (der bekanntlich in den Schluß des zwölften und Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts gehört). Diese scheint mir nun meist für Deutschland, wenigstens für den Hauptzweck hier, unbedeutend; auch weiß ein jeder, dem darum zu thun ist, wo er das Werk des Giraldus zu suchen hat. Nur kleine Züge: sie tragen in aller Jahreszeit nur einen Rock und Unterkleider; die Haare schneiden Männer und Frauen rund um den Kopf, über Ohren und Augen ab. Die Frauen bedecken nach Art der Parther ihren Kopf mit einem breiten weißen Schleyer, gefaltet wie einen Bund. Drey Tonwerkzeuge kennen sie: Harfe, Pfeife und Geige. In Wales gibt es Leute, genannt Awenyddion oder Begeisterte. Wenn sie in einer zweifelhaften Sache befragt werden, brüllen sie auf und gebärden sich, wie von einem bösen Geiste besessen. Sie stoßen die Antwort in Sätzen aus, die unbedeutend sind, und wenigen Sinn enthalten, aber zierlichen Ausdruck haben. Dabey legen die, welche auf das, was gesagt wird, aufmerken müssen, die Antwort durch eine Wendung der Worte aus. Sie sind dann, wenn sie aus ihrer Entzückung aufstehen, als wenn sie aus einem tiefen Schlaf erwachten, und werden durch heftiges Schütteln wieder zu ihren Sinnen gebracht, wobey sie die Erinnerung an alle Antworten, die sie gegeben, verloren haben. [Entspricht völlig den Orakeln der Alten, und kommt gewiß aus gleicher Quelle.]

XXIII. Aberglauben in Wales. (Auch aus Giraldus Cambrensis Reise gezogen). In dem Gau Gwarthrenion und in der Kirche des heiligen Germanus ist der Stab des heiligen Curig, über und über mit Gold und Silber bedeckt; der Knopf dehnt sich nach jeder Seite wie ein Kreuz aus. Seine großen Heilkrafte erstrecken sich vorzüglich auf Heilung geschwollener Drüsen. Zu Clevein, in der Kirche von Glascum ist eine tragbare Glocke voll großer Kraft, genannt Bangu, die zu St. David gehört haben soll. Sie war, sagt der Lebensbeschreiber des heiligen Feilo, größer ihrem Ruf als ihrer Gestalt, ihrem Werth mehr als ihrer Schönheit nach. Sie überführte Meineidige und heilte Kranke, und was am merkwürdigsten ist, sie schlug jede Stunde, ohne berührt zu werden. An der Kirche zu St. David wollte ein Knabe Tauben ausnehmen, seine Hand blieb am Steine kleben, und erst nach dreytägigem und nächtigem Gebete seiner Freunde und Aeltern ward sie frey. Der Stein ward aufbewahrt, die Spuren der fünf Finger eingedrückt.

XXIV. Feen (of Fairies). »Ein Knabe von zwölf Jahren entrann, um der Strenge seines Lehrers zu entgehen, und verbarg sich unter dem hohlen Ufer des Flusses; und nachdem er hier zwey Tage gefastet, erschienen vor ihm zwey Männer in Wichtlein-Gestalt, und sagten zu ihm: wenn du mit uns gehen willst, wollen wir dich in eine Gegend führen, voll von Vergnügen und Lust. Einwilligend folgte er seinen Führern auf einem erst in die Tiefe gehenden und finstern Pfade in eine schöne aber düstere und nicht durch vollen Sonnenschein erleuchtete Gegend. Die Tage waren trübe und die Nächte gewaltig finster. Der Knabe ward vor den König geführt, und in Gegenwart des Hofes ihm vorgestellt; der, nachdem er ihn viel befragt, ihn seinem Sohne übergab, der auch ein Kind. Diese Männlein waren von der geringsten Größe, aber sehr wohl gebildet, schön von Gesicht, und trugen langes Haar. Sie hatten Rosse und Windspiele, ihrem Wuchse angemessen. Sie aßen weder Fleisch noch Fische, sondern lebten von Milch, zu Speisen mit Saffran zugerichtet. So oft, als sie aus unsern Gegenden zurückkehrten, tadelten sie unsere Ruhmsucht, Untreue und Wankelmüthigkeit; und ob sie gleich keine Art von öffentlicher Gottesverehrung hatten, so schienen sie doch treue Liebhaber und Verehrer der Wahrheit zu seyn. Das Kind kehrte oftmals zu unserer Oberwelt zurück, zuerst begleitet, dann allein; nur seiner Mutter erzählte er, was er gesehen. Als sie von ihm ein Geschenk aus Gold, woran die Zwerglande Ueberfluß hatten, verlangte, stahl er, während er mit dem Sohne des Königs spielte, einen goldenen Ball, und brachte ihm seiner Mutter, aber nicht unverfolgt; denn als er in das Haus seines Va-

ters trat, stolperte er über die Schwelle, ließ den Ball fallen, und zwey Wichtlein, den entfallenen ergreifend, zeigten dem Knaben volle Verachtung und Spott. Nie konnte er wieder den Weg zurück finden. Er hatte einiges ihrer Sprache gelernt, welches dem Griechischen nahe kam. Wenn sie Wasser verlangten, sagten sie Udor udorum, verlangten sie Salz, sprachen sie: Halgein udorum. [Wir sehen hier deutlich unser stilles Volk in Deutschland, die Wichtlein, Zwerge, Querxe und wie sie bey uns heißen, in allem ihrem Seyn und Wesen, und so beweisend, wie unendlich weit dieser Glaube verbreitet war. Von ihrer Sprache und daß sie griechisch gewesen, erfahren wir erst hier, und es ist ein immer wichtiger Wink zu weitern Forschungen, obgleich der Verfasser des Buches in der folgenden Abtheilung eine sehr natürliche Erklärung über die eigentliche Sprache gibt.]

XXV. Bemerkungen zu der vorigen sonderbaren Geschichte. Die angeführten Worte sind nicht rein irländisch, sondern aus Irisch und Wallisisch gemischt. Der Buchstabe U ist wahrscheinlich nichts anders, als der Stellvertreter eines Tones gleich dem stummen e der Franzosen. Ist dies, so muß man lesen Dor dorum und Halgein dorum; Dor und Halgein kommen nahe an Dwr, oder wie es ausgesprochen wird Door und Halen, die Worte für Wasser und Salz in Wales. Dorum bezeichnet das Verlangen etwas zu erhalten, so wie: gib mir; der irische Ausdruck für gib mir ist: Thorum, in Wales heißt es Dyro imi. So wird also die Feensprache irländisch oder wallisisch. Der Verfasser führt noch einige wichtige Züge an, die bedeutend dem Glauben an kleine Wesen in Deutschland und in Preußen entsprechen. Beym Ein- und Ausgang rücksichtlich der Menschen-Wohnungen wurde ihnen kein Hinderniß in den Weg gelegt; eine Schüssel voll Milch ward für sie in der Nacht auf der Erde gelassen; dafür ließen sie ein kleines Geldgeschenk, wenn das Haus rein gehalten war; wenn nicht, so straften sie den Nachläßigen, welche Strafe, da es tödtlich war, sie anzusehen, jeder erdulden mußte. (Vergl. damit die Nachricht von den kleinen preußischen Männlein aus Lukas David in Büschings wöchentlichen Nachrichten u. s. w. Bd. I.). Gemeinhin waren sie grün gekleidet, um sich besser verbergen zu können, und da ihre Kinder ihre Schlupfwinkel verrathen haben mochten, so gingen sie blos bey Nacht aus, und unterhielten sich durch Tänze in mondhellen Nächten. Diese Tänze, gleich denen um den Maybaum, sollen um einen Baum gehalten worden seyn, und an einem erhöhten Orte, meist auf einem Hügel, innerhalb dem wahrscheinlich ihre Wohnung war, oder der Eingang dazu. Die ältern Personen mischten sich wahrscheinlich, soviel als sie

nur wagen konnten, unter die Menschen; und wenn sie einmal erkannt wurden, so war die Gewißheit ihrer Rache das, was sie rettete. Wenn durch einen Zufall ihre Gesellschaft verringert ward, so scheinen sie Kinder gestohlen zu haben, und schwache gegen fremde Kinder ausgetauscht zu haben. — Aus alle dem hier Gesagten geht schon hervor, daß der Verfasser, wie viele Andere, ein verdrängtes und geheim lebendes Menschengeschlecht annimmt, welches im Verborgenen lebt, ihm hier: Irländer in Wales bey Kriegeszügen oder nach Landungen geblieben. Ihm bleibt aber auch noch ein druidischer Ursprung dieses verborgenen Völkleins; durch Christen zurückgedrängte Heiden, oder, da vielfältig in Europa und Asien sich dies findet: die ältesten Religionsbekenner von neuerer Religion verdrängt. Den Browny in Schottland (vergl. über ihn wöchentliche Nachrichten Bd. III.) hält er für ein Wesen nur, gleich dem kaledonischen Merlin, wahnsinnig zwar, doch ohne Hang zu Beleidigungen. Es ist merkwürdig, daß die Sage von einer Fee, welche den Mann, der sie erkannte, blendete, die als eine schottische Sage in einer Anmerkung zur *Lady* of the *Lake* erzählt wird, eben so in Wales erzählt wird. (Aber noch eigener ist es wohl, daß dieselbe Geschichte und Sage auch in dem so entfernten Preußen sich findet; (siehe die schon angegebenen wöchentl. Nachrichten, Bd. I.). In den Anmerkungen fügt der Verfasser noch eine Stelle aus Scotts *Minstrelsy II.* bey, der vermuthet, daß bey diesem kleinen Volke wahre Geschichte mit einspielt: »daß die Finnen oder alten Bewohner Scandinaviens bey Odins und seiner Asen Ankunft in die Berge getrieben wurden, ist äußerst wahrscheinlich. Der Fortgang der Zeit mag die Finnen in die übernatürlichen Zwerge (Duergas) verwandelt haben. Ein gleiches hat beym Volke in Schottland rücksichtlich der Picts oder Pecks Statt gefunden.« (Eine auch vielfach in Deutschland angenommene Meinung, wo Wenden die Zurückgedrängten, die Zwerge, Wichtlein u. s. w. seyn sollen.)

XXVI. Can y twylwyth teg, oder the fairy Song. Ein bloßes unbedeutendes Lied.

XXVII. Abergläubischer Tanz zu St. Almedhas Kirche, nahe Brecknock. (Nach Giraldus). »Am Anfange des Aehrenmonds wird hier ein feyerliches Fest, dem Heiligen zu Ehren, gehalten. Bey diesem Feste sieht man Männer und Mädchen bald auf dem Kirchhofe, bald bey einem Tanze, der rund um den Kirchhof mit einem Gesange gehalten wird, plötzlich zu Boden fallen wie in Begeisterung, und dann wie in Raserey aufspringen, und mit Händen und Füßen dasjenige darstellen, was sie an Festtagen Unrechtmäßiges gethan. Ein Mann hält

die Hände, als wenn er schlägt; einer stachelt die Ochsen zur Arbeit, ihre Mühe durch einen rohen Gesang erleichternd; andere ahmen die Beschäftigung eines Schusters oder Gerbers nach; einige spinnen, andere weben; in die Kirche zum Altar gebracht, kommen sie alle wieder zu sich selbst.« Der Verfasser hält es für ein Fest der verschiedenen Arbeiter und für druidischen Ursprungs. — Die Wahrsagung durch das Schulterblatt eines Schöpses, welche Giraldus Kap. XI. anführt, scheint keine wallisische, sondern eine flammländische Gewohnheit gewesen zu seyn; es ward von der rechten Schulter eines Bocks genommen und gekocht, nicht gebraten. (Näheres sagt er leider darüber nicht, sondern bemerkt nur, die Scythen hätten eine ähnliche Sitte gehabt). Giraldus B. II. K. 1. Der Fluß Alyn, berührend den Kirchhof von St. Davids, fließt unter einem Steine hin, der Clechlasar genannt wird, und als eine Brücke über den Fluß dient. Es ist ein schönes Stück Marmor, geglättet durch die Füße der Wanderer, zehn Fuß lang, sechs breit und einen dick. Clechlasar bedeutet in englischer Sprache: der redende Stein. Es war eine alte Sage von diesem Stein, daß einst, als ein Leichnam zur Beerdigung über ihm getragen wurde, er ausbrach in Sprechen, und bey der Anstrengung in der Mitte borst, welcher Riß noch sichtbar ist; in Erinnerung an diesen barbarischen und alten Aberglauben wurden die Leichname nicht mehr über ihm getragen. Merlin soll auch von ihm eine Vorausverkündigung gegeben haben.

XXVIII. Maen Morddwyd (der Hüften-Stein) bey Clanidan in Anglesea. (Giraldus. II. 7.) »Daselbst ist ein Stein, einer Menschen-Hüfte gleich, der die Kraft besaß, daß er, so weit auch wie immer gebracht, durch eigene Kraft Nachts zurückkehrte.« Von ihm war auch die Sage, wenn man etwas vor ihm wünschte, und der Wunsch sollte in Erfüllung gehen, so konnte der Wünschende ihn leicht heben; wenn nicht, so ward er so schwer, daß die größte Stärke ihn nicht bewegen konnte. Seine erst gerühmte Kraft hat er verloren, denn er ist schon vor undenklichen Zeiten gestohlen worden.

XXIX. Snowdon mountains. (Die Schneeberge.) Giraldus K. IX. »Der gewöhnlichen Sage nach werden diese Berge von einem Adler besucht, der, sich auf einen verhängnißvollen Stein alle Donnerstage setzend und hoffend, seinen Hunger mit den Leichnamen der Erschlagenen zu sättigen, an diesem Tage Kampf erwartet, und beynahe den Stein durchlöchert hat durch das Reinigen und Schärfen seines Schnabels.« — »Donnerstag scheint der heilige Tag der Druiden (er war des Gottes Thor

Tag) und vielleicht war an diesen Tag noch eine alte Sage über die Sündflut geknüpft.«

XXX. Gewohnheiten, welche Mr. Lewis Morris erwähnt. »Die alten Britten schmückten gerne ihre Schwerter und machten daran Griffe von den Zähnen der Seethiere. Ja, sie liebten das Schwert so, daß es Gewohnheit der Mutter eines jeden Knaben war, die erste Nahrung dem Kinde auf der Spitze von seines Vaters Schwert darzubieten, und mit der Nahrung ihm den ersten Segen oder Wunsch dahin zu geben, daß er keines andern Todes sterben möchte, als durch das Schwert. Alte Leute ließen sich von ihren Kindern oder nächsten Verwandten aus dem Bette reißen und erstechen, um keines unehrenwertheren Todes zu sterben.« [Germanischer Glaube, daß nur der die Seligkeit des Himmels ernte, nur der nach Walhalla komme, der durch das Schwert im Kampfe fällt.]

XXXI. Die Stadt Troja. Die Schäferknaben kratzen in den grünen Rasen eine Art von Labyrinth ein, dem sie diesen Namen geben (eine Abbildung im Buche versinnlicht das Ganze). Der wallisische Name ist Caer Droea, welches der Verfasser aus Caer Droeau (die Stadt der Drehungen) entstellt glaubt, woraus Troja geworden. Weit wichtiger ist, was der Verfasser in den Zusätzen sagt, daß dieselbe Gestalt das kretische Labyrinth auf einer Gemme (Mus. Fior. III.) andeutet, und bey den Hindus eine astrologische Bedeutung hatte. Die acht Linien, aus denen sie besteht, sind auch uns wichtig; der Verfasser meint, es würden acht Himmelskreise dadurch angedeutet.

XXXII. Crug Mawr oder Pen tychryd Mawr ist ein Gebirg in Cordiganshire, von dem Giraldus sagt: dort ist ein offenes Grab, welches die Größe eines jeden hat, der sich hinein legt, er sey klein oder groß. Daraus entstand die Sage, ein mächtiger Cawr, das ist Riese, bewohne diesen Hügel. Der Verfasser hält das Grab für eine Prüfungs- oder Buß-Zelle der Druiden.

XXXIII. Welsh Maen. Diese Gewohnheit bey dem grausamen Vergnügen des Hahngefechts, ist in den Popular Antiquities (von Brand) beschrieben, und wird vom Verfasser daher hier nur erwähnt. Maen (nicht Main, wie es bisweilen geschrieben wird) bedeutet einen großen Stein, so wie der breite Stein. Es war wahrscheinlich eine druidische Feyerlichkeit. Der Hahn war, allem Vermuthen nach, ein heiliger Vogel, denn die alten Britten, wie Cäsar sagt, aßen ihn nicht.

XXXIV. Volkssagen. Nicht weit von Dolgellen auf dem Wege nach Machynlleth sind drey große Steine, welche die drey Kiesel (Pebbles) genannt werden. Die Sage ist, daß

der Riese Idris, der seinen Sitz zu Cadair Idris hatte, sie unbequem in seinem Schuhe beym Gehen findend, sie herauswarf. Solche Steine, mit dergleichen Sage, finden sich mehrere.

XXXV. Rolldritch. Eine Hexe ward beleidigt, und um sich zu rächen verwandelte sie ihre Beleidiger in die Steine, welche nun im Kreise stehen. Rhwyldrech würde bedeuten: der Kreis der Obmacht, oder des Sieges. Eine andere Sage will, man könne sie nicht zählen, jedesmal bekomme man eine andere verschiedene Zahl heraus. Der Verfasser vermuthet daraus, daß der Ort zu Gebräuchen eines Furcht erregenden Aberglaubens gebraucht worden sey, wodurch die Sinne verwirrt wurden.

XXXVI. Cadair Idris. Idris oder Edris soll einer der größten Sternkundigen des Alterthums gewesen seyn. Von der Höhe Cadair Idris überschaut man eine weite Himmelskugel. Wie groß Idris war, geht aus XXXIV hervor.

XXXVII. Vom Tragen des Lauchs (Leek). Der Verfasser legt diese Gewohnheit einer neuern Begebenheit bey: der Schlacht bey Cressy, wie im Shakespeare Fluellin zu König Heinrich sagt: »Die Walliser thaten gute Dienste in einem Garten, wo Lauch wuchs, Lauch auf ihren Monmouth-Kappen tragend.« Dies geschah an St. Tavy's Tag. Hier vermuthet nun der Verfasser nichts Druidisches, und gerade ist doch dies gewiß recht heidnischen Ursprungs. Nicht ein Zufall war es, daß die Walliser an diesem Tage Lauch auf ihren Mützen trugen, sondern eine alte heidnische Sitte. Es ist bekannt, wie der Lauch im Norden Europa's, in den scandinavischen Reichen, eine heilige Pflanze war; und wie druidischer Glaube Britanniens damit übereinstimmte, das hat sich schon im Verlauf dieser Anzeige in mehrerem gezeigt. So wurde die alte heilige Bedeutung durch eine neuere verschlungen, und es wäre daher wünschenswerth, Herr Robert forschte nun noch der alten Bedeutung und dem alten Zusammenhange nach.

XXXVIII. Verkündigungen aus der Bibel geschöpft (Sortes Biblicae). Der Verfasser meint, diese Sitte sey aus dem Heidenthume ins Christenthum übergegangen. Die Druiden machten aus Holz eine Art von Loosen zu solchen Nachforschungen, und besonders von den Zweigen der Mistel, welche, durch ihre Gestalt, leicht alle Zeichen des alten wallisischen ABC vorstellen konnte, und der alte Name dieses ABC's leitet auf diesen Schluß; denn es heißt: Coelbren y Beirdd. das ist: das Holz des Glaubens der Barden. Die Art und Weise, wie dies nun gebraucht ward, ist nicht mehr klar. Einzelne Buchstaben bezeichneten ganze Antworten. Z. B. A: bedeutet ein gutes und

glückliches Leben. B: Friede des Volks. C: Tod des Fragenden. D: große Freude. E: Rache u. s. w.

XXXIX. Wunderliche Zählung. Nicht für uns wichtig. Die Zählung ist aus einer alten Handschrift entlehnt. Einige Zahlen zur Probe: A ist 500. B 300. C 100. D 500 u. s. w.

XL. Heilige Quellen. Diese abergläubischen Gebräuche deuten auf uralte Zeit. Schon Josua spricht von heiligen Quellen, wenn er von En-shemesh, der Quelle der Sonne, d. h. der Sonne geweiht, spricht. In heißen Landen entsprang dieser Glaube; denn dort mußte eine reine Wasserquelle zu den größten Segnungen des Leibes gehören. Da sie meist der Sonne gewidmet wurden, so schreibt es sich auch vielleicht daher, daß man in Wallis glaubt, die gegen Morgen fließenden Quellen hätten das reinste Wasser. Heilkräfte der Quellen und dann Nothwendigkeit, vor heiligen Gebräuchen sich durch Waschen zu reinigen, kamen mit dazu. In Irland scheinen die, welche Gelübde gethan, um die heilige Quelle einigemal auf Händen und Füßen herumgekrochen zu seyn. Dankbarkeit für erhaltene Wohlthat von der Quelle folgte darauf, und daher die Sitte, daß man eine Nadel hineinfallen ließ, oder einen Lappen in der Nähe anhing; dies soll noch bey solchen Quellen in Wallis geschehen. Nach Columbanus »waren diese Quellen meist in der Nähe einer alten verbrannten (gewiß wohl durch die Christen erst verbrannten und zerstörten) Eiche, oder bey einem aufgerichteten unbehauenen Stein. Daß man Lappen an die Zweige hing und darauf spuckte, soll als ein Verwahrungsmittel gegen Geasa Draoidecht, d. h. Zaubereyen der Druiden, angesehen worden seyn. Auf ihren Knieen krochen sie um Quelle, aufgerichteten Stein und Eiche, Abendwärts, wie die Sonne geht, drey, sechs, neunmal, wie es ihr Gelübde erforderte.« Im Morgenlande ist gleiche Sitte, mit dem angehängten Lappen soll alle Krankheit, alles Wehe und Unglück verschwinden. In Nord-Wales sind mehrere dergleichen Quellen. St. Thekla's Quelle hilft gegen die fallende Sucht, und diese heißt daher auch: Clwyf Tegla, das ist: Thekla's Krankheit. Sie liegt bey Clandegla in Denbigshire. Die Gebräuche des Kranken sind: nachdem er sich in der Quelle gewaschen und ein kleines Geldopfer gegeben, geht er dreymal um die Quelle und betet dreymal das Vaterunser. Die Gebräuche begannen nach Sonnenuntergang. Ein Kranker brachte einen Hahn, eine Kranke eine Henne. Dies Geflügel ward in einem Korbe zuerst um die Quelle und dann auf den Kirchhof getragen, wo das Vorige (dreymal im Kreise gehen und das Vater unser beten) wiederholt ward. Der Kranke trat dar-

auf in die Kirche, und legte sich unter den Altartisch, wo man ihm eine Bibel unter den Kopf steckte, und er mit einer Decke zugedeckt wurde; hier blieb er bis Tagesanbruch, und dann nach einem Opfer von sechs Pence und indem er das Geflügel in der Kirche ließ, wanderte er von dannen. Starb der Vogel, so nahm man an, die Krankheit sey auf ihn übergegangen und die Heilung vollendet.« Der Hahn war ein heiliger Vogel im Heidenthum und daher schreibt sich das Ganze gewiß aus heidnischer Zeit. [Noch jetzt haben ja die wendischen Volksreste in Deutschland die Sitte der Darbringung schwarzer Hähne zu gewissen Zeiten.] Bey der Quelle St. Aelian in Denbighshire ist ein anderer Glaube. Man läßt eine Nadel hinein fallen und nennt den Namen dessen, dem man übel will, dann verzehrt sich derselbe nach und nach bis zum Tode. Einiges schlechte Gesindel wohnte dabey in der Nähe, und trug den Namen des Opfers in ein Buch ein. Nur Ausstreichen aus dem Buche konnte das Leben retten. Bis in neueste Zeiten ging dieser Brauch, jetzt soll die Quelle aufgefüllt seyn. Der druidische Ursprung ist gewiß; der Verfasser meint, die Quelle sey in der Heidenzeit dem Malaen, einem Gott der Zerstörung, geweiht gewesen, und daraus hätten die Christen Aelian gemacht. — Bey der Quelle der heiligen Dwynwen stand ein Kloster, dort brachten Liebende um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Lichte auf ihrem Grabe dar, wodurch sie Erhörung bey ihren Geliebten hofften. — Die St. Madderns-Quelle ward am Fronleichnams-Abend besucht; man legte eine Gabe auf den Altar, trank vom Wasser, und legte sich die Nacht über auf die Erde. Am andern Morgen nahm man noch einen guten Schluck, und trug ein Fläschchen voll davon mit sich; es half. — Die Quelle des heiligen Cuny ward an den drey ersten Mittwochen des Wonnemonds gebraucht.

XLI. St. Wenefrede's Quelle bey Holywell, Flintshire. Der Verfasser legt ihr keinen heidnischen, sondern einen christlichen Ursprung des Gebrauchs bey, benutzt, durch die ersten aus England kommenden Christenbekehrer, als Taufquelle, da die Gestalt [wir wären sehr begierig, die Gestalt dieser Taufkirche zu wissen, ob sie etwa achteckig ist und so zu jener wichtigen Gestalt gehört?] des Baues darüber einer alten Kapelle die in Trümmern bey St. Asaph liegt, gleicht.

XLII. Omens and Predictions. Vorbedeutungen und Verkündigungen suchten alle Völker; die Walliser hatten darin nichts Eigenes. Wahrsagerey und Gestirnbefragung waren und sind noch jetzt nicht außer Gewohnheit und der Verfasser findet es daher für gut, in Hinsicht des letzten

XLIII. eine Abhandlung über die Astrologie zu

geben, die, ganz Allgemeines berücksichtigend, durchaus keine besondere Wichtigkeit haben kann, und bey welcher daher hier die bloße Anzeige des Daseyns genügen wird.

XLIV. Der Bogen des Krieges und Friedens (the bow of war and peace). Diese nun sprichwörtlich gewordene Redensart deutet an, daß, wenn ein Krieg dem Volke angekündigt werden sollte, Schnellläufer nach allen Richtungen ausgesendet wurden, von denen ein jeder einen gespannten Bogen trug, und zeigte, und bey Verkündigung des Friedens trug er einen Bogen ohne Senne und daher ungespannt. Aus einem andern Sprichwort: Bwrw caeth i gythraul, das ist: die Gefangenen dem bösen Geist weihen, will er auf ein Menschenopfer der Gefangenen zur heidnischen Zeit deuten.

XLV. Die Zusätze sind von uns gehörigen Orts bemerkt und eingeschaltet worden, nur

XLVI. der Zusatz zu der Erzählung von St. Almedha (XXVII.), die Shrewsbury-Schau (show) betreffend, ist hier näher anzuführen. »Es war von Alters her allen Zünften gewöhnlich, sich bey der Feyer des Fronleichnams-Tages zu vereinigen. Unter dem Vortritt ihrer Meister und Vorsteher, und geschmückt mit Farben und Sinnsprüchen erwarteten sie die Verwalter und Mitglieder der Zunft, die, mit den Domherren von St. Chad und St. Mary und den Brüdern der drey Sammlungen (convents) und dem Pfarrer des Sprengels dem heiligen Sakrament folgten, welches von Priestern getragen ward, unter einem reichen Tragehimmel von Sammet oder Seide, zu einem Steinkreuze außerhalb der Stadt, wahrscheinlich zu dem, welches das Thränenkreuz (the weeping Cross) hieß. Hier beklagten sie, alle vereint, ihre Sünden und sangen Bitten für einen ergiebigen Herbst; dann gingen sie in derselben Reihe nach der Kirche von St. Chad, wo eine jede Zunft ihren eigenen Platz im Chore hatte, und eine große Messe ward gesungen. Jeder Handelsmann war gehalten, das Nöthige zum Feyerzuge zu liefern, besonders Wachskerzen, die der Hostie vorgetragen und dann auf den St. Michael's-Altar in St. Chad's Kirche gestellt wurden. Dem Feste folgten dreytägige Kurzweil und Schmäuse, wie die durch die verschiedenen Vorsteher in Uebereinkunft bestimmt waren, entweder in der neuen Woche, oder früher. Diese Schmäuse wurden auf einem Grundstück gehalten, das Königsland hieß, wo jede Gesellschaft ihre Sommerlaube hatte und wo die Verwalter und die Zunft Alle frey hielten. Nach der Reformation hörte die Kirchenfeyerlichkeit auf, aber ein Unterhaltungstag wird noch beobachtet, unter dem Namen die Schau, und dies ist immer der zweyte Montag nach dem

Dreyeinigkeitssonntage. Die Gesellschaften versammlen sich um Mittag vor dem Schlosse, begleitet von ihren Vorstehern, mit Fahnen, Sinnbildern und Musik; die meisten haben einen Mann zu Roß bey sich, prächtig gekleidet, genannt: der König, wahrscheinlich anfangs bestimmt, den Herrscher darzustellen, der ihre Gnadenbriefe bestätigte... So stellt der König der Schneider Eduard den IVten, der König der Maurer Heinrich den VIIIten vor; die Bartscherer haben eine Königin, wahrscheinlich Elisabeth. Ihre Sinnbilder entsprechen ihrem Gewerbe. Die Sattler leiten ein mit Decken geziertes Pferd; vor den Schmieden geht ein vollständig geharnischter Ritter; vor den Hutmachern ein Amerikaner; die Rauchhändler haben die Gestalt eines großen Hirsches, begleitet von Jägern, die Waldhörner blasen. Der Zug geht über die wallisische Brücke nach Königsland, wo jede Zunft ihre Laube hat, geschmückt mit den Wappen der Gesellschaft, und wo ein Mittagbrot von kalten Speisen bereitet ist. Dort werden sie vom Major und Rath der Stadt besucht, die gemeinhin an diesem Tage in ihrer Amtskleidung sind. Sie reiten, beym Vortritt der Büttel, Ausrufer u. s. w. barhaupt, und werden gastlich an den Lauben ihrer verschiedenen Gewerke bewirthet. Der Tag vergeht in Lust, und gegen den Schluß des Abends verlassen die Zünfte diesen erfreulichen Platz, und kehren zur Stadt über die Abts-Brücke.

XLVII. Method of reaping. Ueber diese Art und Weise das Getreide zu sammeln, wird hier wohl niemand eine Belehrung suchen.

XLVIII. Addenda to the essay on Astrology, sind auch zu übergehen.

XLIX. *Mary Thomas*, the feasting woman, near Dolgelley. Gehört eben so wenig hieher. Mr. Pennants gab 1770 die erste Nachricht von dieser Fastenden und doch Lebenden, wir erhalten hier noch eine vom Jahre 1812; 1813 starb sie.

L. Game of Knappan. Ein altes sonst gewöhnliches Spiel, beschrieben von einem Theilnehmer daran, unter der Herrschaft der Königin Elisabeth. In Pembrokeshire ward dies Spiel, »selten zu hören, zu verworren um es zu beschreiben, und mühvoll um es zu spielen,« geübt. Fünf Knappan's-Tage waren in Pembrokeshire; an den hauptsächlichsten fanden sich dazu wohl zweytausend zu Fuß ein, ungerechnet die zu Pferde. Außerdem kamen noch häufig andere solche Spieltage vor, wenn es Jemand einfiel, Freunde dazu aufzufordern. Sie streiten dabey nicht in einer Wette, oder um etwas von Werth, sondern blos um Ruhm und Ehre. Kaum ist die Gesellschaft um zwey oder drey Uhr Nachmittags zusammen, so beginnt das

Spiel. Nach einem Zuruf tritt jeder von beyden Theilen besonders, alle kleiden sich zuerst aus, nur ein leichtes Paar Hosen anbehaltend, barhaupt, den Leib bloß, barbeinig und füßig; ihre Kleider lassen sie in großen Haufen unter Aufsicht zurück. Nun ist eine runde Kugel vorhanden, von beträchtlicher Masse, wie sie ein Mann in seiner Hand halten kann, nicht größer; diese Kugel ist von starkem Holze, als Buchsbaum, Eibenholz, Holz von wilden Aepfeln, Holunder und in Talg gewälzt, damit sie schlüpfrig und schwer zu halten wird; diese Kugel heißt der Knappan. Sie wird von einem stark in die Höhe geworfen, und wenn sie fällt, wird sie ergriffen, hin und her geworfen, und der ganze Haufe folgt nun den Würfen, so daß es oft ein bis zwey (englische) Meilen weit geht. Nun ist es die Hauptkunst der Gegner, die Kugel wegzufangen, sey es nun ein Fußgänger oder ein Reiter, der sie ergreift und sie so schnell fortzubringen, daß er nicht gehascht werden kann. Da setzen nun wieder Reiter nach, und bringen den Knappan zurück, wenn es manchmal kaum geglaubt wird, daß er noch zu erhaschen gewesen. Auch mischt sich wohl ein Fremder ein, und sucht ihn wegzuhaschen. Die flutende Bewegung auf dem Felde, wo an zweytausend nackte Menschen hier- und dahin sich stürzen, sich folgen, sich balgen und raufen, dahin, dorthin und wieder nach anderer Seite laufen, wird sehr lebendig beschrieben. Ward das Handgemenge zu groß, so schrieen einige, um es zu schlichten: Heddwch, Heddwch! Friede, Friede. Blutige Köpfe, zerbrochene und zerschlagene Glieder gab es manche, aber nie ward dadurch Feindschaft oder Uebelwollen erregt; endete das Knappan-Spiel, so vergab ein jeder dem andern die Püffe, und sie waren wieder Freunde. Der alte Verfasser der Nachricht leitet dieses Spiel von den Stammvätern der Walliser, den — Trojanern her, indem er in folgender Stelle des Virgil (VII. 337) eine Andeutung dieses Spieles findet:

Immensum sine more furit, lymphata per urbem
Ceu quondam forte volitans sub verbere turbo
Quem pueri magno in gyro vacua atria circum
Intenti ludo exercent: ille actus habena
Curvatis fertur spatiis, stupet inscia turba
Impubesque manus mirata volubile buxum.
Dant animos plagae, non cursu segnior illo
Per medias urbes agitur.

In Deutschland wissen wir kein Spiel, daß diesem gliche, oder auch nur ähnlich käme.

Dieß wäre nun der Inhalt eines auch für uns wichtigen und anziehenden Buches. Bey einer kurzen Anzeige dieses Buches war vor einiger Zeit der Wunsch geäußert worden, eine

deutsche Uebersetzung davon zu erhalten. Diese schien uns keinesweges nothwendig und wünschenswerth, da Vieles darin ist, was uns wenig kümmert; eine ausführliche Anzeige verdient dies Buch aber auf jede Weise, und es däuchte uns daher am zweckmäßigsten, in diese alles in Auszügen einzufügen, was für Deutschland wichtig ist, damit alles vereinigt würde, was aus einer Uebersetzung für Deutschland zu schöpfen seyn möchte, und wir wünschen, daß uns dieser Plan gelungen seyn möge. Büsching.

Art. III. Kadmus, oder Forschungen in den Dialekten des semitischen Sprachstammes, zur Entwickelung des Elements der ältesten Sprache und Mythe der Hellenen. Erste Abtheilung. Erklärung der Theogonie des Hesiodus. Der königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen als Receptionsschrift zugeeignet von Dr. Friedrich Sichler, der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen korrespondirendem, und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften ordentlichem Mitgliede, Direktor des Gymnasiums zu Hildburghausen. Hildburghausen 1818, in Kommission bey Heinrich Dietrich in Göttingen. 4, 14. CXXXII. S.

Dieser Versuch des gelehrten und scharfsinnigen Verfassers, die Mythologie der Hellenen einer etymologischen Entwickelung aus dem alten semitischen Sprachstamme zu unterwerfen, und das, was die griechische Sprache für sich nicht hinreichend ist aufzuklären, auf diesem Wege zu ergründen, schließt sich an die bekannten Bestrebungen von Selden, Bochart und andere an, und gewährt uns, wenn auch die Ausführung nicht gelungen, oder einseitig ausgefallen seyn sollte, doch die Aussicht, eine umfassendere und tiefer begründete Erforschung der griechischen Mythologie vorzubereiten. Nach unsrer Ueberzeugung nämlich, kann man weder die griechische Mythologie aus sich selbst vollständig und genügend entwickeln und erklären, weil sie in ihrer Grundlage, also in ihrer ursprünglichen Wesenheit betrachtet, kein Erzeugniß der Hellenen war (wie die griechischen Forscher selbst, unter diesen vorzüglich Herodot, behaupten), noch darf man sie so in die Gesammtmasse der Mythologie der uns bekannten ältesten Völker auflösen, daß sie in ihrer Eigenthümlichkeit oder als besondere Mythologie untergeht. Die griechische Mythologie muß griechisch bleiben, ihr Ursprung aber unstreitig aus einer älteren Quelle abgeleitet werden; und hier bietet sich zunächst Asien dar, das Mutterland des hellenischen Volkes selbst. Die asiatische Mythologie selbst aber, die wir, weil unsere historische Kunde nicht höher hinaufreicht, als die

Urmythologie betrachten, strömt uns eine Fülle von Sagen, und zum Theil bedeutsamen und schönen, zum Theil aber auch abenteuerlichen Dichtungen und Gebilden zu, welche systematisch zu ordnen, oder auf eine Grundmythologie zurückzuführen, ein wo nicht gänzlich unausführbares, doch höchst schwieriges Unternehmen bleiben dürfte. Vor allem müßte man, wenn man die griechische Mythologie von einer asiatischen ableiten wollte, zu bestimmen suchen, welche unter den orientalischen Mythologien als die ursprüngliche oder ältere, den übrigen zum Grunde liegende zu betrachten sey, und in welchem Verhältnisse die anderen verschiedenartigen mythologischen Gebilde sowohl zu jener ursprünglichen, als auch unter sich selbst stehen; erst dann könnte man mit einiger Zuverläßigkeit die eine Mythologie als das Vor- oder Nachbild der andern betrachten, die eine auf die andere zurückführen und aus ihr ableiten. So lange dieses noch nicht ausgemittelt und historisch bestimmt ist, möchten wir über jeden Versuch, die griechische Mythologie aus dieser oder jener asiatischen, die sich gerade darbietet, abzuleiten und zu erklären, im Voraus das Urtheil fällen, daß er zu keinem genügenden Resultate führen könne, und daß er fast aufgehoben werde durch den Gegensatz anderer, einen verschiedenen Weg einschlagender Versuche. Wenn der Eine z. B. die griechische Mythologie aus dem Aegyptischen abzuleiten sucht, so kann sie der Andere mit gleichem, wenn nicht mit mehr Grund aus dem Semitischen, ein Dritter aus dem Persischen, ein Vierter aus dem Indischen u. s. w. ableiten? Und was gewinnen wir für die Mythologie selbst durch alle dergleichen Versuche? Gewiß kein wahrhaftes und zuverläßiges Ergebniß, da sie, auf keinen wahren Grund gestützt, mehr oder weniger nur Spiele des Scharfsinns oder auch blos witziger Combination sind. Kommen noch Sprachvergleichungen hinzu, und bleibt man bey diesen nicht stehen, sondern sucht man aus einer Sprache, die man als die ursprüngliche annimmt, alles zu erklären und abzuleiten, so wird alles so schwankend, so auf bloßer Vermuthung und willkürlicher Deutung oder Annahme ruhend, daß der besonnene Beurtheiler es bedauern muß, Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Zeit so verschwendet zu sehen.

Diese Bemerkungen treffen zum Theil auch den vorliegenden Versuch, ob er gleich im Ganzen keine neue Behauptung aufstellt, und selbst auch von unstreitig richtigen Voraussetzungen ausgeht. Es unterliegt nämlich wohl keinem Zweifel, daß die Hellenen mit den semitischen Völkern, den Phöniziern, Syrern u. a., in nächster Verbindung standen, und nicht allein von diesen selbst vieles empfingen, sondern auch durch sie mit Aegypten, diesem Ursitze der alterthümlichen Weisheit für den Occident, in Berüh-

rung kamen. Daraus können wir aber nicht folgern, daß die Hellenen auch ihre Mythologie von den semitischen Völkern empfangen hätten, und selbst die Namen der griechischen Götter semitischen Ursprungs seyen; denn wir wissen weder von einer semitischen Mythologie (einem so poetisch gestalteten und ausgebildeten Polytheismus), nach welcher sich die hellenische hatte bilden können, noch viel weniger können wir eine bis in das Einzelne der Endsylben (z. B. *ος*, *ως*, *ων*) fortgehende Gleichheit der semitischen und griechischen Sprache annehmen, so daß wir befugt wären, die Namen der griechischen Götter, Sylbe für Sylbe, wie der Verfasser gethan, aus den Dialekten des semitischen Sprachstammes abzuleiten. Unter den asiatischen uns bekannten Mythologieen ist es allein die indische, die mit der hellenischen in Absicht auf symbolische Bedeutsamkeit, und zugleich auf poetische Lebendigkeit und phantastische Bildung verglichen werden kann. Die gelehrten Forscher des indischen Alterthums haben bereits auch im Einzelnen der Bezeichnungen, Bilder u. s. w., die Verwandtschaft der indischen und griechischen Mythologie nachgewiesen; und je mehr uns die bisher verschleyerte indische Wunderwelt enthüllt werden wird, um so mehr wird sich die Behauptung bestätigen, zu welcher uns schon die historische Erforschung der Völker-Bildung und Entwickelung hinführt, daß nicht allein das eigentlich Europäische (das Hellenische, Germanische u. s. w.), sondern auch das Vorderasiatische als allmähliche Entfaltung, und gleichsam peripherische Ausstrahlung der asiatischen Centralwelt (des alten Indiens, Irans u. a.) zu betrachten sey. Die Völker europäischer Energie und Tendenz (insbesondere die Perser, Hellenen und Germanen), zogen vom caucasischen Hochlande her immer mehr nach Westen hin, und bevölkerten vorzüglich den Norden des Occidents, einzelne Zweige auch nach dem Süden herabtreibend, während ein verwandter, aber eine verschiedene Tendenz verfolgender Völkerstamm nach dem Süden herabzog: jener, von kriegerischem Geiste beseelt, gleichsam ein Zweig der indischen Kshetrya, dieser aber den Künsten des Friedens ergeben, theils Ackerbau und Gewerbe, theils Handel treibend, wie die Aegypter, Phönizier, Babylonier u. a. Zwischen beyde läuft ein dritter Ausfluß der asiatischen Urwelt, ein Priesterstamm, oder von Priestern geleitete und sich ausbreitende Kolonien, welche Religion und Mysterien mit sich brachten, in allen Ländern also, unstreitig selbst im entferntesten Norden und Westen (man gedenke der Asen unter Odin in Scandinavien), die Gründer höherer Bildung wurden. Zu diesen Völkern oder Kolonien gehören insbesondere die Pelasger, die göttlichen, wie sie Homer nennt, die Stifter der Mysterien der Kabiren und

des Orakels zu Dodona, ferner die Etrusker oder Tyrrhenier in Italien u. a., welche ohne Zweifel gleichen, oder doch verwandten Ursprungs mit den semitischen Völkern waren, und durch Mysterien den Monotheismus als esoterische Lehre zu bewahren und zu befestigen suchten; dagegen die anderen, gleichsam von der Brahminenkaste abgefallenen, und dem Irdischen (den Bedingungen und Werkzeugen des sinnlichen Lebens, dem Ackerbau, den Gewerben, dem Handel u. a.) hingegebenen Völkerstamme immer mehr in sinnlichen und ausschweifenden Polytheismus versanken. In Griechenland zunächst müssen wir, wenn von Mythologie die Rede ist, unstreitig dieses doppelte Element unterscheiden, das pelasgische und monotheistische, welches die reine Lehre durch Mysterien zu wahren und fortzupflanzen suchte, und das hellenische (poetische oder polytheistische), das sich dem üppigen Spiele einer lebensfreudigen Phantasie hingab. Pelasger oder Brahminen (d. h. orientalische Priester oder Weise) waren ferner die Gründer und Verbreiter der τελεταί, Orpheus, Musäos u. a., und späterhin noch Pythagoras und Platon, die deßhalb der hellenischen, das Göttliche entweihenden Poesie, insbesondere der homerischen, entgegen zu wirken suchten. In der griechischen Mythologie müssen demnach vor allem diese beyden Elemente so scharf als möglich gesondert werden. Das Pelasgische ist unstreitig die Grundlage der griechischen Mythologie (der Geist und die Bedeutsamkeit der griechischen Symbolik), und dieses müßte man aus der Mysterienlehre der Griechen zu ergründen suchen, das Hellenische dagegen ist die freye, in den Polytheismus ausschweifende Ausbildung und Versinnlichung der echten Lehre; und zwar nahmen die Hellenen sehr vieles von den andern ebenfalls in das Sinnliche versunkenen Völkern, von den Phöniziern, Aegyptern u. a. auf. Das Pelasgische ist nach dieser Ansicht mit dem Alt- oder Echtorientalischen verwandt. Wollen wir also die Namen der griechischen Götter etymologisch erklären, so müssen wir, wenn uns die hellenische Sprache (die, wenn auch vielleicht ursprünglich mit der pelasgischen verwandt, doch bald von ihr sich entfernte, gleichwie der hellenische Stamm einer ganz anderen Tendenz folgte, als der pelasgische) keine genügende Auskunft gibt, pelasgische Stammwörter aufsuchen, welche sich durch Vergleichung mit dem Semitischen, noch mehr mit dem Indischen, und zwar mit der alten asiatischen Priestersprache, mit dem Sanskrit, bestätigen lassen müssen. Also nur eine Vergleichung des Pelasgischen in der griechischen Mythologie mit der alten asiatischen Priestersprache, nicht aber eine Ableitung des Griechischen überhaupt aus den Dialekten des semitischen Sprachstammes wird uns erwünschte und

sichere Aufschlüsse geben können; dagegen die etymologische Ableitung der griechischen Götternamen aus dem Semitischen, selbst derer, welche späterer hellenischer Bildung und Abkunft sind, gleichsam eine Uebersetzung des Griechischen in das Semitische ist, also eine Auflösung des ersteren und eine Vernichtung seines eigenthümlichen Wesens, die um so mehr das Ziel verfehlen wird, je künstlicher und gesuchter die Ableitung und Erklarung ist.

Um den Leser selbst in den Stand zu setzen, die Tendenz des vorliegenden Versuchs zu würdigen, wollen wir die Hauptmomente desselben hervorheben. Wie der Titel angibt, beschäftigt sich der Verfasser in dieser ersten Abtheilung mit der Kosmogonie des Hesiodos. Der Verfasser nimmt an, dem Hesiodos hätten bey seiner Theogonie Kadmeische Urkunden zum Grunde gelegen, seyen es nun geschriebene gewesen (wie die eherne Tafel in der Alkmene Grabmal zu Haliartos) oder solche, die nur noch im Munde der heiligen Sanger zu Askrä fortlebten. Diese Kadmeischen Urkunden enthielten die Urmythe (vom Chaos bis zum Zeus, dem Zeit- und Raumgotte: Kosmogonie) und die Urtheologie (eigentliche Theogonie). Das Weltganze (so lehrt nach dem Verfasser die Kadmeische Urmythe), hat keinen außerweltlichen Urheber, sondern es hat sich mit allen Kräften der Zeit und des Raums ausgebildet aus dem überall verbreiteten, aber im gebundenen Zustande befindlichen Lebensprincipe (Gaia). Dieses begann seine Schöpfung, nachdem es aus seinem gebundenen Zustande in dem zeitlich und räumlich Unbestimmten (Chaos) durch das Befreyungsprincip (Eros) gelöst, nachdem alles zu ihm nicht Gehörige (Tartaros) ausgeschieden, und durch diese seine Befreyung das übrige Form- und Stofflose, das Düstere (Erebos), und die Nacht (Nyx), und durch diese der Luftstoff (Aether) nebst dem Lichtstoffe (Hemera) aus dem Chaos entwickelt waren. Aus dem Lebensprincipe entfaltete sich zuerst der Wärme- und Feuerstoff (Uranos), darauf der Wasserstoff (Pontos). Aus der Verbindung des Lebensprincips mit dem Wärme- oder Feuerstoffe allein entwickelten sich alle die Materie bewegende und bannende oder fortschaffende Hauptkräfte (Titanen), oder die Bedingungen alles Seyns in Zeit und Raum, zusammengefaßt in den Lichtstrahl (Kronos). Es ist nur ein einziger Gott, der Weltordner, Zeus; dieser ist nicht der erste, sondern der letzte von Allem, was sich als demiurgische Kraft aus dem Lebensprincipe, aus dem Wärmestoffe und aus dem Wasserstoffe entwickelt hat; die übrigen demiurgischen Kräfte sind ihm alle untergeordnet und dienend. Auf der Erde wird Zeus Macht und Herrlichkeit verkündet, durch drey erhabene Söhne, durch Hermes, den Herold seines Willens, durch Bac-

chos Dionysos, den leiblichen und geistigen Beglücker der Menschen, und durch Herakles, den Führer seines heiligen Volkes und den Verbreiter aller guten geselligen Ordnung. Nach dieser allgemeinen Uebersicht beginnt die Ableitung und Erklärung der griechischen Götternamen aus dem Semitischen, als der ältesten Priestersprache von Hellas. Hier geht der Verfasser zuerst von den Endungen der griechischen Götternamen aus. Die Endung ος und die verlängerte ως leitet er vom semitischen *Oos* oder *Os*, Kraft, Stärke, ab; die Endung ων vom semitischen אין, Kraft oder Macht, ης von אֵשׁ, Feuer; eben so die weiblichen α, η und ις. Die Bildung der Wörter selbst, die sich auf ος und ως endigen, vergleicht er mit den deutschen Wörtern Schwungkraft, Schwerkraft u. a. Abgesehen von dem Gesuchten und Künstlichen, da sich diese Endungen weit leichter und einfacher aus dem Griechischen selbst ableiten lassen, (denn ος ist das griechische Fürwort ὅς, er, verlängert ως; η ist das weibliche Fürwort ἥ, sie; ος und η entsprechen also genau den deutschen Endungen er, als der männlichen, in der, schreibender, z. B. ein Schreibender, der Leuchter u. a., und e, als der weiblichen, wie in die, schreibende, Sonne, Wolke u. a.; ων ist nach dem Participe ὤν gebildet, wie die lateinische Endung ens, z. B. in mens, dens u. a. Eben so liegen ja auch den Personen des Zeitworts Fürwörter zum Grunde, in den Sprachen nämlich, welche die Personen: ich, du, er u. s. w. durch die Endung bezeichnen): wer wird sich wohl davon überzeugen, daß die ältesten Wörter auf eine so abstrakte Weise gebildet seyen, und daß sie statt wirklicher handelnder Wesen Kräfte bezeichnen sollten?

In diesem Geiste nun wird zuerst Chaos, das sich so einfach aus dem Griechischen selbst erklärt, vom semitischen Chahah-os, die trübe, vermischte, formlose Kraft (!), abgeleitet. Gaia soll als Chhaia, Chhai-os, die Lebenskraft oder das Lebensprincip seyn, Tartaros (Tähartur-os) die absondernde Grenzmauer, d. h., das Abgesonderte, Eros (Erah-os) die auflösende, befreyende Kraft (da doch der Griechen Eros das einigende oder verknüpfende Princip bezeichnete, von ἔρω, sero, d. i. εἴρω, necto, copulo). Aus dem Chaos gehen vier gestaltlose Zeugungen hervor: 1) Erebos (somit Ereb-os: die das Düstere erzeugende Kraft); 2) Nyx (somit Nahath, Nachas: die Herabsenkende); 3) Aether (Aethar oder Athar: der Duft); 4) Hemera (Jom-or, Em-or, Hama-or: das Tageslicht). Aus Gaia erzeugt sich der Wärmestoff Uranos (Ur-an-os: der

Wärmebanner, d. i., das Feuerelement), der Wasserstoff, Pontos (Ponet, oder Pont-os: die bewegende Kraft). Von Gaia und Uranos sind erzeugt die Titanen, die zwölf, die Materie bannenden Hauptkräfte (Tit-ane: die Bearbeiter der Massen); der erste: Okeanos (Chhoghe-an-nos, Hh 'Oghea-os: die Kreise bannende Kraft, d. h., die Rotationskraft); dann Koios (Koi-os: die sammelnde Urkraft), Krios, die Kraft des Widerstandes, Japetos (Japheth oder Japet-os: die Zweckkraft), Themis, die Vollendende, Theia oder Thea (Theia oder Therah: die Begreifende), Mnemosyne (Mnamosynah: die festhaltende Kraft des Vergänglichen, d. i., die Erinnerung), Phoibe (Phoibe oder Phaebath: die leere, unausgefüllte Oeffnung, d. i., der leere Raum), Tethys (Tethei-os: die herabbeugende Kraft, d. i., die Schwerkraft), Rhea (Revah, Revach oder Reah: die weit machende, d. i., die Ausdehnungskraft), Kronos (Kronos oder Keren-os: die strahlende Kraft, d. i., die Strahlkraft). Die Unterkräfte sind die Kyklopen (Chychh' lophim oder Ghiglophim: die Kreise, Wirbel-Wirbelwind Schnaubenden), Brontes (Bar-onth-es: das Entzündungsfeuer), Arges (Arg-es: das aufsteigende Feuer, d. i., die Flamme) u. s. w. — Entstehung der Erde und aller fester Körper: Harpe (Hhäreph: die Trockniß), Harpe des Adamas, des Erdelements, d. i., das ausgetrocknete Erdelement, die Atomen; Erinnys (Herinneios: die Anziehungskraft), Gigantes (Gi-gah-os, contras. Gigas: die das Niedere und Tiefe gewaltsam emporhebenden Kräfte), Aphrodite (Haphrodidah: die Fruchtliebe, d. i., der Fruchttrieb). — Eben so werden die Zeugungen der Gaia mit Pontos (die Entstehung der Gewässer, der Meteore, der Dünste, der Wolken, des Donners und Blitzes), die Zeugungen des Thaumas mit der Electra (die Erscheinungen der Meteore im Dunstraume der Atmosphäre), die Erzeugungen des Phorkys mit der Keto (die Erscheinungen in der Atmosphäre, die vulkanischen Erscheinungen im Innern der Erde und auf ihrer Oberfläche), die Zeugungen der Nyx, der Titanen, des Okeanos, des Koios, Krios, Hyperion, Japetos und Kronos abgeleitet. Nur Einiges wollen wir noch hervorheben.

Phorkys (Phork-os) ist dem Verfasser die scheidende, trennende und befreyende Kraft, Medusa (Medsusa) der gewaltige Wolkenkampf, Perseus die spaltende Kraft, d. i., die Elektricität, Chrysaor, (Chhrysaor) der Blitz, Pegasos (Pegasus) das aufstoßende Roß, d. i., der Donner, Typhaon oder Typhos (Tiphachh-on, Tiphachh-os) der sich ausbreitende, anschlagende und züchtigende gewaltige Wind, Sphinx (Phitz), Personification der Erdspalten und Krateröffnungen, durch Erdbeben

und Vulkane hervorgebracht, Prometheus (Promethahh-os) die Heiterkeit ausdehnende und verbreitende Kraft, Demeter (Damathor) das Erdlicht, Here (Haera oder Hara) die Befruchtete, d. i., die Gebärerin, die Vorsteherin aller Befruchtung, Zeus (Ziwos, Zewos) die herrschende Kraft, d. i., der Herrscher und Gebieter. Die Zeugungen des Zeus sind Pallas Athene (Pallas Athenah: die gleich machende, abwägende und beurtheilende Weisheit, die Gabenspenderin, mit dem Beynamen Tritogeneia (Tridogenneiah: die fortstoßende Beschützerin, d. i., die Kampfgöttin); ferner die Horen (Horeih: die bewachenden, aufbauenden Göttinnen) u. s. w. Die drey Offenbarungen des höchsten Gottes unter den Menschen (die Zeugungen des Zeus mit drey Halbgöttinnen) sind dem Verfasser die Verkündigung (Hermes, Sohn der Maia), die Religion oder der Inbegriff der göttlichen Offenbarung (Bakchos Dionysos, Sohn der Semele), und die Verbreitung, Folge und Wirkung dieser letzteren im Leben, wie nach dem Tode (Herakles, Sohn der Alkmene). Hermes (semit. Hermehos) ist ihm nämlich die offenbarende Kraft, Dionysos (Dajanaesus oder Dionysus) die Rechtverschaffende, strafende und vergeltende Macht, d. i., die geoffenbarte, herrschende und strafende Religion (die zum bakchischen Cultus gehörigen Satyrn sind ihm Sathyrei, bocksfüßige Waldmenschen, die im Verborgenen hausen, also Symbole der verborgenen oder geheimen Lehre!). Herakles endlich (semitisch Herach-helos, contrah. Heracles) ist ihm die wandernde Helden- oder Götterkraft, d. i., die Verbreitung und Wanderung des geoffenbarten Herrn und seiner Lehre.

Wem der griechischen Mythologie Kundigen werden wohl diese Ableitungen und Erklärungen Genüge leisten? wer wird in ihnen, welche alle auf künstlicher Abstraction beruhen, den lebenskräftigen, heiteren, nicht selten auch sinnlich üppigen Geist der griechischen Dichtung wieder erkennen? Oder würde nicht, wenn wir auch befugt wären, die Grundlage der griechischen Mythologie und ihrer Bezeichnungsweise für semitisch zu halten, durch diese Zurückführung des Hellenischen, unstreitig später gebildeten, auf das ursprünglich Semitische, das Wesentliche und Eigenthümliche der griechischen Mythologie als solches aufgelöst und vernichtet werden? Wollen wir den Homer, Hesiod und die anderen eigentlich mythologischen Dichter der Griechen als griechische auffassen und erklären, so müssen wir doch, wenn wir sie nicht mit Gewalt in ein ihnen fremdartiges Gebiet, in die Region der abstracten und künstlichen Symbolik hinüberziehen wollen, alles in ihnen so nehmen, wie es der Dichter selbst bezeichnet hat, also verstanden wissen wollte; unter Okeanos aber

die Rotationskraft, unter Kronos die Strahlkraft, unter Perseus die Elektricität u. s. w. verstehen, hieße die griechische Mythologie eigentlich entmythologisiren, und die lebendige Poesie in abstrakte Prosa auflösen. Sehen wir von diesen Dichtern hinweg, welche von der Theologie (der esoterischen Religion, wie sie sich in den Geheimlehren fortpflanzte) gleichsam abgefallen waren, und als Diener der sinnlichen, polytheistischen Volksreligion abfallen mußten, suchen wir also die ursprüngliche und höhere Bedeutung der Mythen und Götternamen zu ergründen, und den ἱερὸς λόγος zu enträthseln, so müssen wir ohne Zweifel zunächst von dem ursprünglich Griechischen, dem Pelasgischen, so weit wir es zu erforschen vermögen, ausgehen, und dann zu zeigen suchen, wie sich das Hellenische ihm angebildet hat, wie demnach die alte reine Lehre durch das sinnliche Gewand der Poesie in das Exoterische übergegangen ist; und sowohl das Pelasgische, als das hellenische Element der Mythologie werden wir dann durch Vergleichung mit dem Orientalischen, vor allem mit dem Indischen, aus seinem Ursprunge und Vorbilde, weiter aufzuklären und zu erläutern suchen müssen. Jeder Versuch dagegen, die griechische Mythologie in ihrer Gesammtheit (ohne Scheidung und Ergründung ihrer verschiedenen Bestandtheile) aus dem Phönizischen, Hebräischen, Arabischen, Syrischen u. s. w. abzuleiten, wird der besonnenere und umsichtigere Alterthumsforscher für ein einseitiges, zu keinem sicheren und genügenden Ergebniß hinführendes Beginnen erklären. Φ.

Art. IV. Ueber Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand. Von Dr. G. Merkel. Riga. In Kommission bey Brede in Offenbach 1818. Erster Band S. 370. Zweyter Band S. 240. 8.

Vorliegende sieben und sechzig Briefe ziehen durch eine bestimmte, leicht faßliche, und geschickt bezeichnende Schreibart an, und nehmen als eine ausländische Stimme über Deutschland, die unserer Selbstbeurtheilung zu Hülfe kommen will, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der erste Theil enthält Reisebemerkungen aus Berlin, Frankfurt, Mainz, Weimar u. s. w., und hat fast nur Wichtigkeit, in sofern die im zweyten entwickelten Ansichten daraus ein verstärktes Licht erhalten. Der zweyte enthält Betrachtungen über die jetzigen Verhältnisse Deutschlands, und über seine aus Europas Gegenwart zu entnehmende Zukunft.

Zwey Eindrücke, welche die Behandlungsweise in uns zurück ließ, wollen wir hier zuvor angeben, wovon der eine uns bey

der Lesung beständig gewärtig blieb, der andere aber erst aus dem Ganzen hervorging. Beynahe jede einzelne Bemerkung trägt das Gepräge einer gewissen ausschließenden, sich selbst überall Genüge leistenden Verstandes-Schärfe, welche nicht bloß die Möglichkeit zu irren nicht einräumt, sondern auch vergißt, daß der oft so reichhaltige und umfassende Gegenstand von verschiedenartigen Standpunkten aus betrachtet werden kann, und mit Bemerkungen über eine Seite und Eigenschaft desselben, welche etwa mit leichter Haltung und gebildeter Feinheit gesagt würden, keineswegs abzufertigen ist. — Die Lesung des Ganzen hinterläßt, bey aller anscheinenden Klarheit und Sicherheit einzelner Ansichten und Urtheile, das Gefühl einer beunruhigenden Dunkelheit und Unbestimmtheit über das Woher und Wohin. Man hört das Geräusch wohl der sich sehr gescheidt dünkenden Bemerkungen, aber man weiß nicht, woher es kommt, und wohin es geht. In Betreff des ersteren sagt der Verfasser selbst, »der »zweyte Theil enthalte die Resultate dessen, was der erstere er»zähle, und mancher anderen Beobachtungen, die er gut »fand, nicht ausdrücklich aufzustellen« — und wiederum »dessen, »was die erstern Briefe erzählten, und — verschwiegen.« — Mit dem Wohin, mit der Zukunft Deutschlands, die immer als Hauptsache bezielt, oder doch angegeben wird, geht es nicht um vieles anders. — »Ich kenne nun das jetzige Deutschland »besser,« sagt der Verfasser am Ende seiner Reise-Erzählung, »ich achte es höher, und wenn ich sein Demosthenes wäre, ich »wüßte wohl, wofür ich zu donnern hätte!« Aber er pflegt nur diesen und jenen Abgrund dem Auge zu eröffnen, dieses und jenes zu sagen, was vielen Menschen schneidend wehe thun muß, und dann den Leser mit einem dunkeln Gefühl, daß die Nation noch etwas Wichtiges leisten könne an einen — Gedankenstrich zu führen. Wenn der Verfasser aber wußte, wofür er zu donnern hätte, und in welcher Art nach ihm Deutschland sein Schicksal bereiten soll, so hätte er bey der ihm zu Gebote stehenden Gabe der Deutlichkeit besser gethan, es ganz bestimmt zu sagen.

Da jedoch dies das eigentliche Ziel des Werkchens seyn soll, so wollen wir alles das zusammenfassen, was dienen kann, es mehr zu verdeutlichen. Allerdings hat der Verfasser manches gesagt, was hier mächtig auf den Weg hilft. Er verschließt eine Menge von Aussichten, in denen Andere Hoffnung und Beruhigung für Deutschland möchten gefunden haben; — er gibt ein klares Bild von den nächsten politischen Verhältnissen der europäischen und europäisch-amerikanischen Staaten, wie ihre Entwicklung von ihm für wahrscheinlich oder nothwendig gehalten wird, in Beziehung auf den jetzigen Bildungszustand der europäischen

Welt dies- und jenseits des atlantischen Meeres; — er gibt endlich seine Grundansicht über den Fortgang der menschlichen Kultur im Allgemeinen, und zur bestimmteren Anwendung derselben auf diesen letztern finden sich noch einzelne Winke und Desiderien zerstreuet. — Wir wollen diese Gegenstände nacheinander in der Kürze betrachten.

Abgeschnitten werden den Deutschen folgende Aussichten. Zuerst die auf irgend eine, auf Nationalität beruhende, politische Vereinigung. Der Verfasser behauptet nämlich, daß eine solche Nationalität »(Eigenthümlichkeiten, durch »welche gewisse Völkerstämme einander ähnlich, unter sich also »verbrüdert, andern entfremdet würden)«, gar nicht vorhanden sey, und was nicht da ist, darauf kann nichts beruhen. Deutschland habe nämlich weder Abstammung, noch Geschichte, noch Religion, noch Verfassung, noch Sprache mit einander gemein; die Büchersprache aber könne nirgendwo ein Nationalband bilden. — Die deutsche Geschichte wird dem forschenden Blicke verschlossen, welcher etwa versuchen möchte, aus Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart auf die Zukunft zu schließen, und Maßnahmen daraus abzuziehen, — denn »die »frühere Reichsgeschichte sey nichts gewesen, als ein Bündel von »Biographien und Familienpakten einzelner Fürsten und ihrer per»sönlichen Verhältnisse und Zänkereyen, wobey die Völker überall »als rechtlos und verächtlich betrachtet worden seyn« (sic) und das einzige Heil sey, statt überhaupt die Geschichte zu befragen »sich »ganz einfach mit dem zu beschäftigen, was jetzt geschehen müsse, »damit es nicht zu Grunde gehe.« — Die Selbstständigkeit Deutschlands soll ebenfalls hoffnungslos verloren seyn; »es »sey Naturnothwendigkeit, daß sie immer mehr zerfließe.« »Kein Land hänge von dem Gange anderer Staaten in ähnlichem »Maße ab, und der Kontrast zwischen Deutschland und den »übrigen großen Staaten Europas sey der von kräftigem Leben »und unheilbarem Marasmus.« — Irgend einen Zustand geachteter Ruhe und innerer Ordnung, oder die Segnungen des Friedens, darf nach ihm Deutschland am allerwenigsten erwarten. Auch künftig wird es »das gemeinschaftliche Schlacht»feld der andern großen Staaten« seyn, und »wird die Freyheit »der Griechen, wohl gar die Rettung Ostindiens, und »die nächste Gestaltung Südamerikas nicht (wie früher »die Eroberung Canadas) am Rheine entschieden, so wird »es an der Weser oder Donau geschehen.« Wiederum! »Große »Schicksale, Erschütterungen, die das völlige Verschwinden man»ches Volkes zur Folge haben können, scheinen Deutschland »bevorzustehen.« — Die Bundesverfassung vermag eben-

falls nach dem Verfasser durchaus nichts für jene Zwecke zu wirken. Nicht etwa, weil ihr diese und jene Grundeinrichtung mangle, die durch nähere Verabredung oder besseres Einverständniß ersetzt werden könnte, sondern weil das Interesse jedes einzelnen Staates in demselben nur ein verhinderndes sey, und der Bund selbst sehr bald seine Gültigkeit verlieren werde. Ihr »ganzer Sinn« sey, was der Augenblick von alten und neuen Staatsverhältnissen in Deutschland angetroffen habe, solle »fortdauern, »bis der Bund seine Gültigkeit verloren habe.« Oesterreichs Interesse im Bunde sey nur, zu verhindern, daß »der zwar nur kleine, aber wichtige Theil seines Kaiserstaates, »der deutsch spricht, sich nicht dadurch gewissermaßen von den übri»gen entfremde, daß er an das Schicksal derjenigen deutschspre»chenden Völker geknüpft werde, die zu andern Gesetzgebungen »gehören.« Sein politisches Hauptinteresse sey: »sich seine Masse von Ländern so zu erhalten, wie sie sind, und zu verhindern, daß keiner seiner Nachbarn sich vergrößere, wenigstens nicht, ohne daß es selbst einen gleichen Zuwachs erhalte.« — »Enger und anders »sey auch England durch Hannover, die Niederlande »durch Luxemburg, Dänemark durch Holstein nicht in »den Bund verschlungen« — Preußen habe ebenfalls kein anderes Interesse, als »sich vorläufig jeder Aenderung zu enthalten« — und ein ähnliches Interesse sey auch allen übrigen deutschen Staaten »durch physische Nothwendigkeit« aufgelegt. — Und um die Einheit noch unmöglicher zu machen, darum, meint der Verfasser, sey es ein Hauptinteresse der deutschen Fürsten, ständische Verfassungen einzuführen; um sich nämlich noch mehr gegen ihre Mitstaaten abzuschließen, und ihre Widerstandskraft gegen sie zu vermehren.

Allem also, was sonst für hohe Güter der Nationen gilt: politische Vereinigung und Bedeutung; würdevolle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von dem Gutdünken Fremder; unangetasteter Bestand und gesetzliche Ordnung im Innern; — dem, was sonst und anderswo die Demosthene begeistert hat, dem befiehlt dieser Demosthenes ein für allemal den Deutschen zu entsagen. Der erste Wegzeiger ans Ziel, das er uns vorhält, ist demnach der einer politischen Nichtigkeit Deutschlands, als ein Ganzes betrachtet.

Das Bild der politischen Verhältnisse Europens in ihrem Zusammenhange und ihrer nächsten und nothwendigen Entwickelung, wie es dem Verfasser vorschwebt, erhellet aus folgenden Zügen:

Europa dießseits des atlantischen Meeres zerfällt in diesem Bilde in zweyerley Hälften, worin einerseits das, was auf-

lebt und weiterstrebt, und andererseits dasjenige zu finden ist, was nach dem eigenen Ausdruck des Verfassers als »Spätherbst,« d. h. als diejenige Jahreszeit sich darstellt, worin die Blätter abfallen und faulen. In jener ersten Hälfte steht als große Macht das alleinige Rußland, und neben ihm nur der Staat der Niederlande, welcher ein kräftiges politisches Lebensprinzip habe, und trachten müsse, hoch und bedeutend da zu stehen — und das Volk der Griechen, deren Lage bald nicht mehr ihrer moralischen Kraft entsprechen würde. — In dieser letztern Hälfte befinden sich alle übrigen europäischen Mächte und Staaten. Allen ohne Ausnahme schreibt der Verfasser ein Zurückziehen auf sich selbst, ein Entsagen auf auswärtigen Einfluß, ein Stillestehen, und da dies bekanntlich in der Natur kein lange dauernder Zustand seyn kann, mittelbar wenigstens auch ein inneres Abnehmen und Zurückgehen vor, als die ihnen einzig übrige Wahl. — Das transatlantische Europa fällt ebenfalls in zwey Hälften, welche beyde im Weiterstreben begriffen sind, und wovon die glänzende Blüte der einen mehr einer nahen, jener der andern mehr einer entfernteren Zukunft angehört.

Was der Verfasser über Rußland, als sein Vaterland sagt, mag hier ausführlicher angeführt werden. »Aus einer glor»reichen Vorzeit, sagt er, und einer majestätischen Gegenwart, »geht es mit einer eben so hohen Jugendlichkeit und fünfmal grö»ßeren Macht als Nordamerika einer Zukunft entgegen — ich »glaube sie zu erkennen diese Zukunft, und jauchze ihr entzückt ent»gegen: Heil dir! mein Vaterland! — Indeß die lateinisch»germanische Völkerfamilie unsers Welttheils den Wen»depunkt ihrer Bildung erreichte, vielleicht überschritt, hat die »slavische erst vor Kurzem mit dem glänzendsten Erfolge die »Laufbahn begonnen. Ihren Haupttheilen nach in Eine Masse »gesammelt, welche die Bevölkerung jedes andern europäischen »Staates sehr weit übertrifft, auf einem Raume, der ihr fünffache »Vergrößerung erlaubt, und die Gaben aller gemäßigten Klimate »in sich verbindet; mit einer Verfassung, die unter allen die pas»sendste ist, um eine solche Masse rasch und kräftig jedem höheren »Ziel entgegenzuführen — was hat sie nicht schon erreicht! welche »Hoffnung ist zu kühn, daß sie sie nicht fassen dürfte! Mit offener »Empfänglichkeit erntet sie die höchsten Früchte der Bildung der »ältern Völker als eine Saat, die ihr kräftig fortstrebender Geist »im Laufe der Zeiten, zu sehr viel Höherem ausbilden wird, als »was sie empfangen hat.«

»Sie hat den andern Nationen des Welttheils den höchsten »Dienst geleistet. Sie hat mit unwiderstehlicher Kraft die Uni»versalmonarchie zerschlagen, die aus der Veraltung derselben

»entstanden, schon sehr weit herangewachsen war. Ist denn Undank immer der Lohn, den man für Leistungen zu erwarten hat, »die zu groß sind, um erwiedert werden zu können? Nur zu häufig »sind die Schriftsteller-Stimmen im Auslande, welche feindse»lige Befürchtungen gegen Rußland zu erregen suchen, oder »mit altklug vornehmem Ton von seiner Rohheit sprechen, so oft »sie etwas in ihm entdecken, was ihrer Eigenthümlichkeit fremd »ist. Bösartig und lächerlich zugleich! Noch zehnmal wird Ruß»land jeden Feind zermalmen, der aus der gegen seinen Umfang »kleinen europäischen Halbinsel heraufzöge, es anzutasten; aber »sich durch Theile derselben zu vergrößern, dessen bedarf es nicht. »Sie würden seiner Bevölkerung Bestandtheile beymischen, die »ihrer Eigenthümlichkeit schaden könnten. Was aber jene Rügen »betrifft: auch wo die Weislinge recht darin haben, schwindet, »indem sie sprechen, was ihren Dünkel erregt.«

»Mit welcher frohen Spannung folgt die russische Nation dem »erhabenen Gange ihres Monarchen! Jeder Tag erzählt neue »Großthaten. Hier reicht Er die Hand zur Vermittlung zwischen »einem Staate am andern Ende des Welttheils und seinen Kolo»nien auf entgegengesetzter Seite der Erde. Dort erschafft sein »Wink neue Handelsverbindungen Rußlands an der östlichen »Küste Asiens, und bricht dem beglückenden Völkerverkehr Bah»nen durch ungeheure Wüsten, die sonst nur Räubervölkern zur »undurchdringlichen Heimat dienten. Schöpfungen und Thaten, »dergleichen sonst einzeln die Glorie einer ganzen Regierung aus»machten, sind unter Alexander der Inhalt eines Jahres. Lange »unglückliche Völker richten unter Seinem Schutze, sich zu neuem »Glücke, neuem Daseyn empor — und wo immer auf der Erde »etwas Bedeutendes geschieht: der Russe nimmt lebhaft Theil »daran, denn die Stimme seines Monarchen wird dabey entschei»dende Worte sprechen. Es ist ein erhebendes Gefühl, Bürger »eines Staates zu seyn, dessen Interesse die Welt umspannt, und »überall geehrt wird!«

Von den Niederlanden merkt der Verfasser an, daß dieses Land, durch welches der Handels- und Kriegsweg dreyer großer Völker gehe, groß und bedeutend dastehen müsse, um nicht von ihnen zu Boden geworfen zu werden. Höchst wünschenswerth würde eine »Verbrüderung« der Niederlande mit den Völkern des langen Rheinthals seyn. »Es könnten leicht Ereignisse ein»treten,« meint der Verfasser, »welche die Ruhe Europas daran »knüpften, daß der Staat Karls des Kühnen hergestellt »werde.«

Für die Griechen sey alles zu hoffen; »ihre erste gemein»same Anstrengung werde ein so verrottetes Joch, als das türkische,

»wie von selbst zersprengen,« und »ihre moralische Kraft unaus-»bleiblich eine Umgestaltung zum Bessern herbeyführen.« Dann bleibe nur einzig dies noch zu erörtern, wie das Ereigniß der Freyheit Griechenlandes zum Besten des Welttheils zu leiten sey, und wie zu verhüten, daß es der Tyranney Englands nicht anheim falle, »welches sich jetzt schon, wie ein Löwe zum Ansprung, »auf die jonischen Inseln gelagert habe.« — Würde aber Griechenland als See- und Handelsstaat in die Reihe der europäischen Mächte treten, dann würde es, hofft der Verfasser, ein Gegner der englischen Seeherrschaft werden, welcher mit Nordamerika leicht zu gleichem Ende sich verbinden könnte.

Nun zu den übrigen Mächten Europas, denen der Briefsteller Zurückziehen auf sich selbst, Stillstand, Rückgang vorschreibt.

Von England meint er, daß die Regierung um die jetzige Höhe des Staates, seines bewaffneten Handels und seiner Sorge für die halbe Erde (durch welche es in alle Angelegenheiten verwickelt sey, und eine Art von Diktatur in mehreren Staaten ausübe) aufrecht zu erhalten, nach Unumschränktheit trachten müsse; — und daß von der andern Seite das Wohlseyn der neun bis zehn oder eilf bis zwölf Millionen Engländer in der Heimat (denen die übrigen sieben und funfzig Millionen Unterthanen des großbritannischen Reichs gehorchten) eine Beschränkung der Regierung erfordere und verlange. Siege nun die Regierung, so werde die Nation ihre freye Verfassung einbüßen, mit ihr das Vermögen zu leisten, und sie werde die Eroberungen und den Welthandel verlieren. — Siege aber das Volk, so würde es der Regierung unmöglich fallen, die Bedeutung Englands im Auslande und die auswärtigen Eroberungen zu erhalten, und vom Welthandel nur etwa ein Viertheil retten können. In beyden Fällen dieses Dilemmas würde England auf die Reichthümer und den Kunstfleiß seiner Heimat beschränkt werden. Die zu treffende Wahl und das Abwärtsneigen, welches im einen wie im andern Falle die Folge seyn müsse, würde, meint der Verfasser, durch zwey mächtige Nebenbuhler unfehlbar beschleuniget werden, durch Nordamerika, »welches das brittische Reich auf jedem »Küstenpunkte schmerzlich treffen könne, ohne eine Erwiederung »zu fürchten, und durch Rußland, welches, sobald es eine An-»strengung machen wolle, jede Besitzung, die Großbritan-»nien auf dem festen Lande zweyer Welttheile habe, mit Ueber-»macht angreifen könne.« Der Verfasser gibt die Andeutung: »wenn dereinst sich beyde verbänden« — »England wird hinge-»führt werden durch äußere Gewalt, »wohin es wenigstens,« so lautet der beygefügte wohlmeinende Rath »gemächlicher selbst ge-»hen kann, wenn es der innern Nothwendigkeit folget.«

Von Oesterreich sagt er, es sey ein Kaiserthum, das heißt, nach ihm, ein Staat, der in seinem Innern die nationale Verschiedenartigkeit seiner Theile bewahre. Uebrigens sey es nach außen völlig abgeschlossen, und habe gar keinen Naturgang, kein eigenthümliches, größerer Vollendung entgegenzuführendes Lebens-Prinzip. Vergleichbar einem fertigen Gebäude von Quadersteinen, habe es, einmal vorhanden, durchaus kein weiteres Interesse als: daß es fortdauere. »Für diesen Staat gebe »es nur Eine Gestaltung, an die sein Daseyn geknüpft sey, nur »eine Gegenwart.« »Möge es,« wird beygefügt, »der Weis»heit seines Kabinets gelingen, sie recht lange dauernd zu er»halten.«

Auch für Preußen sey kein anderes Interesse, als sich jeder Veränderung zu enthalten (nach außen und nach innen) und so fortzudauern, wie es einmal ist.« Nicht in gleicher Art wie Oesterreich: fortzudauern auf so lange als möglich, sondern: bis zu einer Zeit, da es durch Eintausch homogener Provinzen eine zusammenhängende Masse erhalte, die ein gemeinschaftliches Interesse verfolgen könne. — Die übrigen deutschen Staaten haben, nach dem Verfasser, nach physischer Nothwendigkeit alle ebenfalls nur Ein Gesetz, Beharren bey der Gegenwart, ohne nach Erhöhung ihrer Bedeutsamkeit zu streben.

Frankreich werde vielleicht in seine neue Konstitution hineinwachsen können, wenn es sich aller thätigen Theilnahme an dem Gange des übrigen Europa entschlagen wollte. So aber sey anzunehmen, daß es auch nur auf wenige Decennien hin, sich nicht auf sich selbst einschränken werde; und dies könnte das ganz unheilbare und größte Uebel »moralische Abgestorbenheit« wieder zum vollen Ausbruch bringen, »durch welches schon der korsische Usurpator auf den Thron gehoben worden sey« — und welches äußerstes Unglück auf Frankreich bringen würde.

Von Spanien führt der Verfasser aus, daß die Eroberung Amerikas sein Unglück gewesen, und daß jetzt nur Trümmer von Nation und Verfassung übrig sey. Beschränkung auf sich selbst sey der ihm noch übrige Weg; werde es über Amerika auf eine Zeitlang siegen, so werde es wieder in Schwäche tief versinken. »Siegen die Kolonien: auf sich selbst beschränkt, gezwun»gen, zu seiner vormaligen Industrie zurückzukehren, die un»ausbleiblich zuletzt auch zur Energie und Nationalität (!?) »führe,« werde es vielleicht mit Hülfe der Zeit einen höheren Rang wieder einnehmen können.

Auch Portugall hat nach dem Verfasser, wie die vorgenannten, nur zwischen zweyen Uebeln zu wählen. »Bleibt der König »in Brasilien, so muß er es auch als Hauptland betrachten und



6 *

»seinen Handel von Portugall unabhängig machen. Dann »verarmt dieses, oder es reißt sich los. Kehrt er zu dem alten »System, der Unthätigkeit in Europa und des Drucks in Bra»silien zurück, dann —«

Italien schlummere, deshalb sey nichts davon zu sagen; — sein Erwachen werde eine Weltbegebenheit seyn.

Die Schweiz habe kein politisches Lebensprinzip, könne sich also auch politisch nicht fortbilden, sondern nur fortdauern. (Den Unterschied des Länderumfangs bey Seite gesetzt, wäre das ungefähr das nämliche mit dem, was von Oesterreich gesagt wurde.)

Schweden und Dänemark hätten nur ein einziges Mittel, ihre Selbstständigkeit zu retten, wenn sie nämlich »nie dar»nach strebten, ausländischen Einfluß zu besitzen.«

Der Türkey bilde ihr Naturgang eine nahe Katastrophe. Das Mißverhältniß der schon lange stillstehenden Nation und ihrer im Sturmschritt forteilenden Nachbarn »werde sie sehr bald aus Europa wegdrücken« rc.

Aus diesen kurzen Anführungen erhellet, daß allen genannten Mächten das Zurückziehen auf sich selbst, und das Stehenbleiben beym Vorhandenen als ihr einziger Ausweg und als die einzig empfehlenswerthe Wahl, die sie treffen könnten, vorgeschrieben wird. Es bedarf keiner Nachweisung, daß dies für viele derselben eine große Machtverminderung theils voraussetzte, theils bewirken müßte, demnach als wesentlicher Rückgang zu betrachten wäre.

Von Nord-Amerika spricht der Verfasser mit Begeisterung. »Dort kehre fürwahr das goldene Zeitalter der Kindheit »unsers Geschlechts zurück, oder vielmehr, die Kindheit werde »dort zum goldenen Zeitalter, weil mit dem üppigen Entwicke»lungsvermögen des Knaben sich dort die Energie des kühnen Jüng»lings und die Reife des Greises, die Kraft und Erfahrung ho»her Kultur verbinden. Dieser Wunderstaat sehe die Welt seinen »Entwürfen und Bedürfnissen offen stehen. — Die Grundkraft »seiner innigsten Natur drücke diesen Staat aufwärts, und Eng»land drücke die seinige nieder. Beyde Staaten verfolgten wider »einander laufende Bahnen; bald müßten sie zusammentreffen, »und an einander vorbey eilen, und in kurzem werde man Mühe »haben, die historische Sage von dem Punkte zu glauben, von »welchem beyde ausgingen.«

In Süd-Amerika erblickt der Verfasser ein werdendes transatlantisches Rom. So wie Nord-Amerika zu den Staaten gehört, deren Grundbestimmung der Völkerverkehr ist,

so gehören die freyen Ackerstaaten, welche in Süd-Amerika entstehen werden, zu denen, deren Grundzweck und Grundlage Völkerbeherrschung ist. »Wenn Süd-Amerika mit ei»genthümlich selbstständigem Charakter in die Reihe der Weltstaa»ten treten würde, dann werde ein Abschnitt in der Geschichte »beginnen, in welchem alles nach einem kolossalen Maßstabe fort»schreiten und, neben welchem unsere diesseitigen Kontinental»kriege sich wahrscheinlich nicht bedeutender ausnehmen würden, »als neben diesen die Balgereyen der kleinen italienischen Staaten »im Mittelalter.«

Dies ist das äußerste, wie in Nebel gehüllte Ziel, welches der Verfasser auf der Laufbahn der Staaten im cis- und transatlantischen Europa erblickt. — In näherer und bestimmterer Gestalt sieht er diesseits einen vorzugsweise auf Diktatur beruhenden Weltstaat, der allverbreiteten Einfluß ausüben werde mit zwey unter seiner Leitung aufstrebenden Staaten an den beyden Seitenpunkten des europäischen Kontinents; und über ein halbes Hundert der größten, wie der kleinsten Staaten, welche sich jeder äußeren Einwirkung und jedes Strebens nach höherer Bedeutsamkeit enthalten, und nach der einfachsten Ideenfolgerung alle mehr oder minder abhängig von dem Willen jenes Weltstaates seyn würden. — Dieser Weltstaat vermöchte mit mächtigem Arm nicht nur jedesmal ins Herz von Europa zu greifen, und die streitenden Interessen der Staaten zu entscheiden, sondern selbst die entgegengesetzten Enden Asiens zu umfassen. — Jenseits der Meere ist ein anderer Welt- und Wunder-Staat auf absoluter Gleichheit seiner Bürger gegründet; beyde reichen dann wahrscheinlich einander die Hände, um die nächste Gestaltung Amerikas den republikanischen Grundsätzen des einen, und um Europa der eben angedeuteten Stellung des andern gleichmäßiger anzufügen und entsprechender zu ordnen. — Es fällt hier zunächst auf, daß der Verfasser die beyden Bestandtheile, aus welchen das Reich Napoleons — nach dem eigenen Ausdruck des Manuscrit de St. *Hélène* — zusammengesetzt war, Diktatur und Demokratie, als die beyden Angelpunkte hinstellt, auf welchen die kultivirte Welt des neunzehnten Jahrhunderts beruhen soll.

Die Würdigung dieser Entwürfe, welche große Aenderungen und abenteuerlich vorausgesetzte Entwickelungen in den Verhältnissen mächtiger Staaten zur Bedingung machen, beschäftiget uns hier nicht, da wir sie nur in Beziehung auf unsern Gegenstand, die Zukunft Deutschlands, angeführt haben. Für diese erhalten wir nun das zweyte Merkmal: politische Unthätigkeit und Inferiorität der einzelnen großen und kleinen deutschen Staaten, und eine solche Richtung der

in der Nation vorhandenen Kräfte, welche der allumfassenden Herrschaft jener beyden, auf Diktatur und Demokratie beruhenden Weltstaaten nicht entgegenwirke, sondern sie begünstige.

Es hat auch vormals Viele gegeben, welche eine politische Bedeutung der Gesammtheit Deutschlands von ihren Entwürfen und Bestrebungen ausschlossen. Dann aber trachteten sie beynahe immer, die politische Bedeutung dieses oder jenes deutschen Staates zu erhöhen, nicht ohne die innere Genugthuung, daß durch die Größe eines Theils auch dem Ganzen Zierde und Ruhm erwachse. — Auch gehört wirklich ein phantastisches Ueberspringen ganzer Vorstellungsreihen dazu, von den deutschen Staaten zu fordern, daß sie ihre politische Wirksamkeit und äußere Bedeutung vergessen sollen. Dieser demosthenische Redner aber scheint auch den erwähnten Gegenstand, der sonst wohl überlegene Männer begeistern und anfeuern könnte, die politische Bedeutung einzelner deutscher Staaten, auf einem gerade entgegengesetzten Wege als ein Opfer zu verlangen, was man nicht entschieden genug bringen kann, um der Nation um so besser an das ihr vorbehaltene Ziel fort zu helfen.

Auf dem Boden der Politik kann nun wohl, nach des Verfassers Ansichten, dieses nicht gefunden werden. Es muß also, wie es scheint, in dem Antheil bestehen, den er ihr an der Entwicklung des Bildungsganges der Menschheit zuschreibt. Sehen wir zu, was seine Anblicke und Erwartungen in dieser Beziehung sind, und welchen Ersatz er der deutschen Nation für den vollen Verlust eines würdigen und kraftvollen politischen Daseyns auf dem Boden der geistigen Ausbildung anweist.

Der Verfasser behauptet, daß seine Gedanken über den allgemeinen Gang der Menschheit eine durch langes Studium geschärfte Ansicht enthalte, »von einem Standpunkt, den Herder »ihm nachwies.« Er erblickt ein theilweises Fortschreiten der Menschheit und ein allgemeines. Bey jenem findet jedesmal wieder Rückgang statt, nicht bey diesem. »Weil die Kultur überall, »wo sie einen neuen Aufschwung nimmt, von den Produktionen »einer früheren ausgeht, und weil ein Zeitpunkt eintritt, wo sie »die Geschichte ihrer Vorgängerin mit vollem Bewußtseyn wie eine »gemachte Erfahrung benutzen kann;« darum, meint der Verfasser, werde sie in jeder neuen Periode vollkommener seyn. »Spätere Nationen werden immer etwas weit Höheres in denselben »Aufgaben leisten.« — »Der Gang der Menschheit sey zwar ein »Kreislauf, aber ein solcher, in welchem jeder neue Zirkel, den »sie beschreibe, den vorigen umschließe. Oder richtiger: Sie »wandle in einer Spirallinie ewig um denselbigen Punkt.« — Der ganze Inbegriff der menschlichen Kultur bestehe aber nur

aus zwey Verhältnissen, dem des Menschen zur übrigen Natur, des Strebens nach Kenntniß derselben und Herrschaft über sie — und dem der hiezu verbundenen Menschen selbst zu einander. Nur durch die gesellschaftliche Verbindung könne es den Menschen gelingen, bedeutende Fortschritte in Erforschung und Unterwerfung der Natur zu machen. Sobald die Verbindung entstanden sey, werde Bedürfniß, ein jedes Glied derselben zu verhindern, daß es einen andern Menschen nicht wie rechtloses Material seines Wohlseyns und Spiel seiner Willkür mißbrauchen könne. »Dies abzuhalten, ver»abrede man Gesetze und stelle Autoritäten auf, über die Beob»achtung derselben zu wachen. Man lausche dem Gefühl eine Sit»tenlehre ab, und der Phantasie eine schützende Autorität, auch »für diese: eine übersinnliche Welt.« Nachdem man nun über einen solchen (politischen und religiösen) Zustand eins geworden sey, so strebe die innere Gestaltung der Gesellschaft darnach, ihn bleibend zu machen; — das Verhältniß der Gesellschaft zur Natur umher sey aber in beständigem Fortschreiten. Durch die Erweiterung und abgeänderte Vertheilung der Kenntnisse und Reichthümer geschehe es dann, daß Gesetze und Verfassung aufhörten, ihren Zweck zu erfüllen. Auch »an die Gebote der Sit»tenlehre, an die verkündigte Gestalt der übersinnlichen Welt »(sind die Worte des Verfassers) hat man das prüfende Richt»maß des erweiterten Verstandes gelegt: sie verlieren ihre Bin»dekraft.« Dann entsteht »Kampf des neuen Bedürfnisses mit »den alten Autoritäten. Siegen diese, dann tritt Lähmung des »Geistes durch Tyranney ein (denn die Fortdauer nicht mehr pas»sender Verfassungen und Gesetze ist die härteste aller Tyranneyen) »und führen den Untergang der Staaten herbey. Siegt das Be»dürfniß, so entsteht (im Politischen und Religiösen) eine neue Ord»nung der Dinge, die einst veralten muß, wie ihre Vorgänge»rin.« — Und gegenüber diesem Gange und der Geschichte der Menschheit schwindet alles Individuelle in Nationen und Einzelnen zu Kleinigkeiten herab.

Zu Anwendung dieser allgemeinen Ansicht auf den Gegenstand unserer Untersuchung bedarf es noch, der Bemerkung zu erwähnen, daß der Verfasser den jetzigen Kulturstand im cis- und transatlantischen Europa für einen und den nämlichen ansieht, weil es, wie er sagt, denselbigen Schicksalsweg, eine gemeinschaftliche Weiterbildung derselben Ideen- und Gedanken-Maße, dieselbe Religion (?) *) gemeinsame Sprachen, einen fast überall gleichen Stand der Gebildeten über dem Volke zeige u. s. f.

*) An einer andern Stelle sagt der Verfasser, was hiermit wohl nicht übereinstimmen kann: »Die Religion spaltet eben jetzt noch Deutsch-

Es erhellet also, daß die deutsche Nation mit den ihrer Gattung innewohnenden tüchtigen Eigenschaften in dieser allgemeinen europäischen Kulturmasse dahin mitwirken soll, daß in Naturerforschung und Naturbeherrschung, und in den dazu dienenden gesellschaftlichen Einrichtungen, Höheres als je vorher geleistet werde. Ob der Verfasser hierin den Deutschen den vornehmsten Antheil zuscheidet, muß zwar zweifelhaft bleiben, weil er die glänzendsten Erfolge überhaupt Andern vorzubehalten scheint; doch sollen sie auf diesem Gebiete ebenfalls ihr bescheidenes Theil von Verdienst und Ruhm auch in der Zukunft erlangen.

Es erübrigt nun nur noch, diejenigen Winke und Forderungen zusammenzufassen, welche dazu dienen können, das Bild von der neuen Ordnung der Dinge bestimmter zu zeichnen, welche der jetzige Kulturzustand von Europa, nach dem Verfasser, erfordert, und zu deren Ausbildung Deutschland nach seinem Antheil mitwirken soll.

Der Verfasser erklärt sich bey mehreren Gelegenheiten als einen Feind unabhängiger kirchlicher Systeme, besonders des römisch-katholischen, von welchem er behauptet, daß es aus Karls des Großen Anerkennung entstanden sey, und dann, um sich die Weltherrschaft zu verschaffen, die Reiche planmäßig getheilt und gespaltet, und Deutschlands Untergang zu seiner angelegentlichen Aufgabe gemacht habe. — Von Rußland sagt er, es sey dadurch groß und mächtig geworden, daß sein Naturgang von keiner auswärtigen kirchlichen Autorität geirret war; »mit doppelter Eile stieg sein Glanz,« sagt der Verfasser, »seit es ein inländisches Haupt seiner Kirche erhielt,« — und nahm seinen majestätischen Aufschwung, »weil Peter der Unsterb»liche die höchste weltliche und kirchliche Autorität in sich selbst »vereinigte.«

Ganz dem entsprechend dringt der Verfasser an mehrern Stellen darauf, die letzten Fäden des katholisch-hierarchischen Gewebes abzuschneiden; — und deutet an mehreren Orten darauf, wie untergeordnet er von christlichen Dogmen denke. Zu nachstehendem Bekenntniß begeistert ihn der Ort, welcher ihm das Andenken Herders lebendig wieder hervorrief. »Nur der »Mensch stirbt, weil er sich eine Individualität er»künstelte. Alles übrige Leben in der Natur verjüngt sich »nur, da sie immer denselben Charakter neu ausprägt. Was

---

land in zwey große Hälften, von denen jede sich einem Theile des Auslands näher verbunden fühlt, als den anders glaubenden Deutschen.«

»liegt an den Einzelnen des einzelnen, ausgearteten *) Geschlechts!
»Waren sie edle und gute Menschen? wohl dir, daß du sie ge-
»kannt hast! Sie sind dahin; vorüber daran! Suche andere Er-
»scheinungen, dich zu erfreuen und zu erheben. Wie lange, so
»bist du vergangen wie sie.« —

Daß er sich als Feind des Mosaischen Gesetzes ausspreche, bedarf kaum einer Erwähnung. Die Juden seyen, meint der Verfasser, ein erschütternder Beweis geworden, wie tief ein Volk sinke, welches man in unwandelbarem Beharren und Absonderung erhalte ꝛc. — In ihrer Zerstreuung will er die Juden in engen Schranken gehalten wissen.

Gegenüber den Juden dringt er auf sorgfältige Bewahrung einer »reinen Christlichkeit der Staaten,« behauptet aber bey einer andern Gelegenheit, »aus dem Christenthum breche die »gräßliche Unduldsamkeit seiner Wurzel, d. h., des Judenthums »überall da wiederum hervor, wo die Kirche des weltlichen Arms »zu bedürfen glaube, um ihre Ansprüche als Religion geltend zu »machen.«

Es bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß der Verfasser den Islamismus ebenfalls deßwegen tadelt, daß er den Beruf zur Glückseligkeit an die Treue gegen den Koran geknüpft habe.

Ueber die politischen Verhältnisse geben diese Briefe noch sparsamere Winke. Vom Adel verlangt der Verfasser, daß er freywillig in die Masse des Volks zurückgehen soll. »Die germanischen »Nationen haben es längst begriffen, ihr Lehnsadel sey ein ab- »gestorbenes Glied am Staat, der ihn durch Vorrechte drücke, »ohne ihm durch Pflichten nützlich zu seyn. Nicht einen Lehns- »adel, einen Optimaten-Stand bedürfen sie jetzt, d. h., eine »Reihe von Männern, die für persönliches Verdienst, persön- »liche, nicht forterbende Vorrechte genießen.« — Bey Weimar rühmt er den genialischen Aufschwung, den der Großherzog durch Einführung seiner Verfassung bewährt habe, — und rühmt das Bemühen des jungen Wieland, als muthvoller Denker in der bekannten Weise auf seine Nation zu wirken. »Er kann ihr »wichtiger werden, sagt der Verfasser, als sein berühmter Vater, »wenn auch nicht unsterblich wie er; denn je kräftiger der Gipfel- »trieb der jungen Pflanzen emporstrebt, desto höher werden ihn »bald die Aeste überragen, die aus ihm selbst hervorschießen.« — Von der alles umfassenden Tagesliteratur verspricht sich der Verfasser viel Gutes, als [illegible] einer Gestaltung, welche die deutsche

*) »Ausgeartet?« wie steht es alsdann mit dem immerwährenden Fortgang?

Literatur hätte nothwendig annehmen müssen, um kräftig ins Leben der Nation einzugreifen. Den Wissenschaften selbst seyen mit den zahlreichen Tagesblättern die Flügel gewachsen; und für die eigentlichen Lebensverhältnisse und Geltendmachung des Rechts sey die allgemeine und schnelle Conversation der Schriftstellerey von höchster Wichtigkeit. Und schon zeige sich in der Modeliteratur »ihre nahe ernste Umwandlung.« — Den Regierungen, namentlich der preußischen, empfiehlt er vor allen jenen, nach dem Vorstehenden näher zu erläuternden Satz: »Licht ist Macht, und »wie die Pflanzen ihre Wipfel, neigen die Völker Haupt und »Herz dorthin, woher ihnen das Licht zuströmt.«

Als Desiderien und Vorbedingungen der im gegenwärtigen Kulturzustand erreichbaren Höhe scheint also angesehen werden zu müssen: Aufhören eines unabhängigen Kirchenthums und eines ewigen positiven Christenthums; Aufhören fester Standesverbindungen im Staate; — unbedingt freye Ausbreitung aller sich einfindenden Vorstellungen und Ideen. In einem solchen Kulturzustande, zu welchem dieses Vorbedingungen sind, und auf welchen vorzüglich zwey Weltstaaten Einfluß, der eine als Diktatur, der andere als Demokratie ausüben, soll die deutsche Nation zwar nicht den Hauptantheil, aber doch einen ehrenvollen Antheil daran erhalten: daß in den Aufgaben der Naturerforschung und Naturbeherrschung Höheres, als je geschehen ist, nach dem Gesetz des beständigen Fortschreitens der Menschheit, geleistet werde.

Für dieses Ziel, welches irgend bestimmter zu bezeichnen, in Absicht darauf, welche einzelne Aufgaben, und wie sie gelöst werden sollen, die Schrift keine Andeutungen enthält, sollen die Deutschen, leichten und entschlossenen Sinnes, folgende Entsagungen leisten: zuerst auf politisches Daseyn und politische Bedeutung der Gesammtheit Deutschlands; — dann auf politische auswärtige Wirksamkeit und Bedeutung der einzelnen deutschen Staaten: und endlich für denjenigen Theil der Nation, welche ein unabhängiges Kirchenthum will, oder im Staate feste Standesverbindungen für nöthig halten, oder als ein Recht behaupten mag, Entsagung auf das, was ihm heilig und ehrwürdig, oder werth und lieb ist.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf die Grundlage dessen, was für solche und so große Opfer, deren Forderung so tief in das Herz vieler Besseren schneidet, als Ersatz, und der Nation als Ziel hingestellt wird. Sie ist nichts anderes, als die Hypothese, daß das angefangene Jahrhundert, eine höhere Stufe menschlicher Kultur, als alle vorherige, weil es das spätere sey, herbeyführen müsse. Darum müssen auch die ehrwürdigsten

Kirchen- und Staatseinrichtungen schwinden, weil sie Verabredungen und Meinungen der Menschen überlieferten, die man jetzt für erloschen zu erklären beliebt; darum muß man in der ganzen politischen Ordnung der Dinge den »groben Naturgang« walten lassen, und es wäre höchst lächerlich, ihm aus irgend einer Vorliebe für Nation oder diesen und jenen Staat in den Weg treten zu wollen. Sind Umgestaltungen nöthig, um jenen Naturgang zu erleichtern, die Blut und Thränen kosten, so sind diese für leichte Uebel zu halten, im Vergleiche mit jenen Gütern, die der Naturgang herbeyführen wird, welcher immer wachsende Kultur nothwendig mit sich bringt. — Also der Verfasser und jene die mit ihm übereinstimmen.

Es ist ein uralter Satz, mit welchem man gegenwärtig so wichtig thut, daß der später Geborne scharfsichtiger, als der früher Lebende sey. Quanto juniores, tanto perspicaciores lehrte man im eilften Jahrhundert, inter prima disciplinarum elementa, und zwar aus dem ganz richtigen Grunde, weil die Späterlebenden die Summe der Erfahrungen ihrer Vorgänger, in klares Bewußtseyn aufnehmen, und zum Anfang ihrer Bemühungen machen können. Die weiseren Alten legten aber in diesen Satz seine nothwendige Beschränkung, welche die Köpfe unserer Zeit in ihrer Sättigung und Reife übersehen; perspicaciores: dieß behauptet das Fortschreiten in allen den Dingen, (und nur in ihnen), welche der scharfsichtige Verstand erfaßt und behandelt.

Doch kommen hier noch viele andere Rücksichten in Betracht. Von den Vorgängern lernen kann niemand, der sie nicht um ihre Erfahrungen befragt: und wie vieles bedeckt hier die Nacht der Vergessenheit! Fangen nicht ganze Geschlechter und einzelne Menschen schon, weil sie der vorigen Zeit uneingedenk sind, oder weil sie nicht Kunde davon erhalten, die Reihe der Erfahrungen wie von vorn an? — Und in wie vielen Dingen muß sie das neuere Volk, das neuere Geschlecht darum von vorn anfangen, weil die Aufgaben sich ändern, oder weil die Mittel, womit man sie löset, einer Veränderung unterliegen! Sind die Wege und Bahnen, auf welchen uns das Bedürfniß der Naturbeherrschung und Naturerforschung führt, andere, als früherer Völker, so sind auch diese ihre Künste und Erfahrungen in so weit für uns verloren.

Auch in den Künsten, also der Nahrung, Kleidung, der Wehrhaftigkeit, des Gewinns u. s. w., in denen allerdings aus der immer wachsenden Summe gemachter Erfahrung und vermehrter Naturkenntniß, in sofern die Aufgaben dieselben bleiben, ein beständiges Fortschreiten statt haben **kann**, finden außerordentlich viele Einschränkungen und nähere Bedingungen

einer solchen Annahme statt. — Seicht und dürftig auch schon in dieser Beziehung ist daher folgende Darstellung des Verfassers: »Zwischen dem ersten, der die beyden Enden eines Stabes zu»sammenband, um einen Bogen zu bilden, und dem Erfinder »der Congrevschen Raketen; demjenigen, der den ersten Kochtopf, »und jenem, der die erste Dampfmaschine ersann; — dem ersten »der die regelmäßige Abwechslung der Mondsgestalt bemerkte, »und dem Entdecker der Ceres, — jenem, der den ersten Fun»ken aus einem Kiesel schlug, und dem Erfinder der Gasbeleuch»tung ist im Grunde kein anderer Unterschied, als daß der Eine »die Reihe von Beobachtungen und Versuchen begann, deren »Fortsetzung während einer Reihe von Jahrtausenden der An»dere benützte und weiter führte.« — Dem ist nicht ganz so, auch in Bezug auf die hier erwähnten Künste. In einigen leisten wir mehr, als die Alten, besonders darum, weil ihnen diese Künste unbekannt oder noch entbehrlich waren; — in anderen, schöneren, größeren zum Theil, werden sie von uns nicht erreicht. Alle diese Künste der physischen Nothwendigkeit oder des Wohllebens, nehmen nach Unterschied der Zeiten und Klimate verschiedene Richtungeu an, nach jener großen Naturmannigfaltigkeit, die in allen und auch in diesen Dingen vorwaltet, und indem die spätere Zeit in den ihr vorliegenden Aufgaben Wichtiges leistet, wäre es eine lächerliche Anmaßung und Unwissenheit zu meinen, daß sie nunmehr auch alle frühern Lösungen verwandter Aufgaben überbiete.

Was soll man aber zu der ungeheuren Verwechslung der Begriffe und der Größe des Irrthums sagen, wenn man wahrnimmt, daß der Verfasser diese Darstellung von dem ganzen Inbegriff und Umfang der menschlichen Kräfte, auch der höchsten geistigen, und von allen Aufgaben des Strebens nach Vollkommenheit versteht. Und doch scheint dieß aus der ganzen Ansicht, wie wir sie oben ausgehoben haben, unverkennbar. »Man lauscht, »sagt der Verfasser, dem Gefühle eine Sittenlehre ab, und der »Phantasie eine schützende Autorität, auch für diese: eine über»sinnliche Welt u. s. w. Dieser Gang ist unter den Menschen »ihrer Natur gemäß, so regelmäßig und überall gleich, wie bey »den Biebern die Form ihres Baues, ihrer Natur zufolge.« Es gibt kein Gebiet von Eigenschaften und Kräften des Geistes, des Gemüthes, der Tugend und der Religion, kein Glauben und keine Liebe, kein Empfinden und kein Wollen, was nicht diesem Gesetz des naturgemäßen Schaffens, Vergehens und immer vollkommenern erneuerten Schaffens unterworfen wäre. Diese letztere Eigenschaft haben die Menschen vor den übrigen Thieren

darum voraus, weil ihnen das reflektirende Bewußtseyn als eine weitere Naturgabe hinzugegeben worden.

Diese Ansicht läßt außer Acht die tiefe Kluft der Unterscheidung, zwischen dem Wesen der göttlichen und jenem der thierischen Kräfte im Menschen. Indem sie beyde auf eine und dieselbe Linie stellt, vergöttert sie das Thier, und raubt dem Menschen seine höhere Würde, seine göttliche Natur in ihrem Ursprunge: das ganze Menschengeschlecht wird blos eine höher begabte, feinere Gattung von Thieren; ausgezeichnet vor den übrigen durch vollkommnere Seelenkräfte und durch größeres Unglück. — Und weil nun jene der Ewigkeit angehörenden Anlagen und Kräfte im Menschen gerade diejenigen sind, kraft welcher er sich den Erkenntnissen von Gott, Unsterblichkeit und Persönlichkeit öffnet, so benimmt sie, so viel an ihr ist, allen Glauben und freudige Gewißheit über diese wichtigsten und größten aller Gegenstände der Erkenntniß.

Wäre diese zerstörende Ansicht neu, so würde es die erste aller Aufgaben seyn, sie in ihrer Falschheit darzustellen; und nach den wahren und beglückenden Lehren über die menschliche Natur und Bestimmung zu forschen. Da sie aber nichts ist, als jene uralte und verächtliche Wissenschaft des Nichts, die von den ersten und größten Menschen aller Zeiten, und in voller Herrlichkeit durch das Christenthum besiegt, und ihres Stachels beraubt worden, so können wir sie hier wenigstens mit allem Fug ihrer eigenen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit anheim geben.

Nur die Frage des Fortschreitens wollen wir noch näher in Bezug auf den ganzen Menschen, und seine höhern und niedern Kräfte betrachten. Und hier kommen wir auf jene nothwendige Beschränkung zurück, welche klügere Voraltern ihrer Ansicht vom Fortschreiten der menschlichen Bildung gaben. Quanto juniores, tanto perspicaciores. Sie gilt also nur für alle diejenigen Kräfte und Gegenstände, die von der Scharfsichtigkeit abhangen. Nicht von dem, was dem Studium der Scharfsichtigkeit unerreichbar, als eine freyere Gabe der Natur an's Individuum erscheint, und eben darum unabhängig ist vom Früher und Später. — In den Künsten des Geschmacks z. E. ist dasjenige, was ihre eigentliche Hoheit beurkundet, die dives vena, die angeborne Kraft, durchaus an kein Gesetz des Früher und Später gebunden. *Τῃ δε φυῃ παντα αριστα.* Ob sich das Gefühl des Schönen aus ewiger Urne in diesen oder jenen Geist und Gemüth ergießt, das macht den Dichter und den Bildner. Eben so wenig, als sich die Generationen der Menschen zu immer schönerem und kräftigerem physischen Daseyn verjüngen (zu glücklich wenn nicht das Gegentheil ihr Loos ist), eben so wenig entwickelt und erneuert sich der

menschliche Geist zu immer reinerer Empfindung und glücklicher vollendeten Darstellung des Schönen.

Was ist von Gefühlen und Gemüthsbewegungen zu sagen, wodurch das persönliche Daseyn sich dem inneren Sinn am heftigsten offenbaret, von Liebe und Haß, und daraus hervorgehenden Entschlüssen: von Vaterlandsgefühl, Drang nach rühmlichen Dingen, von Ehre und Aufopferung; und allen andern mächtigen Bewegern der menschlichen Natur? Nicht vom scharfsichtigen Verstande können sie ergriffen und erzeugt werden, und darum hat auch mit nichten das spätere Geschlecht einen edleren, stärkeren, besser geleiteten Drang nach Beglückung Anderer oder eigener Vollkommenheit. (Die Alten sagten wohl quanto juniores tanto perspicaciores, aber sie hätten den verlacht, der gesagt hätte, tanto animosiores, fortiores, digniores, diviniores).

Dem Blicke des Philosophen, der die Dinge und Begebenheiten in ihrem Zusammenhange betrachtet, bietet sich zwar im Fortlaufe der Zeit ein größerer Umfang von Thatsachen und Gegenständen dar; auch wird der Ausgang vieler Dinge offenbar, welche frühere Zeiten nur in den Anfängen oder in der Blüte ihres Daseyns gesehen hatten. Der Standpunkt des Weltbetrachters kann also günstiger seyn, weil er der spätere ist; aber die Kraft und Helle seines Geistes, womit er alle vorliegenden Erfahrungen in ihren gemeinsamen und tieferen Verhältnissen zusammenfaßt, ist ganz unabhängig vom Früher oder Später, wie jede höhere göttlichere Gabe.

Und wie? die Lehren von Gott, seinem Befehl an die menschliche Freyheit, und dem ewigen Unterschied zwischen Gut und Böse, von seinen Gerichten und seinen Erbarmungen, diese sollten, als naturgemäße Erzeugungen des menschlichen Hirnes und der Phantasie, als Ausgeburten des menschlichen Verstandes, mit dem Fortgange der Jahrhunderte sich ändern müssen, und was dem einen Geschlechte als das Heiligste galt, dem anderen, weil es das spätere ist, nicht mehr genügen können? Dieses ist eine der ärgsten Umkehrungen der Verhältnisse. Die Gottheit hat sich geoffenbaret, und jede ihrer Offenbarungen gehört in eine höhere Ordnung der Dinge, als die des Naturgesetzes, und des von ihm abhängigen Wachsthums. Die Religion entstammt einer höheren Welt, und das Mehr und Minder in göttlichen Dingen kann nicht abhängen vom Früher oder Später des bloßen menschlichen Bemühens und Einbildens; es hängt ab von der größeren oder minderen Fülle, in welcher die Gottheit sich offenbaret, und von der größern oder geringern Treue und Tiefe, womit die Offenbarung aufgenommen und verstanden wird; von der Nähe

oder Entfernung des einzelnen Menschen vom lebendigen Urheber und ewigen Ursprung alles Daseyns und aller Wahrheit. Denn Gott ist kein Erzeugniß des menschlichen Kopfes, sondern der Schöpfer Himmels und der Erde, der den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat.

Freylich ein solcher Gott, der nur als entfernter Hebel und Triebrad in die hohen Werkstätten der Industrie und des Luxus greifen, das Mittel seyn sollte, selbst auch für die äußerlichsten und werthlosesten Mittel, ein solcher ohne Lästerung nicht zu denkender erbärmlicher Verstandes- und Phantasie-Gott müßte allerdings bey jedem neuen Versuche, ihn zu konstruiren, völliger und nakter für das, was er ist, erkannt werden, nämlich in seiner reinen sich mehr und mehr enthüllenden Nichtigkeit. — An dem innersten Heiligthume der Menschheit würde sich derjenige versündigen, welcher die Religion als eine blos nützliche Erfindung gelten lassen, und einführen wollte. Sie ist entweder höchster Endzweck oder ein leeres Nichts. Und eben so wenig ist das spätere Geschlecht durch seine erhöhete Scharfsichtigkeit nicht im Stande über Sittengebot und Tugendwerth richtiger als in früheren Zeiten zu urtheilen. Denn der Verstand läßt sich nur allzuleicht mit den thierischen Kräften des Menschen in ein gefährliches Bündniß ein, um die höheren zu unterdrücken. Weit entfernt, daß diese in mehr als einer Beziehung zweydeutige Gabe einer vorzugsweise oder allein ausgebildeten Scharfsichtigkeit, den Menschen höher zu seiner wahren Würde und dem Adel seiner Natur hinan höbe, verhindert sie ihn vielmehr nur gar zu oft, seine Irrthümer und Fehler zu gestehen und einzusehen; sie stellt ihm die Lüge als Wahrheit, das Verbrechen als Tugend, das Uebel als Glück dar, und zieht ihn mit tausend feingesponnenen Fäden der Argumente und der Genüsse in die Tiefe eines unerkannten, durch dünkelvolle Selbsttäuschung zweyfach bedaurungswürdigen Verderbnisses herab. —

Was wahrhaft groß und herrlich, was der Menschenwürde angehört, und der Rede eigentlich werth in menschlichen Dingen ist, darin leisten die später lebenden Menschen nicht darum, weil sie später leben, das Höhere. Möge die Geschichte und die Vorbilder früherer Zeiten unter uns in ihre Rechte wieder eintreten. Mögen wir die Lehre des Alterthums und jeder Vorzeit hören, und nach dem Inhalt göttlicher Verkündigung um so sorgfältiger, um so lernbegieriger forschen, je entfernter uns im Fortrücken der Jahrhunderte ihre nächste Stimme geworden ist!

Nach dem einfachen Satze, daß da, wo der Grund unhaltbar befunden wird, auch die Folge hinwegfällt, kann mithin das

Ziel, was der Verfasser vorliegender Briefe auf einem, wie wir sahen, nichtigen und erlogenen Grunde aufführte, kein Gegenstand des Strebens für die deutsche Nation seyn. Und da dieses zugleich als Ersatz für große und schmerzliche Opfer gewahret wurde, so erhalten diese, wenn jener als eine Tauschung befunden wird, ein überaus großes Gewicht. Darum soll eine der kraftvollsten und schicksalreichsten Nationen sich mit politischer Bedeutungslosigkeit mehr und mehr vertraut machen und befreunden; darum soll die oftbewährte politische Wichtigkeit der ihr angehörenden Staaten und Mächte an Gehalt und Größe verlieren; darum Einrichtungen, die großen Theilen der Nation theils als das höchste äußere Verhaltniß heilig, theils aus guten Gründen wichtig und werth sind, zerstort und untergraben werden, darum endlich gelegentlich auch Blut und Thranen fließen, damit — eine erlogene Kulturhöhe erreicht werde?? Phantastisch erscheint das wohl, aber es hat in keinen guten Gemuthskraften und Geistesanlagen seinen Grund. Traume sind das wohl, aber keine ahnungsvolle Morgentraume, sondern Reminiscenzen eines zerstörungssüchtigen Verstandes. — Träume allerdings, aber nicht diejenigen eines — Menschenfreundes.

Zufrieden, die Nichtigkeit und Schädlichkeit der Resultate des Verfassers, und die überaus große Verdachtigkeit und Verkehrtheit der von ihm angegebenen Mittel einigermaßen, wenn auch nur von einer Seite beleuchtet zu haben, wollen wir uns nicht in voreiliger Zudringlichkeit zu dem Unternehmen herbeylassen, an der Stelle des Getadelten nunmehr selbst umfassend anzugeben, welches die Zielpunkte seyen, die der deutschen Nation in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung vorschweben, und welche Verfahrungsweise und Maßnahmen die deutschen Mächte und Staaten in Uebereinstimmung hiermit, in Gemäßheit ihres eigenen wohlverstandenen Staatswohls und Ruhmes, so wie der allgemeinen europäischen Verhaltnisse zu ergreifen haben.

Wir möchten vor allem nicht in den Fehler fallen, welchen der Verfasser nach unserer Meinung eben nicht vermieden hat, die Früchte gewaltthätiger Umwälzungen oder schwerer Kriege mit heiterer Stirn, und selbstgenügsamem Lächeln auf wenige fliegende Blätter zu sammeln. — Folgende Gesichtspunkte erscheinen dagegen als solche, von denen eine einsichtsvolle Staatskunst sich nicht leicht entfernen wird:

1. Allerdings wird sie den Naturgang nicht hemmen wollen, welcher mit dem Fortlauf der Zeit und mit der großeren Zahl forschender Köpfe und gefundener Thatsachen eine großere Vollkommenheit in gewissen Erkenntnissen und Künsten herbeyführt;

— sie wird diesem naturgemäßen Weiterstreben vielmehr zu Hülfe kommen.

2. Die mit den Mitteln allgemeinerer und leichterer Verbreitung bewirkte Theilnahme einer größeren Zahl von Menschen an den Gütern des Lebens wird sie ebenfalls als eine Wohlthat des Fortlaufes der Zeit zu befördern geneigt seyn; — aber

3. wird sie über diesen Gesichtspunkten jenen noch viel wesentlicheren und wichtigeren nicht außer Beachtung lassen, daß die richtigen Mittel für Bewahrung, Wiedergewinnung und Verstärkung jener besseren Güter in Anwendung gebracht werden müssen, welche einer höheren Ordnung der Dinge angehören, oder als näheres Eigenthum des Geistes und freyere Gabe der Natur unabhängig sind von früherer oder späterer Zeit. — Insbesondere wird sie das Heiligthum der Religion und das unschätzbare Gut wahrer National-Freyheit nicht nach willkürlichen Erziehungs-Planen zu beherrschen, aber mit allem Ernst zu beschützen und zu begünstigen bemüht seyn.

4. wird sie vor allen Dingen Gerechtigkeit leisten, und auf Beobachtung derselben wachen, weil diese der beste Leitstern der Staaten ist; besonders in Zeiten, wo die Welt der Meinungen sich in entgegengesetzte Hälften trennet. Gerechte Gesinnung aber kann die Mächtigen bewahren, nicht durch eine willkürliche und eingreifende Verwirklichung irgend eines allgemeinen Bildes von Glückseligkeit und Vollkommenheit dem menschlichen Geschlechte vielleicht unheilbare Wunden zu schlagen; — während dieselbe Gerechtigkeit zugleich auf der andern Seite die Wege offen läßt, und anzeigt, auf welchen die Welt am sichersten zu wahrer nicht täuschender Verbesserung herübergeleitet werden kann.

Die Auflösung einzelner Fragen, welche unter diese Gesichtspunkte fallen, möge schicklicherer Gelegenheit und befugteren Stimmen vorbehalten bleiben.

Art. V. Voyage historique en *Egypte*, pendant les campagnes des Généraux *Bonaparte*. *Kléber* et *Menou*, par Dominique de *Piétro*. — Avec une carte de l'*Egypte* povr l'intelligence du voyage. — *Paris*, l'*Huillier*, libraire, rue *Serpente*. 1818. pag. 340. 8.

Wir glauben der Wißbegierde der Leser hinsichtlich dieses Werkes, das bey seinem kürzlichen Erscheinen unerwartetes Aufsehen erregte, am besten zu entsprechen, wenn wir einen möglichst vollständigen Ueberblick desselben geben, und unsere Bemerkungen gegen das Ende beyfügen.

Der Verfasser beginnt mit einem kurzen Abriß der Begegnisse Aegyptens: eines der fruchtbarsten Länder der Erde, der Wohnstätte eines uralten Volkes, der Wiege vielfältiger Kenntnisse über Gestirne und Menschen und über die ewigen Gesetze der Natur, der Gegenstand einer, wie wenige, klimatisch, populär und lokal berechneten Verfassung; aus der uns schon das einzig wahre Gegengewicht unumschränkter Herrschermacht (wie durch den Nebel der Nächte, jener niemals untergehende Stern) entgegenglänzt: die Theokratie!

Aus Aegypten läßt des Verfassers Einleitung, Griechenland kolonisiren, das, zur ewigen Jugend und Schönheit emporgeschwungen, der düster verschwiegenen Mutter, geringes Dankgefühl bezeigt habe! — Was eine Zeitlang Italien für Europa, sey Aegypten damals und lange der ganzen Welt gewesen. — Sesostris, dem Eroberer, mißfiel bey solchem verderblichen Ziele die Beschränktheit der Landwehre. Er trennte den Nähr- und Wehrstand mit der nothwendigen, auch in unsern Tagen wiedergekehrten Folge, daß die Masse des Volkes, unkriegerisch und weichlich wurde, daß ein einziger Schlachttag und einige Gewaltmärsche, das Schicksal des ganzen Reiches entschied! Diese Folge blieb unter den Königen, wie nach deren Abschaffung unter den zwölf Häuptern, und auch als des Königthumes Wiederhersteller, Psammetich wähnte, seine griechische Garde reiche hin, ihn zu schützen gegen das persische Weltreich! — Kambyses tolles Wüten gegen Götter und Gräber. — Ohnmächtige Versuche gegen das zweyhundertjährige persische Joch, — Alexander und Alexandrien und die Ptolemäer, — allmälich mehr Künsteley als Kunst und nur entmannende Wollust, statt freudigkühner Lust, ein Reich von Eunuchen und Favoriten und meist die Schwestern, Gemahlinnen ihrer königlichen Brüder, — die Römer unter Pompejus, höchst zweydeutige Vermittler der innern Zwistigkeiten, — Kleopatra vor dem Triumvir Antonius zu Tarsus und dieser zeither von ihr so bezaubert, daß er nach zahllosen Entwürdigungen und unglaublicher Selbstvergessenheit, auch noch im Ende der großen Rolle, die Ueberlegenheit der vortrefflichsten Landtruppen aufgab, um in seinem letzten Glückswurf wider Octavian, bey Actium, der Königin das lange gewünschte Schauspiel einer Seeschlacht zu geben! — Germanikus am Wassersturz des Nil und Hadrians Stadt, zu des geliebten Antinous Gedächtniß, — unter den Schrecken der Christenverfolgung und der Ketzereyen, die Einsiedler der thebaidischen Wüste und zu Alexandria, katonische Patriarchen, wie Athanasius und Cyrill! — Mohamed, — seine Araber,

siegreich von Indien und Persien, bis an den hintersten Wasserfsturz des Nil und in Spanien und bis mitten in Frankreich. — Amru unterwirft Aegypten gar leicht, Brand der alexandrinischen Bibliothek.

Auflösung des arabischen Reichs durch innern Zwiespalt, Ommiahden, Abbassiden, Fatimiden, — die Kreuzzüge (in denen auch der heilige Ludwig und mehr als ein Fürst von Oesterreich, Aegyptens Erde durch gewaltige Heldenthaten erschüttert). Die Mameluken (diese von Sultan Saleh theils im Kaukasus gehobene, theils aus tatarischer Sklaverey losgekaufte Miliz), Sieger bey Mansura, wütend, daß der Sultan Malek el Moaddam, dieses Sieges stolzester Beute, dem heiligen Ludwig, ihrer unbefragt, Frieden und Freyheit gegeben, tödten ihn und vergeben den Thron. Durch mehr als dritthalb Jahrhunderte mamelukische Sultane, und obwohl Selim I. den letzten an Kairo's Thoren aufhängen ließ, wurden ihre Beys nichtsdestoweniger wieder Herren in Aegypten und des Großherrn Pascha das, für was sie ihn gelten lassen wollten. — Ali Beys Aufstand während des russisch-türkischen Krieges (1770 — 1773), endigte aber auch nur damit, daß er geschlagen und gefangen, wenigstens noch an seinen Wunden starb, gleichwohl der Kopf nach Stambul kam!

S. 30. Richtige Entwicklung des Einflusses der türkischen Despotie auf Fruchtbarkeit, Klima und Gesundheitszustand.

I. Buch. S. 36. Des Verfassers frühe Begierde zu reisen, führte ihn (da Amerikas neue Welt mit ihren ungeheuern Flüssen und zahlreichen Seen, dichten Wäldern und Eisbergen, damals durch die brittischen Geschwader unzugänglich war) auf die Touloner Flotte, von den Eroberern Italiens bemannt, von Bonaparte befehligt und zu jener romantischen Unternehmung nach Aegypten bestimmt. — Begeisterung dieser Tapfern, »queis laurus aeternos honores, *italico* peperit triumpho,« für ihren, vom Glück lange verwöhnten Führer, Einnahme von Malta, — die Landung vor Alexandrien, welches, einst an Herrlichkeit mit Karthago und Rom wetteifernd und von 900,000 Menschen bewohnt, dem Verfasser ein ergreifendes Bild der historischen Kindheit, Mannskraft und Greisenalters bot, — der Marsch auf Kairo durch die Wüste, — trostlose Einförmigkeit dieses Sandmeeres, ein taubstummes Bild der Vernichtung. In der unerträglichen Hitze, das schadenfroh höhnende Trugbild des Wasserspiegels, — scharfe Abtheilung der Araber, in herumirrende und landbauende, — unruhiges, räuberisches Wesen. — Wie alle Bewohner kultivirter Länder und die des Gegensatzes, in ihren Grundzügen übereinstimmen! — Mit der

Stupidität der amerikanischen Wilden, sahen auch die Eingebornen der erbärmlichen Hütten an dem oder jenem Sandhügel, ein ganzes fremdes Heer, ohne das mindeste Erstaunen, ja ohne alle Aufmerksamkeit vorüberziehen! — Unerfreulicher Rückblick des Verfassers, wie die Kultur bald der einen, bald der andern Halbkugel ihre Strahlen zuwende und auf eine mögliche Zeit, wo Europa zu dem jetzigen Zustande Aegyptens, dieser Ahnfrau alles Wissens, herabsinken wird!?

S. 59. In den Ebenen von Chebreisse, erster Anblick der mamelukischen Reiterey mit ihren glänzenden reichgeschmückten Waffen, prächtigen, rothen Gewändern und allem Luxus des Morgenlandes, — der zweyte an den Pyramiden von Memphis, — Niederlage Murad Beys, Flucht Ibrahim Beys, unermeßliche Beute an Gold, Cachemir-Shawls und köstlichem Geräthe. Einnahme von Kairo, seltsamer Gedanke der Erbauung solch großer Stadt in der traurigen Umgebung der Einöden und am Fuße des kahlen Mokatan. — Aeußerste Vernachläßigung der nöthigsten polizeylichen Einrichtungen, dagegen welche Pracht in den innern Häusern der Beys! — Haß gegen die europäischen Kaufleute und gegen die Franken überhaupt, — keine Wagen, Wichtigkeit der Esel. — Trotz jener öden und düstern Lage, herrliche Gärten gegen den Nil und auf der Insel Rahoudah. Der Sycomore hier in besonders üppigem Wuchse und welcher Wohlthäter in der brennenden Wüste, dieser mächtige, schattenreiche Baum! — Auf eben dieser Insel der vom Kalifen Omar, in den Tagen der Eroberung Aegyptens, als Messer der Nilhöhe um die Zeit der jährlichen Ueberschwemmung erbaute Mehias: ein Denkmal, ganz in dem damaligen schlechten Geschmack der Araber, gleichsam eine verunglückte Anspielung auf jene bewunderungswürdigen Geheimnisse, die den meisten Denkmalen der ägyptischen Urwelt zum Grunde lagen (etwa wie jede Seite des Fußes der größten Pyramide, fünfhundertmal multiplizirt, die 57,075 Klafter liefert, die den geographischen Grad ausmachen: und der Kubus des Nilmessers, 200,000mal vervielfältigt, die nämliche Summe gibt). — Alt-Kairo (einst Aegyptens Hauptstadt, »das Gezelt« von Omars Feldherrn, Amru) und Boulak am südlichen und nördlichen Ende der Insel Rahoudah, Hafen und Stapelplätze aus Ober- und Nieder-Aegypten. — Dieses, unterworfen durch Bonapartes Sieg in der Wüste von Salahieh über Ibrahim Bey, der sich von nun an in Syrien um Rächer müht. Der ritterliche Desaix wider den kriegserfahrnen, listigen Murad Bey, einst Obsieger der Türken bey Girgeh, diesem ein würdiger Gegner, zugleich ein liebenswür-

diger Mittler gegen den altgewohnten Haß des christlichen Namens.

II. Buch. S. 77. Das romantische Ober-Aegypten, voll erstaunungswürdiger Ueberreste der Vorwelt, voll Mittel des Angriffes und der Gegenwehre, — Einschiffung auf dem Nil,— einziger Anblick seiner Ueberschwemmung, — der Kanal Josephs, — gefährliche Landung im Angesicht der ansehnlich verstärkten Haufen Murad Beys, — S. 84, 92, ergreifendes Bild in der Schlacht bey Sediman, was europäische Kriegszucht und Ausdauer gegen jene (von den Parthern bis auf die Guerillas so oft furchtbare,) zerstreute, unaufhörliche, stürmische Fechtart vermöge, aber doch nur für den Augenblick und nur so weit das Schlachtfeld und dessen nächste Umgebungen reichen!

S. 93. Augenkrankheiten durch die Nildünste, nach der Pest, Aegyptens größte Plage, des Eingebornen so wenig schonend als des Fremden. S. 94. Ueberfall der Kranken zu Faicum, glücklicher Ausgang durch eine verbrauchte Kriegslist. S. 99. Eben so anziehendes Bild der wiedererwachenden Natur, des aus dem Schooße der Gewässer neu emporsteigenden Ober-Aegyptens, — Wiederbeginn der Heerfahrt Desaix zu gänzlicher Vertreibung der Mamelukeu. — Zahllose Flecken und Städte, — Siouth mit seinem großen Bazar. Schmerzlicher Gegensatz der jetzigen Verwilderung mit den bey jedem Schritte begegnenden Ueberbleibseln uralter Größe! Ehrfurcht gegen die Verstorbenen im altägyptischen Sinne. Regelmäßige Alleen, erfrischende Bächlein, kurz alles, was die Lebenden erquicken sollte, ziert hier nur die stillen Behausungen des Todes.

S. 107. Girgeh am linken Nilufer, nach Siouth, Ober-Aegyptens beträchtlichste Stadt, aber ohne ansehnliche Gebäude, mit engen, krummen, schmutzigen Gassen, gleich ihren Schwestern nur ein Bild der Zerstörung. Aeußerste Unreinlichkeit und die Trägheit dieser Menschen, die sogar keines ihrer Handwerke anders als sitzend üben, und so gern ihr elendes Machwerk, das unter einem veränderlichen Himmelsstriche der erste Platzregen hinwegwaschen würde, häufig, zum schneidendsten Gegensatze, an herrliche Trümmer der Vorwelt anlehnen, die bereits Jahrtausenden getrotzt haben.

S. 116. Fortsetzung des Zuges gegen Murad Bey. — Die Schlacht bey Samanhoud, mit jener an den Pyramiden und bey Sediman, das Kleeblatt der Kämpfe gegen jenen, aus seinen Niederlagen immer wieder mit ungebeugter Hartnäckigkeit und verjüngten Kräften emporgerichteten Feind erfüllend, und doch von jenen beyden, malerisch ganz ver-

schieden, ein die Helden und die Abenteuer der Kreuzfahrten zurückrufendes Bild, nicht ohne die, jenen eigentlichen Zweykämpfe. S. 121. Thebais und die Ruinen von Tentyra, klassischer Ueberbleibsel voll; Schritt für Schritt Ruinen von Tempeln, von Triumphbogen, Hallen, Obelisken; von Torsos herrlicher Statuen, gleichsam ein Wald von noch aufrechtstehenden Säulen, die ganze Gegend besäet mit den Trümmern jenes unvergeßlichen Theben. Die Gräber des Alterthums jetzt der Ort, wo der Eingeborne die Schmach der rohesten Verwilderung dem Auge des Beobachters entzieht.

S. 123. Um Tentyra die ersten Krokodille auf den Sandinseln des wieder zurücktretenden Nils, aber menschenscheu und beym geringsten Geräusch unter dem Wasser verschwindend, keineswegs von jener angreifenden Gefräßigkeit, welche die Sage ihnen beylegt.

S. 126, 128. Assouan, das alte Syene, Aegyptens äußerster, bewohnter Punkt südwärts gegen die Wüsten Nubiens. — Deren Bewohner, mit den Aegyptern sehr kontrastirend, lang und wild herabhängende Haare, statt der geschorenen Häupter und der Turbans der Andern, lebhafte Blicke und Bewegung, äußerst schwarzbraun und sonneverbrannt. — Die letzte Katarakte des Nil weit unter der Erwartung, — die reizende Insel Elephantine, einst der Römer letzte Besitzung und Besatzung in diesem Theile Afrikas, ein blühender Garten des Lebens, mitten im Reiche des Todes. — Die Insel Philä auf jenes Wassersturzes anderer Seite, wieder mit den köstlichsten Trümmern alter Architektur bedeckt, weil die alten Aegypter an dieser äußersten Grenze ihres Reiches, an diesem Stapelplatz des äthiopischen Handels, den Fremden die höchsten Begriffe geben wollten, von der Macht und Herrlichkeit, von den vielfältigen Wundern des »den Ausländern bittern, verschlossenen« Aegyptens!

S. 130 — 138. Desaix Rückmarsch auf Siouth, nachdem Murad Bey aus Said oder Ober-Aegypten gänzlich vertrieben und über die Wasserfälle in die nubische Wüste hineingeworfen ward. Dennoch kein Ende dieses Hydernkampfes. S. 137. Die französische Nilflottille bey Benout unterliegt der fanatischen Begeisterung der Freywilligen von Mekka, des Propheten heiliger Stadt. Kapitän Morandi, Befehlshaber der »Italia,« legt mit eigener Hand Feuer in das Pulvermagazin. S. 146. Rache dieses schmerzlichen Unfalls durch den Ge- ral Belliard. — Unglaublich hartnäckige, dreytägige Ver- digung einiger hundert Mekkaner in einem verrammelten und irten Hause, unter fürchterlichem Schlachtruf und Weh-

geheul und dann wieder Todesstille, nur unterbrochen durch die einzige Stimme des greisen Scherif, in Hymnen religiös-kriegerischer Begeisterung. Die Sappeurs müssen durch eine förmliche Bresche den Weg bahnen. Auch jetzt noch mehrere Stürme vergeblich und als es der Franzosen Uebermacht gelungen, in das Innere des Hauses zu dringen, um jedes Zimmer, bis unter das Dach hinauf, wieder ein eigenes Gefecht und erst ein Ende dieses blutigen Rasens, als der letzte Türke gefallen war.

S. 150, 154. Bey jedem Gefecht entschiedene Ueberlegenheit der Reiterey der Mameluken über die französische unter Davoust. Aller Aufwand der schönsten kriegerischen Tugenden, der unerschrockensten Todesverachtung, der quälendsten Entbehrungen und körperlichen Leiden, des erfindungsreichsten Unternehmungsgeistes, scheitern häufig an der morgenländischen Kriegesweise, die Europa schon durch die Hunnen, Magyaren und Mongolen so nahes Verderben dräute!

S. 161, 162. Die Oasen, jene üppigen Inseln fruchtbaren, grünenden, wasserreichen Ueberflusses, mitten in der ungeheuern, Aegypten von Nord nach Süd einsäumenden Wüste des alten Libyen. Von den drey größten derselben, erhebt sich die erste, einige Tagreisen von Alexandrien, die andere bey Benesouef, die dritte (lange der Zufluchtsort Murad's Bey) bey Girgeh.

S. 163. Der furchtbare Wind des Südens, der Kamsin (der einst Kambyses ganzes, wider Aethiopien ausziehendes Heer in seinen Staubwolken und Sandwirbeln erstickte und begrub), geschildert von Denon als Augenzeugen, dichterisch aber, wiewohl nach des Verfassers Zeugnisse, sehr richtig, durch Chateaubriand in den »martyrs.«

S. 166, 167. Der Europäer und sein Roß erkennen sich endlich für unzureichend gegen die mameluckische Reiterey, schneller als der Blitz, ausdauernd mitten im Sand der Wüste, über die Ströme hin und wiedersetzend ohne Brücken!! — Desaix setzt nun das wider Murad ausgesendete Korps auf tausend unermüdete und genügsame Dromedare, — und auch jetzt noch kehrt die Unmöglichkeit einer austilgenden Verfolgung wieder. Man muß sich begnügen, Murad Bey durch bewegliche Kolonnen zu beobachten und seinen Streifzügen jede bleibende Folge zu nehmen. — Er verschmähte es, seinen Nacken unter das Joch irgend einer der alten Hoheit und Macht entsagenden Uebereinkunft zu beugen. Einsam und darbend, aber frey, irrte er in der leblosen Verlassenheit der Wüste. Erst nachdem Bonaparte Aegypten schon lange verlassen, nachdem

sein hochherziger Nachfolger Kleber, bey Heliopolis des Groß-wessiers Heer zerstäubt hatte, suchte Murad Bey Frieden, aber nur einen ehrenvollen. — Kleber überließ ihm einige Provinzen des innern Oberägyptens und Murad Bey wurde nun ein eben so redlicher Bundesfreund, als er ein unversöhnlicher Feind gewesen war. Seine Treue beschämte das den Mameluken sehr ungünstige Sprichwort, bis die Pest seinem Leben und den schmerzlichen Träumen tiefgesunkener Hoheit zugleich ein Ende machte.

Mit dem Anbeginne des III. Buches, S. 175 führt uns der Verfasser wieder aus Oberägypten zurück zu Bonapartes Hauptheer, welches Achmet Pascha von Acre, (Dhgezzar, der Schlächter, von seinem blutigen Thun also genannt), durch die dem flüchtigen Ibrahim Bey erzeugte Gastfreundschaft und durch die mächtigen Rüstungen, ihn wieder in Aegypten einzusetzen, nach Syrien zog.

S. 178. Nach Bonapartes glänzenden Erfolgen von El-Arisch, Gaza, Jaffa, Nazareth, am Jordan, am Berge Tabor, das erste Erbleichen seines Glückssternes vor Saint Jean d'Acre; — dreyzehn vergebliche Stürme, Sir Sidney Smiths Name verewigt!

S. 180. Bonaparte, dem die Landung der Türken in Aegypten, einen ehrenvollen strategischen Vorwand ließ, Saint Jean d'Acres Belagerung aufzuheben, stürzt bey Abukir die Gelandeten ins Meer, fängt den Oberbefehlshaber, nimmt alles Geschütz und Gepäck, verläßt, S. 182, 184, nach so glorreich erkämpfter Frist, sein tapferes Heer, durch versiegelte Ordre denjenigen zum Oberbefehlshaber verordnend, den es aus freyer Wahl erkoren haben würde, Kleber: eine glühende, stürmische Seele, gleichwohl im Rathe voll lauernder Schlauheit, an listigen Anschlägen reich, — in der Ausführung voll reißender Kühnheit und unwiderstehlichen Nachdrucks. Er war stark und offen, mit Neid und Verkleinerung, mit Furcht und Zweifeln unbekannt, in seinen Manieren großartig und freymüthig, gutmüthig und dienstfertig; ein scharfer Beobachter seiner Generale und ihrer einzelnen Vorzüge, was er davon sich gleichfalls aneignen, was er von jedem lernen könne? unparteyisch, ja liebevoll gegen jedes wahre Verdienst, ohne überflüßige oder erkünstelte Demuth über sein eignes. Er konnte sich gerne und selbstgefällig über die ruhmvollsten Tage seines Lebens und seiner glanzvollen, kriegerischen Laufbahn verbreiten. Des Morgenlandes üppiger Prunk mißfiel dem sonst so einfachen, jeder Mühseligkeit und Drangsal vertrauten Feldherrn keineswegs. Vor der Parade, am Tage der Schlacht, konnte er ganze Stunden seiner Toilette weihen!! Gegen seine Soldaten zeigte er (ihr Abgott wie

kein anderer) eine in allen großen und kleinen Gelegenheiten, immer gleich wachsame, zuvorkommende, überraschende Aufmerksamkeit, gleich als wollte er ihnen dadurch den Ruhm vergelten, mit dem sie ihn ausgestattet hatten. Eine solche Persönlichkeit that auch in hohem Grade noth, denn in den letzten Tagen Bonapartes, war die Kriegszucht im äußersten Verfall, und alle Bande der Unterwürfigkeit und Ordnung also aufgelöst, daß die zweyte Halbbrigade gegen den General Verdier wegen Soldrückstandes in offene Empörung ausbrach, und ähnliche verrätherische Meuterey, dem Feinde, einen der Schlüssel Aegyptens, El-Arisch öffnete. Ein einziger Grenadier bethätigte auf altrömisch, wie wenig er an solcher Schändlichkeit Theil genommen!! Er feuerte sein Gewehr in das Pulvermagazin ab. Die Verräther wurden von den Türken selbst niedergesabelt. — Kleber, zur See von den Britten, von Syrien her durch den Großwessier bedroht, schloß mit den türkischen Bevollmächtigten und Sidney Smith, den Evakuationstraktat von El-Arisch. Aber das Kabinett von S. James desavouirte Sir Sidney Smith, als habe er seine Vollmachten überschritten, und der die brittischen Flotten des Mittelmeeres befehligende Admiral Keith eröffnete Kleber: die englische Regierung würde das französische Heer unter keiner andern Bedingung, als kriegsgefangen aus Aegypten abziehen lassen. — In ein Paar Tagen antwortete Kleber durch die gänzliche Niederlage des Großwessiers bey Mathatrieh, auf den Ruinen von Heliopolis. Während der Schlacht war eine andere Kolonne unter Ibrahim Bey und Nassif Pascha in Kairo eingedrungen, und hatte es durch falsche Siegesposten zum Aufstand und zur Ermordung aller Franken aufgestachelt. — Gleich einer regelmäßigen Festung, widerstand Kairo, Stürmen und Bomben. Selbst das an Boulak gegebene, entsetzliche Beyspiel schien vergebens. Beynahe einen vollen Monat dauerte die Belagerung der unermeßlichen Stadt, und auch jetzt noch, erhielten Ibrahim Bey und Nassif Pascha freyen Abzug.

S. 230. 241. Schilderung des niedern Aegyptens. Das fruchtbare Scharkieh mit der Hauptstadt Belbeis, den Ruinen von Bubaste, — das militärisch wichtige Salahieh, des großen Saladins Schöpfung, — Suez, einst Hauptplatz des venetianischen Handels, Damiette, durch das Zurücktreten des Meeres schon lange seines einst so wasserreichen Hafens beraubt. S. 238, das paradiesische Delta, eine Anschwemmung des Nil. S. 240, Rosette.

S. 244. 259. Klebers Ermordung durch den Jüngling Suleyman von Aleppo, den religiöse Begeisterung als

Pilger nach Jerusalem trieb, und den dort Achmet Aga, auf des Großwessiers Geheiß, weit weniger durch anlockende Verheißungen, als durch ein besseres Loos für seinen mißhandelten Vater, vorzüglich aber durch den Gedanken zu dieser That bewog, den musulmanischen Glauben und die hohe Pforte ihres gefährlichsten Widersachers zu erledigen. Ergreifendes Bild von Suleymanns fürchterlicher Entschlossenheit. Einen vollen Monat verfolgte er sein Opfer in Kairo und Gizeh. Mehrmals von des Obergenerals Leibwache zurückgewiesen, traf er diesen endlich allein auf der Terrasse seines Gartens. Kleber ihn für einen bittenden Aegypter haltend, reichte ihm die Hand, die er zu küssen begehrte. Der junge Türke gab ihm dafür drey augenblicklich tödtliche Stiche in den Unterleib, und sechs andere, leichtere, dem auf des Generals Schmerzensruf zu Hülfe herbeyeilenden Architekten, Protin. — Kleber fiel am nämlichen Tage, beynahe in derselben Stunde, als sein Waffenbruder Desaix bey Marengo, die bereits verlorene Schlacht zu Bonapartes Gunsten wiederherstellte.

Suleymann, wiewohl gleich bey seiner Ergreifung von den wüthenden Soldaten, mit Säbelhieben bedeckt, antwortete vor dem Kriegsrecht mit der größten Ruhe und über Anlaß und Ausführung des Meuchelmordes, mit der größten Umständlichkeit. Eben so gleichgültig, die Augen vergnügt gen Himmel gerichtet, sah er die Scheiks der Moschee Gamé el Azhar, denen er sein Vorhaben geoffenbaret, und die es nicht entdeckt hatten, vor seinen Augen enthaupten. Verurtheilt, gespießt zu werden, und am Pfahl zu sterben, war sein erstes Wort in der Marter, ein Hohn seiner Henker und in sechsstündigen, unaussprechlichen Leiden, blieb ihm eiskalte Fassung bis zum letzten Hauch.

IV. Buch. — Auf den ermordeten Kleber, Menou, Oberfeldherr, nicht weil er der beste, sondern weil er der älteste war. Die Dunkelheit seiner bisherigen militärischen Laufbahn in einer, an Gelegenheiten sich hervor zu thun doch so reichen Zeit, hatte gleichwohl keinen Mangel an Muth oder Einsicht zum Grunde. Menous Geschick und Neigung zog ihn weit mehr an die Spitze der öffentlichen Verwaltung, als an jene eines Heeres. Doch auch für erstere fehlte ihm jener heitere Gleichmuth, welcher selten und höchstens innerlich verlegen, allen Hindernissen bald ein Mittel weiß. Man läßt sich wohl solch stolzes und herrisches Wesen in einzelnen Augenblicken gefallen, wenn man es als die aufbrausende Flut einer wahrhaft großen, zum Herrschen berufenen Seele, in der Ebbe der Gemeinheit betrachten und begreifen kann. Aber das launige und unaufhörliche Knurren und Mur-

ren eines mittelmäßigen Kopfes, den die kleinsten Widerwärtigkeiten gleich verwirren oder niederwersen, trägt Niemand gerne, der Krieger am wenigsten. In einer Lage, durch eine Reihe der kühnsten Abenteuer herbeygeführt, und von Gefahren aller Art begleitet, war es eine arge Forderung, daß Generale voll Ruhmes und Soldaten voll Ansprüche, sich befehlen lassen sollten von einem Oberfeldherrn ohne Ruhm und ohne Ansprüche auf Unterwerfung und auf Vertrauen!!

Menous administrativen Verfügungen leistet inzwischen der Verfasser alle Gerechtigkeit, so in der Finanzverwaltung, so in der Justizpflege, in der Umwandlung vieler wandernder Stämme in landbauende, in der Herstellung der Straßen und Kanäle, in der Hintanhaltung des Aergernisses, dessen sich sogar die weisen Frauen oder Almes und die unter dem Namen Santons bekannten Einsiedler, die gewöhnlich ganz nackt in den Straßen Kairos umher rannten, und heillosen Unfug verübten (S. 272, Nro. 25.) schuldig machten! — Die Spannung in der Armee erstieg inzwischen einen furchtbaren Grad, und es war nicht mehr so ferne, daß sich in Aegypten zwischen Franzosen und Franzosen, jene Blutscenen der Spanier gegen Spanier in der neuen Welt wiederholt hätten! — Die gegen Menou feindseligsten Generale wollten ihn, als untüchtig absetzen, nach der Citadelle von Kairo bringen, und Regnier, das Haupt der Gegenparteу, an seine Stelle erheben. Menou hatte dagegen zahlreiche Beförderungen in allen Graden vorgenommen. Seine Geschöpfe schwuren nun, den mindesten Ungehorsam oder Gewalt gegen ihn, blutig zu ahnden! — Dieses von seinem Vaterlande so weit abgeschnittene Heer mußte immer mit Kapitulation endigen, und es ist ein, beynahe unbegreifliches, aber durch so viel heroisches Thun und Leiden wohlverdientes Glück, daß diese Kapitulation so spät geschah, und noch auf so ehrenvolle Bedingnisse.

Ein neues türkisches Heer näherte sich Aegypten zu Lande. Eine brittische Flotte mit zwanzigtausend Mann Landungstruppen erschien auf der Höhe von Alexandrien. — Menou hielt das Erscheinen dieser Flotte, seltsam genug, anfangs für eine bloße Diversion, um den so oft geschlagenen, als gesehenen Osmanen die Möglichkeit zu verschaffen, in das innere Aegypten zu dringen. So bewerkstelligte Abercrombie die Landung bey Abukir. — Friants und Lanusses Gegenangriffe, schlug seine Uebermacht mit leichter Mühe zurück. Die Britten hätten von der ersten Ueberraschung und Vernachläßigung noch weit größere Vortheile ernten können, hätten sie den Mangel an Einheit des Planes und Willens und die Zersplitterung der französischen Streitkräfte recht gewußt. — Menous Schlachtord-

nung auf den 21. März 1801, wo Abercrombie den Sieg erhielt, aber das Leben verlor, war untadelhaft, allein die Generale Regnier und Roise, jener des rechten Flügels, dieser der Reiterey Befehlshaber, thaten nichts oder viel zu spät. — Hutchinson tritt an Abercrombies Stelle, auch weil er, wie Menou der älteste war. — Unwiederbringlicher Verlust Rosettes an der westlichen Nilmündung, des Schlüssels zum fruchtbaren Delta. — Durchstechung einer Strecke zum Kanal von Alexandrien und dem See Madieh, durch die Engländer, — Menou dadurch auf Alexandrien beschränkt, — die Britten dringen gerade auf Kairo, Belliard von ihnen und von dem Türkenheere daselbst eingeschlossen. Noch weit furchtbarer bedrohte die Pest seinen kleinen Heerhaufen. — S. 308. Merkwürdiger Kriegsrath. Lagrange der Wortführer der Subordination, Dupas einzig und allein des alten Kriegsruhmes, Donzelot eines mamelukischen Parteygängerkrieges, die übrigen aus entscheidenden Gründen für eine ehrenvolle Kapitulation, die ihnen, weniger Wochen später, nicht mehr zugestanden worden wäre.

S. 316. Menou in Alexandrien von einer brittischen Division und von den Gewässern des Mittelmeeres umzingelt, leistet hartnäckigen und einsichtsvollen Widerstand. — Nach der Kapitulation Kairos war diese Gegenwehre ohne allen Zweck. Er endigte sie daher durch eine nicht minder rühmliche Uebergabe. Nur einen Monat später, als Kairos tapfere Besatzung, kamen die entschlossenen Vertheidiger Alexandriens, nach drey verhängnißvollen Jahren in das, seit ihrer Abfahrt so sehr veränderte Frankreich zurück. — Hier endigt der Verfasser seine Erzählung, deren Faden wir hier getreu, an bedeutenden Stellen, mit seinen eigenen Worten wiedergegeben haben.

Sir Robert Wilson und Thomas Walsh von brittischer, von französischer Seite aber, General Regnier: de l'*Egypte* après la bataille de *Héliopolis*, die pièces relatives aux opérations politiques et militaires du Général *Bonaparte*, Berthiers relations des campagnes en *Egypte* et en *Syrie*, Jaques Miots mémoires, das im I. und IV. Bande dieser Jahrbücher gewürdigte Prachtwerk: »Description de l'*Egypte*« etc. haben zwar, in Verbindung mit den ausführlichern Arbeiten einzelner Gelehrten, Denon, Monge ꝛc. und mit jenem famösen Berichte Sebastianis, der in Bonapartes Unterredungen mit dem brittischen Botschafter Lord Withworth und bey dem Bruche des Friedens von Amiens, eine bedeutende Rolle spielte, alles wünschenswerthe Licht über den vorliegenden Gegenstand verbreitet.

Das vorliegende Werk zeichnet sich zwar weder durch besondere Neuheit, noch Wichtigkeit der Daten aus, welche es über den ägyptischen Feldzug liefert. Allein der Vorzug kann ihm doch nicht streitig gemacht werden, einem großen und gemischten Lesepublikum, jene hohen Erinnerungen, klar, einfach und vollständig, wie kaum irgend anderswo, vor die Augen gerückt, und über die innere Organisation und die Persönlichkeiten im französischen Heere, auch sogar vollkommen neue und zur erschöpfenden Aufklärung jener Ereignisse nöthige Beyträge geliefert zu haben. Der treue Auszug des Inhaltes, spricht dieses, auch ohne unsere Bemerkung, von selbst aus.

Art. VI. Bemerkungen über die aufgefundene Originalzeichnung des Doms zu Kölln. Von Georg Möller. Nebst neun Kupfertafeln in groß Folio. Darmstadt, 1818. Bey Heyer und Leske. Kl. Folio 26 Seiten.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die Liebe zur deutschen Vorzeit in allen ihren Zweigen auf die tief greifendste Weise verbreitet hat, wie Sinn für diese Zeit und Erkenntniß derselben sich immer mehr ausgedehnt haben, und mit der Ansicht det Edlern und Besten des Volks schon innig verschmolzen worden. Was wackere Männer des vorigen Jahrhunderts wünschten, dem sie eifrig vorarbeiteten, reift immer mehr und mehr zur Vollendung. Wie das Gute, das Heilsame, das Tüchtige und Schöne nicht mit Gewalt verbreitet seyn will und kann, wenn es nicht sich selbst vernichten soll, so hat sich auch die Ueberzeügung von der Tüchtigkeit der deutschen Vorwelt, von der Nothwendigkeit, die letzten Ueberbleibsel zu retten, so weit ausgedehnt, ist schon still und fest in die Ueberzeugung so vieler der lebenden Welt verwachsen, daß ein Zurücksinken in die frühere Barbarey der Unkenntniß unserer Eigenthümlichkeit wohl nicht mehr zu fürchten ist. Was Bodmer einst schon 1758, als das einzige Mittel betrachtete, wenn der Forschung deutscher Vorzeit ein reges Leben erwachsen sollte, was er damals hoffte, trat noch nicht funfzig Jahr nachher ein. Er sagte jener Zeit in der Vorrede zur Manessischen Sammlung S. IX: »Die Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich, wenn man die Beyspiele in andern Arten der Gelehrsamkeit betrachtet, daß die deutschen Gelehrten die Begierde wie eine Sucht anfallen kann, die witzigen Werke des schwäbischen Zeitpunktes aus dem Moder zu erretten. Sie werden dann eine reiche Ernte vor sich sehen, in welcher sie ihr

Talent, das Beste zu entdecken und zu wählen, werden üben können.«

Nicht für das Schriftwesen allein, auch für die altdeutsche Kunst, und von der ahnete der gute, oft fälschlich angegriffene und verläumdete Bodmer nichts, sind erfreuliche Tage des Forschungs- und Bewahrungs-Eisers angebrochen, und wie eine allgemeinere Regsamkeit sich dahin verbreitet, muß auch immer festerer Grund gefunden werden. Spät kehren wir zurück zum heimatlichen Herde, nach viel unnützen, doch auch nach vielen belehrenden Umfahrten, aber Gott sey Dank, noch nicht zu spät.

Auch in der deutschen Kunst, wie im deutschen Liede, sprach zu dem freudig aufhorchenden Deutschland jenes liebe Büchlein: die fliegenden Blätter für deutsche Art und Kunst, welches wir schon Band I. Seite 159 dieser Jahrbücher dankbar erwähnten. An ihm fachte sich ein neues Leben, möchten wir sagen, an, und wenn auch der Verfasser des freudig glühenden Aufsatzes über den Dom zu Straßburg verlernt hat, sich an seinem eigenen aus dem tiefsten Gemüth gesprochenen Wort zu erwärmen, so daß ihm nicht einmal eine kleine Stelle in seinen Werken eingeräumt ward, so hat sich doch Deutschland daran erquickt, und das brennende Wort hat tief in Herz und Gemüth seine Spur gedrückt. Schon früh ausgesprochen, aufmerksam die Geister erregend, fehlte dennoch der belebende Hauch, der in uns alle Adern durchdrang, daß altes heimisches Leben sich wieder durch sie ergoß. Nur ein undankbares Zeitalter könnte die Namen derjenigen vergessen, die das Wort zur Thatkraft reisten. Wir wollen es nicht, und ehrenwerth sollen uns immer die Namen August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck und Wackenroder bleiben; denn ihnen verdanken wir es, wenn wir jetzt über deutsche Kunst, über deutsches Schriftwesen heller sehen, wenn wir dahin gelangten, die Vorfahren zu würdigen. Sie nur waren es, die deutscher Kunst zu gediegener Erkenntniß und Würde halfen, schlummernd und unwissend seiner Schätze, würde noch das Rheinland seyn, wenn nicht Friedrich Schlegel darauf aufmerksam gemacht, wenn er nicht zu diesen Schätzen hingewiesen hätte, auf welche sich nun die Rheinländer, wie auf eine alte Adelsurkunde, zu deren Bewahrung der Enkel wenig gethan, so viel einbilden. Daß manches von dem Streben dieser Männer in die Verirrung und Verwirrung der Zeit mit gefallen ist, daß viele ihrer sogenannten Schüler nach einem Schemen haschten, indem sie das Leben zu ergreifen hofften, daß manches als ein todter Niederschlag jetzt zu Boden gesunken, was in inniger und schöner Verbindung gar freudig und lieblich hätte erscheinen müssen, wer will das bergen? wer kann

das läugnen? Aber soll der Meister und Vorgänger des thöricht gewordenen Lehrlings und Nachtreters Sünde mit tragen? Wer möchte da noch vorangehen?

Wenn die neueste Kunstausübung, die meinen wir, welche ihre Wurzel in die altitalische und altdeutsche Schule senkt, und die den Lehren und Fingerzeigen jener Männer entwuchs, durch einige Künstler, auf nicht zu läugnende Abwege geführt worden ist, so hat sie doch durch sinnige Nachahmung der Natur unendlich viel voraus, und es ist unstreitig zu hoffen, daß die Abwege bald werden verlassen werden. Schon entdecken sich die erfreulichsten Zeichen, und welch' ein neuer Zeitraum dann beginnen wird, wer kann dieß nicht bereits aus so viel Trefflichem ahnen, was uns schon jetzt geboten wird! Und wie kann der, welcher das Herrliche und Schöne erkennt, das durch diese Schule bereits öffentlich hingestellt ward, wie kann der eine Fratze, verzerrter Einbildungskraft entschöpft, in Eine Reihe mit jenen Meistern setzen, wie kann man beydes, das Tolle und Sinnige, als nothwendigst aus einem Boden entsprossen betrachten? Und doch, wir haben leider von Kunstfreunden solche Aussprüche gehört. Wir wollen billiger seyn, wir wollen jene hirnlosen, steifen und verdrehten Nachahmungen der Antike, jene hölzernen und leblosen Bilder, dem starren Gyps nachgepinselt, in denen Rücken, Hälse, Köpfe, Leiber, Beine, Füße und Hände aus allen möglichen Antiken, wohl oder übel, zusammengestohlen sind, wir wollen diese sinnlose Nachahmung keinem beymessen, als dem, der sie auf die Leinewand pfuschte, und wollen selbst den Bewunderer oder Vertheidiger solcher Ungestalten gewähren lassen, da es uns scheint, als wenn doch ein Jedes in seiner Zeit eine richtige Stelle haben müsse, und wenn gerade diese Gestalten, bey welchen durch jede Falte die Gliederpuppe sieht, diese Locken, die wie Hobelspäne um den Kopf starren, uns auf den rechten Weg führen müßten. Wir schreiben diese Angabe von Gemälden nicht etwa aus eigen ersonnener und fabelhafter Zusammensetzung, sondern es schweben uns sehr deutlich Bilder dabey vor, die aus französisch-antiker Schule erwuchsen. Die immer und ewig durchgepinselte und durchgehämmerte Götterlehre des Alterthumes (wir wollen uns hiermit feyerlichst auch vor der nordischen bedanken) können wir nun wohl eine geraume Zeit lang auf sich beruhen lassen, und das erwählen, was uns und unserer Zeit entspricht und nahe liegt. Das Volk weiß auch von alle dem nichts, und übersetzt sich das Antike in's Deutsche; wie denn z. B. der Neptun auf einem Springbrunnen zu Breslau die deutsche Uebersetzung »Gabel-Gürge« gefunden hat. Darum werden auch solche unverständliche, nicht in's Leben und Wissen

des Volks eingreifende Bilder gerne zerstört, und so entwickelt sich eine Zerstörungswuth für alles, was die Kunst hinstellt.

Wenn etwas Neues die Geister mächtig ergreift und berührt, wenn Keime geweckt werden, die lange in der Wurzel schlummerten, dann wird nur zu leicht auch der Unverständige, der Unwürdige ergriffen, unechte Nebenschößlinge sprießen aus der treibenden Erde auf, und umranken oft die echten Zweige. Dies Bild im Auge habend, wollen wir auch hoffen, daß der echte Stamm Kraft und Leben genug haben wird, das niedere Gestrüpp zu überwachsen. Und so steht immer noch, wie vor Jahren, der Glaube bey uns fest, daß aus der Vereinigung, Würdigung und genauen Anerkenntniß des Alterthums und Mittelalters in der Kunst und im Schriftenthum, ein neuer dritter Zeitraum erwachsen muß, von dem wir große und bedeutende Früchte erwarten, und sie um so mehr gewärtigen, je langsamer, fester und tiefer wurzelnd sich diese neue Zeit entwickelt, und in wie mancherley Irrthümer auch befangen sie diese Irrnisse doch gerade jetzt schon in ihrem Beginne durchgeht, da noch eine andere Ansicht der Kunstausübung von gar tüchtigen Männern kraftvoll, wenn auch, wie es scheint, nicht mit leidenschaftsloser Unbefangenheit, vertheidigt wird.

Bey dem Eifer, die Schätze des Mittelalters uns wieder darzulegen, hat sich ein verschiedenartiges Streben gezeigt. Einige haben sich bemüht, alles, was nur einigermaßen bedeutsam erschien, zur öffentlichen Kunde zu bringen, darüber zu sprechen, darauf aufmerksam zu machen, und es durch Bild oder Wort, denn jene Bestrebungen sind der Kunst wie dem Schriftenthum gemeinsam, der vielseitigen Ansicht und Beurtheilung, so wie der Daranknüpfung neuer Gedanken, Folgerungen und Schlüsse, hingestellt. Diese sind der Meinung, — und wir läugnen nicht, daß wir hier unsere eigene Sache, wenn es nöthig seyn sollte, vertheidigen — daß wir erst den ganzen Reichthum dessen, was uns, Bedeutsam oder Minderbedeutend, die Vorwelt gab, überblicken müssen, ehe wir an eine eigentliche Sichtung denken können. Wir müssen das ganze geschichtliche Feld überschauen können, ehe wir dieß oder jenes beseitigen. Durch die Nichtachtung der Vorzeit oder durch ihr Verkennen während eines so langen Zeitraumes ist uns unendlich viel verloren gegangen, ja von Vielem blieben uns nur schwache Bruchstücke, und so sehen wir uns oft genöthigt, aus Kleinem und Unbedeutendem Schlüsse auf das Größere und Wichtigere zu machen. Wer kann da nun gleich vorweg sagen: dieß und jenes ist nichtsnutzig, unbedeutend, ganz zu verwerfen? Aber diejenigen sprechen meist das Urtheil, daß dieß und jenes zu unbedeutend, ja gar verwerflich sey, die nur

hie und da einen Blick auf dies Feld thun, und dann gar gewaltig aufschreyen, wenn sie eine oder mehrere schwache Stellen erblicken, wobey sie gleich ihr Verdammungsurtheil ausstoßen. In wie viel Kleinem zeigen sich noch die Spuren des Größern, und ein aufmerksames Auge erkennt wohl das leitende Band. Nicht die Nibelungen, Tristan, Titurel, der arme Heinrich, Crescentia, die Lieder Walter's von der Vogelweide, Ulrich's von Lichtenstein u. s. w., bilden allein die Geschichte des Ritterthums der deutschen Vorzeit; nicht die Dome zu Kölln und Straßburg, nicht der Stephansthurm und der Freyburger Münster, nicht Van Eyck, Hemling, Rafon, Dürer, Holbein; nicht die Werke Peter Fischer's, Adam Kraft's u. s. w. geben die Kunstgeschichte allein, sondern der Gang des Schriftwesens durch alle Jahrhunderte in seinem Fallen und Steigen, der Wandel der Kunst durch das ganze Mittelalter, von den rohesten Versuchen an, bis zu ihrer größten Höhe, und dann wieder in ihrem Verfall, sind die Kunstgeschichte, und man muß alle diese Veränderungen der Ebbe und Flut kennen, wenigstens erforschen zu lernen bemüht gewesen seyn, wenn man über Kunst und Wissen des Mittelalters ein begründetes Urtheil sprechen will.

Diesen treten nun die Vornehmthuenden, so möchten wir sie nennen, gegenüber, meist aber wohl nur aus angelernter Rede, oder um den hohen verdammenden und lossprechenden Richtern zu entgehen, wenn sie in den Vorreden ihrer Bücher sagen: wir übergeben euch hier ein gar herrliches Werk, das zur gerechten Würdigung vaterländischer Kunst gereichen wird: »es gibt zugleich den sichersten Maßstab zur Beurtheilung ähnlicher Werke, und hoffentlich kann auf diese Weise am wirksamsten die jetzt zur Mode gewordene übertriebene Verehrung alles, selbst des mittelmäßigen Alten, bloß weil es alt ist, auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden.« Wohl dem, der im Stande ist, wirklich etwas Vortreffliches zu bieten! Schlimm ist es aber, wenn ein Streben und Bemühen als Mode verschrieen wird, was ja eben selbst den so prunkend angekündigten Werken (sie haben ihren höchsten und schlagenden Glanz in sich selbst) erst ihr Daseyn verschafft; denn wie groß war die Zahl der Baumeister, Künstler und Kunstfreunde, die bis vor vierzehn Jahren den Kollner Dom stumpf und dumpf anstaunte, und von alle dem nichts sah, was jetzt mit so hohem Recht gerühmt wird! Eben diese allgemeiner werdende Liebe der Vorzeit, die sie mit dem verwerflichen und schlechten Fremdworte Mode stempeln, ist es ja, welche auch ihren Bestrebungen erst Leben und Bedeutung gibt, und die Ueberschätzung wird sich bald in eine gerechte Würdigung auflösen.

Es gibt immer Leute, und dergleichen sind denn auch bey Betrachtung der Kunst des alten Deutschlandes redlich erschienen, die sich berufen glauben, wenn sie irgend wo ein Feuer erblicken, mit nassen Lappen und Wasser hinzuzulaufen, um dies Feuer zu löschen. Sie bestreiten das Ganze nicht, sie können es nicht, aber sie wollen denn doch alles weit behutsamer, kühler betrachtet wissen. Ob dies Verfahren wohl je die Erkenntniß der deutschen Vorzeit zu der Verbreitung und immer wachsenden Ausdehnung würde gebracht haben, deren sie sich jetzt schon erfreut? Wir zweifeln. In jener angezogenen Behauptung liegt der ganze Unsinn früherer Zeit versteckt, der uns um so Vieles gebracht hat. Es ist der der weise thuenden Leute, die in diesem und jenem alles Vorzügliche glauben gefunden zu haben, das andere könne nun mit Fug und Recht zu Grunde gehen; es ist die Klugheit derjenigen, die da glaubten, man könne aus der Vorzeit ein und das andere Prachtstück sich auslesen, das übrige aber immerhin vernichten und zerstören, wenigstens ruhig der Zertrümmerung zusehen. Sie wußten nicht, oder wollten es nicht sehen, in welcher engen Verbindung die ganze Kunstgeschichte steht, und welch eine unauflösliche Kette sie bildet. Das nun so gewählte Andenken, das eine Erkenntniß der ganzen Zeit geben sollte, ward mehrere Jahre eifrig bewahrt, der ungelehrte Enkel oder ein Unglücksfall zerstörte aber das Gesammelte, und der, welcher mit dem Erbe der Vorzeit so überklug einer Seits und anderer Seits geringschätzig hausgehalten, hatte es nun dahin gebracht, daß alles verloren war.

Die eben genannten herrlichen Dome des Mittelalters geben — um eine Kunst als Beyspiel für die andern anzuführen — das Herrlichste und Höchste, was das Mittelalter von Bauwerken aufzuzeigen hat, und liefern einen langehin unerschöpflichen Stoff der Untersuchung für unsere Kunstgeschichte. Aber sie bieten nur die eine Seite der Kunst dar; die andere, nicht minder wichtige, und bey weitem mehr verbreitete geben die meist im Aeußern ganz unscheinbaren Kirchengebäude des nördlichen Deutschlands, mit ihren zwey Thürmen gegen Abend, ihrer widerlich hohen Giebelwand dazwischen, ihren wenig geschmückten Thüren und Fenstern, ihren meist gar nicht verzierten Seiten. Nur im Innern bisweilen und beynahe durchaus im Grundriß zeigt sich die Verwandtschaft beyder Bauarten. Müssen wir nun nicht beyde erforschen, wenn wir die Zeit kennen lernen wollen? Ist nicht eine jede dieser Bauarten in ihrer Zeit ein bedeutsames Werk? Sind diese Gebäude nicht, wie für ganze Zeiträume, auch für ganze Länderstriche bezeichnend? Kann man glauben, die altdeutsche Baukunst völlig kennen zu lernen, wenn man nur die

eine Seite betrachtet, nicht beyde; nicht alle Abarten, Verzweigungen, Verschiedenheiten? Gewiß nicht, und doch wird es wohl Manchen geben, der, nach dem jetzigen Stande der Urtheile in der Kunstgeschichte des Mittelalters, sich berufen glaubt, die eine oder andere dieser Fragen vorwitzig zu verneinen. — Diejenigen, welche blind hineinreden und eigentlich gar nichts von dem wissen und verstehen, von dem sie reden, bilden wohl im Grunde die bedeutendste Abtheilung; von diesen sollte aber eigentlich gar nicht die Rede seyn, da ihr Treiben durchaus nichtig ist, und dies Wort im Vorbeygehen ist für sie genug.

Unbedeutende Bauwerke verdienen natürlicherweise keine Abbildungen, wenn sie nicht belehrend oder bezeichnend für ganze Zeiträume oder Länder sind. Daß in Deutschland Versuche gemacht worden wären, bedeutende Darstellungen unwichtiger Werke zu geben, ist uns nicht bekannt geworden und würde ein solches Unternehmen auch seinen gewissen baldigen Untergang in sich tragen; denn ein so wichtiges Werk, wie das vorliegende, wird schon bey dem jetzigen Stande der unterstützenden Kunstliebe Mühe haben, sich in Deutschland bezahlt zu machen, wenn nicht das Ausland dabey hülfreich entgegen tritt.

Unter denen, welche uns mit den Bauwerken der schönen altdeutschen Baukunst bekannt gemacht haben, gebührt dem Herrn Oberbaurath Moller zur Zeit die erste Stelle; und wenn wir in der Erkenntniß dieses Theiles der Kunst von seiner frühesten Entwickelung an bis zur höchsten Blüte bedeutende Fortschritte gemacht haben, so gehört der Ruhm, dies veranlaßt zu haben, am allermeisten, ja vielleicht alleinig dem Herrn Moller; denn andere einzelne, auch dankenswerthe, Versuche vermochten nicht, bey dem kleineren Kreise, für den sie bestimmt waren, sich eine so große Menge von Freunden zu gewinnen. Die Hefte für altdeutsche Baukunst von Herrn Moller, von denen wir nächstens einmal zu sprechen gedenken, wenn uns das Erscheinen von ein Paar neuen Heften wieder erfreut, bewiesen die durchgreifende Tüchtigkeit des Unternehmers und seinen Beruf, auch die Aufrisse des Domthurmes durch Nachzeichnung und Stich zu vervielfältigen, damit sie ein Vorläufer des großen und mit Sehnsucht erwarteten Werkes der Gebrüder Boisserée: über den Dom zu Kölln, wären. Und wie das Geschick dem sich ernstlich Bemühenden immer dankbar sich erzeigt, so konnten diese lange verloren geglaubten unschätzbaren Risse in keine anderen Hände besser gelangen, als in dessen, der sie erhielt und uns hier mittheilt.

Ehe wir nun zu den schönen Kupfern des trefflichen Werkes übergehen, wollen wir noch vorher die Bogen betrachten, welche als Erklärung beyliegen. Diese fangen mit einer allgemeinen

Bemerkung an, und haben bald Eingangs den wahren, bedeutenden, in mancher Hinsicht indessen doch wieder einzuschränkenden Satz, daß: »der Aufwand von Zeit und Kraft, welchen die Ausführung der großen Bauwerke erfordert und selbst ihre Bestimmung für einen festgesetzten Zweck verursachen, daß sich bey ihnen der Einfluß der Laune und Eigenthümlichkeit eines Einzelnen weniger und seltener äußert, als bey den Werken des Schriftthums, der Malerey oder Bildhauerkunst. Sie scheinen vielmehr bestimmter als diese aus der Eigenthümlichkeit des ganzen Volkes hervorzugehen, und dienen deßhalb auch mehr als jedes andere Denkmal, uns über den Zustand derselben aufzuklären.« Wir müssen sehr wünschen, daß man diese bedeutenden Worte besonders für die altdeutsche Baukunst im Auge habe, und daß man recht strenge darauf sehe, um sie als ganz etwas Eigenthümliches zu betrachten, nicht aber, wie man oft zu thun geneigt gewesen ist, als etwas Zusammengestoppeltes aus Neugriechischem, Römischem, Lombardischem, Arabischem u.s.w., wogegen wir uns bereits Band IV. dieser Jahrbücher erklärt haben, und nicht oft und strenge genug erklären können, indem wir immer darauf dringen, das Hauptsächlichste, die Grundgestalt der Kirchen als Anfangspunkt aller Untersuchungen festzustellen, und von dieser Grundgestalt, sey sie nun das Achteck, das längliche Viereck, oder das lateinische Kreuz, allein auszugehen. —

»Alle Völker, denen ihre Geschichte werth ist, haben die Denkmäler früherer Zeit als ehrwürdige Urkunden heilig geachtet und bewahrt. Möchte doch diese Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Werke der Baukunst recht allgemein werden, damit auch in unserm Vaterlande das Vorhandene erhalten und bekannt gemacht werde.« Ein Satz, den man nicht oft genug wiederholen kann, und den man jedem Werke, das zur Aufklärung deutscher Vorzeit bestimmt ist, als Denkspruch voransetzen möchte. Leider müssen wir wenige Zeilen nachher die uns widerliche Redensart, die wir schon oben bezeichneten, treffen: »daß der Verfasser dies Werk nicht etwa unternommen habe, um einer herrschenden Mode zu folgen.« Ist wirklich die unselige Mode dabey im Spiele, so ist des Verfassers Werk gewiß ein recht echtes Mode-Unternehmen; denn mehr, als über den Köllner Dom, ist gereimt und ungereimt, verständig und aberwitzig, wohl kaum über ein anderes altdeutsches Bauwerk in neuerer Zeit gesprochen worden. Ein Mann, der es so ernstlich, tüchtig und wissenschaftlich mit seinem Fache meint, wie Herr Moller, sollte doch den Wochenblatt- und Zeitschriftklatschern ein solches Wort nicht nachschreiben.

Hierauf wird das Nachäffen der altdeutschen Bauart in

neuerer Zeit berührt und mit Recht zurückgewiesen; ein Gegenstand, worüber wir in einer andern Beurtheilung nächstens ausführlicher zu sprechen gedenken. Wichtiger für diesen Ort sind die Bemerkungen »über das Geschichtliche und den Kunstwerth des Baues, so wie über die Frage, ob die Vollendung möglich und wünschenswerth sey.« Die ersten sind noch so wenig bekannt, die letzte ist so wichtig, daß wir wohl genauer darauf eingehen dürfen.

»Im Jahre 1248, unter dem Erzbischof Konrad von Hochstetten, wurde der Bau angefangen, und im Jahre 1320 durch den Erzbischof Heinrich II., Grafen von Virnenburg, der hohe Chor für den Gottesdienst eröffnet. Man baute mit mehreren Unterbrechungen dritthalbhundert Jahre an der Masse, welche jetzt steht, und die noch nicht die Hälfte des Ganzen ist, bis im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Bau ganz unterblieb.«

Wir sehen hier also ein Gebäude, das in die früheste Zeit der eigentlich altdeutschen Baukunst fällt; ja wir müssen es wohl als das Erste betrachten, welches durchaus nach den Grundregeln der altdeutschen Baukunst entworfen ward, und das in seiner ganzen Einrichtung aus dem Spitzbogen erwuchs und dadurch bedingt ward. Ungeheure Kräfte sollten zu diesem neuen Werke in Bewegung gesetzt werden, und das, was zu Stande gekommen, ist eben so groß ausgeführt, als der Plan groß und gewaltig entworfen wurde. Sollten wir irren, wenn wir annehmen, daß der Entwerfer des Risses derjenige war, in dessen erhabenem Geiste sich durch die Anwendung des Spitzbogens die ganze altdeutsche Baukunst entwickelte? Welch ein Verlust, daß wir seinen Namen nicht wissen! Aber etwas anderes hochbedeutendes würde daraus folgen: eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit zwischen diesem Baumeister und Johann van Eyck. Jener wendete den Spitzbogen, längst bekannt, mehrfach gebraucht, in der Baukunst durchweg an, erhob ihn zum Grundgesetz, warf die älteste deutsche Baukunst — die wir die sächsische nennen — um, ward Schöpfer einer ganz neuen Kunst, und durch diesen unübertrefflichen Geist ward gleich das kühnste, herrlichste und unübertrefflichste Werk deutscher Baukunst dargestellt. Dieser — Johann van Eyck meinen wir — wendete den Gebrauch des Oels zur Bereitung der Farben bey der Malerey an, oder er vervollkommnete diese schon einzeln vorkommende Kunstfertigkeit, und wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter stand mit einemmale die neue Kunst in einer Klarheit und Höhe der Farbenglut und Gewalt da, die nur seine Schüler und Miteiferer erreichten. Das ist eben das Werk des Genius, daß er die Bahn bricht und selbst gleich das Herrlichste gestaltet; es ist ganz

sein Eigenthum, frey und groß schaltet er damit, die Andern müssen erst von ihm borgen und betteln.

»Der Grundriß bildet ein lateinisches Kreuz, dessen längerer Arm 468, und dessen kürzerer Arm 277 rheinl. Fuß lang ist; das mittlere Schiff, welches wie der Chor im Innern die Höhe von 150 Fuß erhalten sollte, ist von doppelten Seitengängen umgeben, und zwey, gegen 500 Fuß hohe, oben ganz durchbrochene Thürme sollten den dreyfachen Haupteingang zieren.«

»Von diesem ungeheuren Gebäude ist jedoch nur der hohe Chor mit seinen Umgebungen und Kapellen und die Seitengewölbe des Schiffs ganz vollendet. Das mittlere Schiff ist bis zur Hälfte seiner Höhe ausgebauet, von dem südlichen Thurme stehen zwey Stockwerke, von dem mittlern Portal und dem nördlichen Thurme nur die Grundfesten.«

Die Ausführung des so überaus herrlich gefaßten Planes erlahmte an dem sich immer mehr und mehr abschwächenden Zeitalter, nur die Riesenentwürfe blieben in der Urkundey des Doms und wurden zerstreut, als 1803 die köllnischen Urkundensammlungen getheilt wurden. Diese Theilung war nicht viel besser als eine Vernichtung. Wie unsäglich viel das französische Unwesen am Rheine zerstört hat, ist gewiß kaum zu beschreiben. Wie glücklich, daß damals aus dem übrigen Deutschland doch Männer dorthin kamen, die auf das alte, heilige und ehrenwerthe Besitzthum aufmerksam machen konnten! Der so tüchtige und musterhafte, ja wohl in seinem Eifer unübertreffliche Wallraf stand doch wohl so ziemlich einzeln, ehe Friedrich Schlegel in Kölln die Blüte deutscher Kunst entdeckte, und sie dem damals noch ungläubig aufhorchenden Deutschland in seiner Europa und in seinem Taschenbuche verkündete. Wir stellen diese Rüge ohne Uebelwollen gegen einen tüchtigen Stamm der deutschen Landsleute hin. Wer machte es wohl besser? Sieht es nicht bey uns allen noch schwach und schlecht in der Bewahrung der alten Denkmäler aus? Kann sich irgend ein deutsches Land, außer Darmstadt, einer allgemeinen Regierungsverfügung zum Besten der Alterthümer rühmen? Wir haben dies nur hier bemerkt, um in der lebhaft und vorurtheilsvoll bewegten Welt Deutschlands vielleicht auf ein gerechtes und würdig anerkennendes Urtheil, auf eine freundliche Erwiederung und Erkennung auch unsern Theils hinzulenken, nicht aber, um in das trübe Uebelwollen einen neuen Brennstoff zu schütten.

Wie nun die Risse des einen Thurmes in die Hände des Herrn Moller kamen, ist in dem Büchlein, welches vor uns liegt, selbst nachzulesen. Der Entschluß, diesen Riß in der Größe des

Urplanes genau stechen zu lassen, ist durch das eben jetzt von uns angezeigte Werk erfüllt, und Herr Moller hat das Urstück des Risses nach diesem Stiche der Urkunden des Doms zu Kölln geschenkt. Zwey Jahr nach Auffindung des hier mitgetheilten Risses entdeckte Herr Moller durch Willemin monuments inédits die Risse des Mittelfensters, welche sich Herr Dr. Boisserée, ein trefflicher Mann, der für die Geschichte der Kunst in den Rheinlanden höchst bedeutsam ist, und einen Wendepunkt derselben bezeichnet, zu erwerben wußte. Ueber das Verhältniß beyder Zeichnungen belehrt uns ebenfalls Herr Moller, hier nur: die in Paris gefundene Zeichnung war wahrscheinlich der von einem Schüler ausgefertigte Arbeitsriß, die im Archiv aufbewahrte aber die Urzeichnung von der Hand des Meisters selbst.

Was die Zeichnung betrifft, so ist sie mit einer Art Tusche und mit der Feder äußerst rein und zierlich ausgeführt. Die Plätze für die Bildsäulen sind in der Zeichnung leer-gelassen.

Der Verfasser wünscht in einer Anmerkung: »Eine Darstellung der besondern Regeln und des eigenthümlichen Systems, welche der altdeutschen Bauart des dreyzehnten Jahrhunderts zum Grunde liegen.« Er setzt hinzu: »Indessen scheint dieselbe bis jetzt noch nicht möglich, da man zuvor das Vorhandene kennen und vergleichen muß. Gründliche, mit Auswahl gemachte Aufnahmen der merkwürdigsten Gebäude jener Zeit sind uns vor der Hand nöthiger, als gewagte Theorien.« Mit diesen Sätzen sind wir vollständig einverstanden, sowohl was die Wünsche, als was die Befürchtungen betrifft, wenn wir, nach so wenigen Vorarbeiten, nach den nur zu leicht allgemein angenommenen Behauptungen einiger frühern Beurtheiler der altdeutschen Baukunst, jetzt schon Lehrgebäude bilden wollten. Besonders, glauben wir, müssen wir erst alle die byzantinischen, arabischen u. s. w. Grillen abschütteln, gegen die wir uns schon Bd. IV. erklärt haben; wir müssen erst genauer zu erforschen streben, wie die Bauhütten wirkten, welche religiöse, geheime, aus alten verborgenen Lehren geschöpfte Ansichten mit einspielten, und wie alle die wunderbaren Fäden sind, an denen die Erkenntniß des Mittelalters erst ihre rechte Ausdeutung gewinnt. Da steht noch unendlich viel zu erforschen, die gesteigerte Theilnahme Vieler wird die Endergebnisse zeitigen, und ein überraschendes Licht wirft schon das vortreffliche Werk des Herrn Hofraths von Hammer: Mysterium Baphometis revelatum, auch auf die Baukunst, so wie überhaupt auf die Kunst des Mittelalters, wovon wir an anderer Stelle zu sprechen gedenken.

In derselben Anmerkung erklärt sich der Verfasser mit vollem Fug und Recht »gegen die so beliebten, blos malerischen« Dar-

stellungen, deren wir so manche haben, so viele neue erhalten, und die uns meist zu nichts helfen. Es ist wohl unzweifelhaft, daß sich eine malerische und eine getreue Aufnahme und Darstellung, die den Kunstforscher befriedigt und den Kunstfreund anzieht, vereinigen läßt, und ein Muster darin bietet das treffliche, auch vom Verfasser rühmlich erwähnte Werk Frick's über das Schloß zu Marienburg. Wenigstens müssen immer einzelne Tafeln mit baukünstlichen Darstellungen in Umrissen neben den malerisch aufgefaßten Bildern vorhanden seyn, um den Baufreund zu befriedigen.

Die scharfsinnigen Grundsätze, welche der Verfasser, aus den alten Bauwerken abgezogen, hier darbietet, können wir uns nicht anmaßen ferner zu entwickeln; aber es möge sie sich kein denkender Künstler entgehen lassen, der uns mit einer erweiterten Ansicht der altdeutschen Baukunst beschenken will. Sie sind nicht allein sehr durchdacht, sondern auch scharfsinnig bewiesen und zeugen von der hohen Geisteskraft der alten Künstler, die Herr Moller in ihren Werken zu entdecken verstand.

Der Verfasser beleuchtet zuletzt nun noch mehrere Fragen. Kann der unvollendet gebliebene Dom ausgeführt werden? Diese Frage scheidet sich in drey Abtheilungen: 1) Ist das Vorhandene noch fest genug, um darauf und daran fortzubauen? Diese Frage wird mit ja beantwortet: »Der Stein, aus welchem der Dom erbauet wurde, ist sehr fest und der Verwitterung wenig unterworfen. Blos die kleinern und freystehenden Verzierungen, welche fast durchgängig angesetzt und, von weicherm, leichter zu verarbeitendem Material ausgeführt sind, zeigen leichte Spuren des Einflusses der Zeit und des Wetters. Die eigentliche Masse des Gebäudes, welche zum Tragen bestimmt ist, hat noch nichts von ihrer ursprünglichen Stärke verloren, ja diese ist vielmehr durch die Jahrhunderte bewährt worden.«

2) Haben wir hinreichende Kenntnisse und geschickte Arbeiter, um diesen Bau fortzuführen? Der Verfasser läugnet nicht, daß wir in den letzten drey Jahrhunderten gewaltige Rückschritte in der Baukunst gemacht haben. Es ist leider nur zu gewiß, daß es mit dem Troß unserer Baumeister, sie mögen nun betitelt seyn wie sie wollen, über allen Ausdruck erbärmlich aussieht; daß die meisten so unwissend sind, wie es kaum zu beschreiben ist; daß Kunstbildung, freye Geistesthätigkeit, Fortschritt in ihrer Kunst ihnen gänzlich fehlen; daß sie Bauanschläge fertigen, die ihnen das höchste Meisterstück scheinen, welche aber immer so schlecht ausfallen, daß sie wenigstens um ein Viertel zu geringe sind; und indem klüglicher Weise alles dem Mindestfordernden übertragen wird, so

geht oft der zuerst vollendete Theil schon wieder zu Grunde, ehe das Letzte daran vollbracht wird. An solchen Leuten, die ein ordentlicher Maurermeister nicht als Handlanger brauchen könnte, sind wir reich, und ihnen verdanken wir die Gebäude, welche seit den letztern Zeiten unter uns aufwuchsen. Das Einzige, was daran zu loben, ist, daß sie bald wieder einstürzen werden, und diese schmachvolle Kunstausübung nicht auf die Nachwelt kommen wird. Wissenschaftlich gebildete Baumeister wie Schinkel, Moller, Wiebeking, Costenoble und einige wenige andere, sind seltene Erscheinungen, und sie ragen wie die alten Münster über ihre Genossen empor. Sie sind uns indessen Bürge, daß die Morgenröthe einer bessern Zeit wenigstens dämmert und wohl anbrechen könnte, wenn man sich entschlösse, die Augias-Ställe, welche da heißen: Bau-Collegien, Bau-Deputationen, Regierungs- und Magistrats-Bau-Anhängsel auszukehren, die Tüchtigen und Brauchbaren, welche oft die Zurückgesetzten und Unterdrückten sind, ehrenwerth zu halten, die Handwerksgesellen aber wegzujagen, und sich für die ersten Jahre mit einem besser anwachsenden Stamme, und ehrlichen, so wie tüchtigen Maurermeistern zu behelfen. So hart dies Urtheil klingt, so wahr ist es doch leider; keine Kunst ist so sehr zum gemeingetriebenen Handwerk entartet, als die Baukunst. So würden uns dann vielleicht die Leiter des neuen Dom-Baues gewonnen. Und die Ausführer? An denen wird es weit weniger fehlen. Alles, was eine treufleißige Handwerksbearbeitung verlangt, reift in Deutschland leicht, wenn es seine Unterstützung findet, und der Verfasser weiset mit Recht, natürlich nur für den ersten Anfang, auf die Arbeiter hin, welche bereits am Dom zu Mailand auf Napoleons Befehl gearbeitet haben. Auch die stufenweise angedeutete Arbeit wird die Vollendung fördern, und es scheint daher auch uns, daß, unter den bereits mitgetheilten Voraussetzungen, auch diese Frage mit »ja« zu beantworten sey.

3) Werden die zur Ausführung des Baues nöthigen Kosten aufzubringen seyn? Der Verfasser sagt: »Die Kosten des Baues lassen sich mit Bestimmtheit unmöglich berechnen.« Das gibt nun schon seinem ganzen Plane in Vieler Augen einen unnachläßlichen Stoß. Ein Bau ohne An[illegible] daran kann kein Conducteur, Bau-Inspector, Baurat[illegible] weiter heißen, ohne Fieberschauer denken. Denn [illegible]hlag ist ihnen, wie gesagt, alles, es mag mit dem B[illegible]achher gehen, wie es will. Der Verfasser fährt fort: »[illegible] darf sich nicht verhehlen, daß sie sehr bedeutend seyn wer[illegible]; aber sobald ein längerer Friede die Wunden der Völker g[illegible]ilt hat, kann der Staat an Unternehmungen der Art denken, um so mehr,

wenn dieselben, wie hier der Fall ist, dem Geiste des Volkes angemessen sind, und unmittelbar auf dasselbe wohlthätig wirken. Das sicherste Mittel sie zu bestreiten, ist, den Aufwand auf eine gewisse Reihe von Jahren zu vertheilen. Würde z. B. eine halbe Million Gulden jährlich dazu bestimmt, so dürfte diese Summe hinreichend seyn, um die Arbeit so weit zu fördern, daß nach einigen Jahren der Zeitpunkt der Vollendung, so wie der ganze Aufwand nicht schwer zu bestimmen wäre.« Was durch Begeisterung begonnen ist, und nicht vollendet ward, wird wohl nie oder sehr schwer seine Vollendung durch den ruhig wägenden Verstand finden, und nur eine neue Begeisterung kann es möglich machen, daß wir den Dom vollendet sehen. Sie kann nur den Herrscher ergreifen, den jetzt die Stadt Kölln als den Ihrigen begrüßt, und der Eifer, Kunst und Wissen in seinem Lande zu verbreiten, welcher Preußens König beseelt, läßt wohl eine sehr gegründete Hoffnung erwachsen, daß jene Mauern sich noch in dem Laufe der Jahre erheben werden, wenn die Wunden verharscht, die unselige Kriege schlugen, und die dräuenden Geldverhältnisse gemildert sind, die jetzt alle Staaten Europas so drohend und lastend beunruhigen. Zu der Begeisterung des Herrschers muß aber auch die Begeisterung des Volkes, der Rheinlande, treten, wenn ein rasch vorschreitendes Werk begonnen werden soll; das Volk muß fühlen, welch ein großes Geschenk ihm der Herrscher gibt. Und wie einst Sklavenzwang die Pyramiden Aegyptens, frommer Eifer die alten vollendeten Dome aufbaute, so muß der Gedanke, etwas Großes zu begründen und daran zu helfen, im Volke fest und belebend seyn. Es gibt unendlich viel, wodurch das Volk mitwirken kann, wenn es will; und dieß muß es; es kann die Kosten auf die Hälfte zurückführen, wenn es nicht dabey nur gewinnen und zusammenscharren will. Es muß fühlen, daß es in einem solchen Werke auch sich ein ewiges Denkmal errichtet; der Größe der Vorwelt nachstrebend, muß es auch wieder der Nachwelt eine Begeisterung zu großen Thaten einflößen. Ein sehr erfreuliches Beyspiel für alle solche Plane gaben bereits die preußischen Bauern der Danziger Niederung. Auf die unverzeihlichste und eine nie zu sühnende Weise war das alte Schloß zu Marienburg, eines der bewunderungswürdigsten Werke des Mittelalters, beynahe ganz zerstört, und die prächtigsten Säle waren zu Fabriken, der Pest unserer Tage, gemacht worden. Der jetzige Oberpräsident, Herr von Schön, war auf das thätigste bemüht, die Reste dieses alten Schlosses zu retten, und in möglichster Schönheit wieder erstehen zu lassen. Die Sommer von 1817 und 1818 wurden dazu angewendet. Welchen Eindruck diese Erneuerung auf das Land

und die Umgegend machte, ist daraus zu entnehmen, daß die Niederung'schen Bauern freywillig alle zur Herbeyschaffung der Baubedürfnisse und zur Fortbringung des Schuttes, der in unnennbaren Massen in den schönsten, mannigfachsten und kühnsten Gewölben ruhte, und wahre Kunstschätze der Baukunst theils verbarg, theils verwüstet hatte, erforderlichen Fuhren unentgeldlich im Jahre 1817 gegeben, und für den Sommer 1818 noch so viel zu leisten versprachen (und auch gewiß wohl ihr Versprechen erfüllt haben), daß der Bedarf des ganzen Sommers 1818 gedeckt war. — Und so muß es seyn, wenn etwas Großes und Tüchtiges in dieser Zeit vollbracht werden soll; Regierung und Volk müssen sich freudig und vertrauend vereinen, und jedem von beyden muß die Beförderung einer vaterländischen Angelegenheit eine heilige Bemühung werden. Und dies nicht hierin allein, sondern in Allem. Waltet einst dieser Sinn über unser ganzes Vaterland und Volk, werden wir dann nicht glückliche Tage sehen? Wer wagt, dieß zu verneinen, wer, der des deutschen Volkes sich still bildenden Gang und sein Entwickeln nur irgend beobachtet?

Der Verfasser kommt nun zu der zweyten Hauptfrage: Welche Gründe sind für die Ausbauung des Domes vorhanden, oder ist es vortheilhaft den Dom auszubauen? Mit Bescheidenheit kündigt Herr Moller seine nachfolgenden Ansichten an; der tüchtige Künstler hat wohl ein Recht, auch in dieser Angelegenheit mitzusprechen. Er theilt die obige allgemeine Frage in vier andere: 1) »Ist im Allgemeinen das Unternehmen, ein früher angefangenes Werk der Baukunst zu vollenden, dessen Styl uns fremd geworden ist, nach Gründen der Vernunft zu billigen?« Wir setzen die ganze Beantwortung dieser Frage, weil sie viel Triftiges und Tüchtiges enthält, hierher: »Große Bauwerke sind ihrer Natur nach nur in längerer Zeit zu vollenden. Die ersten Unternehmer müssen daher immer auf die Beharrlichkeit und Ausdauer ihrer Nachfolger rechnen. Hat das Werk selbst seine Bestimmung behalten, und ist also noch im Reich des Lebenden, so scheint es selbst stillschweigende Uebereinkunft der Generationen zu fordern, das Angefangene zu befördern, das Unvollendete zu vollenden, damit Großes und Herrliches nicht als Bruchstück da stehe; daß aber das Angefangene in dem ursprünglichen Styl fortgesetzt werde, auch wenn dieser nicht mehr der unsrige ist, versteht sich von selbst. Wie manches vortreffliche Werk ist Bruchstück geblieben, weil man nur selbst gründen wollte, anstatt das Fremde zu vollenden, und so sind so viele angefangene Gebäude mehr noch Denkmäler des menschlichen Egoismus, als der Veränderlichkeit der Zeiten. Wenn daher die Einführung des altdeutschen Geschmacks bey Errichtung

neuer Gebäude mit Grunde getadelt werden muß, so darf dies doch die Vollendung vorzüglicher Werke der Art nicht ausschließen.« Wir enthalten uns eines jeden Zusatzes, der nur Wiederholung des Gesagten seyn würde, doch weisen wir auf die gesperrt gedruckte Stelle hin, als auf den Wurm, der so viel Blüten auch unserer Tage zernagt hat, in denen die blindeste Selbstliebe waltet, und wohl keiner weiß, ob das, was er baut und fördert, gleichgesinnten Vollender oder Fortsetzer finden wird.

2) »Ist die Aufführung großer Bauwerke zu rechtfertigen, welche nicht aus bloßer Nothwendigkeit entspringen, sondern zum Theil oder allein für einen mehr geistigen Zweck bestimmt sind, und wobey daher nicht nur das nächste Bedürfniß und die Gewinnung des Raumes, sondern auch der Sinn für das Erhabene und Schöne berücksichtiget wird?« Ist es nicht ein trauriges Zeichen der Zeit, ein Beweis des beynahe ganz erlahmten Kunstsinnes, eine bis zum Zerrbilde gesteigerte Vorliebe für das Nützliche, ganz verlassen vom Gefühl des Schönen, daß solch eine Frage nöthig ist? Und leider ist sie es doch. Ein Schauspielhaus zu bauen, dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit würde jedem einleuchten, und keiner würde fragen; aber eine Kirche! Ja, wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie man eine Kirche in ein Schauspielhaus umgebaut hat, wie man die Gebeine der Todten ausgrub, um Versenkungen für das Donauweibchen anzubringen. Da leuchtete den meisten die Nützlichkeit ein, und wer gegen diese frevelhafte Entheiligung sprach, ward verlacht. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß Deutschland seit den französischen Kriegen einige hundert Kirchen verloren, dagegen aber nicht zehn wieder gewonnen hat. Schweigen wollen wir ganz von den Gräueln, die während des Krieges Statt fanden, und von der Entheiligung, welche die meisten in einzelnen Landstrichen erdulden mußten. Eben so ist die Verwahrlosung der meisten bestehenden Kirchen oft über allen Glauben; wir kennen eine dem Gottesdienst noch bestimmte Kirche, in der — eine Grube zum Kalklöschen sich befindet! — Sehr wahr sagt der Verfasser: »Je mehr ein Volk Sinn hat für höhere Bedürfnisse, je mehr es seine Ehre in dem sucht, was das Ganze ist, und was dem Ganzen angehört, je weniger herrscht bey ihm Eigenliebe, je höher ist sein Standpunkt.« — »Wenn daher für das Nothwendige gesorgt ist, und dem Volke für die Befriedigung anderer Bedürfnisse etwas übrig bleibt, dann scheint es nicht nur erlaubt, dann scheint es Pflicht des Staates, diesen durch Ausbildung entstandenen Bedürfnissen die Richtung zu geben, daß durch dieselben nicht bloß die von Eigenliebe und Sinnlichkeit erzeugte Prachtliebe, sondern Religiosität, Sittlichkeit und Nationalsinn erhöhet wer-

den. Unter allen menschlichen Werken scheint aber ein der Erhabenheit seiner Bestimmung würdiger Tempel am meisten diesen Forderungen zu entsprechen.« Wie leise und fragend, mit scheint und andern begütigenden Sprüchen wird hier das Heiligste und Höchste angedeutet, was frey auszusprechen wohl Keiner in Zweifel seyn sollte! Aber dennoch erfordern es unsere Tage noch immer, daß man nur durch Umwege das allein Heilsame zu berühren sucht; aber daß man es doch auszusprechen wagt, ist schon ein gutes Zeichen gegen die vergangenen zehn letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts und den Anfang dieses, in welchen alles Heilige ertödtet werden sollte, und die Worte: Kirche, Gott und Gebet, so viel nur möglich vermieden wurden.

3) Welches sind die unmittelbaren Folgen des Baues für Gewerbe und Geldumtrieb? Eine eigentliche Beantwortung dieser Frage finden wir nicht, sondern nur eine Ausführung, daß sich durch die Ausbauung des Domes ein bedeutender Stock fester und tüchtiger Baukenntnisse, woran es meist überall so sehr fehlt, in Preußen entwickeln, und von da über Deutschland verbreiten würde. So ist also mehr von einem geistigen Umtrieb und Erwerb die Rede und mit Recht; denn das andere mögen sich die Finanzier ergrübeln. Auch zeigt der Verfasser, daß, wenn Baumeister sich die Kenntnisse erworben, die zur Ausführung eines so trefflichen altdeutschen Werkes gehören, und diese werkthätig ausgeübt haben, ihnen alle andern Arbeiten überaus leicht erscheinen werden.

4) Welches sind die wahrscheinlichen Folgen des Baues in moralischer und politischer Hinsicht? Auch hier klagt der Verfasser über den bejammernswerthen Zustand, in welchem sich die Kirchen in ganz Europa befinden, und daß bey dem Anblick des Verfalles »sich die Menge schwerlich wird überzeugen können, daß den Regierungen der Gottesdienst wichtig und ehrwürdig erscheine.« Diesem Satze möchten wir nicht in seiner ganzen Ausdehnung beypflichten; auch hier zeigt sich meist nur die Spur einer beynahe vergangenen, alles Heilige zerstörenden Zeit, gebundener guter Wille, mit fortgerissen im Strudel falscher und verderblicher Ansichten. Daraus sucht die jetzige Zeit sich emporzuraffen; die gesunkene Anbetung Gottes hebt sich wieder, auch in den Herzen der Großen, empor, und die vernachläßigten heiligen Stätten werden ihre Erbauer, ihre Verbesserer wieder gewinnen. Das scheint aus der Verwirrung der Zeit sich emporzuringen, und ein frommer Glaube wird jetzt wohl nicht mehr zu den frommen Wünschen gehören. — Was nun der Verfasser in staatskünstlicher Hinsicht Empfehlendes zu sagen hat, möge hier ganz eine Stelle finden:

Spitze auf, achtseitig, ganz durchbrochen. Zwischen acht trichterartig oder spitzeltförmig auflaufenden, und gegeneinander geneigten Steinrippen, welche an der Kante mit Blattern geziert sind, wie sie von unten auf, größer oder kleiner, an allem nach einer Spitze strebenden Steinwerk erscheinen, stehen Vierecke, die innerhalb mit Kreisen und Kleeblättern geschmückt sind.

Das achte Blatt zeigt die immer mehr und mehr sich zusammenziehende Spitze, die Vierecke werden immer länger, und die Seiten treten gegen oben immer enger zusammen, bis das länglichter werdende Viereck als ein Dreyeck sich zusammenschließt, das Durchbrochene aufhört, und nun die Steinrippen sich allein aneinander schließen.

Auf dem neunten und letzten Blatte gehen nun diese Rippen immer dichter aneinander, sich immer mehr gegeneinander neigend auf, und der Thurm verjüngt sich rasch, bis der in altdeutscher Baukunst bekannte Ring die Rippen umklammert und schließt. Ueber ihm erhebt sich nun schlank und klar die altdeutsche Blume, oder vielmehr sind es die Blätter des Blütenkelches, in welche sich die Bläue des Himmels als eine lichte Blume, das ganze Gebäude verklärend, senkt.

Büsching.

Art. VII. Don *Chisciotte* e *Sancio Panza* nella *Scizia*. Poema originale in dialetto Siciliano del celebre Don Giovanni *Meli*, tradotto in lingua italiana dal Cavaliere Matteo di *Bevilacqua*. 2 Tomi. 4to Vienna 1818 presso *Stöckholzer* di *Hirschfeld*.

Man würde einen unrichtigen Maßstab zur Beurtheilung dieses Gedichtes wählen, wenn man es an das unsterbliche Werk des Cervantes hielte, oder es als eine bloße Nachahmung desselben betrachtete. Meli, wiewohl der Grundidee des Cervantes in dem, was man das Materielle der Dichtung nennen mag, folgend, hat hier ein Werk geliefert, welches sich in der Wesenheit sehr von demselben unterscheidet. Ungeachtet dasselbe eben so wenig als die Arbeiten anderer Dichter dieses Faches den poetischen Inhalt des spanischen Gedichtes erreicht, behauptet es doch einen sehr ehrenvollen Platz in der italienischen Literatur, und ist des hohen Namens seines Verfassers nicht unwerth. Schon in der äußeren Form findet sich die wesentliche Verschiedenheit, daß das Werk des Cervantes in ungebundener Rede, das Gedicht des Meli in dem strenge gebundenen Versmaße der ottave rime verfaßt ist. Noch wesentlicher aber scheiden sich diese beyden Werke dadurch, daß Cervantes nicht

bloß mit voller Anspruchlosigkeit, sondern sogar mit scheinbar gänzlichem Unbewußtseyn des sein Werk durchdringenden poetischen Gehaltes auftritt, Meli aber klar an den Tag legt, daß er ein eigentliches komisches Heldengedicht beabsichtige.

Komische Heldengedichte pflegen in Hinsicht auf Erfindung um so ungebundner zu seyn, je mehr sie sich auf der andern Seite durch den Zwang der äußern Form, welche den komischen Roman nirgend beengt, beschränkt fühlen. Dieß tritt auch in diesem Gedichte vorzüglich rücksichtlich so mancher Unwahrscheinlichkeiten des Details ein, welche eben darin ihre Entschuldigung finden können, daß das Ganze in eine freyere Welt fantastischer Dichtung emporgehoben, auch für das beynahe Unmögliche poetischen Glauben anspricht. Die komische Kraft des Dichters zeigt sich auch in dieser im Ganzen mit Glück ausgeführten Dichtung so reich und mannigfaltig, daß sich der Leser ihrem Einfluß gern, ohne viel zu klügeln, und mit dem Dichter zu rechten, hingeben wird. Einen eigenen Charakter aber gewährt diesem Don Chisciotte der Umstand, daß er nach der Idee eines allgemein als vollendet anerkannten Vorbildes gearbeitet, obgleich nicht eine Fortsetzung desselben liefernd, dennoch gleichsam in den Umkreis schon dargestellter Ideen sich gebannt findet, und, daß er, um von der Musik eine Vergleichung zu entlehnen, beynahe nur auf Variationen eines mit Beyfall durchgeführten Thema hingewiesen ist. In der italienischen Poesie ist dieses zwar überhaupt nichts seltenes, unter andern ist ihre komische Schaubühne größtentheils in dem Falle, lange behandelte Charaktere und Ereignisse nur wieder durch die ihnen verliehene erneute Form für das Interesse zu beleben; es verändert dieß aber den ganzen Standpunkt nicht etwa bloß des Beurtheilers, sondern auch des dem ersten Eindrucke ganz unbefangen sich hingebenden Lesers. Für den Dichter selbst bringt es, wie uns dünkt, die Folge mit sich, daß er dem Stoffe, welchen er sich zur Wiedererneuerung solcher bereits anerkannter poetischer Ideen erfindet, oft Gewalt anthut, um diese mit desto frappanterer Wirkung glänzen zu lassen. Herr Meli ist oft in diesem Falle, und indem er hinter seinem Vorbilde nicht zurückbleiben will, verirrt er sich manchmal so weit, daß er das Komische seiner Charaktere durch die Parodirung derselben beynahe wieder aufhebt. Wenn übrigens die Wahl bekannter Charaktere — und in Italien ist Don Chisciotte und sein treuer Knappe durch eine wohlgerathene Uebersetzung des spanischen Meisterwerks seit lange hinreichend bekannt — die Pflicht mit sich bringt, in der Darstellung der Eigenheit dieser Charaktere getreu zu bleiben, so hat sich Herr Meli an Cervantes und dem durch ihn so kunstreich erfundenen treuen Knappen versündigt,

»In politischer Hinsicht erscheint die Ausbauung des Doms nicht weniger wichtig. Die Rheinprovinzen, welche als eine Folge der letzten denkwürdigen Feldzüge mit dem Königreich Preußen vereinigt sind, haben durch Lage und innere Hülfsquellen ein so hohes Interesse, daß es gewiß der Wunsch der Regierung ist, die Verbindung dieser neuen Provinzen so innig und fest zu knüpfen als möglich.«

»Die Weisheit derselben wird diesen Zweck zu erreichen wissen; aber es gibt vielleicht nichts, was mehr in die Sinne fallend wirken, und eine allgemein vortheilhafte Stimmung hervorbringen würde, als ein solches Unternehmen, wodurch Tausende beschäftiget, der Nationalgeist belebt und erhöhet, zugleich aber auch die alte herrliche, so tief gesunkene Stadt neu belebt werden würde.«

»Endlich wäre dieses Werk, welches, man darf es sagen, in der Welt einzig und allein dastehen würde, zugleich das erhabenste Denkmal des Fürsten, welcher es vollendete. Nichts könnte demnach mehr geeignet seyn, es kräftig auszusprechen, daß diese schönen Lande nicht veräußert, sondern ein dauernder Bestandtheil des Königreichs bleiben sollen, als wenn hier an den Ufern des Rheins das herrlichste Denkmal des preußischen Herrscherhauses prangete?«

Wir wagen nicht, zu diesen Worten unsere Ansicht hinzuzufügen, da wir sie nicht nackt hinstellen, sondern mit Gründen belegen müßten, die wir lieber ungesagt seyn lassen. Wenn die flutenden Meereswellen, die noch immer an Europa's weites Gestade schlagen, und über die Ufer schäumen, beschworen sind, daß sie in ihre Grenzen zurücktreten; wenn der inneren europäischen Lande kochende Lava sich zu fruchttragendem Boden gewandelt, dann wollen wir es eher wagen, das Fragezeichen zu lösen, welches der Verfasser selbst, durch einen Zufall, da der Satz keine Frage enthält, dem Schlusse seines lehrreichen und umsichtigen Büchleins gegeben hat. Jetzt wollen wir vertrauen und hoffen; denn Liebe, Vertrauen und Hoffnung sind die besten Baumittel, die wir für jetzt zu so ernstem und heiligem Werke steuern können, und mögen uns auch darin die Rheinlande, was sie in anderem wünschen, ein lehrreiches Beyspiel werden.

* * *

Uns bleiben nun nur noch die trefflichen, mit großer Sauberkeit und Nettigkeit ausgeführten Kupferstiche zu betrachten übrig. Mit welcher Reinlichkeit und Zartheit Herr Moller solche Darstellungen bereits hat ausführen lassen, das kennen

wir aus seinen sehr schätzbaren Heften für die Altdeutsche Baukunst, und das gleiche finden wir hier. Blatt eins und zwey sind die Nachbildungen der Grundrisse des ersten und zweyten Stocks des angefangenen Thurmes, von denen die Urstücke in der Kunstsachen-Sammlung des Herrn Professor Walraf zu Kölln befindlich sind. An diesen Bildern mag sich der eigentliche Baumeister erfreuen und belehren, uns sind sie eine ziemlich dunkle Bilderschrift; doch wird auch dem Laien in der Baukunst die unermeßliche und gewaltige Verzierung klar, die in's Unglaubliche und Bewunderungswürdigste geht, wenn man auch nur den Raum von zehn Fußen an den Grundpfeilern des Thurmes betrachtet. Wie zart und leise stufen sich hier Höhlungen, Stäbe, Rinnen, Ausschnitte, Abstumpfungen, Rundungen u.s.w. gegen einander ab! Es verdient auch eine Bemerkung, die zu andern Entdeckungen leiten kann, ja vielleicht das Verhältniß der alten römischen Baugesellschaften zu den deutschen Bauhütten gibt, daß die Maße des Thurmes nach römischen Fußen gerechnet sind. Eine Untersuchung wäre wohl wichtig, ob sich dieß auch noch bey andern Kirchen Deutschlands auf ihren alten Rissen findet, und bey welchen. Wir gestehen, daß wir darauf zur Zeit noch nicht aufmerksam gewesen sind, wie denn so vieles, was Aufschlüsse geben kann, und worauf oftmals nicht Grübeley, sondern ein Zufall und gelegentlicher Wink weiset, bis jetzt noch unbemerkt seyn mag.

Das dritte Blatt zeigt beynahe die ganze Hauptthüre, die dabey befindliche Seitenthüre, die auf das Seitenschiff sich öffnet, und ein Fenster. Jedes hat über seinem Bogen ein Paar gerade Schenkel eines Winkels, den Eselsrücken. Alles ist auf das Zierlichste und Schönste ausgeschmückt; in den verschiedenen Abstufungen und Höhlungen der Thürgewände steigen Säulen-Füße und dazu gehörige Bilderdächer auf das kunstreichste und zierlichste im Bogen bis zur Gährung (d. h. in der Bausprache bis zu dem Punkt, in dem sich die beyden Bogen berühren) auf, und sie waren bestimmt, Bildsäulen, die hier nicht mitgezeichnet sind, einer Seits zu tragen, anderer Seits zu bedecken. Auch an den Pfeilern befinden sich gar zierliche Bildsäulen-Füße gezeichnet, und besonders fällt darunter eine Spindelsäule gar anmuthig in die Augen, welche, nach einem Ringe, einen Blätterknauf hat, auf dem eine mehrfach gegliederte Platte liegt. Diese für die altdeutsche Bauart so zierlichen Säulen, welche der alten Baukunst ein Gräuel seyn würden, und die man daher wohl lieber Stäbe nennen möchte, um einen gehörigen Unterschied schon in der Benennung anzudeuten, und jeder Anwendung der alten Gesetze über Beschaffenheit und Art der Säulen in der altdeutschen

Baukunst vorzubeugen, wiederholen sich in der Höhe des Thurmes größer, zierlicher und deutlicher. Ueberblickt man schon dies erste Blatt, so ist alles Zier und Schmuck und ausgearbeitet, keine Stelle ist kahl zu nennen. Aber was selbst hier schon so deutlich hervortritt, was selbst hier schon, wenn auch nur in den ersten Anfängen, die Bewunderung erregt, ist, daß aller willkürliche Bildschmuck gänzlich vermieden ist, und daß alle Zier nur in Blättern, Knospen und Pflanzengebilden besteht. Dieß ist es eben, worauf wir einen großen Nachdruck legen zu müssen glauben, indem sich hier die deutsche Baukunst in ihrer höchsten Reinheit zeigt. Es tritt besonders an den Fensterschmiegen im Bogen und vor allem an der Bande hervor, welche die einzelnen Stockwerke von einander trennt: nichts als das zierliche Weinblatt, höchst einfach schmückend auf die Mauer gelegt. Diese Einfachheit ward bald verlassen, und artete in unbestimmte Schnörkeley aus. Davon sind vor uns liegende Bauwerke Zeugen (wir hoffen, daß die Nachbildungen getreu sind): der Riß des Ulmer Thurmes, der des Frankfurter Domthurmes, der der Kirche Maria-Stiege zu Wien. Ja der Straßburger Münster ist in dieser Hinsicht schon auf der Seite des Verfalls, indem an ihm die Reinheit des Blätterschmuckes bereits verschwindet. Sollte dieß auch bey den ursprünglichen Rissen der Fall seyn? Ist dieß nicht eine Veränderung der späteren Baumeister, eine Abweichung von der alten Zeichnung, im Glauben zu verbessern? Vielleicht belehren darüber die alten Straßburger Risse, die noch vorhanden seyn sollen. Auch die Domthürme zu Kölln möchte ein gleiches Schicksal betroffen haben, wenn ihr äußerer Bau nicht noch in der Zeit der schönsten Entwickelung aufgehört hätte. Späterhin ward dieß noch schlimmer, was Stab und gerader Zweig war, wurde sogar als Rebe behandelt, und um einander geflochten; wie z. B. bey dem Tabernakel, welches uns Herr Moller in seinen Heften zur altdeutschen Baukunst gibt, und das Ganze verdrehte sich am Ende so, bis als größtes Ungeheuer solche Gewölbegurten entstanden, die nicht mehr gerade gingen, sondern sich schlängelten, die nicht mehr ihre Endpunkte im Gewölbe hatten, sondern abgeschnitten wurden, und so in der Luft schwebten, wie wir ein solches Grauenbild in der Nachbildung eines Saales des Prager Schlosses (wobey zugleich die Huldigung der Kaiserin Maria Theresia, um dies Blatt näher zu bezeichnen, abgebildet ist) gesehen haben, welches als höchste Verzerrung der altdeutschen Baukunst erscheint. — Zwischen diesen Blättern der obern Bande stürzen sich nun, das Stillleben der Pflanze gleichsam belebend, Thiergestalten hervor, die als Wasserausgüsse dienen.

Das vierte Blatt zeigt drey Fenster, das große ist über der großen Hauptthür, und besteht aus einer sechsfachen Abtheilung, in der Mitte mit einem großen Stabe, der auf jeder Seite drey Fensterabtheilungen hat. Die Verzierungen des Bogens sind überaus geschmackvoll und wieder ganz ohne Willkürlichkeiten. Die beyden andern Fenster bestehen jedes nur aus vier Abtheilungen, mit einem breiten Stabe in der Mitte. Die Eselsrücken der Thüren, die Spitzen der Spitzpfeiler schließen sich alle zur altdeutschen Blume zusammen, und so wird das Ganze in abgemessenen Räumen immer von Blumen umwoben. Die Dehnung der Verhältnisse zeigt sich hier bereits, indem der Schluß des Geschosses nicht mehr auf diesem Blatte ist. Auf der linken Seite sieht man schon die allmähliche Verjüngung des Thurmes, indem die Pfeiler in Spitzen ausschießen, und der dahinter liegende Kern sich zurückzieht, um wieder nachher als Pfeiler aufzustreben.

Auf dem fünften Blatte erscheinen die Eselsrücken der Fenster, die schöne Bandenverzierung des Geschosses, der Schluß des Hauptschiffes, indem über dem Eselsrücken sogleich der Giebel aufsteigt, und der nun allein aufstrebende Thurm mit einem Fenster, an dem auf jeder Seite die bereits erwähnte größere Spindelsäule steht.

Das sechste Blatt enthält wieder den Eselsrücken des Fensters, und jede der beyden kleinen Nebenblenden streckt auch einen Eselsrücken empor. Hier muß schon die achtseitige Gestalt herrschen, indem sonst die Seitenfenster nicht recht deutlich seyn würden. Die allmähliche Verjüngung zeigt sich immer mehr in den Spitzen, in welchen die Pfeiler ausschießen. Auch hier erfreut wieder das zierliche Blätterband den Blick, es fehlen aber in ihm die Wasserausgüsse in Thiergestalt.

Auf dem siebenten Blatte strebt der Thurm immer mehr der krönenden und schließenden Spitze entgegen. Das eigentliche Thurmgemäuer schließt sich, und endet sich mit einem Umgange, der um die achtseitige Spitze gehet, welche von hier an emporschießt. Die einzelnen Ecken steigen als Pfeilerspitzen auf, zierlich verlaubwerkt. Das eine große Vorderfenster hat wieder einen Eselsrücken über sich, und hübsche Verzierungen zwischen diesen Schenkeln. Aber das Allerzierlichste und Schönste sind die beyden Blätterrosen in den Kreisen über den beyden Seitenfenstern, die so zart und fein sind, und so schön das aneinander gefügte Weinblatt zeigen, daß selbst eine Stickerey kaum dem Auge etwas Wohlgefälligeres ersinnen könnte, als diese hier dem harten Gestein abgewonnene Gestalt. Von dem Gange, welchen eine zierliche Brüstung einfaßt, hebt sich die

Spitze auf, achtseitig, ganz durchbrochen. Zwischen acht trichterartig oder spitzeltförmig auflaufenden, und gegeneinander geneigten Steinrippen, welche an der Kante mit Blattern geziert sind, wie sie von unten auf, größer oder kleiner, an allem nach einer Spitze strebenden Steinwerk erscheinen, stehen Vierecke, die innerhalb mit Kreisen und Kleeblättern geschmückt sind.

Das achte Blatt zeigt die immer mehr und mehr sich zusammenziehende Spitze, die Vierecke werden immer länger, und die Seiten treten gegen oben immer enger zusammen, bis das länglichter werdende Viereck als ein Dreyeck sich zusammenschließt, das Durchbrochene aufhört, und nun die Steinrippen sich allein aneinander schließen.

Auf dem neunten und letzten Blatte gehen nun diese Rippen immer dichter aneinander, sich immer mehr gegeneinander neigend auf, und der Thurm verjüngt sich rasch, bis der in altdeutscher Baukunst bekannte Ring die Rippen umklammert und schließt. Ueber ihm erhebt sich nun schlank und klar die altdeutsche Blume, oder vielmehr sind es die Blätter des Blütenkelches, in welche sich die Bläue des Himmels als eine lichte Blume, das ganze Gebäude verklärend, senkt.

Büsching.

Art. VII. Don *Chisciotte* e *Sancio Panza* nella *Scizia*. Poema originale in dialetto Siciliano del celebre Don Giovanni *Meli*, tradotto in lingua italiana dal Cavaliere Matteo di *Bevilacqua*. 2 Tomi. 4to Vienna 1818 presso *Stöckholzer* di *Hirschfeld*.

Man würde einen unrichtigen Maßstab zur Beurtheilung dieses Gedichtes wählen, wenn man es an das unsterbliche Werk des Cervantes hielte, oder es als eine bloße Nachahmung desselben betrachtete. Meli, wiewohl der Grundidee des Cervantes in dem, was man das Materielle der Dichtung nennen mag, folgend, hat hier ein Werk geliefert, welches sich in der Wesenheit sehr von demselben unterscheidet. Ungeachtet dasselbe eben so wenig als die Arbeiten anderer Dichter dieses Faches den poetischen Inhalt des spanischen Gedichtes erreicht, behauptet es doch einen sehr ehrenvollen Platz in der italienischen Literatur, und ist des hohen Namens seines Verfassers nicht unwerth. Schon in der äußeren Form findet sich die wesentliche Verschiedenheit, daß das Werk des Cervantes in ungebundener Rede, das Gedicht des Meli in dem strenge gebundenen Versmaße der ottave rime verfaßt ist. Noch wesentlicher aber scheiden sich diese beyden Werke dadurch, daß Cervantes nicht

bloß mit voller Anspruchlosigkeit, sondern sogar mit scheinbar gänzlichem Unbewußtseyn des sein Werk durchdringenden poetischen Gehaltes auftritt, Meli aber klar an den Tag legt, daß er ein eigentliches komisches Heldengedicht beabsichtige.

Komische Heldengedichte pflegen in Hinsicht auf Erfindung um so ungebundner zu seyn, je mehr sie sich auf der andern Seite durch den Zwang der äußern Form, welche den komischen Roman nirgend beengt, beschränkt fühlen. Dieß tritt auch in diesem Gedichte vorzüglich rücksichtlich so mancher Unwahrscheinlichkeiten des Details ein, welche eben darin ihre Entschuldigung finden können, daß das Ganze in eine freyere Welt fantastischer Dichtung emporgehoben, auch für das beynahe Unmögliche poetischen Glauben anspricht. Die komische Kraft des Dichters zeigt sich auch in dieser im Ganzen mit Glück ausgeführten Dichtung so reich und mannigfaltig, daß sich der Leser ihrem Einfluß gern, ohne viel zu klügeln, und mit dem Dichter zu rechten, hingeben wird. Einen eigenen Charakter aber gewährt diesem Don Chisciotte der Umstand, daß er nach der Idee eines allgemein als vollendet anerkannten Vorbildes gearbeitet, obgleich nicht eine Fortsetzung desselben liefernd, dennoch gleichsam in den Umkreis schon dargestellter Ideen sich gebannt findet, und, daß er, um von der Musik eine Vergleichung zu entlehnen, beynahe nur auf Variationen eines mit Beyfall durchgeführten Thema hingewiesen ist. In der italienischen Poesie ist dieses zwar überhaupt nichts seltenes, unter andern ist ihre komische Schaubühne größtentheils in dem Falle, lange behandelte Charaktere und Ereignisse nur wieder durch die ihnen verliehene erneute Form für das Interesse zu beleben; es verändert dieß aber den ganzen Standpunkt nicht etwa bloß des Beurtheilers, sondern auch des dem ersten Eindrucke ganz unbefangen sich hingebenden Lesers. Für den Dichter selbst bringt es, wie uns dünkt, die Folge mit sich, daß er dem Stoffe, welchen er sich zur Wiedererneuerung solcher bereits anerkannter poetischer Ideen erfindet, oft Gewalt anthut, um diese mit desto frappanterer Wirkung glänzen zu lassen. Herr Meli ist oft in diesem Falle, und indem er hinter seinem Vorbilde nicht zurückbleiben will, verirrt er sich manchmal so weit, daß er das Komische seiner Charaktere durch die Parodirung derselben beynahe wieder aufhebt. Wenn übrigens die Wahl bekannter Charaktere — und in Italien ist Don Chisciotte und sein treuer Knappe durch eine wohlgerathene Uebersetzung des spanischen Meisterwerks seit lange hinreichend bekannt — die Pflicht mit sich bringt, in der Darstellung der Eigenheit dieser Charaktere getreu zu bleiben, so hat sich Herr Meli an Cervantes und dem durch ihn so kunstreich erfundenen treuen Knappen versündigt,

den er der ursprünglichen Weise seines redlichen Gemüthes durch an seinem Ritter verübte Bosheit untreu werden läßt.

Wir glauben den Charakter dieses Gedichtes am besten zu bezeichnen, wenn wir an die Novellen des Casti, eines Dichters erinnern, welchem Meli wohl in Hinsicht auf beißenden Witz nachsteht, den er aber an edler Zucht und bescheidener Würde der Behandlung übertrifft. Wir wollen in Kürze dem Gange des Dichters folgen, und dadurch unsere Ansicht über dieses Gedicht zu bewähren trachten.

Der Dichter beginnt mit einer Auffoderung des Schattens Don Quixotes, seine von Cervantes nicht mehr geschilderten Thaten der Nachwelt zu überliefern, und versetzet sodann seinen Helden mit Sancho Pansa nach Scythien, ohne nähere Andeutung der Veranlassung, mitten unter Stürme von Schnee und Eis. Sancho Pansa glitscht mit seinem getreuen Esel eine dicht beschneyte Anhöhe hinunter, und wird sammt dem Thiere halb im Schnee eingegraben. Der Held folgt ihm zur Rettung, nach Art der Knaben, wenn sie beschneyte Berge herabglitschen, nach, und stößt ihm im Anpralle ein Aug ein. Bald darauf zeigen sich elektrische Ausströmungen aus den Haaren des Esels; sie scheinen dem Ritter das Werk von Zauberern und Feen. Nach mancherley vergeblichen Beschwörungen und Anrufungen Dulcineens fällt er das unglückliche Thier Sancho Pansa's an, welches ein Opfer seiner Wuth wird. Als Sancho Pansa, der bey diesem Kampfe nicht zugegen war, des andern Morgens seinen treuen Gefährten todt erblickt, bricht er in verzweiflungsvolle Klagen aus:

O buon somaro della razza antica
Pago del sonco, o d' altro magro pasto;
Che piegavi la testa alla fatica,
Servendomi or per sella ed or per basto,
Che disprezzavi la sorte nemica,
Contento di tua nicchia e senza fasto,
La lenta flemma tua, la tua pazienza
Eran l' esempiò della mia prudenza.

Io confidava a te le pene e i guai
Per quel tuo gran sigillo,
E fuor che te non m' ho trovato mai
Un parente, un amico, s' ebbi male;
T' amai più che fratello, e tu lo sai
Se fu al mondo amistà alla nostra uguale,
Morto te restai scoglio senza faro,
Oh rio congedo, o morte, o buon somaro.

Der zweyte Gesang fängt mit einer mythologischen Erfindung, der Geburt des Zufalls, an, der überhaupt in dem ganzen Gedichte eine mächtige Rolle spielt, und dem der Held, so wie

sein Diener oft ihre Rettung danken. Sancho Pansa fällt, während er mit der Aufzehrung eines von Hirten erhaltenen Vorrathes von Feigen und Brot beschäftiget ist, von seinem Herrn unbemerkt, in eine mit Moor und Gesträuch bedeckte Brunnenöffnung, der Held aber besteht ein Abenteuer mit Hunden, bey dem er übel zugerichtet wird. Rührend sind in diesem Gesange die Klagen eines Schäfers über den Verlust seiner Geliebten, und beweisen des Verfassers Meisterschaft in der elegischen Idylle. Eine Grabschrift auf den Esel, mit dessen Haut Don Quixote, ein zweyter Herkules, sich bekleidet, schließt den Gesang.

Ein Traum verkündet im dritten Gesange dem irrenden Ritter ein neues Abenteuer, das er sieggekrönt bestehen würde, und bald darauf lassen Klagetöne, die aus der Tiefe einer Felsenkluft zu ihm und den um ihn versammelten Hirten empordringen, die Erfüllung des Traumes hoffen. Er läßt sich an einem Stricke in die Höhle hinab, und trifft da Sancho Pansa, den er für einen Zauberer hält, und der mit dem Verluste der Nase das Wiedersehen seines Herrn bezahlt. Eine Schäferin aufzusuchen, welche, in dieselbe Felsenkluft hinabgefallen, mit Sancho Pansa herumgeirrt, und bey der Ankunft des Helden entflohen war, verläßt Don Quixote seinen Diener, indem er nun, da er in der Entflohenen nicht eine bezauberte Dame wähnen will, selbst nur das Trugbild eines Zauberers erblickt, und bindet ihn an dem Stricke fest, an dem er sich herabgelassen hatte. Die Hirten, des langen Harrens müde, ziehen den Strick in die Höhe, und so wird der arg mitgenommene Knappe des tollen Ritters wieder an's Tageslicht gefördert.

Im vierten Gesange erzählt Sancho Pansa den Hirten und der Schäferin, welche der Held, um den eingebildeten Zauberer in den unterirdischen Felsengrotten aufzusuchen, verlassen, und die ihr Bräutigam auf ihr Hülfegeschrey aus der Kluft heraufgebracht hatte, einige der früheren Abenteuer des Helden, so wie Cervantes sie schildert. Don Quixote indessen hört nach langem Umherirren ein fürchterliches Geräusch; schon fordert er den unsichtbaren Feind zum Kampfe heraus; statt dessen aber wird er von einem Bergstrome ergriffen, der hier durch eine Felsengrotte ans Tageslicht tritt, und so den Helden zu neuen Thaten fördert.

Einige der vorzüglichsten Abenteuer folgen hierauf im fünften Gesange. Ein Gärtner mit einem Einsiedler retten den Ritter aus dem Waldstrome, und der letztere gibt ihm Einsiedlerkleider. In diesen trifft ihn Sancho Pansa, ohne ihn zu erkennen, und beschreibt nicht sehr rühmlich die Thorheiten seines Herrn. Er schließt seine Schilderung also:

Aveva un primo moto assai bestiale,
Ma poi a trattarlo era un ape di miele,
Avea un sistema eroico e reale
E non nutriva al cor ombra di fiele;
Malgrado ciò, soffriva un certo male
Che in traccia andava ognora di querele;
Per lui era tormento un gran solazzo,
La fame sazietà — dunqu' era pazzo.

Nun vermag sich der Held nicht länger zu halten. Er bricht los:

Menti buggiardo, iniquo, anima ingrata:
Gridò il Romito allor come un leone,
Questa è la fede che tu m' hai giurata?
Così rispetti, o birbo, il tuo padrone?
Se avessi la mia spada rinomata
In vece d'esser cinto d' un cordone,
E se mio pari fossi, in tal momento
Il tuo castigherei grande ardimento.

Kaum ist zwischen dem erzürnten Ritter und seinem zur gewohnten Folgsamkeit zurückkehrenden Schildknappen die Versöhnung erfolgt, und mit weisen Lehren des Helden besiegelt, als ein neues Abenteuer sich darbietet. Eine schnell vorüberziehende Wolke wirft einen hohen Schatten auf das Gebirg, und diesen verfolgt Don Quixote als einen ungeheuren in langem Mantel einherschreitenden Riesen. Dieser Kampf ist in Erfindung und Beschreibung des Cervantes vollkommen würdig, und endigt, nachdem den einen Schlag eine in das Aug des Helden eingedrungene Schnacke aufgehalten hatte, mit einem fürchterlichen auf einen Felsen geführten Streiche, über den ein in der Felsenkluft verborgenes Stachelschwein erschreckt zum Vorschein kömmt. Er beweiset nun dem ungläubigen Knappen, daß der gewaltige Riese sich in dieses Stachelschwein verwandelt habe. Zuletzt zwingt er ihn, in rühmlicher Nachahmung der Athleten, mit ihm ein Kampfspiel zu halten, welches auf eine, für den Ritter beschämende und auch für den an Casti's schamlosen Ton hier allzu sehr sich erinnernden Dichter, nicht ehrenvolle Weise endigt.

Am Gestade der Insel, welche der Schauplatz der letzteren Abenteuer war, findet Don Quixote im sechsten Gesange einen Nachen, den er mit Sancho Pansa, nach langem Widerstreben desselben, besteigt, um neuen Unternehmungen zur See entgegen zu gehen. Sancho Pansa geräth unter bittern Klagen über sein Geschick, und insbesondere darüber, daß er nun in der Dunkelheit der Nacht zu Grunde gehe, ohne selbst in jener Welt sagen zu können, wie er umkomme, in tiefen Schlaf. Der Held wird inzwischen durch das Geräusch einer Mühle, das er für die Musik himmlischer Sphären hält, in wache Träume versenkt, in welchen er mit Ju-

piter die vernünftigsten Gespräche über verschiedene Unvollkommenheiten menschlicher Einrichtungen führt. Ein Jüngling, der von der Höhe einer Felsenwand in den vorbeyfahrenden Nachen stürzt, unterbricht die Träume der beyden Reisenden. Zwar ist es nur ein Trunkenbold, der gegen die Qualen verschmähter Liebe bey Bacchus Hülfe gesucht hatte. Da er aber Sancho Pansa auf seine Frage, wer er sey, in seiner Trunkenheit antwortet, er sey der glückliche König der Mameluken, so nimmt der irrende Ritter dies für unfehlbare Wahrheit, und es entwickelt sich hieraus ein sehr belustigendes Gespräch nach den verschiedenen Lebensansichten Don Quixote's und Sancho Pansa's. Inzwischen war wieder der Tag angebrochen, und der der Fahrt müde Schildknappe ergreift die günstige Gelegenheit des Vorübersegelns an einem Felsen, um selbst auf denselben zu springen, und den König der Mameluken, über dessen zerrissene Kleider er traurige Bemerkungen macht, nachzuziehen. Der Held ruft vergebens seinen Knappen von dem Felsen, den er für ein Seeungeheuer ansieht, zurück. Er begibt sich endlich zur Bestehung des größten Abenteuers, nachdem er Sancho Pansa einen rührenden Abschied an Dulcinea aufgetragen, in eine Oeffnung des Felsens, die er für den Rachen des Ungeheuers ansieht.

Der siebente Gesang läßt über die ferneren Schicksale des Helden in Zweifel. Sancho Pansa indessen, der beym Anblicke des leeren Nachens seinen Herrn für todt hält, und ihn gebührend beklagt, bemächtiget sich mit Hülfe des Hirten des leeren Kahnes, auf dem sie unter sehr belustigenden Anstalten die klägliche Fahrt nach dem nächsten Gestade unternehmen und glücklich vollenden. Eine Schäferin, die vor Kurzem ihren Verlobten verlor, entschließt sich zum Theil auf Zureden Sancho Pansa's, der sich durch seine Beredsamkeit unter den Hirten nicht wenig Ruhm erwirbt, dem mit Sancho Pansa angekommenen Schäfer ihre Hand zu geben. Der ganze Inhalt dieses, wenn gleich mit einzelnen schönen Stellen ausgeschmückten, Gesanges erscheinet durch die Reichhaltigkeit der früheren matt und wenig anziehend.

Wenn aber in diesem Gesange das Interesse zu sinken schien, so erhebt sich mit dem Wiedererscheinen des Helden die Handlung zu neuem kräftigen Leben, und die zwey folgenden Gesänge gehören zu den gelungensten des Gedichtes, und dürfen sich Erfindungen des Cervantes selbst zur Seite stellen. Don Quixote erscheint während den Hochzeitsfeyerlichkeiten des jungen Schäfers unter einem Hagel von Steinen, die muthwillige, wahrscheinlich durch den Anblick seiner sonderbaren Gestalt, gereizte Knaben, seiner heldenmüthigen Angriffe auf sie ungeachtet, auf

auf ihn werfen. Nun beginnt ein höchst lustiger Auftritt, indem Sancho Pansa als Ritter seinem Herrn entgegenkömmt, das Haupt statt des Helmes mit einem hohlen Kürbisse bedeckt, auf dem ein Pferdeschweif als Helmschmuck prangt, auf der Brust eine Pferdehaut, und um den Rücken ein Schöpsenfell geworfen. Auf des Ritters Erstaunen und Frage über die Bedeutung dieser sonderbaren Rüstung, entgegnet der getreue Schildknappe:

Sappi, ch' io son di stirpe mammalucca,
E sono il cavalier di mezza zucca.
Come! ti meravigli a questi accenti?
Ma sappi o quintessenza dei campioni,
Che in Roma dalle ceci e dalle lenti
Nacquero i Lentuli ed i Ciceroni;
E gli Antenati miei saggi e prudenti
Avevano negli orti gli zucconi
Che poi divenner corti per metà,
Per cui di zucca il nome gli si dà.

Auf die Einwendung des Ritters über die geringe Festigkeit dieses Helmes erzählet ihm Sancho Pansa, daß beym Sturme der Riesen gegen den Olymp Juno sich aus dem Olymp geflüchtet, und in einem spanischen Kürbisse verborgen habe, dessen Schale sie deshalb undurchdringlich machte. Aehnliche Aufklärungen gibt er dem Helden über die Geschichte seiner übrigen Rüstungsstücke, und setzet den Ritter eben so in Erstaunen, als er die Zuschauer belustiget. Endlich führt er ihn in das Haus, wo die Hochzeit des Schäfers gefeyert wird, um ihn zur Entzauberung einer Dame, wozu er ihn aufforderte, vorzubereiten.

Er erzählt ihm hier, im neunten Gesange, wie ein lustentbrannter Zauberer mehrere Teufel in einen Rath berief, um von ihnen zu erfahren, durch welches Mittel die Tugend jeder Frau zu besiegen sey; wie dann dieser Bösewicht mit ganzer Zauberkraft die tugendhafte und reizende Dulcinea von Toboso zu seinen Gelüsten zu bringen gesucht, und zu diesem Zwecke die Gestalt des tapfern von der Dame geliebten Ritters Don Quixote angenommen habe. Wegen seines ungebührlichen Ansinnens von der tugendhaften Dame, der angenommenen Gestalt ungeachtet, schnöde zurückgewiesen, habe der böse Zauberer aus Rache die schöne Dulcinea, eine Schwester des Erzählers, in ein häßliches altes Weib verwandelt. So führe er, ihr Bruder, sie schon durch viele Länder umher, damit durch einen siegreichen Kampf mit dem Zauberer der Zauber gelöset werde. Schon mehrere Helden hätten vergebens Wunder der Tapferkeit gegen ihn verübt, alle seyen aber unglücklich aus dem Kampfe getreten, er selbst habe im Kampfe für die Entzauberung seiner Schwester die Nase verloren. Der Held, von Eifer für die Rettung seiner Dulci-

nea entbrannt, preiset die Fügung, welche ihn, als er aus dem Rachen seines Wallfisches kam, einen Fischerkahn finden ließ, und an dies Gestade führte. Sancho Pansa führt ihn darauf zu einem sehr alten und häßlichen Weibe, die der Held sogleich als seine geliebte Dulcinea verehrt, welche aber seine Huldigungen derb abweiset. Sie zu entzaubern, schreibt ihm Sancho Pansa vor, auf einem rothen Roste die Nacht in voller Rüstung und mit geschlossenen Augen zuzubringen, und das zu vollbringen, was ihm von einem Haubenstocke vorgeschrieben werden würde, der ihn vor jeder Gefahr im Kampfe gegen den Zauberer befreyen sollte. Der Held erklärt sich zu allem bereit, nur muß ein Schöpsenkopf mit Hörnern die Stelle eines im Dorfe nicht vorfindigen Haubenstockes vertreten. So lockend die Gelegenheit ist, so vermeidet doch der Dichter in diesem Gesange den leichtfertigen Ton, dessen wir schon oben einmal nicht beyfällig erwähnen konnten.

Wenn die Erfindungen Sancho Pansas, die in diesem Gesange erzählet wurden, schon allzu witzig sind, um für einen bloßen Nachhall der oft gepredigten Ritter- und Heldengeschichten seines Meisters zu gelten, oder mit der Einfalt, die Meli, so wie Cervantes, als den Grundzug seines Charakters annimmt, sich zu vertragen, so fällt der Schildknappe noch mehr aus seiner Rolle, wenn ihm das feinste Zartgefühl für wahre Schönheit beygemessen wird. Und solches Gefühl finden wir doch in folgender Stanze des zehnten Gesanges, wo Sancho Pansa die Herrlichkeit des vom Monde beleuchteten Meeres vom Gestade entzückt überblickt:

Sancio estatico guarda le bellezze,
Il patetico fasto, ma sublime;
E qui portenti, e le tante grandezze
Ch' una serena notte in mare esprime;
E prova dentro al cor quelle dolcezze
Ch' a spiegarle non c' è prosa nè rime;
Non fiata, ne fa alcuno movimento,
Acciò non perda il grato sentimento.

Noch weniger findet man sich aber durch die Art der von Sancho Pansa veranlaßten und ohne seine Mitwirkung von einigen Gehülfen desselben grausam ausgeführten Entzauberung befriediget, bey der Don Quixote ein Ohr verliert, und sein Fuß so arg verbrannt wird, daß er endlich auch nicht mehr durch die Macht seiner Narrheit zurückgehalten wird, sondern gegen das Verbot die Augen öffnet, und mit ungezähmter Wuth gegen die Urheber seiner Qualen losbricht, welche schnell aber nicht unverletzt die Flucht ergreifen. Dieser Auftritt steht mit dem zur Schönheit des ganzen Gedichts so wesentlichen Charakter Sancho Pansas im Widerspruch.

Der Dicher, bemüht den üblen Eindruck zu beschwichtigen, den diese Scene ahnen ließ, zeigt im eilften Gesange den treuen Schildknappen wieder in der alt erprobten Gutmüthigkeit, bestürzt über den bösen Ausgang seines Scherzes, und ängstlich besorgt, die Wunden zu heilen, zu denen er die Veranlassung gegeben. Der Held kömmt seinem Bemühen auf seine Weise entgegen, indem er ihm beweiset, daß er selbst unbewußt das Werkzeug einer Zaubermacht bey diesem Unternehmen gewesen sey. Darauf gibt ihm Sancho Pansa den sehr klugen Rath, durch Feldarbeit die ihm feindseligen Zauberkräfte zu bekämpfen, und entdeckt die Ursache eines neuen Sturmes, der seinen Herrn herumtreibt, in einem Flohe, der sich auf das Trommelfell desselben gesetzt hatte.

Der kluge Rath Sancho Pansas wird im letzten Gesange vom Helden befolgt. Denn, da er die junge Gattin des Schäfers, den Don Quixote noch immer als König der Mameluken betrachtet, wegen ihrer Schönheit über alle Frauen der Erde erhebt, so ergreift Sancho Pansa diesen Anlaß, ihm über seine Untreue gegen Dulcinea Vorwürfe zu machen. Der Held erkennt sein Unrecht, und unterwirft sich der Strafe, die Sancho Pansa ihm auflegen würde, und so wird er aus einem Ritter ein Landmann. Schon hofft der wackere Schildknappe, auf diesem Wege den verirrten Herrn zu heilen; aber das Geschick hatte es anders beschlossen, und vereitelt den Plan des Getreuen. Er findet ihn einst unter einem Baume, von der Arbeit ruhend, und schöne Plane für die Besserung der Welt in den Stamm eines Baumes eingrabend. Sancho Pansa verlacht ihn wegen so eitlen Bemühens, weil er nicht einmal einen gekrümmten alten Ast des Baumes gerade biegen, und um so weniger alle Unvollkommenheiten der Welt heben könne. Diese Worte betrachtet der Held als eine Ausforderung, der er freudig entspricht. Aber in den ungemessenen Anstrengungen, den alten mächtigen Baumast gerade zu biegen, birst der Leib des Unglücklichen, und er endet sein Leben. So wie das Werk des Cervantes überhaupt große Vorzüge vor dem Gedichte Melis hat, so ist nicht einer der geringsten darunter der Ausgang, der unser Gemüth bey dem spanischen Dichter viel befriedigender anspricht. Den Helden in einem Anfalle seiner Tollheit umkommen zu sehen, störet die heitere Theilnahme an den Schicksalen desselben. Noch weniger läßt sich aber die gewählte Todesart, und eine Erzählung, wie folgende, entschuldigen:

Indietro va lo sforzo, e in reni e in bracci
Scende ed il ventre gli apre e gli conquassa;
Gia gli intestini sortono dai lacci,
Ed altra pancia formano più bassa,

Che ognor crescendo di tormenti e impacci
Nè spazio più fra le due gambe lassa
Mà l' occupa e dilata in strane forme,
Macchina ria, voluminosa, enorme.

Sancho Pansa begräbt hierauf seinen Herrn, zieht in der Welt umher, wo sein Held ihm einen Ruf erworben hatte, und lebt in glücklicher Mittelmäßigkeit seine Tage fort.

Die Diction des ganzen Gedichtes, auf dessen Vorzüge und Unvollkommenheiten wir durch die Anzeige seines Inhaltes am besten aufmerksam gemacht zu haben glauben, ist ausgezeichnet, und Herr von Bevilacqua hat sich durch die Uebertragung aus dem besonders außer Italien wenig bekannten sicilianischen Dialekte in sehr wohlklingende rein italienische Verse Ansprüche auf unseren Dank erworben, und die Ehre, seine Uebertragung Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Anton widmen zu dürfen, verdient.

Es frägt sich nun, ob die große Protestation, welche Cervantes gegen die weitere Fortsetzung seines Don Quixote deutlich genug aussprach, auch auf das gegenwärtig angezeigte Gedicht mit Recht Anwendung leide? Wir müssen bekennen, daß wir dieß glauben. Gegen die ausdrückliche Todesbescheinigung erscheint der lange entschlafene Ritter hier nochmals, und zwar, um gleich im ersten Gange seinem Knappen ein Auge auszuschlagen. Ob es aber Cervantes Jedermann wirklich habe untersagen können, von einem der Welt überlieferten poetischen Stoffe zu weiterer Bearbeitung desselben Gebrauch zu machen, ist eine andere Frage. Wenn es die Sache nicht selbst verbietet, glauben wir nicht, daß dieses der Fall seyn könnte. Gäbe sich Don Quixote in Scythien für eine Fortsetzung des spanischen, so verstieße er wohl gegen alle Regeln der Wahrscheinlichkeit; er ist aber, wie bereits im Eingange bemerkt worden, nur als eine poetische Variation eines beliebten Thema zu betrachten. Hinter dem Werke des Cervantes in mancher Hinsicht zurückgeblieben, wird auch Keiner diesen erneuerten Don Quixote, als ein Kind desselben Geistes, mit jenem des Cervantes vergleichen wollen. Beyde bewegen sich in eigenthümlichen Richtungen. Von dem nicht zu sprechen, daß Don Quixote sowohl als Sancho hier von dem Dichter mit unväterlicher Grausamkeit behandelt werden, und besonders letzterer aus seinem durch das frühere Werk des spanischen Dichters fest gestellten Charakter fällt, so ist auch hier der Stoff zu sehr auf komischen Effekt beschränkt worden, und ermangelt des Gegengewichts so mancher ernster Ereignisse, welche das Werk des Cervantes, das sich für eine Verspottung der Uebertreibungen der Ritterpoesie gibt, dennoch zu einem hoch poetischen Ganzen, und, bey phantastischer Kühn-

heit mancher einzelner Schilderungen, in gewisser Hinsicht zu einem Spiegel des Lebens machen. Die Ursache der Verspottung der Ritterpoesie, der man doch eigenthümliche Schönheit nicht absprechen kann, liegt bey Cervantes, wie uns dünkt, darin: daß seine Poesie überall von tiefer Empfindung und der Wahrheit des Gefühls, daher von einem hohen Ernst der Betrachtung des Lebens ausgeht, welcher so leichte Spiele der Einbildungskraft, wie sie die Ritterpoesie, in so weit sie Cervantes bekannt wurde, meistens darbeut, verschmähen durfte. Die feindselige Schärfe manches Urtheils gegen die Ritterpoësie, die schneidende Kälte mancher Abhandlungen dieser Art im Werk des Cervantes haben oft den Anschein, als seyen sie gegen alle Dichtung überhaupt gerichtet, und sind unter uns in früherer Zeit denjenigen sehr willkommen gewesen, welche die Alltäglichkeit eines der Poesie fremden Daseyns in besonderen Schutz nehmen zu müssen glaubten. Der Dichter des Don Quixote in Scythien befindet sich aber nicht in diesem Falle. Wie wir bemerkten, ist er stets bestrebt gewesen, seinem Gegenstande poetische Seiten abzugewinnen, und wenn gleich nicht immer vom Erfolge begünstiget, hat er doch zu Zeiten die Poesie des Komischen wirklich durch sein Werk bereichert. Wir wünschen, daß er viele Leser finde, mehr noch aber, daß diese, durch sein Gedicht veranlaßt, sich zu jener unerschöpflichen Fülle der Schönheit des spanischen Romans wieder zurückwenden, und die ehrwürdige Kraft seines Erfinders von neuem in wiederholter Durchlesung bewundern mögen.

Art. VIII. Lexilogus, oder Beyträge zur griechischen Wort-Erklärung, hauptsächlich für Homer und Hesiod. Von Philipp Buttmann, Dr. Erster Band. Berlin, 1818. In der Myliussischen Buchhandlung, Brüderstraße Nro. 4. 8. XVI. 313 S.

Der Verfasser gewann bey genauerem Studium des Homer die Ueberzeugung, daß für die Wort-Erklärung noch weit mehr zu leisten sey, als man zu glauben scheine, und daß besonders auch die vorzüglicheren Philologen, sicher gemacht theils durch die Autorität der Ueberlieferung, theils durch den unbezweifelten Sinn, den manche Wörter bey den spätern Schriftstellern haben, theils endlich durch eine ausgemacht scheinende Etymologie, ganz oder doch der Hauptsache nach im Reinen zu seyn glauben, und es daher verabsäumen, eine genaue Erörterung anzustellen. Dieses bewog ihn, gründlichere Forschungen anzustellen, deren Resultate er uns mit diesem ersten Bande mitzutheilen begonnen hat. Um zugleich den angehenden Philolo-

gen zu nützen, und ihnen in der einzig richtigen Verfahrungsweise, die darin besteht, den Sprachgebrauch eines Schriftstellers so viel als möglich aus ihm selbst zu entwickeln, voranzugehen, beschränkte er sich nicht auf kurze Darlegungen und Andeutungen, sondern setzte ausführlicher seine Grundsätze, Ansichten oder auch seine Vermuthungen auseinander. So entstand dieser Lexilogus, der nicht blos als eine wahrhafte Bereicherung der griechischen Lexikologie und Grammatik, sondern auch wegen der mit umsichtiger Gelehrsamkeit und echtem Forschungsgeist entwickelten Grundsätze der Grammatik, Hermeneutik und Kritik jedem Hellenisten willkommen seyn muß.

Wir werden das Hauptsächlichste aus dieser wichtigen Schrift hervorheben, um auf die neuen Resultate der scharfsinnigen Forschungen des Herrn Buttmann aufmerksam zu machen, und da, wo uns seine Gründe nicht überzeugt haben, unsere Ansicht kurz andeuten.

Χραισμεῖν hält der Verfasser nicht für den Infinitiv von *χραισμέω*, wovon der zweyte Aorist *ἔχραισμον* wäre, sondern für den Infinitiv des zweyten Aorists selbst, und diesen betrachtet er als den Stamm für die Biegung des Zeitworts, aus dem sich das Futur *χραισμήσω* und ein neuer Aorist *ἐχραίσμησα* gebildet habe. Dem Zeitworte selbst legt er beym Homer durchaus die Bedeutung abwehren unter, so daß, wo kein Accusativ dabey stehe, das Abzuwehrende aus dem Zusammenhange ergänzt werden müsse. Eben so, behauptet er, habe *ἀρκεῖν* und *ἀρκέσαι* nur die Bedeutung abwehren; *ἀρκεῖν* selbst stellt er mit *ἀρήγειν* zusammen, und führt beyde auf *Ἄρης*, *ἀρείων* und *ἄριστος* zurück, so daß der Grundbegriff von *ἀρκεῖν* wäre: gut, stark seyn, daher auch genug seyn, und mit dem Dativ der Person schützen, helfen, beym Homer aber mit dem Accusativ abwehren. Wir bezweifeln die Richtigkeit der Behauptung, daß *χραισμεῖν* und *ἀρκεῖν* beym Homer nur die Bedeutung abwehren haben, und halten es für eine Härte, da, wo der Accusativ nicht dabey steht, das Abzuwehrende hinzuzudenken. *Χραισμεῖν*, dünkt uns, hat die Bedeutung helfen, nützen, vermöge seiner Ableitung und nach dem Zusammenhange in den Homerischen Stellen, wo es vorkömmt, wie Il. I. 566: *μή νύ τοι οὐ χραίσμωσιν - ἰόνθ'* (d. i., *ἰόντε*). V. 589: *τότε δ' οὔ τι δυνήσομαι - χραισμεῖν*. V. 53: *αλλ' οὔ οἱ τότε γε χραῖσμ' Ἄρτεμις ἰοχέαιρα* u. a. Das Zeitwort *χραισμεῖν* ist unläugbar vom Stamme *χρα* (*χράω*, *χραισμός*, wie *δέω*, *δεσμός*, *δύω*, *δυσμός* u. a.; daher *χραισμεῖν*) abzuleiten, und der Grundbegriff von *χράω* ist wohl nicht darreichen, sondern brauchen; daher *χρή* es braucht, d. h., es ist nöthig; und so wie das deutsche Wort brauchen, hat

auch das griechische doppelte Bedeutung; brauchen ist nämlich nöthig haben, bedürfen (χρῄζω) und gebrauchen, im activen Sinne: dem andern das, was er braucht, geben, überhaupt ertheilen (einen Rath z. B., eine Antwort, wie vom Orakel), im Medio χράσθαι, brauchen, z. B. einen Arzt, ein Orakel, d. h., um Rath fragen oder zu Rathe ziehen. So wird auch χραισμεῖν ursprünglich die Bedeutung gehabt haben: dem andern das was er braucht geben, überhaupt dem nützen, folglich auch helfen oder Hülfe leisten; daher auch in Gefahr beystehen, also die Gefahr, das Uebel abwenden oder abwehren, im Allgemeinen schützen, wie Il. XVI. 66. ' εἶχος δ' οὐκ ἔχραισμε τετυγμένον οὐδέ τι τάφρος. Die drey Bedeutungen nämlich nützen, helfen und schützen stehen in der engsten Verbindung, wie die Vergleichung von ἀρκεῖν, ἀμύνειν (eigentlich abwehren, dann überhaupt helfen, z. B. Eurip. Hekab. 157: τίς ἀμύνει μοι; u. a. zeigt. Eben so wenig können wir uns davon überzeugen, daß ἀρκεῖν beym Homer bloß einen abwehrenden Sinn habe, also überall nur im Zusammenhange mit einem Uebel stehe, das abgewendet werden solle. Ἀρκεῖν heißt wohl ursprünglich abhalten, abwehren, abwenden, indem es unstreitig verwandt ist mit ἕρκω oder ἔρκω, wovon ἕρκος, lateinisch arcere und ercere in co-ercere, wovon arca, das Einschließende, arcus, das Zusammenhaltende, Verbindende u. a. ἕρκω oder ἔρκω, ἄρκω, ἀρκέω, arceo, in einer anderen Form ἕργω (Fεργω, daher das deutsche Pferche, ganz das griechische ἕρκος) hatten unstreitig ursprünglich die Bedeutung einschließen, daher auch zusammenhalten und verwahren, folglich schützen; überhaupt auch helfen, dienlich seyn; aus der letzteren Bedeutung ging wieder diese hervor: hinlänglich seyn, genügen (wie ἀρκεῖ μοι ταῦτα). So hat ἀρκεῖν Il. XXI. 131. den Sinn: helfen, nützen, noch deutlicher in Odyss. XVI. 261, wo das nachfolgende ἄλλον ἀμύντορα (einen anderen Helfer), keinen Zweifel mehr übrig läßt. — S. 8 ff. wird ἀντιᾶν, entgegenkommen oder gehen, herannahen zur Besorgung, daran Theil nehmen, übernehmen, auch empfangen, genießen, in seinen Formen und Constructionsweisen trefflich erläutert. — ἀκέων faßt Herr Buttmann S. 11 f. f. als Adverbium (was uns jedoch wegen ἀκέουσα, ἀκέοντε u. a. Formen, die beym Homer vorkommen, noch zweifelhaft ist; man vergleiche Thiersch's griechische Grammat. zweyte Auflage S. 330 ff.), »und leitet es ab von ἀ priv. und χαίνειν. Sollte nicht κέω, verwandt mit κίω (lat. cio und cieo) näher liegen, da sich die Bedeutung von aufregen, anreden u. dgl. im lat. ciere (s. Gesner Thesaur. unter cieo, Nro. 2) noch erhalten hat? Also wäre ἀκέων

ursprünglich schweigend. In demselben cieo der Lateiner scheint sich auch die Bedeutung des von κεω gebildeten κεάζω: trennen, theilen (ursprünglich wohl durchdringen oder hindurchgehen, von κέω, κίω) erhalten zu haben, s. Non. IV. 81. — Bey κρήγυος zweifelt Herr Buttmann S. 26, ob es zu der Familie von κρατύς, κρείσσων gehöre, oder durch den Jonismus von χρῆσθαι, χρήσιμος gebildet sey; wahrscheinlicher ist ihm das letztere. Wenn auch die Ableitungen im Etymol. magn. S. 537, 23. und bey Eustath. z. Il. ά. 60, 27. nicht berücksichtigt zu werden verdienten, so ist doch vielleicht die in des Helladios Chrestom. S. 12. gegebene einer Beachtung werth; dieser zufolge wäre κρήγυος so viel als καρέγγυος, was uns vielleicht auf eine bessere Ableitung hinführt. Wahrscheinlich ist nämlich κρη, wie in κρήδεμνον (Kopfbinde) u. a. von κράς gebildet, und γυος ist wohl wie ἀμφίγυος (nicht zweyspitzig, wie es gewöhnlich erklärt wird, sondern wahrscheinlich entgegengesetzt, entgegengehalten, Il. XIII. 147. ἔγχεσιν ἀμφιγύοισιν; daher Sophokl. Trach. 504. ἀμφίγυοι, Scholiast. ἀντίπαλοι; ἀμφὶ ist nämlich nicht blos doppelt, sondern auch von verschiedenen, entgegengesetzten Seiten), mit γύα, γύαλον, γυῖον. u. a. Wörtern verwandt, denen ein Stamm zum Grunde liegt, nämlich γυ; γύω, verwandt mit γέω, χάω, heißt fassen, halten (daher γυῖον die Hand, überhaupt dann Glied), dann befestigen, bestimmen (daher wohl γύα das Abgemessene, d. i. der Acker, γύαια die Seile zur Haltung oder Befestigung des Schiffs u. a.). Also wäre κρήγυος durch das Haupt, d. h. durch das Nicken des Hauptes bestimmt, genehmigt, folglich sowohl zuverläßig, sicher, als auch wohlgeneigt, gut; denn das Nicken des Hauptes ist sowohl ein Zeichen der Versicherung (Il. I. 527 u. a.), als auch des Beyfalls oder Wohlwollens. So wäre es erklärbar, wie κρήγυος die doppelte Bedeutung: wohlgeneigt, gut (Il. I. 106. Vergl. Miscell. Observat. T. I. S. 85) und zuverläßig, wahr, echt (Theokrit. XX. 19. Plat. Alkibiad. I. S. 111. C.) haben könne. — S. 26 f. f. βούλομαι, ἐθέλω. Sollte es richtig seyn, daß ἐθέλειν besonders das Wollen bezeichne, worin ein Vorsatz liege, dessen Ausführung bey mir stehe oder doch zu stehen scheine, βούλεσθαι dagegen auf dasjenige Wollen beschränkt sey, worin der Wunsch oder die Geneigtheit entweder allein liege, oder doch vorzüglich ausgedrückt werden solle? Vielmehr scheint uns βούλεσθαι eine stärkere Bedeutung zu haben, als ἐθέλειν; jenes nämlich ist den Vorsatz haben, auf etwas denken, etwas beabsichtigen, entschlossen seyn, dagegen ἐθέλειν das bloße oder momentane Wollen oder auch Wünschen bezeichnet (nicht die zuvor oder auch ein für allemal gefaßte Entschließung). So ist βούλεσθαι Odyss. ό 21 nicht

dem Weibe beygelegt, weil es nur kann, was andere wollen, wie es Herr Buttmann erklärt, sondern, in sofern es den Vorsatz hat οἶκον ὀφέλλειν, darauf bedacht ist u. s. w.; eben so ist βούλομαι Il. XXIV. 226 nicht: ich will, ich bin bereit (nämlich zu dem, was nicht von mir abhängt), es bezeichnet also kein schwaches, nachgiebiges Wollen, sondern das feste, entschiedene Wollen der männlichen, erhabenen Gesinnung. Auch Odyss. ό. 88, ist βούλομαι wohl nicht: ich will doch lieber, sondern: ich habe mir vorgesetzt, mein Entschluß ist. Daher wird, wie der Verfasser treffend bemerkt, βούλεσθαι besonders von den Göttern gebraucht, aber nicht, wie uns dünkt, um den Nebenbegriff der Geneigtheit oder Gnade zu bezeichnen, sondern den des einmal gefaßten Entschlusses, des Vorsatzes u. s. w.; so Odyss. I. 234: νῦν δ' ἑτέρως ἐβούλοντο θεοί, jetzt aber haben die Götter anders beschlossen, u. a. Wir hätten gewünscht, daß sich der Verfasser über die Ableitung der beyden Zeitwörter βούλομαι und ἐθέλω erklärt hätte. Irren wir nicht, so sind beyde eigentlich ein und dasselbe Wort. Der Stamm ist Fελ, also Fελεν, Fελειν (wovon noch εἷλον, ἑλεῖν u. a.); mit diesem Fελεν (nach der älteren Form des Infinitivs, wie sie sich auch im Deutschen erhalten hat), vergleiche man das deutsche wählen und das lateinische *velle*. Fελω ging über in Fολω, lateinisch *volo*, deutsch wollen; und von diesem Fολω bildete sich die Form des Mediums βόλομαι, verlängert βούλομαι, ich wähle mir, ich nehme mir vor, oder ich habe mir vorgenommen, vorgesetzt, den Entschluß gefaßt, also auch: ich bin entschlossen, gesonnen u. s. w. Im Medio liegt vermöge seiner reciproken Bedeutung der Nebenbegriff der Erwägung bey sich selbst, also der vorhergegangenen Berathung, Entschließung u. s. w., dagegen θέλω, ἐθέλω (unstreitig aus demselben Fελω entstanden, bloßes Activ ist: ich wähle, d. i., ich ergreife, will, wünsche, oder auch ich mag (daher auch ich vermag, also ich kann, besonders mit der Negation verbunden. — S. 32. κουρίδιος ist, wie der Verfasser zeigt, nicht jugendlich, sondern ehelich. — Das Wort ἐπιτηδές (bey den Späteren ἐπίτηδες), will Hr. Buttmann S. 41 f. f. nicht für das Neutrum des Adjectivs ἐπιτηδής angesehen wissen, sondern er hält es für ein aus ἐπί und einem Casus des demonstrativen Fürworts ὅδε (τάδε, τάδεσι: ἐπὶ τάδεσι, ἐπιτηδές) zusammengesetztes Adverbium. Vergleichen wir jedoch das aus ἐπιτηδής unstreitig gebildete ἐπιτήδειος, und beachten wir zunächst die eigentliche Bedeutung von ἐπιτήδειος (τὰ ἐπιτήδεια, was zum Lebensbedarf gehört), so dürfen wir wohl nicht daran zweifeln, daß ἐπιτηδές aus ἐπί und τῆδες (τῆτες, τὸ ἔτος, s. Scholiast. zu Aristoph. Wolk. 624. Suidas und τῆτες und Schnei-

ders Wörterbuch unter τῆτες) abzuleiten sey. ἐπιτηδές heißt demnach nach Bedarf, d. h. überhaupt, so wie es nöthig ist, wie die Sache es erfordert; ἐπί ist aber auch für, also ἐπιτηδές für den Bedarf, auf den Bedarf bedacht, also überhaupt mit Vorbedacht, folglich auch absichtlich, wie bey den Prosaikern. — ἄφενος leitet der Verfasser S. 46 f. f. von der Wurzel αφυ ab, auf das im Etym. m. vorkommende ἄφνει sich stützend, und setzt ein Adjectiv ἀφνός voraus, das durch Abkürzung aus ἄφθονος entstanden sey. Wir würden jedoch die gewöhnliche Ableitung des Wortes ἄφενος (wovon ἄφνος bloße Abkürzung ist), von ἀπό und ἔνος (der jährliche Ertrag, auch der jährliche Vorrath, dann Vorrath, Reichthum überhaupt) jener, die uns zu gekünstelt dünkt, vorziehen. — Der siebzehnte Artikel, der von νῶϊ, νώ, nicht νῴ, wie πρωΐ, πρῴ), σφῶϊ, σφώ und anderer Fürwörter handelt, gehört in grammatischer Hinsicht zu den lehrreichsten. In den Anmerkungen theilt uns der Verfasser Bruchstücke einer umfassenden Theorie über die Endungen ε, ι und ο mit, die er für Abstumpfungen der volleren Pluralformen ες, εις (lat. is) und ος hält. — In dem Artikel ἀπίη (vom Adjectiv ἄπιος, entfernt), macht der Verfasser auf die Stammsylbe ops in Pelops, Kekrops und Merops, die er mit Apis vergleicht, so wie auf die Verwandtschaft der Namen Pelopes und Pelasgi (Opes, Apes, Asgi u. a.) und Pelargi, Argos aufmerksam, und vergleicht die Ascanii, die Bewohner von Phrygien, Lydien u. a. mit dem Namen Askenas, in der hebräischen Tradition. — S. 69 f. f. werden die entgegengesetzten Bedeutungen von ἐρωέειν und ἐρωή, heftige Bewegung und Ruhe, so vereinigt, daß ἐρωέειν auch in den Stellen, wo es ruhen zu bedeuten scheint, eigentlich active Bedeutung hat: abfahren, ablassen, also auch aufhören. — λιάζομαι wird S. 72 f. f. in der doppelten Bedeutung: abbeugen, ausbeugen und sich niederbeugen, also fallen, sinken erläutert, λελιημένος aber (eigentlich: eifrig, begierig, bemüht) von λιλάω (vollständig also λελιλημένος) abgeleitet. — S. 75 f. f. werden die Formen ἀπαυρᾶν, ἀπούρας und ἐπαυρεῖν erläutert. ἀπούρας betrachtet der Verfasser als Particip des ersten Aorists vom einfachen Verbalstamme, und verbessert Il. X, 489 ἀπουρήσουσιν (als Futurum, von ἀπουραι oder dem zweyten Aorist ἀπουρεῖν gebildet). Daß ἀπηύρα und ἀπούρας Ein Zeitwort sind, erhellt aus Il. X, 334. τεύχε' ἀπηύρα und V. 432. τεύχε' ἀπούρας. Buttmann hält auch ἐπαυρεῖν (nehmen, genießen, erreichen, berühren) für verwandt mit ἀπαυρᾷν, dagegen Thiersch griechische Grammatik, S. 332 selbst ἀπούρας von ἀπαυρᾶν getrennt wissen will. Für die einfache Form hält Hr. Buttmann das Verb. εὑρεῖν, mit Umwandlung des

Spiritus und einem Umlaute αἱρεῖν und αἰνῦν, wie εὔχομαι und αὐχέω; der Umlaut ου in ἀποῦρας ist gebildet, wie σπεύδω σπουδή. — Ueber ἔπος S. 85 f. f. verdanken wir dem Verfasser gründlichere Erörterung, als sie uns Heyne z. Il. I. 393. gegeben hat. — Bey ἐπιστέφω (das der Verfasser so erklärt: über den Rand anfüllen, so daß der Wein gleichsam eine Bedeckung oder Begränzung bildet, also gänzlich anfüllen) wird die Abweichung der virgilischen Nachbildung: cratera coronant und vina coronant daraus erklärt, daß Virgil, um die grammatische Erörterung des homerischen Ausdrucks weniger bekümmert, den homerischen Vers anders verstanden habe, als er nach der Uebereinstimmung aller Kritiker von Aristoteles an gefaßt werden müsse. — Trefflich werden darauf die Ausdrücke ἄρχεσθαι, ἐπάρχεσθαι u. a. so erklärt, daß ihnen der Begriff des heiligen Anfangs, der Weihe zum Grunde liege. ἄρχεσθαι und ἀπάρχεσθαι heißt wegnehmen oder schöpfen zum Behufe der Weihe, und in ἐπαρχεσθαι bezieht sich ἐπί auf die Personen, denen das Geschöpfte zugetheilt wird. — S. 104 wird πρήθειν in seinen beyden Bedeutungen: verbrennen und heftig strömen, vergießen, auch blasen, erläutert, und bey dieser Gelegenheit auch die Wörter πρῆστις und πρίστις (Wallfisch) und πρίστης (Sägefisch bey Aristoteles), mit Beziehung auf Schneider und H. Stephan. im Thesaur. ling. gr., erörtert. — S. 111 f. f. ἕρμα, Stütze und Ohrgehäng. Ersteres leitet Buttmann von der kürzeren Form des Zeitworts ἐρείδω, von ἔρδω oder ἕρδω ab (daher ἕρμα so viel ist als das Pindarische ἔρεισμα), das zweyte von ἐρειν, εἴρειν, serere, nectere. — S. 115 f. f. werden ἀήρ und ἠέριος betrachtet, mit Hinweisung auf Voß in der Recension des heynischen Homers. ἀήρ, ἠέρος ist, ohne Rücksicht auf den Sinn, bey den Epikern weiblichen, bey den späteren männlichen Geschlechts. Es ist unser Luft; diese Bedeutung wird aber durch quantitative und qualitative Nebenbegriffe modificirt, die bald in ausdrücklichen Beywörtern (wie πολλή, μέλαινα) gegeben sind, bald in den Wirkungen sich aussprechen; also Luft, Nebel (dichte Luft) und Finsterniß, (dichter Nebel). ἠέριος muß beym Homer von ἦρι, früh, mit eingesetztem ε, abgeleitet werden, dagegen es bey den späteren Epikern, wie beym Apollonios, das von ἀήρ abgeleitete Adjectiv ist. — ὀχθῆσαι, dem man gewöhnlich die Bedeutung stöhnen, tief athmen beylegt, drückt die heftige Bewegung des Gemüths, den Unwillen u. s. w. aus. Hr. Buttmann stellt es nach der alten Ableitung mit ἄχθεσθαι zusammen (ἄχθω, ὀχθέω, wie ἔχω, ὀχέω, βάλλω, βολέω). — τέκμωρ (V. 126 f. f.) bezeichnet das durch feyerliche Festsetzung gegebene Zeichen, dann Gränze und Ziel überhaupt, weil die Gränzen

durch solche heilige Zeichen bestimmt wurden. Daher τεκμαίρεσθαι festsetzen, bestimmen, anordnen. — ἀγρεῖν, wovon der Imperativ ἄγρει, erklärt Hr. Buttmann S. 129 f. f. für eine Nebenform von αἱρεῖν (wie ῥάγω, ῥαίω), fassen, greifen; davon ἄγρα, der Fang, die Jagd, und von diesem ἀγρεύειν. Dasselbe ἀγρεῖν liegt den Zusammensetzungen ζωγρεῖν, παλινάγρετος, αὐτάγρετος (in der gewöhnlichen Sprache αὐθαίρετος) zum Grunde. — ἀμβρόσιος (S. 131 f. f.) eins mit ἄμβροτος, ist unsterblich, göttlich, auch heilig; ἀμβροσία aber ist ursprünglich ein Substantiv, die Unsterblichkeit bezeichnend: »so wie die Götter sich mit der Schönheit selbst waschen (Odyss. 6, 192 f. f.), so essen und trinken sie auch die Unsterblichkeit.« Das Wort selbst leitet der Verfasser von α und βροτός, d. i. μορτός, μορός, mors ab. In der Anmerkung S. 137 vermuthet Hr. Buttmann, daß ἁμαρτέω, ἁμαρτάνω von α und μέρος, μείρειν abzuleiten sey, also ἀμέρδειν, berauben, intransitiv untheilhaftig werden. Sollte es nicht näher liegen und treffender seyn, es von α und μάρτω abzuleiten, so daß mit verändertem Spiritus, die Formen ἁμάρτω, ἁμαρτέω und ἁμαρτάνω gebildet worden seyen? μάρτω wäre die verlängerte Form von μάρω (ich erreiche, erlange, was ich gesucht habe, daher μαρή, die Hand, εὐμαρής, so viel als εὐχερής, u. a.), und dieses führt wieder auf μάω hin, ich suche, verlange, sehne mich u. a. Eben so ist auch εὑρεῖν, invenire, suchen, und auch finden, erhalten. ἁμαρτεῖν und ἁμαρτάνειν wäre demnach nicht erreichen oder erlangen, also verfehlen und fehlen. — S. 137 f. f. ἐλελίζειν (nicht ἐλελίσσειν) ist das verstärkte ἑλίσσειν. — ἕκηλος und εὔκηλος ist nicht still, ruhig, in der Bedeutung von müßig, läßig, sondern es bezeichnet die Ruhe, die man ohne alle Störung, Gefahr u. s. w. genießt, also wird es auch von jeder Arbeit und Thätigkeit, die man ungestört ausübt, gebraucht. Nur Apollonios, mißverstandener Nachahmung folgend, gebraucht es auch von der Unbeweglichkeit lebloser Gegenstände, selbst vom Schweigen. Mit Schneider leitet Buttmann von diesem ἕκηλος das Zeitwort κηλεῖν ab. — ἦρα hält Buttmann für einen Accusativ, gleichsam von ἦρ gebildet, und leitet es von ἄρω, verlängert ἀρέσκω, ferner erklärt er sich für die Schreibung ἐπὶ ἦρα φέρειν, zu unterscheiden von ἐπιήρανα. — 39. κολῳός (von κέλω, καλέω, κολος 6. Hesych. Geschrey) wird von κολοιός, Dohle, obgleich beyde Wörter von Einem Stamme ausgehen, mit Recht unterschieden. — 40. ἀμφικύπελλον (von κύπελλον, Becher) ist das, was auf beyden entgegengesetzten Seiten ein κύπελλον hat; also ist es Beywort eines Bechers, der unten (zum Feststehen), und oben (zum Trinken) hohl oder ausgehöhlt ist, oder auch auf beyden Seiten

gebraucht werden kann. — 41. τεταγών ist von der Wurzel ΤΑΓ, wovon τεταγεῖν die alte reduplicirte Form des Aorists ist (vergl. das englische take, das dänische tage, das lateinische tangere). — τῆ (das imperative d a unserer Sprache; noch näher liegt das thüringische thä, s. Thiersch griechische Grammatik S. 346), ist ein nach dorischer Analogie gebildeter Imperativ von der Wurzel ΤΑ. — S. 191 f. f. wird ὀλαί und οὐλαί von ἔλω, ἀλέω (wie τροπή von τρέπω, τράπω) abgeleitet; es ist mit dem lateinischen mola, molere, und dem deutschen mahlen verwandt, (im Griechischen hat sich das μ abgeschliffen). Eigentlich heißt ἀλεῖν schlagen, zerschlagen, zerstampfen (denn in der ältesten Zeit wurden die Körner noch nicht zerrieben, sondern nur zerstampft). ὀλή oder ὀλαί, mola bezeichnete daher die bereits durch Stampfen oder Mahlen zur Nahrung bereitete Brotfrucht, und vorzugsweise die Gerste (als die zuerst gangbar gewordene Getreideart). Vor der Erfindung des eigentlichen Backens pflegte man das Korn durch Stampfen zu enthülsen, und, um es genießbar zu machen, etwas anzufeuchten und zu salzen; ein Denkmal dieser ältesten Brotfrucht war nun die mola salsa, die ὀλαί der Griechen. — S. 201 macht der Verfasser die anziehende Bemerkung, daß δαΐφρων (vom δαῆναι, lernen, erfahren abgeleitet), in der Bedeutung von verständig, klug nur im letzten Buche der Iliade und in der Odyssee vorkömmt, dagegen es in den andern Büchern der Iliade die Bedeutung kriegerisch (von δαΐς, Schlacht, abgeleitet) hat. — S. 214 f. f. erklärt sich der Verfasser wohl mit Recht für die Formen στενάχω, στοναχῆσαι und στοναχίζω (mit dem Umlaut ο). — Das Wort διάκονος (ionisch διήκονος) leitet Hr. Buttmann S. 219 von διάκων (Particip von διάκω, διήκω, διώκω, ich laufe, transitiv: ich mache laufen, ich treibe) ab; διάκονος ist also der Läufer, Bote, Diener. — Φολκός wird S. 246 mit dem lateinischen valgus verglichen, und auf den Wortstamm ΦΕΛΚΩ (flecto, plecto, πλέκω) zurückgeführt; also bezeichnet φολκόν das gewundne, schiefe, und φολκός ist demnach in der bekannten Beschreibung des Thersites schiefbeinig. Mit dem griechischen Fελκεν oder Fελκειν und dem lateinischen valgus ist, wie uns dünkt, das deutsche Felge (krummes Holz), und das Zeitwort felgen (eigentlich krümmen, umdrehen, dann umwenden, vom Acker gebraucht), verwandt, oder vielmehr beyde sind ein und dasselbige Wort. — S. 259 wird μεγαίρω von μέγας (daher zunächst μέγαρον, ein großes Gemach, ein Saal) abgeleitet; μεγαίρω ist: ich halte etwas für groß oder zu groß, in Beziehung auf einen andern; ich verweigere, mißgönne etwas. ἀμέγαρτον ist daher dasjenige, um das man den andern nicht beneidet; daher

bedeutet es auch unglücklich, traurig, von Personen elend, schlecht. — Diese Untersuchungen beschließt der Verfasser mit den Wörtern ἀνήνοθεν und ἐνήνοθεν, ἐνίπτω, ἐνέπω und andern Verbalformen: der ausführlichste Abschnitt, welcher treffende und lehrreiche Auseinandersetzungen und Bemerkungen, besonders über die zusammengesetzten Zeitwörter, enthält.

In der Vorrede äußert der Verfasser, »so nenne ich diesen Band den ersten, nur weil er einer vielfältigen Fortsetzung fähig ist, ohne noch zu wissen, ob und wenn ich selbst einen zweyten werde liefern können, und ob, wenn ich es auch kann, man ihn verlangen wird.« Jeder, glauben wir, wird uns beystimmen, wenn wir auf die bescheidene Aeußerung des würdigen und um die alte Literatur so hochverdienten Mannes dieses erwiedern, daß wir nichts sehnlicher wünschen, als die baldige Fortsetzung dieser eben so gelehrten, als scharfsinnigen Forschungen, indem wir überzeugt sind, daß gerade durch solche umfassende Untersuchungen, die sich auf den Gebrauch einzelner Wörter, und die Bildungsgesetze besonderer Formen beschränken, das Studium der griechischen, vorzüglich der homerischen und altepischen, Sprache am sichersten und lehrreichsten befördert werde. Φ.

Art. IX. Kirchliche Topographie von Oesterreich. Ein Beytrag zur Kirchen-, Staats- und Kulturgeschichte des Landes. Herausgegeben von Vincenz Darnaut, Doktor der Theologie, ehemaligem Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Wien, und k. k. Hofkapellan; — Aloys Edlen von Bergenstamm, niederösterreichisch-ständischem Sekretär, und Aloys Schützenberger, regulirtem lateranischen Chorherrn des Stiftes Klosterneuburg. Erster Band, enthält aus der Wiener Erz-Diöcese das Decanat Klosterneuburg in V. U. W. W. Erste Hälfte. Wien, 1819. Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß. In 8. 260 Seiten, Vorrede XIV.

Seit der Augustiner Barfüßer Marian Fidler, vor vierzig Jahren, aus den Sammlungen des Reichskanzley-Offizialen Joseph Wendt von Wendtenthal, seine österreichische Hierarchie und Monasteriologie, mit den berühmten Abteyen des Breisgaues begann, und mit den Klöstern und Kapiteln der Kaiserstadt endigte, ist aus unserer Mitte kein Werk dieser Art hervorgegangen, das sowohl durch seine Tendenz im Allgemeinen, als insbesondere durch seinen Inhalt und durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel, — für die vaterländische Vorwelt, insonderheit für die Literargeschichte, für Genealogie und Heraldik, für alte Baukunst, ja für die Entwick-

lung der Künste überhaupt, eine so wichtige Ausbeute versprochen hätte. — Marians oben erwähntes (vorzüglich durch seine urkundlichen Beylagen und in chronologisch- synchronistischer Beziehung, durch seine Verzeichnisse der Metropoliten, Bischöfe, Aebte und anderer Kirchenvorsteher, gemeinnütziges, ja wichtiges) Werk, ging gerade den populärsten Theil seines Gegenstandes, die Pfarreyen, gänzlich vorüber, und behandelte die Bisthümer, meist nur, nach bereits gedruckten Quellen, ohne daß weder durch Entdeckung neuer Stoffe, noch durch pragmatische und besonders glückliche Behandlung des bereits Bekannten, die Historie selber, hiedurch einen wesentlichen Schritt vorwärts gethan hätte! — Bayern besaß bereits viele Klöster und Stiftungen, den Zeiten der Agilolfinger, der Carlowingen, der sächsischen Kaiser angehörig, als die Lande ob und unter der Enns, noch unter der Flut magyarischer Besitzhaltung oder Verwüstung begraben lagen, und nur einzelne Spitzen, nach und nach, aus derselben hervor traten. Darum ist auch die Wirksamkeit der bayerischen Klöster, älter, ausgebreiteter, in Landeskultur, Erziehung und Nationalbildung ursprünglicher und tiefer eingreifend (Jahrbücher IV. 200, 207). S. Florian, Monsee und Kremsmünster stehen zwar durch ihr Alter den ältesten Ueberresten agilolfingischer Freygebigkeit, den verdienstreichsten Herden der Civilisation und der Christianisirung zur Seite, dessen ungeachtet steigt die Mehrzahl der österreichischen Klöster nicht über die Epoche der salischen, ja der hohenstauffischen Kaiser hinauf. Darum sind es die Archive der Hochstifter Passau, Salzburg und Regensburg, aus denen uns über jenes Wiederaufleben nach dem entwurzelnden Orkan der Völkerwanderung, wiederum die ersten Strahlen heraufdämmern — und wo wäre ein Pfad sicherer, keines der unverzeihlich vernachläßigten Trümmer vorüber zu gehen, ihren Geist und ihre Aussenseite recht an Ort und Stelle, bey sich zu Hause zu erspähen, — das, worüber die Unbild der Zeiten alles Urkundliche hinweggewaschen hat, in Mundart und Sprichwörtern, Volksmährchen und Volksliedern, Sagen und Gebräuchen zu erspähen, und die mündliche Ueberlieferung, durch die Schrift festzuhalten, als der Pfad von Pfarre zu Pfarre, durch das lobenswerthe Mühen derjenigen gebahnt, die dem Volke zunächst stehen, von der Taufe bis ins Grab, durch die Seelsorger!?

Dieses ungemein lobenswerthe Unternehmen zählt aber noch einen andern indirekten, darum aber nicht minder wichtigen Vortheil in seinem Gefolge, durch die Nothwendigkeit, in die es versetzt, sich die Lokalitäten recht eigen zu machen, Schritt

für Schritt durch eignen Schaden oder zu eigenem Gewinne zu fühlen: daß Terrainkenntniß in der Geschichte, wie in der Strategie und Taktik gleich unentbehrlich, und daß ein geographisches Netz über das Land, über den Kreis, den Gau, das Kloster mit seinen Gütern, die Burg mit ihrem Burgfrieden und Zugehörden, die erste Vorarbeit und Vorbedingniß sey, zur klaren Anschauung seiner Aufgabe, zur Meisterung des Stoffes, zur Vollendung in der Ausführung!!

Erst neuerlich machte uns nach Gebühr aufmerksam auf die Wichtigkeit der kirchlichen Geographie und Topographie, der gräflich stolbergische Archivar Delius zu Wernigerode. — Pfarrer Leopold lieferte nach diesen Andeutungen seine Kirchen-, Schul- und Pfarr-Chronik von Nordhausen, Hohenstein und Stolberg. — Der gelehrte Streit zwischen den bayerischen Reichsarchivaren Lang und Pallhausen (Anz. Bl. IV. 1 — 31. dieser Jahrbücher), und was über die Geographie Tyrols im Mittelalter, seine Herzogthümer und Gauen, Hormayr zu Tage gefördert, steht so ziemlich vereinzelt da, und läßt die leichtsinnige Vernachläßigung der alten Synodalakten, Archidiakonatsregister, Diözesankarten, Kalender und Schematismen ꝛc. um so inniger bedauern, als die große Säkularisation uns von den wenigsten, aufgelösten, geistlichen Körperschaften, solche Denkmale hinterließ, wie die Germania sacra von S. Blasien und die monumenta boica! Viel ist damit untergegangen für die, den Geschichtsforscher und den Canonisten gleich anziehende Frage über die vermeintliche, ursprüngliche Identität der Diözesan- und der Territorialgrenzen, wornach sich aus den Marken der Sprengel, der Erzdiakonate, Dekanate, Pfarreyen, jene der Gauen, Grafschaften, Centen ꝛc. unschwer auffinden ließen?! — Hontheim, Würdtwein und Kremer gaben eigentlich dieser Voraussetzung das Bürgerrecht. Gerbert, Neugart, Hormayr und Pallhausen wiesen uns die Ausnahme hiervon, beynahe eben so stark, als die Regel selbst.

Wir entnehmen aus der Vorrede, daß der Herr Hofkapellan Darnaut, des Ganzen eigentlicher Gründer, den Willen und Entwurf dazu schon lange in sich getragen (doppelt begreiflich an einem ausgezeichneten Lehrer der Kirchengeschichte!). Sehr zu statten kam ihm hierbey, daß der ehrwürdige Nestor unserer Kirchenfürsten, welcher einst die zarte Jugend unsers kaiserlichen Herrn bilden half, für Glauben und Wissen, stets von gleicher Jugendkraft beseelt, erst noch im Jahre 1811, seinem gesammten Clerus den Wunsch ausgedrückt hat, daß in jeder Pfarre, alle Merkwürdigkeiten der Vorzeit und Gegenwart, in

eine ordentliche Geschichte derselben zusammengefaßt werden möchten, und daß dem Herausgeber, das reichhaltige Wiener erzbischöfliche Archiv mit der edelsten Liberalität eröffnet wurde, wie auch durch den, allem Schönen und Nützlichen innig befreundeten Präsidenten, Grafen Chorinsky, das ungemein reichhaltige, alte Hofkammer-Archiv.

Die Vorrede nennt folgende, den Herausgebern thätig verbündete Mitarbeiter: Hieronymus Alram, Pfarrer zu Blumau, einst Archivar des Prämonstratenserstiftes Geras; den Domprobst Ertel in Linz; Maximilian Fischer, Verfasser der Geschichte Klosterneuburgs; Johann Frast, Cistercienser in Zwettl, gründlicher Stammesforscher der Kuenringer, Meissauer und Thurzos; Ulrich Hartenschneider, Benediktiner zu Kremsmünster; den als juridischer und feudalistischer Schriftsteller gerühmten Regierungsrath und Lehenprobst, Freyherrn von Heinke, den Hofrath Freyherrn von Hormayr, Bearbeiter der Dekanate Neustadt und S. Pölten; den ruhmwürdig bekannten Florianer Chorherrn Franz Kurz; den Hofkammerarchivs-Direktor Megerle von Mühlfeld; den Domherrn Milde, Dechant von Krems; Regierungsrath Riedler, Bearbeiter des Dekanats Haimburg; Dechant Weisbacher zu Peurbach; Gregor Ziegler, Professor der Dogmatik an der Wiener hohen Schule. — Nur durch einen eifrig zusammenwirkenden Verein, kann dieses, eines Einzelnen Kräfte weit übersteigende Unternehmen, zu genügenden Resultaten gedeihen.

Wir liefern hier einen möglichst gedrängten Ueberblick der Leistungen des ersten Theils, und erlauben uns am Ende dieser Anzeige, einige Bemerkungen und freundliche Wünsche.

I. Klosterneuburg, Stadt und Stift, sind hier mit geziemender Rücksicht geschildert, daß beyde erst vor vier Jahren durch den dortigen Chorherrn Maximilian Fischer, einen trefflichen Bearbeiter, und die vaterländischen Geschichtsforscher gegen vierhundert diplomatische Beweisstellen, nebst verschiedenen sphragistischen, geographischen und formularen Seltenheiten erhalten haben, bloße Wiederholungen aber nichts frommen. — Wir sehen hier Klosterneuburg, begünstigt durch den Sohn des Stifters, durch Heinrich Jasomirgott, — mit Tuln und Mautern als eine der Gedings-Landtaidigungs- oder Gerichtsstätte Leopolds des Glorreichen. — Die Hunde von Kuenring, gewaltig unter Leopold, gebeugt durch den verspotteten Jüngling, Friedrich den Streitbaren, gehoben durch ihre schöne Agnes, unter Ottokar, befestigen Neuburg mit Bollwerken und Thürmen, deren engster, von ihnen:

die Hundskehle hieß, — unter eben diesem Böhmenkönig, ein Hauptplatz im Krieg wider Rudolph von Habsburg, wohl versehen und vertheidigt durch seinen Suger und Ximenez, Bischof Bruno von Olmütz, — unter Albrecht I. Lieblingsaufenthalt im Gegensatze des widerspenstigen Wien. 1288 baut Albrecht eine eigene Burg, und bildet das dortige Municipalwesen. Die Königin Elisabeth setzt drey große Salzstöcke, von ihren neuerfundenen Salinen im heutigen Salzkammergute, als Preise aus, für die von Herrmann von Landenberg, dem Marschalk gestiftete, in Oesterreich älteste Schützengesellschaft. — Die Lollarden, die Heuschrecken, die große Pest, — ein nicht viel minder nachtheiliges Ereigniß, die Nutztheilung vom 25. und 26. September 1379, wodurch der von Rudolph I. und Albrecht dem Lahmen gewillten Primogenitur zuwider, die Lande zwischen Leopold dem Frommen und Albrecht mit dem Zopfe getheilt, und dadurch beynahe gleiche Zersplitterung, wie im Hause Wittelsbach angerichtet wurde. — Wenigstens setzte eben dieser Neuburger Hausvertrag der Ungewißheit über das Ende der Minderjährigkeit im Erzhause ein Ziel, und bestimmte es auf das vollendete sechzehnte Jahr.

An auffallenden Faustrechtszügen fehlt es in den Jahrbüchern Klosterneuburgs nicht. — Es bezahlt unter Albrecht IV. eine eigene Steuer, um die Raubzüge des dürren Teufels (auch Zuckerscheid und Geispitz genannt) abzuwehren. — Der Unterrichter Seitz, wegen falscher Urtheile zum Tode verdammt, aber begnadigt, sendet der Stadt noch obendrein einen Fehdebrief, ängstigt die Bürger durch Mord und Brand, und entgeht ihren Nachstellungen volle acht Jahre, bis sie ihn endlich doch greifen, und auf Augsburgerboden schicken, auf daß er dort enthauptet würde! — Der abgesetzte Probst Hadmar überfällt mit seinen Brüdern und einigen Raubrittern den neuen Probst Rüdiger, setzt sich selbst wieder in seine Würde ein, und plündert das Gotteshaus. — In dem Bruderzwist zwischen Friedrich IV. und Albrecht, hauset hier der Fronauer mit Feuer und Schwert, nicht viel milder, Nabuchodonosor Ankelreuter, Herzog Albrechts Hauptmann.

Hussitengefahr bis an die Donau, — der Drachenorden, — Mathias Corvin ehrt die Gebeine des heiligen Leopold, — Max I., der den Ungern, Klosterneuburg wie Wien im Sturm abgewonnen, erhebt jene theuern Ueberreste unter solchem Zulauf, daß die ungeheure Menschenmenge, mitten im Februar, unter Gezelten, Obdach sucht. — 1529 im September während Wiens erster Belagerung, neh-

men die Türken die untere Stadt, von der obern, durch die Tapferkeit des Kommandanten, Melchior von Lamberg zurückgeschleudert, — so wie während Wiens zweyter Belagerung durch den Heldenmuth des Laienbruders Marcellin Ortner, gegen fünf Hauptstürme, deren einen, dreyzehntausend Türken auf einmal wagten. Von Klosterneuburg aus, wurde der Konstabel Hans Georg Koller mit einigen Feuerwerkern gesendet, um vom Kahlenberg und Hermannskobel, dem aufs Aeußerste gebrachten Wien, durch Raketen, das Zeichen des nahen Entsatzes zu geben.

In dem hundert vier und funfzigjährigen Zwischenraum zwischen den beyden türkischen Belagerungen Wiens, sah Klosterneuburg nur einen Feind, die Schweden unter Torstenson, gegenüber in Korneuburg. — Viel litt es aber 1805 und 1809 durch die Franzosen. — Am 20. Dezember 1805 erschien Bonaparte selbst, das hiesige, nach der Austerlitzer Schlacht überfüllte Hauptspital untersuchend. — Bey seinem ersten Vordringen in das Herz Oesterreichs, 1797, war Klosterneuburg das Hauptquartier des, durch den Grafen Saurau in die Waffen gerufenen Wiener-Aufgebotes unter dem Herzog Ferdinand von Würtemberg.

Die liebliche Sage von Neuburgs Gründung an dem Orte, wo der vom weitausschauenden Bogenfenster des Kahlenbergerschlosses verwehte Schleyer, an einem Fliederstrauch wiedergefunden wurde, ist von den Jahrbüchern Rikards, bis auf die beliebte Legende unserer Caroline Pichler oft genug wiederholt. — Standhaftigkeit der Klosterneuburger in dem Zwiespalt zwischen Alexander III., und dem großen Barbarossa für den erstern. — Das Fronleichnamsfest, — der 1181 zu Verdun für den Probst Werner verfertigte und noch vorhandene Altar, — des Probstes Pabo (1279 — 1292) Kelch und elfenbeinener Krumstab, — der Brand der Bibliothek, selbst die Urschrift von des Chorherrn Rikard Zeitbuch und Leben des heiligen Leopolds ein Raub der Flammen.

Probst Jakob, Inquisitor gegen die böhmischen Waldenser. — Er hilft Ladislaus Suntheim, den großen Stammbaum im Kreuzgange, nebst den Begegnissen und der Stammfolge der Babenberger (tabulas claustro-neoburg.) verfertigen. — Reißende Fortschritte der Reformation. Ein Theil der Chorherren fällt vom Glauben ab, beyde Pfarrer, Bartholomä Faber und Franz Kämmerling, predigen als Pastoren, und verehlichen sich, ja sogar der Probst, Peter Hübner, thut ein Gleiches. Nur mit Mühe geschieht dem Unfug, Einhalt. — Das Stift tritt Maximilian II. den Prater ab. — Bocs-

kaysche Unruhen, — sechsmalige Wahl binnen vier Jahren, von denen nur die letzte in Wirklichkeit tritt, — Probst Ernest Perger (mit dem großen Göttweiher Abte Gottfried, Karls VI. Liebling), Urheber des großen, leider nicht zum vierten Theile vollendeten Baues, durch welchen Klosterneuburg mit dem Eskurial wetteifern sollte, ein großmüthiger Förderer einheimischer Wissenschaft und Kunst. — 1782 Pius VI. zu Klosterneuburg.

Aus den Gräbern der Stiftskirche, sind wohl die merkwürdigsten jene der Babenberger, einschließlich des Prätendenten Herrmann von Baden, dessen Sohn Friedrich, mit dem letzten Hohenstauffen Konradin, zu Neapel, auf dem Blutgerüst endigte. — Wir glauben übrigens fest, daß der Stein: »hier ligent die herren von Medling«, keineswegs die mit Mödling appanagirten, babenbergischen Prinzen, die bey den Schotten und in Heiligenkreuz ruhen, bedeute, sondern ein ihriges Ministerialengeschlecht, so wie es ein höchst unglücklicher Gedanke wäre, aus dem Ditmarus *inclusus*, etwas Anderes zu machen, als einen der damals häufigen, eingeschlossenen Büßer, aus denen wir in S. Florian, in den bayerischen und schweizerischen Klöstern, selbst Frauen erblicken, und nun gar den Probst Ditmar von Klosterneuburg, weil ihn der Böhmenkönig Wenzel mit der übrigen, nach Meissen abgeordneten Botschaft der österreichischen Stände, so lange festgehalten haben soll, bis sie sich für seinen Sohn Ottokar erklärten!! — Die Gräber der Meissauer, sehr zweckmäßig erläutert durch Max Fischer, und noch mehr durch Johann Frast, — des Stifters der 1782 mit Klosterneuburg vereinigten Chorherren zu S. Dorothe in Wien, Erzieher und Kanzler Albrechts II. Andreas Blank, Pfarrer zu Gars, während der Vormundschaftsfehden in und um Wien, eine Säule der hohen Schule Paduas, — des braunschweigischen Garde-Obersten Karl Freyherrn von Pollant, im Entsatze Wiens getödtet. — Die ausgezeichneten Männer des Stiftes Klosterneuburg: gleich unter seinen ersten Pröbsten, drey Zierden der Regierung des großen Barbarossa: Otto von Freysing, der h. Hartmann, Bischof von Brixen und Werner, Bischof von Gurk. Es hat sehr vielen andern Canonien Vorsteher gegeben. — Wir bemerken ferners als Gelehrte, Colomann Knapp, Redner auf dem Basler Concilium, Johann von Nußbach, Wolfgang Windhager und Thomas Rueff, berühmte Lehrer der Wiener hohen Schule, Adam Scharrer und Probst Balthasar Polzmann, Willibald Leyrer, einen fleißigen antiquarischen Sammler. Dem jetzigen Probste Gaudenz Dunkler muß

die Herausgabe der hebräischen Bibel des Domherrn Jahn und der diplomatischen Geschichte seines Stiftes durch Maximilian Fischer, zum besondern Verdienst angerechnet werden.

In der sogenannten Schatzkammer oder Leopoldskapelle, das zur jedesmaligen Erbhuldigung gebrauchte Kleinod des Erzherzoghutes, — die Brautkleider und die Gebeine Leopolds und Agnesens, mit andern Alterthümern.

Das hohe Alter der dortigen Schulen, deren erste urkundliche Erwähnung, der Tod ihres Zöglings Leopold, Erstgebornen Leopolds des Glorreichen ist. — Der verdiente Propst Pabo, vorher und zwar gleichzeitig mit Rudolphs Entscheidungssieg über Ottokar, Schulmeister zu Klosterneuburg. — Eigene Buchdruckerey bey diesen Schulen. Frühe Singschulen. — Die wo möglich überall angeführte Reihe der Pfarrer, dürfte zwar Manchem, nur ein trockenes und unnützes Namensverzeichniß dünken. Allein der in solchen Forschungen Erfahrene und mit ihrem vielseitigen Nutzen Vertraute, weiß, wie oft solche Verzeichnisse auf Namen führen, deren bescheidenes Verdienst dem dankbaren Gedächtnisse der Enkel überliefert zu werden verdienet, und wie oft derley Register als chronologisch-kritische Norm zu gebrauchen oder barer Gewinn für unsere Literargeschichte sind!

Auf welches sonderbare und gewiß nicht unmotivirte Zusammentreffen der Umstände derley lokale Einsammlungen oft führen! So z. B. daß die dem Krieger und Bischof Martin und dem h. Veit (Swantowit, der, noch zwischen Christenthum und Abgötterey hin und her schwankenden slavischen Ansiedlungen) geweihten Kirchen, in der Regel uralt, daß die meisten Dreyfaltigkeits-Kirchen, Wald-Kirchen sind rc. — So zählt auch die uralte Sage, die Martinspfarre der untern Stadt Klosterneuburg, mit jenen von S. Peter und S. Ruprecht in Wien, den durch Karl den Großen (791 nach der Eroberung des Landes unter der Enns über die Hunnen) gegründeten Kirchen bey. Heinrich III. gab eine (1044) Urkunde zu Neuburg, auf seiner Heeresfahrt gen Ungern, in dem Thronzwist zwischen Aba und Peter, in dem Kampf des Christenthums und Heidenthums, — Meister Konrad von Wien, hiesiger Pfarrer, ein geschickter Bildhauer, Zeitgenosse Albrechts des Lahmen, — die Zechen bey den Kirchen, Wohlthätigkeitsvereine für die Bezirksarmen und für die äußere Würde des Kirchendienstes. Friedrich III. verleiht sogar dieser Martinszeche ein eigenes Wappen: »in ainen gelben Veldl ain Gulden Cron, so zwo Hend mit Plaben Ermel halten.« — Uralte, erst seit

beyläufig hundert Jahren aufgehobene Sitte des Ostermährchens.

Verwüstungen der Pest in Oesterreich, nach 1713, — in Mähren noch spätere und für einzelne Orte verheerendere Spuren.

Nach alter Sitte neben dem Herrnstift, das Magdalenenkloster regulirter, adeliger Chorfrauen in der obern Stadt und bereits der Erziehung weiblicher Jugend geweiht, auch kraft der noch vorhandenen Statutenbücher, einer mildern Klausur unterworfen. — Die Türkengefahr und die Reformation lösten endlich dieses Frauenstift, gleich mehreren andern, um 1570 gänzlich auf. Weit strengere Disziplin in dem 1261 durch den Propst Niklas bey der S. Jakobs-Kapelle gegründeten Kloster regulirter Augustinerinnen, das schon in den Tagen der Beendigung der großen Kirchenspaltung und des Basler Konciliums, äußerster Dürftigkeit halber, wieder schwand. Propst Simon, begeistert durch die Kreuzpredigten Johann Capistrans (aus einem wildkriegerischen Condottiere Königs Ladislav von Neapel, in hartem Kerker bey den Päpstlichen, zum Mönch bekehrt, Haupturheber des breslauischen Aufruhrs gegen Georgen Podiebrad, mit dem großen Gubernator Johann Hunniady, am entscheidenden Tage von Belgrad, Obsieger Mohammeds, dem Konstantinopel gefallen), schenkt das verlassene Kloster Capistrans Ordensbrüdern, den Franziskanern, die noch bis zu ihrer Aufhebung, den von ihm gebrauchten Kelch als ein köstliches Kleinod bewahrten.

Dominikaner bey S. Kunigund, dem jetzigen Geschirrhofe des Stiftes. Sie verschwinden schon wieder unter Albrecht dem Lahmen. — Stiftung des reichen Bürgers Gundold Tutz für arme, unbescholtene Frauen. — Augustiner, bey denen 1347. Ludwig der Große von Anjou, Ungerns und Polens König, während der ihm von Albrecht dem Lahmen gegebenen Feste, seine Wohnung nahm.

Eine ganz besondere Merkwürdigkeit, die marmorne Johanneskapelle, um 1220 durch Leopold den Glorreichen, in dem seiner Gemahlin Theodora besonders heimischen, byzantinischen Geschmack erbaut und 1222 durch Bischof Gebhard von Passau als Hofkirche der Babenberger eingeweiht, durch Friedrich den Streitbaren und König Ottokar reich beschenkt, von Albrecht I. mit einem ganzen Mayerhof und mit mehreren Weingärten für den Glasermeister Gebhard begabt, damit dieser die gemalten Fenster, ihre herrlichste Zierde, immer in gutem Stand erhalte. — 1799 wurde

sie sorgfältig abgetragen und als Burgkapelle nach dem Laxenburger Ritterschloß übersetzt.

Uraltes Hospital für die Kreuzfahrer und Pilger, — auch schon unter Albrecht I. ein eigenes Bürgerspital.

Das romantische Weidling, dichterisch gefeyert durch den Hofrath von Hammer und Justine Freyin von Krufft, schon in den ältesten Urkunden des Stiftes vorfindig. — Das gänzlich verschwundene Dorf Kogelbrunn, — das Jungfrauenbrünnlein am Herrmannskogel, noch 1817 der Sammelplatz zahlreicher, gesetzwidriger und darum abgestellter Wallfahrten.

Kirling oder Kirchling, der Wohnsitz eines alten Herrngeschlechtes dieses Namens, nach ihrem Erlöschen von Albrecht III. seinem Forstmeister und Rath, Hansen Dietrichstock verliehen, — um 1330 durch die Flagellanten beunruhigt, — der Reformation in ihrem Anbeginne eifrig zugethan, — 1683 von den Türken verwüstet, die in den Thurm geflüchteten Einwohner verbrannt.

Ober- und Unter-Kritzendorf, in der Mitte beyder die gothische Kirche zu S. Veit, zu der am Kirchweihfeste das ganze Stift Klosterneuburg in feyerlicher Prozession hinwallte, eine gewöhnlich nur uralten Gotteshäusern zukommende Auszeichnung. — Die Käfer-Kreuze, ein Andenken der ehemals häufigeren großen Landplage der Heuschreckenwolken und anderer, dem Wein und Getreide schädlicher Insekten.

Höflein (zum Unterschiede Höflein an der Donau genannt), durch deren Gewässer es aus einem angesehenen Flecken, zur heutigen Unbedeutenheit herab sank. — Aus den hiesigen Steinbrüchen, der Dom zu S. Stephan in Wien. — Geognostische Merkwürdigkeiten, versteinerte Muscheln, Fischabdrücke, Seethiergerippe, die aus- und eingehenden, übereinstimmenden Winkel des Kahlen- und Bisamberges rc. rc. Langer Hader um Höflein zwischen dem Stift Klosterneuburg und den Grafen von Hardeck, — Probst Simon Heyndl in dem ofterwähnten Bruderzwist, für den Erzherzog Albrecht, wider den Kaiser Friedrich, nach Albrechts grauenvollem, plötzlichen Tode veranlaßt zu resigniren und sich als Pfarrer nach Höflein zurückzuziehen, das der Fronauer verwüstet und den Pfarrer Hans Churzenberger mit seinen Hülfspriestern gefangen mitgeschleppt hatte.

Ungern vermißt man hier umständlichere Kunde von dem nahen, einst passauischen, nun lichtensteinischen Adlerneste Greifenstein, lieblich erneuert durch den Fürsten Johann, der von dieser Warte aus, gar wohl die Bühne seines eigenen Ruh-

mes, das Marchfeld erschauen mag, und wo im langen Thal Azo, sein Ahnherr, der Cid Oesterreichs ward!

Kahlenbergerdorf, eine der ältesten Kirchen in Oesterreich, wenn auch nie, wie der meist fabelhafte P. Fuhrmann will, eine bedeutende Stadt. 1260 schrieb sich der Seelsorger: »Ego *Reinbrecht*, Dei et gratia Dominorum meorum in *Newenburch*, *Plebanus in Chaleberch*. Noch in der Inkorporationsbulle Sixtus IV. von 1482 heißt dieses nunmehrige Dörfchen: oppidum (Städtchen) — und selbst der Umstand spricht für seine Bedeutenheit, daß es zur bessern Sustentation des jeweiligen Prälaten dem Stifte einverleibt wurde. — Unter den Pfarrern wird hier aufgeführt: Gundacker, auch der Weigand von Theben, der Pfaff vom Kahlenberge, eine Perle des Hofes Herzogs Otto des Freudigen!?

Der Leopoldsberg, die vorderste Spitze des cetischen oder komagenischen, einstens Norikum und Pannonien scheidenden Gebirges, auf dem seit 1546 schon mehrmals auf Silber und Kupfer, Alaun und Steinkohlen geschürft wurde. Fürwahr einer der herrlichsten, binnenländischen Augenpunkte, rings um sich, — die schneebedeckten Gipfel der Steyermark, den bläulichten Spiegel der Donau, mit dem saftigen Grün ihrer buschigten Inseln und jenseits des majestätischen Stromes, weithin über wallende Kornmeere, goldene Rebenhügel, augenerfrischende Wiesen und dampfende Wälder, die Landmarken der Böhmen, Mähren und Ungern, zu seinen Füßen das — einzige — Wien, auf das so treffend der Magyaren stockpatriotischer Canon paßt: »Extra Hungariam *non* est vita; et *si* est, non est *ita*!« — Hieher zog von Mölk, der Eisenburg, Leopold der Heilige; hier gebar ihm die schöne Kaisertochter Agnes, der Hohenstauffen und der Babenberger Ahnfrau, seine neunzehn Kinder; hier brach der Schmerz um den letzten dieser Heldendynastie, ihren Sohn, den streitbaren Friedrich, der griechischen Theodora das Herz; hier hausete Hermann von Baden, durch Friedrichs Nichte, Gertrud, Prätendent, — auch Albrecht I. Aber Albrecht mit dem Zopfe schmückte mit den Zierden dieses hohen Schlosses sein tiefes Laxenburg, — die aufrührerischen Wiener zündeten es 1462 an, Mathias Corvin verwüstete es 1477 und 1483, die Türken sprengten und schleiften es 1529 vollends. — Den neuen Bau Leopolds I. verheerten 1683 die Türken zum zweyten Male. Darum glänzte ihnen auch von hier, verblendend, das christliche Entsatzesheer; hier ministrirte der Polenkönig Sobiesky des Kapuziners Markus Avianus Messe, gab seinem

Sohne den Ritterschlag, den mitanwesenden Churfürsten, Herzogen, Prinzen und Generalen aber, das Zeichen zur Schlacht.

Karl VI. baute hier einen neuen Tempel, unter Joseph II. gesperrt und entweiht, 1798 vom Klosterneuburger Probste Floridus, auf die zarte Reminiszenz des jetzt regierenden Monarchen: »Hier sollten doch wieder Altäre stehen!« wiederhergestellt.

Auf dem Josephsberge, des Kahlengebirges anderer Kuppe, von Ferdinanden II. ein Camaldulenserkloster gestiftet, von den Türken gleichfalls verwüstet, 1782 aufgehoben.

Heiligenstadt, nebst dem, auch im Namen anklingenden Sievering, ad vineas, in der Sage als der vorzugsweise Aufenthalt des Apostels Severin geachtet, sanctus locus, auch urbicula, in Urkunden, — Fabel von dem hiesigen Walten der Tempelritter. — Als das Wienerbisthum entsteht, ordinirt das Passauer Konsistorium einige Zeit bey S. Michael in Heiligenstadt. — Furchtbarer Kampf, Haus für Haus, um dieses Dorf und um Döbling, in der Schlacht am 12. September 1683. — Die S. Jakobskapelle und die alte Michaelskirche, für Archäologen höchst merkwürdig.

Grinzing, am Fuße des Josephsberges, hatte seinen eigenen Adel. — Festes Beharren der Einwohner an der katholischen Lehre. —

Das große, gastliche, weinberühmte, schiffreiche Nußdorf, »insula *Nuzdorf*,« »Nuzdorf an Tunaw,« im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert; 1428 von den Hussiten vergeblich vom linken Ufer beschossen, 1463 hier der gegen beyde feindliche Brüder Friedrich und Albrecht verrätherische Wiener Bürgermeister Holzer gefangen und zum unmenschlichen Tode ausgeliefert.

Döbling, Töpilik, Deplich, unter den Babenbergern, — das obere, den Tulner Nonnen verliehen, kraft des Gelübdes König Rudolphs in der Schlacht wider Ottokar. — Kurz vor dem dreyßigjährigen Kriege, drey protestantische Pastoren in dem kleinen Dorfe.

Das obst- wein- und steinreiche Sievering, im eilften Jahrhundert, *Sauuringen*, *Suiverin*, *Sefringun*, einst theils der Carthause Gamming und der Josephsberger Camuldulenser Eigenthum. — Seine, von der Höhe zwischen Ober- und Unter-Sievering herabschauende, durch Alter und Bauart ausgezeichnete Steinkirche.

Neustift, an Wiens Linien, einst der Eber und Wölfe Heimat, von den Brüdern Zink 1413 zur Stiftung von S. Dorothe an Andreas Plank (M. S. oben) verkauft. Noch 1473 erlaubt der Passauer Bischof Ulrich den Bau einer eigenen

Kapelle: »ob pericula quibus accedere volentes ecclesiam »parochialem in *Siuering*, expositi fuere, propter rabiem »*luporum*!« —

Währing, zur Zeit Karls IV. »in Werdern, im Werk, in Gewering,« einst großentheils den Grafen von Playen und Mittersill zugehörig und durch sie der salzburgischen Abtey Michaelbeuern vergabt, — die Kirche 1365 gebaut, als die Domprobstey bey St. Stephan entstand, — Weinhaus und die taktisch und botanisch merkwürdige Türkenschanze. — Gersthof, der Ruheort Heinrichs Collin († 28. July 1811), so wie Währing des unvergeßlichen Canonisten Pehem († 17. März 1799). Pätzleinsdorf in der Hagenau, mit dem anmuthigen, geymüllerischen Park, sein Ritter Störenfried schon 1136 in der Heiligkreuzer Stiftungsurkunde, das Dörfchen, einst den Chorherren von S. Dorothee und den Wiener Nonnen zu Himmelspforte gehörig.

Diese kurze Anzeige mag genügen, von dem Reichthum der Daten, der Spuren und Winke, die auf diesem Wege zu erwarten stehen, einen beyläufigen Begriff zu geben. — Die Entstehungsart dieses höchstlöblichen Unternehmens zeigt schon an und für sich hinreichend, daß die verschiedentlichen Mitarbeiter unmöglich die Einheit und die Vollendung eines historischen Kunstwerkes zum Ziele haben konnten, noch die, an Quellenstudium und Hülfskenntnissen eben nicht genügsamen Ansprüche der geschichtlichen Kritik. — Vielmehr soll der Geschichtsforscher durch diesen Bienenfleiß erhalten, was ohne denselben, wie sogar vieles andere Unersetzliche, vielleicht schon binnen des nächsten Jahrzehendes, unrettbar verloren seyn würde; und welcher redliche Freund der Wissenschaft und des Vaterlandes sollte dieser Sammlung hiernach nicht Heil und Segen wünschen, und zum Gelingen derselben, so viel er nur immer vermag, thateifrig mitwirken?! Wir erlauben uns nur noch einige bescheidene Anfragen und fromme Wünsche. — Sollte nicht den Mitarbeitern auch aufgegeben werden, alle ihnen vorkommenden Sagen und Legenden, selbst Volkslieder und Volksmährchen, insoferne sie auf einer geschichtlichen Grundlage beruhen, in das Gebiet ihres Wirkens mit einzuschließen? — Keine alte Burg oder Burgruine unbeachtet zu lassen, ohne in der Umgegend nach den anderweitigen Ueberresten oder Ueberlieferungen von derselben zu forschen? — Liefert unter fünfen auch nur eine (und diese Erwartung ist gewiß sehr bescheiden), eine reelle Ausbeute zur Vaterlandsgeschichte, so ist der Gewinn wahrlich nicht zu verachten. — Ungedruckte wichtige Urkunden sollten ganz und mit diplomatischer Treue geliefert werden. Sie

sind das Wichtigste, was wir auf diesem Pfade erobern können. Die Sorge ist wahrlich überflüßig, dadurch den Umfang dieses Buches unverhältnißmäßig zu vergrößern oder die Geduld der Leser zu ermüden. — Nach Umständen kann ein einziger unvermutheter Fund von anderthalb Seiten folgenreicher und köstlicher seyn, als mancher ganze Band! — Grabmälern, Inschriften und Stammbäumen entspringen oft in Nekrologen und biographischen Notizen, glänzende Funken des Nationalgeistes und Nationalstolzes. — Zu welchen Schlußfolgen oftmals der Kirchen Gestalt und Bauart führe, bezweifelt nun wohl Niemand mehr, der Fiorillo, Büsching, Günther ꝛc. auch nur dem Namen nach kennt. — Dekanats-Karten wären eine unschätzbare Zugabe, und der Steindruck würde die Herausgabe unendlich erleichtern? — In den Tauf-, Trau- und Sterbe-Registern der Pfarren und Schloßkirchen oder Kapellen, die im Alterthume mit kaum glaublicher Sorglosigkeit, oft ohne Beymerkung der Aeltern, oft bloß mit dem Vornamen, ohne Hinzufügung des Geschlechtsnamens, oft mit willkürlicher Auswahl des einen oder des andern aus mehreren Taufnamen, geführt wurden, und daher die Beweise der Filiation in Ahnenproben und Erbschaftsstollen unendlich erschweren, dürfte dem scharfsinnigen Beobachter vielleicht denn doch, trotz dieser Grundgebrechen, eine Möglichkeit aufdämmern, in einzelnen Fällen das Wort des Räthsels zu ergründen und aus der Vergleichung anderwärtiger Umstände, die Lücken stematographischer Arbeiten, bis zum gemeinsamen Ahnherrn oder ersten Erwerber auszufüllen!? Die Ueberreste der bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung, die alten Dorfbücher und Dorfrechte, Ehehafttaidigungen, sogenannten Landsprachen und Buchsagen, Kommunalstatuten und Munizipalsatzungen der Vorzeit, sind nicht selten unerwartet wichtig und lehrreich. — Dem Auge wird überhaupt Nichts so leicht als ganz unbedeutend entgehen, das nur hie und da einen flüchtigen Blick that in die Gräuel der Verwüstung, wie mit Grab- und Meilensteinen, ja selbst mit Bildsäulen gepflastert, Kühe und Schweine aus Basreliefs und aus Sarkophagen getränkt, merkwürdige Waffen und charakteristisches Hausgeräth, als altes Eisen oder Kupfer vertrödelt oder an neugierige Reisende verschenkt worden, und ganze Archive in die Papiermühle oder zum Käsekrämer gewandert sind!!

Art. X. Examination of the Objections made in Britain against the doctrines of *Gall* and *Spurzheim*, M. D. *Edinburgh* 1817. in 8. 87 S.

Die Herren Doktoren Gall und Spurzheim wurden sowohl in dem Edinburgher Monthly Review, als auch in dem Quarterly Review, und auch in andern in England gegen sie erschienenen Schriften etwas unsanft behandelt und beurtheilt. In dieser Schrift sucht nun Hr. Spurzheim einige der ihm gemachten Einwürfe hie und da mit Hohn und Bitterkeit zu beantworten. Er beschäftiget sich zuerst mit jenen Einwürfen, welche dem Doktor Gall und ihm in Rücksicht ihrer anatomischen Untersuchungen überhaupt, und insbesondere in Betreff der Anatomie des Gehirns gemacht worden sind. I. Kapitel Anatomie. I. Abschnitt. Gleich zu Anfang wiederholt Spurzheim, um den Gesichtspunkt festzusetzen, ihre gemeinschaftliche Aeußerung an das ehemalige Nationalinstitut, bey der Einreichung ihrer Denkschrift an dasselbe, daß sie ihm nämlich übergeben »une description du Système nerveux, moins d'après sa structure physique, et ses formes mécaniques, que d'après des vues philosophiques, que des hommes habitués à des considérations supérieures ne refuseront point d'accueillir. Dieselbe Idee habe er in seinem Werke über Physiognomie, S. 13, und in dem Artikel Gehirn, für das Dictionnaire des Sciences médicales bearbeitet, dargestellt. Der Rec. im Edinburgh Review, den Spurzheim spottweise einen Anatomen per excellentiam nennt, habe sich bloß auf die Beschreibung der mechanischen Formen, Ausmessungen und Farbenschattirungen der besondern und isolirten Theile beschränkt, und das Physiologische sorgfältig vermieden. Spurzheim wiederholt bey dieser Gelegenheit seine in dem Werke The physiognomical System, welches im dritten Bande dieser Jahrbücher angezeigt wurde, aufgestellten Behauptungen, daß das Gehirn allein die verschiedenen Instincte und mannigfaltig modificirten Manifestationen des menschlichen Gemüths erkläre (?), und folgert daraus gegen seine Gegner, daß beym medizinischen Unterrichte die Struktur und die Funktionen der Organisation nicht getrennt werden könnten. — Die Untersuchung des Nervensystems sey nicht nur deßhalb wichtig, weil alle körperlichen Funktionen, als die Digestion, Cirkulation, Respiration, Nutrition, Secretion und Excretion davon abhangen; sondern weil auch die fünf Sinne, — alle Neigungen und Gefühle, — alle moralischen und intellectuellen Vermögen vermittelst des Nervensystems sich allein erweisen. Es sey das Interesse der Arzneywissenschaft, das

menschliche Gemüth in Beziehung auf die körperliche Gesundheit, und insbesondere in Hinsicht auf den Wahnsinn, zu studiren. In ihr Gebiet gehöre auch die Verbesserung der Kenntniß der Gemüthskräfte, indem diese allein durch das Studium des Gehirns, und seiner Theile entdeckt werden könnten. (Allein eine noch so lange fortgesetzte Betrachtung, — Auseinanderwicklung und Schabung des Gehirns, wird uns zu keiner Erkenntniß der Gemüthskräfte führen. Eine Kraft kann als der Grund einer Wirkung in Beziehung auf diese nur gedacht werden, wovon unten mehreres. In soferne wir uns der Manifestationen und Handlungen unsers Gemüths bewußt sind, suchen wir die Ursache derselben im Gemüthe, als dem Realgrunde der Thätigkeit und der bestimmten Aeußerung, und benennen dieses Causalverhältniß des Gemüths, oder richtiger — der Seele zu der Aeußerung nach der Wirkung, z. B. Vorstellungskraft, Einbildungskraft rc.; und erst hinterher können wir nach der Anleitung der Erfahrung eine materielle Bedingung dieser Aeußerung hypothetisch im Gehirne nachsuchen. Was in unserm Innern vorgehet, ist uns durch den innern Sinn im Bewußtseyn gegeben. Wo dieses aufhört, da hört auch alle Erkenntniß auf. Man muß demnach die Gemüthskräfte eher kennen, ehe man die materiellen Organe ihrer Manifestation im Gehirn aufsucht. Spurzheim äußert sich auf eine dieser Ansicht ganz entgegengesetzte Art und Weise, indem er sagt, ein spekulativer Philosoph denke, die Arbeiten eines Metaphysikers könnten allein durch eine aufmerksame und geduldige Reflexion über das Subjekt seines eigenen Bewußtseyns belohnt werden; während ein Arzt ganz überzeugt sey, daß alle unsere Erkenntniß auf eine rationelle Methode von Experimenten und Beobachtungen zu schließen, zurückgeführt werden müßte; und ohne tief diesen Gegenstand, wie er von Dugald Stewart, den er anführt, und den neuern Philosophen abgehandelt worden ist, zu untersuchen, spricht er darüber ganz ab, und sagt, nach einer solchen Lehre habe jedermann das Recht, sich selbst zum Maßstab der übrigen Menschheit zu machen. Ein Caraibischer Metaphysiker könne finden, daß die Zerstörung der erste Grundsatz der Moral sey (und er hätte Recht, wenn ihn die Natur mit einem Spurzheimischen Zerstörungsorgan beschenkt hätte!). Diese Aeußerung des Hrn. Spurzheim läßt den Ref. glauben, daß er weder von der Philosophie überhaupt, noch von der Metaphysik und Psychologie insbesondere, einen richtigen und klaren Begriff habe. Auch würde er ihn fragen, ob die Gesetze der Logik, welche der scharfsinnige Aristoteles in ein System brachte, auch an dem Clavier der Hirnorgane zu finden wären, oder auf den Beobachtungen des denkenden Subjekts be-

ruheten?) — II. Abschnitt. Der Verfasser gehet die einzelnen Theile seines anatomischen Systems durch, wiederholt seine schon früher bekannten Behauptungen, die Einrichtung des Nervensystems betreffend, auch hier, und sagt: dieselben seyen dem mechanischen Dissector, wie er ihn nennt, und seinem Beurtheiler im Monthly Review entgangen. III. Abschnitt. Der zweyte Punkt, der hier in Betrachtung komme, sey der, daß die allgemeine Form und Einrichtung des Nervensystems, bey verschiedenen Thieren verschieden sey. — Bey höheren Thieren werde es in die Nerven des Abdomen und des Thorax, den Rückenmarksstrang, die dafür angenommenen Cerebralnerven, und in das kleine und große Gehirn eingetheilt. Der Rückenmarksstrang bestehe aus zwey Reihen von Anschwellungen, zwischen zwey wellenförmigen Linien. Diese Linien stünden in Verhältniß zu den Nerven, welche daraus entstehen. Der gewissenhafte Kritiker in Monthly Review begnüge sich mit der Behauptung, daß ihre (des Doktor Gall und Spurzheim) Beschreibung des Rückenmarksstrangs reich sey an Muthmaßungen, Voraussetzungen und Unrichtigkeiten. Der mechanische Zergliederer (mit diesem Namen belegt er stets seinen Beurtheiler) habe seine Aufmerksamkeit auf die vergleichende Anatomie nicht gerichtet, und erwähne ihrer auch nicht. IV. Abschnitt. Der nächste Gegenstand, der ebenfalls geprüft zu werden verdiene, sey die medulla oblongata, und die angenommenen Hirnnerven. Die medulla oblongata gehört nach Spurzheim nicht zum Rückenmarksstrang, und die dafür gehaltenen Hirnnerven, haben seiner Meinung nach einen ganz andern Ursprung, als den die Anatomen angenommen haben. Dagegen glaube das literarische Evanligium (das Review), daß die medulla oblongata, obgleich noch im Gehirn gelegen, zum Rückenmark gehöre, und nenne sie Hirnschedelportion des Hirnstranges, und setze ihr Ende am untern Ende der Varols-Brücke. Allein nach ihrer (des Doktor Gall und Spurzheim) Ansicht, gehöre der größere Theil der medulla oblongata zu den meisten Nerven, welche für Cerebral-Nerven gehalten wurden, das Uebrige gehöre zum kleinen und großen Gehirn. In V. Abschnitt spricht Spurzheim von der Verbindung des kleinen und großen Gehirns, mit dem übrigen Nervensystem. Allein der Rec. im Monthly Review und Anatom per excellentiam, sage davon nichts. — Viele Anatomen hätten von Verlängerungen, Schenkeln oder Fortsetzungen (processus) des kleinen Gehirns zur medulla oblongata gesprochen, und sie von Schenkeln oder processus, oder pedunculi des Cerebelli ad pontem unterschieden. Sie (G. und S.) hielten die ältere Ansicht von den Verbindungen für die richtige, nur

hätten die ältern darin geirrt, daß sie sich eingebildet haben, daß ein Theil dem andern den Ursprung gebe. In der That lasse sich die Verbindung zwischen einem Bündel des Corpus restiforme, und dem Corpus dentatum cerebelli leicht darstellen, wenn man den Gehornerven wegschabt, und der Richtung der Bündeln folgt. — Die Verbindung des Gehirns mit dem übrigen Nervensystem erfordere eine vollständige Erörterung. Es hätten schon die Anatomen vor ihnen von der Decussation der Nerven gesprochen, indem die Verletzungen des Gehirns auch die entgegengesetzte Seite des Körpers afficirten; es gebe aber auch Beobachtungen, wo die Folgen der Verletzung auf derselben Seite sichtbar sind, auf der die Verletzung geschah; indessen sie wären die ersten, welche entdeckt hätten, daß nur Ein Theil des Gehirns mit der entgegengesetzten Seite des Nerversystems, und der andere mit den Nerven derselben Seite in Verbindung stehe. Man habe diese Decussation nie auf den deutschen, dänischen, holländischen, französischen rc. Universitäten vor der Erscheinung ihrer Werke gezeigt; und sie selbst seyen blos durch pathologische Thatsachen darauf geführt worden. In VI. Abschnitt kommt der Verfasser auf Doktor Gall's und seine Methode, das Gehirn zu zergliedern, zu sprechen. — Die gewöhnliche Methode sey, daß man das Gehirn schichtweise wegschneidet, indem man entweder von oben damit anfängt, was am meisten geschehe, oder von unten, oder von beyden Seiten, oder indem man es in kleine Portionen zerschneidet, und das mechanische Aussehen zeigt. — Sie aber betrachteten die Theile des Gehirns in Verbindung und Relation zu einander, und bemerkten, was beständig vorkommt. (Aber auch sie reißen das Gehirn aus seinen natürlichen Verbindungen, und lassen die Theile nicht in ihrer natürlichen Lage und Beschaffenheit.) Sie beginnen die Zergliederung des Gehirns immer von der medulla oblongata, und untersuchen den allmählichen Zuwachs, und die Vertheilung gegen die Windungen; sie schnitten es selten, sondern schabten es nur, weil sich an der Substanz des Gehirns, wenn es geschnitten wird, die Struktur nicht zeigen lasse. Er bediene sich dazu bisweilen der Finger, um dem Vorwurf, den man ihnen bisweilen in Deutschland, Frankreich und England gemacht hat, zu entgehen, daß sie künstlich, vermittelst des Griffs des Scalpels, dem Gehirn die Gestalt geben. Zur Demonstration mancher Theile ziehen sie das frische Gehirn vor; die Struktur anderer Theile werde besser sichtbar, wenn man sie vorher in verdünnten Säuren, oder in Alcohol macerirt. Ihre Werke bewiesen, daß sie sich, besonders bey der Untersuchung der Hirnwindungen, verschiedener Mittel bedient hätten. Viele

ihrer Gegner in Deutschland, und besonders der Professer Ackermann in Heidelberg, hätten ihnen Einwürfe gegen die Präparation des Gehirns durch die Maceration gemacht, und behauptet, sein Aussehen darnach sey nicht mehr natürlich, sondern die Wirkung eines chemischen Prozesses; deßwegen bedienten sie sich bey ihren Demonstrationen lieber des frischen Gehirns. Auch hätten sie zugleich geantwortet, daß die weiße Substanz des Gehirns von Natur aus eine fibröse Struktur habe, weil ihr Aussehen unter verschiedenen Umständen dasselbe sey. Der Rec. im Monthly Review werfe ihnen eine Stelle aus Reil, ihre Methode das frische Gehirn zu zergliedern betreffend, vor, »sie reiche lange nicht aus, und die Hirnmasse sey zu breyicht und zerfließbar, um im Zusammenhange untersucht zn werden.« Der Sinn aber sey, daß Reil zu Halle die Gehirne weich fand, und für nöthig erachtete, sie durch Maceration vorzubereiten. In Rücksicht auf Reils Bemerkung antwortet Spurzheim, in London, Dublin, Paris und Wien könne man sich leicht Gehirne verschaffen, deren Theile hinlänglich fest sind, um sie im Zusammenhange, ohne vorläufige Coagulation derselben untersuchen zu können. Das Verfahren des Vieussens habe mit dem ihrigen nur das gemein, daß, um die Theile des Gehirns zu untersuchen, er sie auch geschabt habe. Uebrigens sey er von ganz andern Grundsätzen geleitet worden; — sein Verfahren wird vom Verfasser umständlich beschrieben. — Dr. S. hält seine und Doktor Gall's Methode, das Gehirn zu zergliedern, für die beste, obgleich er nichts dagegen habe, wenn man das Gehirn auf verschiedenen Wegen untersucht; — ihre Methode sey für diejenigen unerläßlich, die das Gehirn in physiologischer und pathologischer Hinsicht untersuchen wollen. (Das dynamische Verhältniß des Gehirns zu physiologischen und psychischen Erscheinungen, lehrt die Anatomie nicht.) VII. Abschnitt. Die sechste Betrachtung betreffe die zweyerley Substanzen, aus welchen das Nervensystem zusammengesetzt sey; die eine davon sey graulich und zart, und von noch unbekannter Organisation, die andere weiß, und von fibröser Struktur; — beyde stünden in Verhältniß zu einander. (Außer der äußern Bildung der Theile des Gehirns wissen wir, daß seine Substanz eyweißartig, und von besonderer Mischung sey; ihr Zusammenhang im Vergleich mit andern Theilen ist so gering, daß sie mit Wasser leicht in eine Art von Emulsion zerrieben werden kann; — sie ist auch nach dem Austrocknen sehr zerreiblich, und wird nach einiger Zeit, nach den Beobachtungen des rühmlich bekannten Professors Hrn. Prochaska, wie mit einem Staub überzogen, der aus sehr feinen salzig schmeckenden Krystallen bestehet. — Seine Blutgefäße,

welche aus der weichen Hirnhaut in die breyartige Rindensubstanz eintreten, geben unzählige feine Seitenzweige von sich, die sich darin verbreiten; nachdem sie aber in die Marksubstanz eintreten, folgen sie meistens der mannigfaltigen Richtung der Markfasern, und ihre Verzweigung wird dann nur sehr sparsam. Freylich gibt die bis jetzt bekannte Organisation des Gehirns und seiner Substanz noch keinen Aufschluß über sein dynamisches Princip, und wird ihn auch die bis an das Ende der Welt fortgesetzte Zergliederung des Gehirns nicht geben, wenn wir es nicht auf einem andern Wege zu erforschen suchen wollen.) — Ihre Hauptidee sey gewesen: die allmähliche Zunahme und Aggregation der verschiedenen Theile; ferner die zwey großen Partien von Fiebern, und die Entfaltung der Hirnwindungen, wie er es unten weiter auseinandersetzen werde, auszumitteln. Nun folgt eine weitlauftige Vertheidigung gegen die Einwürfe, die man ihm schriftlich und mündlich, bey seiner zweyten Demonstration, vermuthlich in Edinburgh gemacht habe. Die Ausfälle gegen seinen Gegner sind beleidigend, und fördern die Wahrheit nicht. VIII. Abschnitt. Nach ihrer Ansicht biete das kleine Gehirn folgende Beobachtungen dar; »Es ist ein besonderer Apparat, welcher mit dem übrigen Nervensystem in Verbindung stehet, aber von ihm in Ansehung seiner Existenz und seiner Funktionen unabhängig ist; bey Fischen und Reptilien ist es einfach und blätterig, bey vierfüßigen Thieren blättrig und durch Seitentheile vermehrt. Thiere mit einem einfachen Gehirn haben keinen pons; — bey vierfüßigen Thieren ist der pons immer im Verhältniß zu den Seitentheilen; das Cerebellum stehet in Verbindung mit der medulla oblongata vermittelst eines Bündels der Corpora restiformia. Die graue Substanz des Cerebellum stehet in Proportion zu der weißen. — Endlich ist das Cerebellum kleiner bey jungen Thieren und Kindern, als bey Erwachsenen, und insgemein kleiner bey weiblichen als bey männlichen Thieren.« — Auch hier streitet der Verfasser mit einem ungenannten Zuschauer und Beurtheiler seiner anatomischen Demonstrationen, welches unsere Leser wenig interessiren dürfte. IX. Abschnitt. Der nächste Gegenstand, der in Betrachtung komme, sey der pons, oder die protuberantia annularis. Außer den Querfibern, welche zu den Seitentheilen gehören, enthalte er graue Substanz und längliche Fäden, als eine Fortsetzung der Pyramidal-Ovalkörper, und eines Theils der corporum restiformium, und neue Zusätze. Der gewissenhafte Rec. im Monthly Review sage: »Diese infalliblen Zergliederer haben also die ringförmige Protuberanz als ein großes Ganglion beschrieben, welches viel graue Substanz enthalte. Dieß ist aber unrichtig; sie bestehet hauptsächlich, wo

nicht ganz, aus weißer Substanz. Spurzheim antwortet hierauf, es sey leicht, einem jeden die braune Farbe zu zeigen, wer Augen hat zu sehen; nur der Anatom per excellentiam könne sie nicht sehen u. s. w. X. Abschnitt. Eine der wichtigsten ihrer anatomischen Untersuchungen betreffe die zwey Ordnungen der Fibern, nämlich die divergirenden und die convergirenden, oder vereinigenden, welches der Rec. im Monthly Review für eine völlige Erdichtung erkläre; dieß sucht nun Spurzheim, wie auch andere, diesen Gegenstand betreffende, Einwürfe zu widerlegen. XI. Abschnitt. »Der letzte Punkt,« sagt Spurzheim, »betrifft die Struktur der Windungen. Wir waren die ersten, welche lehrten, sie könnten entfaltet, oder in zwey Schichten von Fibern ausgedehnt werden.« Das literärische Evangelium (nämlich Monthly Review) läugne dieß, und Spurzheim äußert sich dahin, sie behaupteten, daß die Windungen leichter könnten in der Mittellinie getrennt, und in zwey Schichten entfaltet werden. Als sie ihre Denkschrift dem französischen Institute übergaben, so hätten die Kommissärs den Bericht erstattet, sie (Dr. Gall und Spurzheim) betrachteten jede Windung »comme une espèce de petite bourse, ou le canal etc.; sie hätten aber darauf geantwortet, das sey nicht ihre Meinung, sondern daß sie zwischen den zwey Schichten »une adhérence de contiguité entretenue peut-être par le tissu cellulaire, mais non une adhérence de continuité par confusion de substance; une adhérence dans le sens d'agglutination (Anklebung), mais non dans le sens de concrétion (Verwachsung) annehmen. Mémoire p. 200. »Das Auseinanderfalten der Windungen des Gehirns bewiesen die hydrocephalischen Köpfe. Da nichts leichter ist, als die Trennung jeder Windung in zwey Schichten bey jedem Gehirn zu zeigen, so wolle er die Zeit nicht verlieren mit der Auseinandersetzung der sinnlosen und secundären Widersprüche. Der Bau der Windungen stehe im genauesten Zusammenhange mit den Erscheinungen, welche bey großen Wasserköpfen vorkommen. Die Hirnmasse sey da nicht aufgesogen, sondern durch das in den Hirnhöhlen enthaltene Wasser ausgedehnt. Die Hauptveränderungen fänden in dem corpus callosum, in den Anhängen und in den Windungen der beyden Hemisphären statt; das corpus callosum sey ganz, werde gegen den Scheitel des Kopfs hinauf gehoben, — die Falx in die Länge gezogen, — die Windungen bisweilen ganz, gleich einer Membran von Cerebralsubstanz ausgedehnt, welche von innen weiß ist, mit horizontalen Fibern, — und von außen mit aschgrauer Substanz bedeckt. Indessen sey diese Ausdehnung nicht bloß mechanisch, sondern auch vital, und Modifikationen fähig, wegen der immerwährenden Decomposition und neuen Composition, welche überhaupt im

Organismus Statt findet. — Auch sey das Gehirn keineswegs bey Wasserköpfen annihilirt, so lange das Gemüth fortfährt sich zu äußern. (Dieß ist eine petitio principii. Eben weil das Gemüth fortfährt, bey so außerordentlicher Ausdehnung des Gehirns und Abweichung von dem normalen Zustande der Struktur sich zu äußern: so muß seine Thätigkeit und Manifestation keineswegs an die einzelnen Gallischen Organe, und an das grobmaterielle des Gehirns gebunden seyn, und seine Thätigkeit und Manifestation muß von einem noch höhern Grund abhangen.) Auch hier hadert der Verfasser mit seinem Rec. im M. R. um seine Ansicht von hydrocephalischen Köpfen zu vertheidigen. XII. Abschnitt. Es sey noch eine der schwersten Beschuldigungen zu beseitigen. »Reil allein habe das Verdienst, die Untersuchung der fibrösen Struktur des Gehirns in neueren Zeiten wieder erweckt zu haben; er sey der eigentliche Urheber ihrer (des Dr. G. und Sp.) Ideen, und sie hätten sie aus seinen Schriften entlehnt.« Dieß läugnet nun Spurzheim geradezu, und zum Beweise dessen führt er die Geschichte ihrer Untersuchungen, wie folget: »Schon während unsers Daseyns in Wien sprachen wir von den Hauptleitungspunkten unserer anatomischen Demonstrationen, nämlich von der Anhäufung verschiedener Hirntheile und ihrer Verbindung mit der medulla oblongata.« — von dem Verhältniß der grauen und weißen Substanz; von den divergirenden und convergirenden Fibern, und von der Auseinanderwickelung der Hirnwindungen. Im Jahre 1805 den 6. März verließen wir Wien, und reisten nach Berlin, wo wir unsere anatomischen Demonstrationen in Gegenwart mehrerer Professoren der Arzneykunde und zahlreicher Zuhörer wiederholten. Der Umriß unserer anatomischen und physiologischen Lehrsätze wurde in demselben Frühjahre vom Professor Bischoff öffentlich bekannt gemacht. Von Berlin gingen wir nach Potzdamm, dann nach Leipzig, wo Doktor Knoblauch eine Nachricht von unserer Lehre, das Gehirn betreffend, durch den Druck dem Publikum kund machte; dann gaben wir unsere gewöhnlichen Demonstrationen und Vorlesungen in Dresden, und Herr Blöde gab den Umriß unserer anatomischen und physiologischen Ansichten in Druck heraus. Von Dresden reisten wir nach Halle, wo Professor Reil und Loder, und sehr viele Männer vom Fache, unsere Vorlesungen und Demonstrationen mit ihrer Gegenwart beehrten. Mit Loder wiederholten wir zu verschiedenen Malen die anatomischen Demonstrationen, und einmal secirten wir mit Reil ein Gehirn im Stillen, in seinem eigenen Zimmer. Er fand so viel Wohlgefallen an unsern Demonstrationen, daß er dem Doktor Gall einige Zeichnungen, de structura nervorum et ce-

rebri, mit denen er eben beschäftigt war, zum Geschenk machte. Ich bitte nun zu bemerken, daß wir im Sommer 1805 dem Doktor Reil dieselben Leitungspunkte in der Anatomie des Gehirns demonstrirten, die wir immer vertheidigten. — Wir setzten dann unsere Vorlesungen und Demonstrationen des Gehirns in demselben Jahre in Weimar, Jena, Göttingen, Braunschweig, Hamburg, Kiel und Koppenhagen fort. Im Jahr 1806 gaben wir unsere Demonstrationen in Bremen, Münster in Westphalen, in Amsterdam, Leyden, Frankfurt am Mayn, in Mannheim, Stuttgart und Freyburg im Breisgau. Im Jahr 1807 gingen wir nach Marburg, Würzburg, München (wo wir das Vergnügen hatten uns mit Herrn Sömmering zu unterreden), Augsburg, Ulm, Zürch, Bremen, Basel, und im Herbst desselben Jahres nach Paris, wo wir das Gehirn zuerst in Gegenwart der Herren Cuvier, Fourcroy, Geoffroi de St. Hilaire, Dumenil, Dr. Demangeon und Anderer, und dann nach und nach in mehreren Gesellschaften zergliederten. Mittlerweile erschienen in Deutschland zahlreiche Schriften unsere Lehre betreffend. Dr. Demangeon, welcher in Hamburg unsern Vorlesungen beywohnte, gab in Paris 1806 seine Physiologie intellectuelle heraus, und erwähnte darin unsere anatomischen Ansichten. Im Jahr 1808 übergaben wir dem französischen Institute unsere Denkschrift. — Nach diesem machte Reil in seinem Archiv Ansichten bekannt, welche dem Wesen nach mit den unsrigen einerley waren, — über die Aggregationen der Hirntheile, die convergirenden und divergirenden Fibern, und über die Möglichkeit, die Hirnwindungen von der Mittellinie aus zu trennen. — Er behauptete nicht, er sey der erste, der solche allgemeine Ideen aufgefaßt habe, aber eben so wenig erwähnt er uns, als die Erfinder derselben. Er sagt nicht, und konnte es auch nicht sagen, daß wir sie von ihm gelernt haben; — er beschreibt sie bloß, und stellt sie in Kupfertafeln dar. Da wir beynahe in allen großen Städten und auf den Universitäten Deutschlands waren, so werden unsere Landsleute das Verfahren des Reil zu würdigen wissen; — bloß die große Publicität unserer Demonstrationen kann Reil entschuldigen, sie nicht erwähnt zu haben.« — Weiter sagt Spurzheim, Reil habe den Sachen andere Namen gegeben; so nenne er ihren Apparat der Formation, — Hirnschenkelsystem, ihren Apparat der Verbindung Balkensystem, und ihre divergirenden Bündeln — Stabkranz. Dem Reil sey ihre Methode bey seinen Gehirnen nicht gelungen; daher habe er sie für unzulänglich erklärt, und die Maceration des Gehirns in Alcohol oder in

Säuren vorgezogen. (Da sich Reil nicht mehr verantworten kann, so wäre zu wünschen, daß uns die nahern Freunde des Verstorbenen, z. B. der Herr Professor Nasse, eine Auskunft darüber geben möchten!) — Im XIII. Abschnitt sucht Spurzheim diejenigen Vorwürfe, die man ihnen in Betreff ihrer Kupfertafeln gemacht hat, zu beantworten. — Ein anderes literarisches Blatt, heißt es weiter, welches sich herabgelassen habe, von ihrer Lehre zu sprechen, sey das Quarterly Review. Die Quartal-Richter, wie sie Spurzheim nennt, hätten keine großen anatomischen Kenntnisse an Tag gelegt, — sie beschränkten sich bloß auf allgemeine Ausdrücke, und ertheilten ihnen in anatomischer Hinsicht vollkommenes Lob; er ruft zuletzt höhnisch aus: Wie gnädig! Auf ihre bedeutenden Erinnerungen, in Betreff ihrer speciellen Organenlehre, nimmt Spurzheim gar keine Rücksicht, die sie doch verdient hätten. — II. Kapitel. Physiologie. Das Edinburgher Orakel, wie es Spurzheim nennt, fälle über ihre Lehre folgendes Urtheil: »Ihre ganze Lehre sey vom Anfang bis zum Ende eine Charlatanerie.« — In den folgenden Abschnitten werden die Gallo-Spurzheimischen Ansichten, wie sie bereits von Spurzheim in seinem Physignomical System aufgestellt sind, wiederholt, und hie und da in etwas modificirt, oder näher bestimmt. I. Abschnitt. Der Gegenstand ihrer physiologischen Untersuchungen sey der Zusammenhang der Manifestationen des Gemüths mit der Organisation, und in dieser Hinsicht vertheidigten sie, daß in diesem Leben keine Kraft des Gemüths sich äußern könne, ohne Vermittelung des Gehirns, und daß jede Art von Manifestation von einem besondern Theile des Gehrns abhänge. (Auf den zweyten Theil dieser Behauptung werden wir weiter unten kommen.) Das Tribunal von Edinburgh wolle nicht zugeben, daß das Gehirn zur Manifestation der Seele nothwendig sey, und es bemühe sich, Nr. 48, IX. Artikel, das Gegentheil zu beweisen. Der Artikel scheine zwar sehr gelehrt zu seyn, allein alle die Fälle, welche aus verschiedenen Autoren dort abgeschrieben sind, könnten auf zwey Klassen reducirt werden. Der größte Theil der dort erwähnten Fälle beweise nur, daß das Gehirn auf einer Seite verletzt werden könne, und doch die Manifestationen des Gemüths fortdauern. Dieß könne indessen leicht aus der Duplicität der Hirnorgane erklärt werden. (Referent siehet sich hier veranlaßt, außer dem was schon im III. Bande, S. 31 dieser Jahrbücher erinnert worden ist, noch einige Facta als Gegenbeweise der Gall-Spurzheimischen Theorie anzuführen. Die Annahme der Duplicität der Organe ist eine sehr bequeme Hypothese zur Vertheidigung der von diesen Herren angenommenen und aufgestellten Or-

ganenlehre. Wenn wir auch einstweilen einräumen möchten, daß die zwey Hirnhälften einander vollkommen gleich sind, so frägt sich, wie geschehen die Seelenverrichtungen, wenn die Hirnwindungen beym innern Wasserkopf durch das Wasser auseinander gedehnt, und nach ihrer Behauptung in eine Membrane verwandelt werden; wie erfolgen dann die Manifestationen des Gemüths, vermittelst der aus ihrer Lage und Verbindung gebrachten, und in ihrer Konsistenz veränderten Windungen und respektive Organe? Was für ein Unterschied zeigt sich zwischen der Manifestation des Gemüths, welche vermittelst eines gesunden, in seiner natürlichen Lage und Verbindung erhaltenen, und zwischen jenen, welche vermittelst eines auf die besagte Art krankhaft veränderten und aus seiner natürlichen Lage gebrachten Gehirns geschehen? — Es gibt Beyspiele von Hirnverletzungen, welche die analogen Theile der beyden Hemisphären trafen, ohne daß dadurch die Seelenmanifestationen gestört wurden; und andere, wo nur die eine Seite der Hirnmasse litt, und die Gemüthsfunktionen gestört wurden, ohne daß sie die andere gesunde und unverletzte Hälfte des Gehirns, nach der Hypothese dieser Herren, fortsetzte und verrichtete. Dimerbroeck erwähnt in seiner Anatomia corporis humani eines Falles, wo in beyden Hirnkammern mehr als ein Pfund Eiter gefunden wurde, und doch blieben die Seelenkräfte bis zum Tode unverletzt (*Haller* disput. chirurg. select. Tom. I.). — Da der I. Band der Beobachtungen der k. k. medizinisch-chirurgischen Akademie in Wien wenigen unserer Leser zur Hand seyn dürfte: so führt hier der Referent das Wesentliche aus der Geschichte einer merkwürdigen Kopfverletzung, die schon im III. Bd. dieser Jahrbücher S. 31 citirt wurde, an. »Ein Soldat, zwey und zwanzig Jahr alt, erhielt am 13. Oktober 1793 eine Schußwunde mit der Musketenkugel durch den Kopf; am 11. Jänner 1794 war er vollkommen geheilt, indem er weder in seinen Körper- noch Seelenverrichtungen das geringste Hinderniß fühlte. Am 21. Jänner desselben Jahrs verfiel er nach neu begangenen Diätfehlern in ein anhaltendes Nervenfieber, woran er auch starb. Nach dem Tode öffnete der Regimentsarzt Schwarz den Schedel. — Der Verlust der Hirnmasse hat nach seiner Angabe von dem specifischen Gewichte = zwey Pfund — zwey und ein halb Loth betragen. An dem linken vordern Lappen fehlte ein großes, ungefähr sechs bis sieben Loth schweres Stück von unten nach aufwärts, bis an die Sichel und und an dem gerade gegenüber liegenden rechten Lappen tief von der Sichel nach aufwärts, bis zum Ausgange der Kugel beynahe vier bis fünf Quentchen Hirn, so zwar, daß die vordern Hirnlappen zwischen der Sichel, theils durch den Schuß selbst,

theils durch die Eiterung, nicht nur von der grauen, sondern auch zugleich von der markigen Substanz verloren waren. Dieser Mann war vom Anfange seiner Kopfverletzung bis zu seiner Heilung weder stupid, noch wahnsinnig; ja im Gegentheil blieb ihm seine ganz eigene Art von Lustigseyn und Erzählen, womit er seine Kriegskameraden oft Stundenlang unterhielt, zur allgemeinen Verwunderung treu.« — Herr Professor Georg Prochaska führt in seiner Disquisitio anatomico-physiologica organismi corporis humani, ejusque processus vitalis 1812 S. 172 die Geschichte eines jungen Menschen an, der als Lehrjung von seinem rohen Meister mit Fäusten am Kopf geschlagen, auf die Erde niedergeworfen und mit Füßen getreten wurde. Seit dieser Zeit litt er an Schwäche des Gesichts, und seine Augen ragten hervor. Im Jahre 1756 kam er zum Herrn Professor Prochaska in Prag, als schon die Augen aus den Augenhöhlen herausgetreten, und amaurotisch waren, und erzählte ihm, wie den Ref. der Herr Verfasser selbst versicherte, seine ganze Geschichte. Die Knochen waren bereits sowohl über den Augenhöhlen, als auch an den beyden Seiten der Nase angeschwollen, und das Athemhohlen durch die Nase erschwert. Dies Uebel ertrug der Unglückliche bis 1791 ohne Schmerz und ohne viel Beschwerden, die Blindheit abgerechnet. Vier Monate vor seinem Tode mußte er im Bette liegen bleiben, da ihn die Kräfte verließen; er athmete durch die Nase und den Mund sehr schwer, blieb sich aber bis dahin ganz gegenwärtig. Endlich starb er den 18. September desselben Jahrs. Herr Doktor Rottenburger, gegenwärtig Professor der höhern Anatomie und Physiologie zu Prag, nahm die Geschichte dieses Menschen, in so weit er sie von seiner Mutter erfahren konnte, auf, und untersuchte dann den Kopf des Verstorbenen. Ich werde aus dem Befund nur so viel ausheben, als zur Beleuchtung des anthropologischen Gegenstandes, von dem hier die Rede ist, erforderlich scheint. (Das Uebrige kann Jedermann in dem oben angeführten Werke selbst nachlesen.) Nach Eröffnung des Craniums fand man, daß die vordern und mittlern Hirnlappen verdorben, eine aschgraue Farbe angenommen hatten, und in dem Theil, wo die vordern Lappen auf dem Siebbein und auf den processibus orbitalibus aufliegen, in einen gleich gefärbten Brey aufgelöst waren. Weder die Geruch- noch die Gehörnerven konnten wegen der Verderbniß der untern Hirnsubstanz unterschieden werden. Der innere Theil der basis cranii, von den processibus orbitalibus ossis frontis an, bis zum processus cuneiformis ossis occipitis war angeschwollen und erweicht u. s. w., und doch blieb sich der Kranke bis ans Ende gegenwärtig: auch erwähnt der Verfasser gar keiner Ano-

malie, oder Störung der Seelenfunktionen, was hier auch bey der angenommenen Duplicität der Hirnorgane hätte geschehen müssen. — Der russische Staatsrath, Hr. Peter Frank, sah in Bruchsal einen Bürgersmann, der in einem Walde meuchelmörderischer Weise von einem Schornsteinfeger angefallen, und am Kopfe verletzt wurde. Er kam durch Umwege nach Hause und rief einen Wundarzt zu Hülfe. Die Wunde blieb eine Zeitlang ungeheilt. Als eines Tags der Wundarzt die Wunde vermittelst einer Sonde untersuchen wollte, entschlüpfte sie ihm, und fiel in den Hirnabsceß hinein. Der erschrockene Wundarzt lief zu Herrn Frank und erzählte ihm den Vorfall. Der Kranke befand sich, was seinen Gemüthsstand anbelangte, so wohl, daß er gegen den Rath des Wundarztes und des Herrn Peter Frank Zureden, dennoch eine Reise nach Frankfurt unternahm, wo seine Frau auf ihn wartete. Er kam daselbst auch glücklich an. Allein nach einer hinzugekommenen Gesichtsrose starb er daselbst, und das Gehirn wurde vereitert gefunden. — Bey zwey im höchsten Grade scrophulösen Kindern fand Herr Professor Rosenthal (siehe Horns Archiv für medicinische Erfahrung rc. herausgegeben von DD. Horn, Nasse rc. 1818 May und July 1818) einen großen Theil der Hemisphären des kleinen Gehirns, und bey einem von diesen auch noch einen kleinen des hintern Lappens des großen Gehirns, in eine harte, gelbe, dicht verwebte Masse verändert, und an dieser Stelle die dura mater verwachsen und verdickt; und doch war bey keinem eine auffallende Veränderuug der Hirnfunktionen vorhergegangen. Schon Haller (Opusc. Min. Tom. III.) sah fast das ganze kleine Gehirn in eine solche skirrhusartige Masse verwandelt, wobey er die Mesenterial- Inguinal- und Bronchialdrüsen verhärtet, jedoch keine Verirrung des Verstandes coexistirend bemerkt. — Bey der Zergliederung der Leichen, die an Gemüthskrankheiten litten, traf Herr Professor Rosenthal minder auffallende Veränderungen der Hirnsubstanz an, als er nach der Analogie anderer organischen Krankheiten vermuthen durfte. »Bey den Blöd- und Wahnsinnigen, sagt Herr Rosenthal, so viel ich bis jetzt untersucht habe, fand ich hauptsächlich nur im Gefäßsystem auffallende Veränderungen. Die Venen waren vorzüglich vom schwarzen Blute aufgetrieben, und die Hirnhöhlen gewöhnlich mit einer Menge Wasser angefüllt. Die Veränderungen in der Substanz beschränkten sich auf ein mehr oder minder verändertes Kolorit, uud auf die in den mehresten Fällen erhöhete Konsistenz der Masse. Bey einer Person, welche an Nymphomanie gelitten hatte, bemerkte ich bey übrigens normalem Bau des Glomus des Gefäßplexus beyder Ventrikeln, ein aus verhärteter Lymphe bestehen-

des, nicht unbeträchtliches Concrement« (aber von kleinem Gehirn, wohin Hr. Gall und Spurzheim den Geschlechtstrieb versetzen, erwähnt Hr. Professor Rosenthal nichts). »Auch der Engländer Marshal, fand in seinen, bey zwey und zwanzig Wahnsinnigen gemachten Sektionen, nichts mehr, als starke Anfüllung der Blutgefäße, Ausschwitzung der Lymphe auf der pia mater, und in den Hirnhöhlen, und in allen vermehrte Consistenz ꝛc.« Wir wissen aus der Erfahrung, daß hauptsächlich die Erschütterungen des Gehirns, der Druck auf dasselbe, zumal von oben, das Bewußtseyn schnell aufheben, die Gemüthsfunktionen gewaltig stören u. s. w. Daher scheint es, daß man das Gehirn in seiner Totalität, als die Hauptbedingung der Manifestationen des Gemüths ansehen soll. La Peyronie führt in den Mémoires de l'académie royale, année 1741, pag. 211 einen Fall an, wo ein funfzigjähriger Mann sein Gedächtniß vor seinem Tode verlor. Nach dem Tode fand man in der rechten Hemisphäre des Gehirns einen Absceß, der sich in das Corpus callosum u. s. w. herabsenkte. (Hier hat demnach das hypothetische Organ der linken Seite seine Funktion auch versagt, und ersetzte das der rechten Hemisphäre nicht, wie es nach Spurzheim's Hypothese doch sollte). — Ferner lehrt die Erfahrung bey andern Organen, daß wenn ihre Struktur, wie z. B. beym Auge, im Hydrophthalmus, im hydrope pulmonum, ovarii etc. durch Wasser auseinandergedehnt, oder der Zusammenhang der Theile getrennt und aufgehoben wird, auch ihre Funktionen entweder ganz aufhören, oder wenigstens sehr davon leiden; wie kommt es nun, daß gerade bey der Ausdehnung des Gehirns in eine Membrane dennoch die Gemüthsfunktionen fortdauern? Wie ist es ferner zu erklären, daß bey der vorausgesetzten Duplicitat der Hirnorgane, wenn die eine Hemisphäre, oder ein Theil derselben zerstört wird, diese Zerstörung keinen Einfluß auf die unverletzte haben soll? Hingegen sagt La Peyronie am angeführten Orte, in Betreff der Wichtigkeit eines Theils des Gehirns für die Gemüthsfunktionen: »Je n'ai jamais vu, ni lu dans aucun auteur, que le corps calleux étant lésé, les fonctions de l'ame n'ayent été abolies, ou du moins altérées.« — Da nun die Funktionen des Gemüths, bey seiner Ausdehnung bis zu einer Membrane, — bey der Verletzung seiner größern oder kleinern Theile, — bey der Vereiterung desselben fortdauern können: so kann man wohl daraus schließen, daß ein höheres dynamisches, und nicht bloß palpables Verhältniß, zwischen den Aeußerungen des Gemüths und dem Gehirn Statt finden müsse. Sollte uns dieß nicht zur höhern Ansicht des physischen und psychischen Lebens, und des damit im Organismus verbundenen Lebensprozesses führen? — Im

II. Abschnitt gehet der Verfasser zur Erörterung der Behauptung, daß jede Species der Gemüthsmanifestationen von einem eigenen Theil des Gehirns abhange. (Die gesammte Gall'sche Organenlehre, denn ihm gehört sie ursprünglich, gründet sich auf folgendes Verfahren: Er sah und beobachtete zum Beyspiel einige Individuen, die in der Malerey, Musik, oder im Rechnen excellirten; andere die inbrünstige Beter, Diebe oder passionirte Mörder waren; — nun untersuchte er ihre Köpfe, und glaubte an ihnen besondere Erhöhungen, von bestimmter Größe, wahrzunehmen, und bauete darauf seine Theorie. Er sagte, diesen Erhöhungen am äußern Schedel, entsprechen Erhöhungen im Gehirn; schloß daraus, daß diese Erhöhungen im Gehirne, oder Portionen desselben, die eigentlichen Organe der Vermögen wären, durch welche ein solches Individuum ein großer Maler, das andere ein Musiker, das dritte ein vorzüglicher Rechner, das vierte ein andächtiger und religiöser Mensch, das fünfte ein Dieb oder ein Mörder sey, und benannte sie nach den angeblichen Manifestationen, der ihnen angeblich entsprechenden Vermögen. Hierauf kehrte er das Verfahren um, und schloß, wo sich diese oder jene Erhöhung am Kopfe finde, da müsse auch das ihr entsprechende Vermögen vorhanden seyn. Da er bey, obgleich sehr vernünftigen, und andern an Verstand weit überlegenen Menschen, keine besondere Erhöhung fand: so verweist er beyde Vermögen in die Klasse der von ihm genannten generellen Vermögen. Hierbey ist jedoch Folgendes zu bemerken: Diese von Dr. Gall versuchte Induktion muß sich erst durch unendlich viele Fälle bestätigen, ehe sie als konstatirte Theorie auftreten kann, und keine Ausnahme mehr statt findet. — Ferner, oft glaubt man Erhöhungen am Schedel zu bemerken, wo sie Andere gar nicht finden. — Auch kann uns das Gefühl beym Betasten, zumal des behaarten Theils des Kopfes, leicht täuschen, wie dieß überhaupt bey den kugelichten Körpern oft der Fall ist, wenn man sie mit Fingern befühlt. — Nicht minder kann hier leicht ein vitium subreptionis sich einschleichen, wo man eine Eigenschaft eines Menschen, die man schon voraus aus seinen Aeußerungen oder dem ganzen physiognomischen Ausdruck kennt, an den Erhöhungen des Kopfes zu erkennen glaubt, und sie eigentlich in die Beobachtung hineinträgt.) Nun wollen wir sehen, wie Dr. Spurzheim diesen Gegenstand in dieser seiner Streitschrift behandelt. Er sagt, sie bemüheten sich, die Natur der Funktionen der Hirntheile zur Gewißheit zu bringen, vermittelst des Einflusses, den die Größe der Organe auf die Gemüthserscheinungen hat. Er bitte daher zu bemerken, daß sie nicht vorgeben, aus der Größe des Organs zu unterscheiden, in welchem Grade von Energie die Gemüthskräfte erscheinen; um im Stande

zu seyn, dieß zu thun, müßten sie außer der Größe der Organe, auch ihre innere Beschaffenheit kennen.— Auch trage die Uebung der Vermögen, und ihr wechselseitiger Einfluß, zu den verschiedenen Graden ihrer Aktivität bey. (Auch dieß ist ein eigenes Kunststück, um sich vor Einwürfen in Sicherheit zu stellen. Zeigt man diesen Herren Individuen, bey denen die Größe gewisser von ihnen angenommenen Organe, nicht auffallend, und doch die ihnen ex hypothesi entsprechenden Funktionen stark sind; so erhält man die Antwort: dieses ersetze die innere Energie und die Uebung des Organs; zeigt man ihnen im Gegentheil ein stark entwickeltes Organ, bey geringer Manifestation des ihm entsprechenden Vermögens; so heißt es, das Organ sey zwar entwickelt, aber es fehle ihm die gehörige Energie und Uebung, und so ist die kranioskopische Semiotik unbestimmt, und auf Schrauben gesetzt.) Dr. Spurzheim äußert sich freylich in der zweyten Ausgabe seines physiognomischen Systems S. 526 folgendermaßen: »Ich habe öfters wiederholt, daß, wenn man von den Handlungen eines Menschen spricht, es nicht genug sey, die Größe des Organs des respektiven Vermögens in Betrachtung zu ziehen, sondern man müsse denken, daß auch die innere organische Beschaffenheit der Hirntheile (aber wer kennt diese, so lange das Individuum am Leben ist?); die Uebung ihrer Vermögen, und ihr wechselseitiger Einfluß viel beytrage zu den verschiedenen Graden seiner Aktivität. Der Kritiker im M. R. behaupte, es sey nicht der mindeste Anschein eines gleichförmigen Zusammenhangs zwischen der Stärke des Verstandes, der Stärke oder Eigenthümlichkeit der Neigungen und der Größe des Gehirns. Spurzheim behauptet dagegen, daß nach ihren Beobachtungen, ein zu kleines Gehirn (der Ausdruck zu klein ist zu unbestimmt) nicht tauglich sey zu Gemüthsfunktionen; die meisten Blöden von Geburt hätten zu kleines Gehirn, und nur einige wenige zu große Köpfe, durch das im Gehirn angehäufte Wasser ausgedehnt. Indessen behaupteten sie keineswegs, deß alle Idioten kleine Köpfe haben, und der Blödsinn könne bey Köpfen jeder Art vorkommen. (Dieß auch einer von den unbestimmten Sätzen und Behauptungen, welche sich wie eine wächserne Nase drehen lassen.) Ferner vertheidigten sie, daß Menschen von großen und umfassenden Talenten nie ein kleines Gehirn haben; aber sie behaupteten nicht, daß große Köpfe immer mit großen Genies verbunden sind; denn die Größe des Gehirns sey zwar eine nothwendige, aber nicht die einzige Bedingung der Gemüthsmanifestationen. Die innere Beschaffenheit des Gehirns sey eben so wichtig als seine Größe. (Worin bestehet nun die innere Beschaffenheit des Gehirns, welche für die Genies tauglich ist?) End-

lich sagt Spurzheim, sie behaupteten, daß in demselben Individuum ein Theil des Gehirns, der größer ist, als die andern, auch einen größern Einfluß auf die Manifestation der respektiven Gemüthskräfte habe. (Aber der Verfasser hat schon vorher eingestanden, daß es bey der Aeußerung der Hirnorgane nicht bloß auf ihre Größe ankomme, und hier nimmt er allein auf ihre Größe Rücksicht, und meint, ihre verschiedenen Behauptungen könnten nur durch die Erfahrung entschieden werden.) Was ist aber Erfahrung, und was gehört zu einer richtigen Erfahrung? — III. Abschnitt. Nun entstehe die Frage, ob es möglich ist, die Größe des Gehirns und dessen Theile äußerlich am Kopfe zu unterscheiden, und sie bejaheten sie, in so weit es zu ihrem Zwecke dienlich ist. Der edinburghische Recensent bilde sich ein, daß der Kopf geöffnet werden müßte, um die Größe des Gehirns und seiner Theile zu untersuchen; wenn sich dieß so verhielte, meint Hr. Spurzheim, so könnten nur sehr wenige Beobachtungen dieser Art gemacht werden; da es aber möglich sey, die Größe des Gehirns beym lebenden Menschen zu unterscheiden; so könnten Beobachtungen dieser Art vervielfältiget werden. Indessen verstehe sich von selbst, daß die Dimensionen des Gehirns selbst kleiner sind, als die des Schedels. Aus kleinen und unbedeutenden Differenzen der Dimensionen könne keine Folgerung gezogen werden. Dieß erkläre auch, warum die Bedeckungen und die zwey Tafeln des Schedels, obgleich sie nicht genau parallel sind, dennoch ihre Beobachtungen bey jungen und erwachsenen Personen nicht hindern; indessen seyen sie bey ältern ungewiß; denn das Gehirn vermindere sich bey diesen, in Absicht auf die Größe, während dem die äußere Form und Größe des Kopfes dieselbe bleibe, wie zuvor. — IV. Abschnitt. Nur die Erfahrung allein könne über die Richtigkeit ihrer Beobachtungen und Induktionen entscheiden. (Man sehe, was schon oben S. 177 darüber gesagt worden ist.) Schon in seinem Werke über die Physiognomik habe er erklärt, daß sie keine Ausnahme von ihren Sätzen und Behauptungen zulassen (von ihrem Kunststück ist schon S. 178 gesprochen worden); denn wenn eine Ausnahme statt fände, so würde diese beweisen, daß die Wahrheit noch nicht entdeckt sey; Er werde keine Einwürfe anhören, die sich auf bloßes Räsonnement rc. gründen; — und doch sagt er selbst, verschiedene ihrer Organe seyen nur wahrscheinlich, und noch andere bloß muthmaßlich, und erforderten eine größere Anzahl von Beobachtungen, um mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmt werden zu können. — Nun gehet es über den Rec. im Quarterly R. her. — Der Rec. fragte sie, ob sie nicht beobachtet hätten, daß zwey Erscheinungen zusammentreffen, und beobachtet werden können,

ohne daß sich die eine zu der andern, als Ursache zur Wirkung verhalte? Spurzheim verweist hierbey den Rec. auf das Studium seines Werkes; sie (Dr. Gall und Spurzheim) bewiesen ihre Behauptungen auf dieselbe Art und Weise, wie man jede physische Wahrheit zu beweisen pflegt. — Hierauf springt Spurzheim auf das Edinburgher Review über, wo die Methode des Herrn Home, die Gemüthsfunktionen zu untersuchen, empfohlen wird, welche er verwirft. — V. Abschnitt. Was die individuellen Organe der Gemüthsäußerungen betrifft, das literarische Evangelium (M. R.) sage bloß, »sich in eine besondere Widerlegung derselben einzulassen, hieße dem Verstande der Leser Hohn sprechen ꝛc.« Spurzheim antwortet, solche Waffen würden die unwiderstehlichen Thatsachen nicht überwältigen. Auch hätten ihre Gegner den Sinn der Ausdrücke nicht gefaßt, womit sie die verschiedenen Gemüthsvermögen bezeichnen. Die einzige Schwierigkeit, betreffend die Möglichkeit der Organe, welche in den tiefern Theilen des Vorderhauptes, und hinter den Orbitis liegen, zu unterscheiden, entspringe aus dem Sinus frontalis, und aus dem Umstande, daß der Theil des Gehirns, welcher hinter der Orbita und zwischen den Hemisphären liegt, den obern Theil des Schedels nicht erreicht. Indessen habe er selbst diese Schwierigkeit angeführt, und er meint, der Rec. hätte seine Erklärung hierüber kopiren sollen. Auch habe er in seinen Demonstrationen den Unterschied zwischen der knöchernen Crista, irrigerweise sinus frontalis genannt, und der Erhöhung, die er mit Gall, als eine größere Entwickelung des Organs der Lokalität betrachtet, nachgewiesen. — Seine Zuhörer würden sich aus seinen Demonstrationen erinnern, daß Kinder, junge Menschen und Erwachsene keine Höhlen (sinus) zwischen den zwey Tafeln des Schedels haben, und daß die wahren Sinus frontales nur bey alten Leuten, und nach chronischem Wahnsinn, und überhaupt wenn die Größe des Gehirns abgenommen hat, anzutreffen sind. — Spurzheim übergehet mit Stillschweigen diejenigen Einwürfe, die ihm im Quarterly Review in Rücksicht der besondern Hirnorgane gemacht worden sind. Man vergleiche auch den III. Bd. dieser Jahrbücher S. 32. Wenn man in teleologischer Hinsicht die Dislokation der Hirnorgane nach Gall und Spurzheim betrachtet: so scheint sie nicht die zweckmäßigste zu seyn. Die Betrachtung des menschlichen Organismus lehrt uns, daß die Natur die edlern Theile desselben, beynahe durchgehends, gegen die äußern Beschädigungen sorgfältig verwahrt, und sie möglichst geschützt hat. — Nach der kraniologischen Dislokation der Hirnorgane ist das Organ der Gutmüthigkeit, der Veneration, oder Galls Organ der Religiosität u. s. w. oben gegen die Peripherie des Schedels gesetzt,

und folglich äußerer Gewalt und Verletzungen Preis gegeben. Dagegen das Organ des Gesichts, des Gehörs tief in das Gehirn gelagert, und gegen äußere Verletzungen hinlänglich geschützt sind. — 3. Kapitel. Philosophie. Dieses Kapitel, sagt Spurzheim, könne sehr kurz seyn; denn ihre brittischen Gegner hätten sich bloß auf generelle Betrachtungen beschränkt. Der Rec. im Quarterly Review nehme in der Seele nur einen Verstand an, und auch in diesem scheine er mangelhaft zu seyn. Er behaupte, es sey kein festerer Grund vorhanden, den Verstand in Vermögen zu theilen, als die Wärme und Licht in Vermögen abzutheilen. Dieß bezieht sich auf das, was in dem Quarterly Review Jänner 1815, pag. 287 gesagt worden ist, wo es heißt: »Wir sprechen vom Verstande und von seinen besondern Attributen allein, und geben zu, daß der intellectuelle Theil unserer Natur, — von dem empfindenden verschieden sey: wie die Eigenschaft der Wärme in der Sonne verschieden ist von ihrer Eigenschaft des Lichts; aber wie verschieden sind die Wirkungen, welche beyde hervorbringen! Dieselbe Wärme, welche die Atmosphäre erwärmt, gibt Leben den Pflanzen, und indem sie die eine Substanz erweicht, macht sie eine andere hart: Phänomene, welche wenigstens so von einander unterschieden sind, als immer welche, die wir zwischen unsern intellectuellen Operationen aufspüren können.« Spurzheim antwortet: ein einfacher Verstand erkläre die Erscheinungen des Gemüths nicht, und da alle Logiker für nöthig erachtet haben, mehrere Vermögen anzunehmen: so überlasse er es dem Recensenten den besten Gebrauch von seinem einen Vermögen zu machen. Das Edinburgher Review, nachdem es die Lehre von drey und dreyßig Vermögen für Unsinn erklärt hat, setzt statt ihrer nur zwey sehr einfache Namen, nämlich den Verstand und die Neigung. Spurzheim erwiedert hierauf: das Räsonnement, oder vielmehr eine dogmatische Entscheidung werde gewiß feste Thatsachen nicht zurückstoßen. — Sie behaupteten, daß diejenigen Vermögen, welche die Logiker als die ursprünglichen oder speciellen Vermögen angenommen haben, die Erscheinungen des Gemüths im gesunden und kranken Zustande nicht erklärten. Daher nehmen sie eine größere Anzahl derselben an, und zwar so viele, als zur Erklärung der Manifestationen des Gemüths nothwendig sind. Erstens erklärt solche willkürliche Annahme von Vermögen, wo die Rede von dem Realgrund einer Erscheinung ist, im Grunde die Sache nicht, wie dieß aus dem Folgenden noch mehr erhellen wird; zweytens, wollte man, nach der Mannigfaltigkeit der Gemüthsäußerungen und nach der Verschiedenheit der Gegenstände dieser Gemüthsäußerungen Vermögen annehmen, oder vielmehr erdichten,

und sie darnach benennen: so würden die drey und dreyßig Gall-Spurzheimischen Organe noch zu wenig seyn. Die Psychologie gründet sich ursprünglich auf innere Beobachtungen der Erscheinungen in uns selbst, in sofern sie uns im, und durch das Bewußtseyn gegeben sind. Unser innerer Zustand bleibt immer derselbe; das Mannigfaltige in uns fließt in der Zeit. Um in das Mannigfaltige der innern Erscheinungen eine Einheit zu bringen, bringt man sie nach dem Beyspiele der Logiker unter gewisse Klassen und allgemeine Begriffe; sucht dann den Grund der unter einen bestimmten Begriff gebrachten Erscheinungen, in dem Subjekte des Bewußtseyns selbst, oder in der Seele. Nennt den Grund ihrer Möglichkeit, als der Seele inhärirend — Vermögen, und den Grund der Wirklichkeit, Kraft; beyde werden dann nach den Wirkungen, die ihnen zugeschrieben werden, benannt. Daher die Menge von Vermögen und Kräften, welche manche Psychologen zur vermeintlichen Erklärung der Erscheinungen des Gemüths angenommen, und geglaubt haben, hiedurch den Realgrund der Erscheinungen in der Seele oder dem Gemüthe aufgefunden zu haben. Manche haben sie durch noch höhere Abstraktion und Verallgemeinerung auf geringere Anzahl zurückzuführen gesucht; und noch andere, wie Gall und Spurzheim, nehmen tiefere oder specielle Klassen davon an. Der letztere streitet den generellen Vermögen, wie er sie nennt, das Einquartirungs-Recht im Gehirn ab, und läßt nur seine speciellen Vermögen, die aber ebenfalls nur Begriffe sind, welche mehrere Erscheinungen und Gegenstände unter sich begreifen, zum Behuf seiner Theorie gelten, und glaubt ihren Sitz im Gehirn nachweisen zu können. — Daß seine specielle Vermögen ebenfalls allgemeine Begriffe oder Klassen sind, läßt sich zum Beyspiel an dem Organe der Neigung zum Bauen (constructiveness) nachweisen. Dieses Vermögen, und das ihm entsprechende Organ macht Architekten, Bildhauer, Zeichner, Schlosser, Uhrmacher, Schifbaumeister, Putzmacherinnen u. s. w., weil alle im gewissen Sinne konstruiren oder bauen, das ihm entgegengesetzte Organ der Neigung zu zerstören, macht, daß manche gern morden, brennen, andere ersäufen, erdrosseln, kratzen, beißen, stechen, zwicken, durchboren, Sachen brechen, niederreißen u. s. w. Dieß alles gehört nach Spurzh. unter den Begriff des Zerstörens, folglich ist auch das von der Wirkung benannte Organ Eines und dasselbe. — Ferner, wenn man die Stärke oder Schwäche der Gemüthsmanifestationen, bloß von der Größe der Hirnorgane abhangen läßt, so müssen alle Menschenseelen gleich seyn, und kein Unterschied in Ansehung ihrer innern Kräfte und Anlagen statt finden, und sie sind weniger

selbstständig, als der Klavierspieler gegen sein Instrument. — Ferner stehet die Theorie des Gall, bey der Annahme der Vertheilung der Geistesthätigkeit an verschiedene Hirnorgane, mit der Einheit des geistigen Lebens, die uns im und durch das Bewußtseyn bekannt ist. — Welche Hypothese man auch in Hinsicht des Seelenorgans hegen, — und ein gröberes oder feineres mit Plattner, oder mit Gall und Spurzheim mehrere specielle und abgesonderte Organe im Gehirn annehmen mag: so wird der Zusammenhang zwischen den Erscheinungen der äußern Sinne, und den Erscheinungen, welche in unserm Innern vorgehen; — zwischen unserm Wollen und der Einwirkung desselben auf die willkürlichen Muskeln, um nichts klarer, deutlicher und begreiflicher. Wir wissen zwar, daß die Eindrücke von Außen auf die Sinneswerkzeuge geschehen, bis zum Gehirn fortgepflanzt, und vom Gemüthe appercipirt, und einem sich bewußten Ich concentrirt werden; aber das wie bleibt uns wenigstens in diesem Leben unergründlich. — So wenig sich das Aeußere aus dem Innern erklären läßt, eben so wenig läßt sich das Innere aus dem Aeußern konstruiren und begreiflich machen. — Wir haben bestimmte Gesetze des Denkens, wir haben Ideen von Absolutem und Unbedingtem, von moralisch Gutem und Bösem, die sich in keinem Hirnorgane nachweisen, und aus dessen Größe und innern Beschaffenheit deduciren lassen.

Den Schluß der Spurzheimischen Abhandlung macht eine weitläuftige Invective gegen das Monthly Review, und Aufzählung alles dessen, was es sich gegen sie, ihrer Meinung nach, hat zu Schulden kommen lassen.

Art. XI. Abate Mai's philologische Entdeckungen:

1. *Isocratis* oratio de *permutatione*, cujus pars ingens primum graece edita ab Andrea *Mustoxyde*, nunc primum latine exhibetur ab *anonymo* interprete, qui et notas et appendices adjunxit. *Mediolani*, typis Jo. *Pirotae*, in vico S. *Radegundae*, 1813, XII und 136 S. in 8.
2. M. *Tullii Ciceronis* trium Orationum, pro *Scauro*, pro *Tullio*, pro *Flacco*, partes *ineditae*, cum antiquo scholiaste item inedito ad orationem pro *Scauro*. Invenit, recensuit, notis illustravit *Angelus Maius*, Bibliothecae Ambrosianae a linguis Orientalibus. *Mediolani*, typis Jo. *Pirotae*, 1814, XIV und 35 S. in 8, mit einer in Kupfer gestochenen Schriftprobe.
3. M. *Tullii Ciceronis* trium orationum, in *Clodium* et *Curionem*, de *aere alieno Milonis*, de *rege Alexandrino*, Fragmenta *inedita*; item ad tres praedictas orationes, et ad alias Tullianas quatuor editas, *commentarius* antiquus *ineditus*,

qui videtur *Asconii* Pediani; *scholia* insuper antiqua et inedita, quae videntur excerpta e commentario deperdito ejusdem *Asconii* Pediani ad alias rursus quatuor *Ciceronis* editas orationes. Omnia ex antiquissimis MSS. cum criticis notis edebat *Angelus Maius*, Bibliothecae Ambrosianae a linguis Orientalibus. *Mediolani*, typis Jo. *Pirotae*, 1814, XXXV und 144 S. in 8, mit einer Schriftplatte.

4. ·M· Cornelii· *Frontonis* opera inedita, cum epistulis item ineditis *Antonini Pii*, ·M· *Aurelii*, ·L· *Veri*, et *Appiani*, nec non aliorum Veterum Fragmentis. Invenit, et commentario praevio, notisque illustravit *Angelus Maius*, Bibliothecae Ambrosianae a linguis Orientalibus. *Mediolani*, regiis typis, 1815, zwey Theile mit fortlaufender Seitenzahl, CXII und 566 S. in 8, mit einer Schriftplatte, Portraits von *Antoninus Pius*, M. *Aurelius* als Caesar, L. *Verus*, M. *Aurelius* als Imperator, und mehreren Münzen.

5. ·Q· *Aurelii Summachi*, ·V· ·C· octo orationum ineditarum partes. Invenit notisque declaravit *Angelus Maius* Bibliothecae Ambrosianae a linguis Orientalibus. Accedunt additamenta quaedam. *Mediolani*, regiis typis, 1815, XIV und 70 S. in 8, mit einer Schriftplatte.

6. ·M· Accl *Plauti* Fragmenta inedita, item ad ·P· *Terentium* commentationes et picturae ineditae. Inventore *Angelo Maio*, Bibliothecae Ambrosiano a LL. Or. *Mediolani*, regiis typis, 1815, 67 S. in 8.

7. Ἰσαίου λόγος περὶ τοῦ Κλεωνύμου κλήρου. *Isaei* oratio de hereditate Cleonymi, nunc primum duplo auctior, inventore et interprete *Angelo Maio*, Bibliothecae Ambrosianae a LL. Or. *Mediolani*, regiis typis, 1815, 67 S. in 8.

8. Θεμιστίου φιλοσόφου λόγος πρὸς τοὺς αἰτιασαμένους ἐπὶ τῷ δέξασθαι τὴν ἀρχήν. *Themistii* philosophi oratio in eos, a quibus ob praefecturam susceptam fuerat vituperatus. Inventore et interprete *Angelo Maio*, Bibliothecae Ambrosianae a LL. Or. *Mediolani*, regiis typis, 1816, 75 S. in 8.

9. Διονυσίου Ἁλικαρνασσέως Ῥωμαϊκῆς Ἀρχαιολογίας τὰ μέχρι τοῦδε ἐλλείποντα. Dionysii Halicarnassei Romanarum antiquitatum pars hactenus desiderata, nunc denique ope codicum Ambrosianorum ab *Angelo Maio*, Ambrosiani Collegii Doctore, quantum licuit, restituta. Opus FRANCISCO I. Augusto sacrum. *Mediolani*, regiis typis, 1816, XXXII und 187 S. in 4. mit dem Bildniß des Dionysius aus einer Handschrift.

10. Φίλωνος τοῦ Ἰουδαίου περὶ Ἀρετῆς, καὶ τῶν ταύτης μορίων. Philonis Judaei de Virtute ejusque partibus. Invenit et interpretatus est *Angelus Maius*, A. C. D., Academiae R. Monacensis sodalis. Praeponitur dissertatio cum descriptione librorum aliquot incognitorum *Philonis*, cumque partibus nonnullis chronici inediti *Eusebii* Pamphili, et aliorum operum notitia e codicibus armeniacis petita. *Mediolani*, regiis typis, 1816, LXXX und 28 S. in 8.

11. Πορφυρίου φιλοσόφου πρὸς Μαρκέλλαν. Porphyrii philosophi ad

Marcellam. Invenit, interpretatione notisque declaravit *Angelus Maius*, A. C. D. Academiae R. Monacensis sodalis. Accedit ejusdem Porphyrii poeticum Fragmentum. *Mediolani*, regiis typis, 1816, VIII und 68 S. in 8.

12. Σιβύλλης λόγος ιδ. Sibyllae liber XIV, editore et interprete *Angelo Maio*, A. C. D. Additur sextus liber et pars octavi, cum multa vocum et versuum varietate. *Mediolani*, regiis typis, 1817, 54 S. in 8.

13. *Itinerarium Alexandri*, ad Constantium Augustum, Constantini ·M· Filium, edente nunc primum cum notis *Angelo Maio* A. C. D. *Mediolani*, regiis typis, 1817, XVIII und 82 S. in 8., mit einem Kärtchen.

14. *Julii Valerii*, res gestae *Alexandri Macedonis*, translatae ex Aesopo Graeco, prodeunt nunc primum edente, notisque illustrante *Angelo Maio* A. C. D. *Mediolani*, regiis typis, 1817, XXII und 248 S. in 8.

15. ·M· *Tullii Ciceronis* sex orationum partes ante nostram aetatem ineditae; cum antiquo *interprete* ante nostram item aetatem inedito, qui videtur *Asconius* Pedianus, ad Tullianas septem Orationes. Accedunt *scholia* minora vetera. *Editio altera*, quam ad codices Ambrosianos recensuit, emendavit, et auxit, ac descriptione codicum CXLIX, vita *Ciceronis* aliisque additamentis instruxit *Angelus Maius* A. C. D. *Mediolani*, regiis typis, 1817, XVI, 48 und 308 S. in 8. Mit Cicero's Büste und einer Schriftplatte. Ein Anhang zu diesem Stücke sind die besonders paginirten, und dem seither verstorbenen Visconti gewidmeten Commentationes de editionibus principibus Mediolanensibus Fragmentorum *Ciceronis* atque Operum *Frontonis* (gegen Niebuhr und seine Gehülfen in Berlin), II. und 37 S. in 8.

16. *Philonis* Judaei de cophini festo, et de colendis parentibus, cum brevi scripto de Jona. Editore ac interprete *Angelo Maio* A. C. D., Regii *Belgici* Instituti sodale. Ad *Leopoldum* principem, *Etruriae* heredem. *Mediolani*, regiis typis, 1818, XX und 36 S. in 8.

17. *Virgilii* Maronis *Interpretes* veteres: *Asper*, *Cornutus*, *Haterianus*, *Longus*, *Nisus*, *Probus*, *Scaurus*, *Sulpicius* et anonymus. Edente notisque illustrante *Angelo Maio* A. C. D. Regii *Belgici* Instituti Sodale. Ad *Leopoldum* Principem, *Etruriae* heredem. *Mediolani*, regiis typis, 1818, XLIV und 80 S. in 8.

18. *Eusebii* Pamphili Chronicorum canonum libri duo. Opus ex *Haicano* codice a Doctore Johanne *Zohrabo*, Collegii Armeniaci Venetiarum alumno, diligenter expressum et castigatum, *Angelus Maius* et *Joh. Zohrabus* nunc primum conjunctis curis latinitate donatum notisque illustratum, additis graecis reliquiis, ediderunt. *Mediolani*, regiis typis, 1818, (liber prior) 218 S. in groß 4.

Unter der Presse sind:

19. *Eusebii* chronicorum canonum liber alter, als die zweyte Hälfte, wahrscheinlich mit fortlaufender Seitenzahl, von Nro. 18.

20. *Didymi* Alexandrini, marmorum et lignorum quorumvis mensurae, graece ex Ambrosiano Codice, cum latina Editoris interpretatione et notis.

21. Ein **Bilder-Homer** (von 58 Bildern) aus einem uralten Codex (vom fünften Jahrhundert), mit Fragmenten des Textes (an achthundert Versen), eben daraus; wahrscheinlich überhaupt eine neue kritische Ausgabe der **Ilias** aus bisher unbenutzten Hülfsquellen, mit dazu neugegossenen Uncialen.

22. Ein neuer **Ulfilas**, d. h. von dessen gothischer Bibelübersetzung aus dem vierten Jahrhundert, Berichtigung und Vervollständigung der bisher bekannten Fragmente der Evangelisten, und **Pauli** Briefs an die Römer, sammt sämmtlichen übrigen ganz neu entdeckten Briefen **Pauli** vom neuen, und Fragmenten des **Esdras** und **Nehemias** vom alten Testamente, aus einem Codex palimpsestus der Ambrosianischen Bibliothek. Mit dazu neu gegossenen gothischen Buchstaben, und sonstigem kritischen Apparat, (Grammatik) Lexikon ꝛc.

Wir stellen hier diese Werke zusammen, keineswegs um sie zugleich kritisch zu würdigen, sondern um sie vorerst unsern Lesern nur historisch vorzuführen, auf daß auch sie mit uns den Tribut dankbarer Bewunderung dem Manne zollen mögen, der freylich seiner Anstellung als Bibliothekar an einer der reichsten Bibliothen die größere **Möglichkeit**, aber doch nur seinen planmäßigen Forschungen das **Verdienst** und den **Ruhm** verdankt, allein, in fünf Jahren, das Gebiet der Philologie mit mehr Entdeckungen bereichert zu haben, als die drey letzten Jahrhunderte alle zusammen!

Friedrich Borromeo, Kardinal und Erzbischof von **Mailand**, ein Vetter des heiligen **Karl Borromeo**, suae gentis non *secundum*, sed *alterum* decus (wie sich Hr. **Mai**, mit **Eumenius** über ihn ausdrückt), stiftete vor zweyhundert Jahren mit reicher Begabung ein gelehrtes Institut, das Collegium Ambrosianum mit der Bibliotheca Ambrosiana; auch darin seinem Haus-Symbol: Humilitas, getreu, daß seine Stiftung selbst nicht nach ihm, sondern nach dem Stadt-Patron, dem heiligen **Ambrosius**, genannt werden sollte. Zur Bereicherung der Bibliothek (die nun auf sechzigtausend gedruckte Werke, und funfzehntausend Handschriften angegeben wird), wurden keine Kosten gespart.

In den ligurischen Apenninen lag das Kloster **Bobbio**, angelegt vom heiligen **Columban** A. 612, und geleitet im zehnten Jahrhundert von dem gelehrtesten Manne der damaligen Christenheit, dem französischen **Gerbert**, der in **Spanien** unter Arabern studiert hatte, für einen Zauberer gehalten wurde, aber am Ende noch, als **Sylvester II.** Papst ward! Kein

Wunder, daß dieses Kloster eine verhältnißmäßig reiche Bibliothek hatte (ihren Katalog, aus dem zehnten Jahrhundert, ließ Muratori drucken). Auf die Codices von Bobbio richtete denn natürlich der Stifter der Ambrosiana auch sein Augenmerk, und »verhandelte, mittels reichlicher Geschenke, die Sache so glücklich, daß, was immer Brauchbares in jenem alten Lyceum steckte, in seine ambrosianischen Schränke herüber gelockt ward.« So ward denn auch aus andern »Lyceen herübergelockt.« — Und an diesem Schatze stand Abate Mai vor seinen Entdeckungen als Scrittore di lingue Orientali, wie einst Assemani an dem Vatikanischen; seither ist er Mitglied der Münchner Akademie und des k. niederländischen Instituts, und am Ambrosianum selbst einer der auf sechzehn gestifteten, aber selten vollzähligen, Dottori geworden, d. h. was ungefähr ein alter Gelehrter in dem Museum der Ptolemäer zu Alexandrien war, oder jetzt noch ein Fellow eines englischen Collegii ist, ein Akademiker, der fern von Nahrungssorgen, ganz den geliebten Studien leben kann und soll. —

Nach dieser Orientirung, laßt uns nun diese zwey und zwanzig Werke nach der Reihe näher besprechen.

1. Andreas Mustoxydi (*Μουστοξύδης*, also lateinisch Mustoxydes, oder Mustoxyda, wie Gazes, Gaza u. dgl.), ein in Italien erzogener Grieche aus den jonischen Inseln, hatte in einem Codex der Laurenziana zu Florenz von den Reden des Isokrates die *περὶ ἀντιδόσεως* (vom Vermögentausch) um mehr als die Hälfte beträchtlicher entdeckt, als man sie bisher gedruckt hatte. Es fand sich, daß sie in einem Codex der Ambrosiana eben so vollständig war. Nachdem sich der Entdecker überzeugt hatte, daß der neue Zuwachs keine Interpolation, sondern wirklich dieses Redekünstlers, aus der blühenden Epoche des freyen Athens, Arbeit sey, gab er ihn griechisch in Mailand heraus. Tota rei laus Andreae *Mustoxydae* debetur, Ioniarum insularum historiographo, qui cum aliis eruditis lucubrationibus, tum hoc memorabili invento, de literaria rep. optime est meritus, sagt Herr Mai. Also weit entfernt, dem Entdecker zuvorkommen zu wollen (dergleichen Skandal wir wohl in Deutschland erlebt), gibt Herr Mai hier nicht einmal eine verbesserte Auflage des griechischen Originals, sondern bloß die lateinische Uebersetzung der ganzen Rede, und zwar die alte Hälfte nach Auger's Uebersetzung (die er genauer findet, als die des Hier. Wolf), die neu entdeckte aber nach seiner eigenen, aus dem Codex selbst gemachten; wodurch er zugleich, durch Text sowohl als in den Noten, einer neuen kritischen Ausgabe des Originals vorgearbeitet hat. Von den vier Anhängen beziehen sich zwey

auf die Briefe des Isokrates; der dritte auf die sinnlose Stelle in seiner äginetischen Rede, die man bisher aus Vermuthung in *ὅτε δὲ Πασῖνος Πάρον κατέλαβεν* korrigirt hatte, eine Verbesserung, die nun aus dem ambrosianischen Codex bestätigt wird; der vierte endlich auf den ambrosianischen Codex selbst, daß es nämlich der schon vor mehr als zweyhundert Jahren von Peter Victorius erwähnte Codex des Michael Sophianos sey, von dem schon damals verlautet habe, daß er ein unedirtes großes Fragment des Isokrates enthalte. Nun finde sich dieses Fragment außer dem florentinischen, und diesem mailändischen, auch in zwey vatikanischen Codicibus. Mai habe übrigens jetzt nicht Muße gehabt, den ganzen ambrosianischen Codex für eine neue Ausgabe der sämmtlichen Reden des Isokrates auszutragen, wie er wohl verdiente. Daß wir in dieser Anzeige Herrn Mai nennen, wiewohl er sich selbst nicht genannt hat, dazu sind wir durch die, den folgenden Werken angehängten: Classicorum auctorum opera ab *Angelo Maio* — edita, worunter auch diese Uebersetzung aufgeführt wird, berechtigt.

2. Mag nun der Isokratische Fund, oder was immer sonst Herrn Mai bewogen haben, planmäßig aufs Suchen auszugehen; genug, als er einen der oben erwähnten Codices von Bobbio, der den christlichen Dichter Sedulius enthält, aber früher mit etwas Anderm, nun theils Verblichenem, theils Ausgekratztem (daher der Name solcher Codicum: rescripti, palimpsesti, *παλίμψηστοι*) beschrieben gewesen war, scharf ins Auge faßte, entdeckte er, daß dieses Andere, Frühere, nichts Geringeres war, als — Cicero's Reden. O Deus immortalis, erzählt Herr Mai mit liebenswürdigem, echt italischem Enthusiasmus sein *Εὕρηκα*, o Deus immortalis, quid demum video! en *Ciceronem*, en lumen romanae facundiae indignissimis tenebris circumseptum! Agnosco *deperditas Tullii* orationes (also muß er die vorhandenen ziemlich im Kopfe haben), sentio ejus eloquentiam divina quadam vi fluere. — Tituli quoque operum in margine codicis sese paulatim aperuerunt. Atque hic ego quantis laetitiis incessi, cum partes ingentes *ineditas* trium *Ciceronis* orationum deprehendi u. s. w. Der Codex ist jetzt in 8vo., weil der Mönch, der den »summum oratorem cum poeta non bono commutavit,« die Blätter gefaltet. Auf der alten Quartseite war Cicero in drey Columnen geschrieben. Sechs Blätter enthalten einen Theil der Rede pro *Scauro* mit alten Scholien, drey und ein halbes die pro *Tullio*, eines die pro *Flacco*; eines endlich ein Fragment der (vorhandenen) Rede pro *Coelio*; daher Hr. M. von der letzten nur die bedeutenderen Varianten ausgehoben. Nach der Schrift glaubt Herr Mai den

alten Ciceronischen Text ins zweyte bis dritte, den neuern des Sedulius ins achte setzen zu dürfen. Der Katalog von Bobbio, bey Muratori, aus dem zehnten Jahrhundert, weiset bereits einen Sedulius aus; und Herr Mai glaubt, daß damit eben dieser Codex selbst gemeint sey. Die Scholien glaubt er von dem bekannten braven Commentator *Asconius Pedianus*, einem Paduaner, der noch Virgil'n und seinen Landsmann Livius von Person gekannt hatte.

3. Durch das neuliche Glück, mit dem Palimpsest von Bobbio, aufgemuntert, setzte Herr Mai seine bibliothekarische Jagd fort. »Et votis iterum Fortuna respondit.« Abermal bot sich ihm ein prächtiger Pergament-Codex von Bobbio dar, enthaltend eine lateinische Uebersetzung des Concilii von Chalcedon, den Herr Mai ins achte Jahrhundert setzt. Bey genauerer Ansicht zeigte sich, daß auch dieser Codex ein παλίμψηστος sey. Die ältere Schrift hat nur zwey Columnen auf einer Pagina; ist also etwas jünger, als Nr. 2, und auch — Fragmente ciceronischer Reden: der verlornen in Clodium et Curionem, der nirgends erwähnten de aere alieno Milonis, und einer andern de rege Alexandrino (wovon bisher nur eine Zeile bekannt war), alle drey mit Kommentarien. Deßgleichen weitläuftige Kommentarien des nämlichen Scholiasten über die vorhandenen Reden pro *Archia*, pro *Sylla*, pro *Plancio*, in *Vatinium*. In einigen Monaten war Herr Mai mit dem Entziffern und Abschreiben aller Fragmente fertig; nun ging es an's Ordnen des Gesammelten, welches keine leichte Sache war; denn der »absurdissimus codicis corruptor,« dem wahrscheinlich an Cicero nichts gelegen war, hatte die Pergamentblätter für sein Concilium ganz neu, und in einer andern Ordnung, als sie früher gewesen, zusammengenäht, und über den verblichenen Klassikern seine Concilien-Akten hingeschrieben. Der Kommentar, den Herr Mai abermal, und das mit großer Wahrscheinlichkeit, dem Asconius zuschreibt, bereichert auch unsere Kenntniß der römischen Literatur, indem sich darin auf ein ciceronianisches Werk: Edictum P. *Racilii* tribuni pl., so wie auf sein Buch de consulatu suo ad *Pompejum*, auf Afranius und Sinnius Capito berufen wird; auch ein Fragment einer Rede des edlen, unglücklichen C. Gracchus ist darin erhalten! Bekanntlich hatte der berühmte päpstliche Sekretär Poggius, auf der Reise zum Kostnitzer Concilium (1414 — 1418), in St. Gallen (angelegt von Landsleuten und Gefährten des h. Kolumban, Stifters von Bobbio), den bisher gedruckten Theil des Asconius entdeckt, und Herr Mai nun, nach vierhundert Jahren, den Rest, wie Poggius gewünscht hatte! (Von

Poggii Fund befinden sich in der Ambrosiana zwey Abschriften, beyde aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts.)

4. Von hier an nimmt die Schönheit der Mai'schen Editionen bedeutend zu: regiis typis ist alles gedruckt, mit Kupfern ausgestattet ꝛc., wie es auch verdient. In der Freude seines Herzens hat Herr Mai beynahe vergessen, uns ausdrücklich zu sagen, daß diese weitere Entdeckung aus eben jenem Palimpsest von Bobbio ist, dem wir die Fragmente des Cicero und Asconius (Nr. 3) verdanken. Wer hat nicht von den Antoninen gehört, die vierzig Jahre lang das Glück des römischen Weltreichs machten? Fronto, aus Cirta in Afrika, war ihr Freund, und einer der Lehrer Mark-Aurels. Hier finden sich Briefe an und von Antonin dem Frommen (um bey der vulgaten Uebersetzung des unübersetzbaren *Pius* zu bleiben), an und von Mark-Aurel dem Philosophen, an seine Gemahlin die schöne Kaiserin Faustina, an und von seinem Kollegen L. Verus; an und von dem Historiker Appian, so wie an andere ausgezeichnete Männer jener Zeit, von der unsere bisherigen historischen Quellen so seicht geflossen. Schon aus diesen Rücksichten muß Fronto's Auffindung uns wichtig seyn und bleiben, sollten wir auch andererseits nicht in das ganze Lob einstimmen können, so die nächst folgenden Jahrhunderte diesem Rhetor ertheilten, weil er ihrem bereits gesunkenen Geschmacke mehr zusagte, als die sachreichern Alten. Merkwürdig ist es wohl, daß Fronto in einem Briefe an Mark-Aurel von Horatius als einem poeta memorabilis spricht! Wie viel zufriedener würde der Dichter mit unsern Zeiten seyn, da seine Ahnung mehr als eingetroffen:

Me *Colchus*, et qui dissimulat metum
Marsae cohortis, *Dacus*, et ultimi
Noscent *Geloni*; me peritus
Discet *Iber*, *Rhodanique* potor!

(Statt der Kolcher können uns seine »Britanni hospitibus feri« gelten, bis die kolchischen Russen lateinische Schulen bekommen.) — Und wenn es dem Fronto zum Ruhme gereicht, daß Mark-Aurel, in seiner Selbstbiographie, von ihm gelernt haben will, *τὸ ἐπιστῆσαι, οἵα ἡ τυραννικὴ βασκανία καὶ ὑπόκρισις· καὶ ὅτι ἐπίπαν οἱ καλούμενοι οὗτοι παρ' ἡμῖν εὐπατρίδαι, ἀστοργότεροί πως εἰσί*, so wirft auf der andern Seite des frommen Antonins Klage gegen seinen Adoptiv- und Schwiegersohn Mark-Aurel, daß »Fronto iste nullum verbum prius aut frequentius congarrit, quam hoc DA,« doch auch einen unangenehmen Schatten auf Fronto's Charakter.

5. Symmachus war am Ausgange des vierten Jahrhunderts der angesehenste heidnische Senator im alten Rom,

unter christlichen Kaisern, die seit Konstantin im neuen Rom (Konstantinopel) residirten. Unter Konstantius ein Jüngling, erlebte er wahrscheinlich noch das Jahr Christi 410. Die lateinischen Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus rc. so wie die griechischen Gregore, Basilius, Chrysostomus rc. waren seine Zeitgenossen; Ambrosius, aus einem Gouverneur ein Bischof, sehr wahrscheinlich sein persönlicher Bekannter und — Gegner. Schwere, verhängnißvolle Zeit der Krise, wo die Mehrzahl des Volkes und der Soldaten vom gemeinen Krieger bis hinauf zum Kaiser, die väterlichen Götter bereits verlassen hatte, und die Reihe nun auch an die alten, großen Familien kam, sich in die neue Zeit und ihre Ansichten zu finden und zu fügen. Ihretwegen schrieb Augustin sein Werk »von der Stadt Gottes« (oder dem Staate? de *civitate* Dei). Symmachus starb als Heide. — Die auf dem Titel genannten Additamente sind Varianten zum Panegyricus des Plinius, aus eben dem Palimpsest.

6. Ein anderer Codex (rescriptus) der Ambrosiana enthält einen Theil der lateinischen Uebersetzung des alten Testaments (aus dem siebenten Jahrhundert), und darunter außer sechzehn bekannten Lustspielen des Plautus, auch noch zwey Blätter von seiner verloren gegangenen Vidularia (das Felleisen). Vor der Hand gibt Hr. Mai diese Entdeckung mit einigen andern Fragmenten und Varianten heraus; macht uns aber Hoffnung, mit der Zeit vielleicht den ganzen Plautus mit Hülfe dieses Codex rc. neu zu bearbeiten (was wir recht sehr wünschen). Was er hier, aus einem Codex des fünften Jahrhunderts, für Terenz geleistet, erhellt aus dem Titel hinlänglich.

7. Isäus, einer der zehn attischen Redner, war ein Schüler des Isokrates, und Demosthenes' Lehrer. Eine seiner Reden, de **Meneclis** hereditate, ist erst vor dreyßig Jahren in England ans Licht gekommen, und — Mai hat sie — also zu spät — auch in der Ambrosiana entdeckt, und konnte sich daher um diese Rede nur durch Anzeige guter Varianten verdient machen. Doch belohnte das Glück sein Suchen mit einem andern Hermäon, der Rede de Cleonymi hereditate, um die Hälfte vollständiger, als man sie bisher hatte. Aus Bandini's Katalog ersah M., daß sie auch in Florenz vollständig sey, und er vermuthet das nämliche vom Pariser Codex Nro. 2989! Muß man nicht unwillig werden auf die Herausgeber der Alten, daß in den vierthalbhundert Jahren, seit Erfindung der Buchdruckerey, zu den Hunderten von Auflagen dieser ewigen Muster des Selbstdenkens und Geschmackes noch immer nicht alle Hülfsmittel benutzt sind, die uns die Zeit noch gegönnt? — Herr Mai legt

bey dieser Gelegenheit seinen Landsleuten das Studium der Griechen ans Herz, und wir erlauben uns bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß wir nicht zu irren glauben, wenn wir den Vorzug, den mehrere Beobachter den protestantischen Schulanstalten in Deutschland und in Holland, wie in England, im Ganzen vor den katholischen zu geben geneigt sind, hauptsächlich dem Zurückbleiben der letztern in den sogenannten philologischen Studien zuschreiben.

8. Themistius war ein Zeitgenosse des Symmachus, von dem wir oben gesprochen, und auch noch Heide. Der Kirchenvater Gregor von Nazianz war sein Mitschüler, Korrespondent und Bewunderer. Wiewohl ein Heide, genoß er der Achtung der christlichen Kaiser, die ihn sogar anstellten, und ihm Ermahnungen zur Toleranz nicht übel nahmen. Photius las im neunten Jahrhundert noch sechs und dreyßig Reden von ihm; wir hatten deren nur noch drey und dreyßig; Mai hat nun noch eine dazu gefunden, die er hier nebst dem bisher auch ungedruckten Vorwort zu der zwanzigsten (Grabrede auf seinen Vater) und zwey Lückenfüllungen zur neun und zwanzigsten und drey und dreyßigsten aus einem ambrosianischen Codex mittheilt. Es ist sehr leicht erklärbar, wie Herr Mai im Drange seiner Entdeckungen und Ausgaben vergaß, uns zu sagen, ob die zwölfte Rede, deren griechischer Text vom Jesuiten Petau, nach der von dem berühmten Fünfkirchner Bischof Dudith (zur Zeit des Trienter Concils) herausgegebenen lateinischen Uebersetzung neu gemacht ist, sich in dem Mailänder Codex im themistischen Urtext befindet; in welchem Falle ihre Ausgabe doppelt interessant wäre.

9. Der Rhetor Dionysios von Halikarnaß (in Kleinasien), also im engsten Sinne ein Landsmann des Vaters der griechischen Geschichtschreiber, Herodotus, lebte unter August, und war nach der großen Hauptstadt gezogen, in der sowohl seine Kunst den ausgebreitetsten Wirkungskreis, als seine Studien die meisten Hülfsmittel finden mußten. Fünf Menschenalter vor ihm hatte bereits ein anderer Grieche, Polybius, seinen Landsleuten die Ursachen der Uebermacht ihrer Besieger in einer pragmatischen Geschichte ihrer Siege vom ersten punischen Kriege bis zum Sturze des macedonischen Reiches im Griechenland (eine Periode von drey und funfzig Jahren), entwickelt. In dem nämlichen Sinne arbeitete nun auch Dionysius ebenfalls zum Besten seiner Griechen (die sich, ungeachtet der Römer sie so leicht besiegt hatte, doch für unendlich besser hielten, als den Sieger), um ihnen begreiflich zu machen, daß die Römer, eben ihren gar nicht barbarischen Einrichtungen die Herrschaft der Welt verdank-

ten. Er hatte von dem Entstehen der Stadt Rom begonnen, und bis auf die Zeit, wo ihn Polybius ablösen konnte, in zwanzig Büchern (Bänden) die ältere Geschichte Roms umständlich abgehandelt, und deßwegen sein Werk Ῥωμαϊκὴ Ἀρχαιολογία (römische Alterthümer) genannt. Leider sind davon nicht einmal die eilf ersten ganz auf uns gekommen; von den übrigen haben sich nur einzelne Bestandtheile in Kaiser Konstantins des Purpurgebornen Auszügen de virtutibus et vitiis etc. erhalten. Aber der Byzantiner Stephan (aus dem fünften Jahrhundert) citirt eine Σύνοψις (Abrégé, Auszug) dieses Werkes, und Photios hatte sie (im neunten) in fünf Büchern gelesen. Herr Mai suchte und fand in der Ambrosiana zwey Handschriften des Dionysios aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, beyde auf Papier, aber äußerst lückenhaft und schlecht erhalten. Er glaubt darin diese Σύνοψις wiedergefunden zu haben, die er, auf die Autorität seiner zwey Handschriften, so wie des Stephanos und Photios, dem Autor selbst zuschreibt. (Sind die codices ohne Aufschriften (ἀνεπίγραφοι), oder steht: Σύνοψις?). Herr Mai gibt von dem Text der beyden Handschriften, so lückenhaft er ist, vor der Hand, in einer des erhabenen Gönners würdigen Prachtausgabe (der griechische Text mit Uncialen) nur den Theil dieses Auszuges heraus, der beyläufig da anfängt, wo das eilfte Buch des größern Werkes aufhört, und vertheilt daher die Fragmente dieser Σύνοψις, zwischen die er gehörigen Orts auch die früher bekannten konstantinischen Excerpte aus dem Hauptwerke, einschaltet, in neun Bücher (XII — XX); wodurch zwar ein Dionysios von zwanzig Büchern herauskommt, aber freylich von sehr verschiedenem Maßstab; so daß wir weder das größere Werk, noch den Auszug beysammen haben. Indeß müssen wir Herrn Mai auch für diese Gabe, so wie sie ist, noch immer recht sehr danken, bis vielleicht irgend woher ein besserer Codex uns zu einer vollständigern und gleichartigern Σύνοψις verhilft. Der Anhang enthält Ergänzungen zum Dionysios selbst, zum Polybios, und zum Prokopios, und ein Verzeichniß der ambrosianischen Hülfsmittel zum Dionysios.

10. Es hat sich später gezeigt, daß das Werk (περὶ ἀρετῆς καὶ τῶν ταύτης μορίων) im Codex falsch mit der Aufschrift eines Philonischen versehen, und bereits als ein Werk des Georg Gemistus (auch Pletho, eines Griechen, der auf dem Florentiner Concilio gewesen), aus einem Codex unsers Sambucus längst edirt sey. Laßt uns daher sogleich zu den dadurch zur Sprache gebrachten armenischen Schätzen übergehen. In Venedig ist eine Congregation gelehrter, armenischer Geistlicher, die

unter dem Schutze europäischer Gesetze, und in der Nähe europäischer Kulturmittel des geistigen Gutes ihrer Nation pflegen, d. h. junge Gelehrte (Priester) erziehen, und Bücher drucken. (Ein Nebenzweig davon hat sich in Triest und Wien niedergelassen). Herr Mai hatte, während er noch an dem Traktat περὶ ἀρετῆς ein unedirtes Werk des Philo entdeckt zu haben glaubte, gehört, daß die Armenier in Venedig mehrere unedirte Schriften Philo's in armenischer Uebersetzung besäßen. Natürlich schrieb er um nähere Auskunft. περὶ ἀρετῆς war zwar nicht darunter, aber auch der Codex der Armenier nur zur Halfte vorhanden. Der armenische Gelehrte, Johann Zohrab (Ζώγραφος?) kam mit seinen Schätzen selbst nach Mailand zu unserm Mai. Es waren viele unedirte Werke Philo's, Eusebius' Chronik, und einige andere armenische Uebersetzungen griechischer Werke, die im Original nicht auf uns gekommen. Um den Anfang des fünften Jahrhunderts, während Theodosius das römische Reich beherrschte, schien Armenien unter seinem Patriarchen Isaak und seinem tüchtigen Gehülfen Mesrob (dem Erfinder der armenischen Buchstaben) einer glücklichen Kultur entgegen zu gehen. Armenier würden nach Athen, Alexandrien, Konstantinopel auf die Schule geschickt, und durch sie griechische Schriftsteller, die Bibel rc. in die Landessprache übersetzt. Damals blühte auch der armenische Originalschriftsteller Moses von Chorene, dessen erste Ausgabe (1736) wir dem englischen Brüderpaar Whiston verdanken, und bald eine vollständigere dem P. Zohrab verdanken sollen. Dieser Zohrab machte 1791 eine literarische Reise nach Lemberg, wo ein armenischer Erzbischof residirt (bekanntlich sind seit achthundert Jahren in Polen, wie in Ungern, mehrere armenische Kolonien angesiedelt). Dort fand er in einem vergessenen Winkel eine Handschrift des armenischen Philo. Er erhielt die Erlaubniß, sie nach Venedig mitzunehmen, um sie mit Muße abzuschreiben. Es ergab sich, daß in Konstantinopel ein anderes Exemplar dieser Uebersetzung sich finde. Daraus ließ sich Zohrab die Lücken des Lemberger Codex ergänzen. Dieser ist, nach der Unterschrift, anno 1296, der Byzantiner anno 1258 geschrieben; aber die Uebersetzung selbst dürfte aus dem Anfang des fünften Seculi, und vielleicht gar von Moses Chorenensis selbst seyn. Von den dreyzehn Werken Philo's, die sich hier in der armenischen Uebersetzung erhalten haben, sind acht im griechischen Original verloren gegangen. Philo war bekanntlich ein Alexandriner Jude zur Zeit Christi, der die groben jüdischen National-Ansichten mit platonischen zu mildern oder zu schmücken suchte; den Theologen ein Haupt-Autor. Bekannt ist der alte Schulspruch von seinem Platonismus: Aut *Plato* philonizat, aut *Philo* platonizat. —

Aber allgemein wichtiger noch ist die Entdeckung der armenischen Uebersetzung von Eusebius, dem Liebling des ersten christlichen Kaisers Konstantin und eben dadurch dem Vater der Chronologie und der Kirchengeschichte (denn statt aller andern Gnaden erbat er sich vom Kaiser den freyen Gebrauch der Reichsarchive). Von dem hieher gehörigen Werke dieses Bischofs: χρονικοὶ κανόνες in zwey Büchern, wovon das erste die umständlichen Belege in Auszügen aus nun verlornen Schriftstellern, das andere aber synchronistische Tabellen darüber enthielt, hatte sich nur das letzte in einer sehr interpolirten lateinischen Uebersetzung von Hieronymus, vom Original überhaupt aber nur hie und da Fragmente, besonders in der Chronik des Byzantiners Syncellus (aus dem achten Jahrhundert) erhalten. Anno 1792 machte der Armenier Georg de Joanne (Georg, der Sohn Johannes?), »non inscitus vir« in Konstantinopel seine gelehrten Landsleute auf einen dort befindlichen armenischen Codex des Eusebius aufmerksam. Zohrab ließ sich ihn sogleich von diesem Georg abschreiben. Der Konstantinopler Codex ist auf Pergament, aus dem eilften bis zwölften Jahrhundert, mit dem Siegel eines der Patriarchen, deren mehrere Gregor hießen: GREGORIVS CATHOLICVS ARMENIORVM. Der Druck der armenischen Uebersetzung hat gehäufte (pecuniäre, hierarchische, klösterliche?) Hindernisse gefunden. Aber Herr Mai theilt uns hier, mit Zohrabs Dolmetsch-Hülfe, die ganze Vorrede, und eine gedrängte, doch vollständige Uebersicht des ganzen neuen Fundes mit. Wir werden Nro. 18 darauf zurückkommen.

So führte Herrn Mai die Anfrage wegen Philo, mit echt philologischem Interesse, zu immer weitern und weitern armenischen Auskünften, und er theilt uns aus Zohrabs Munde, zum Theil neue, immer aber gut zusammengestellte Notizen über die armenische Literatur mit. Die armenische Bibelübersetzung sey im fünften Jahrhundert nach einem, vielleicht von Eusebius selbst mit Hülfe der Bibliothek des Pamphilus besorgten Exemplar der hexaplarischen Septuaginta gemacht worden, zuerst habe sie Bischof Uskan anno 1666 in Amsterdam schön gedruckt, aber unkritisch herausgegeben; diese, den Armeniern zwar nicht genügende, aber einzige Ausgabe sey 1705 in Konstantinopel, und 1736 zum drittenmal in Venedig nachgedruckt worden. P. Zohrab endlich habe, mit den nöthigen kritischen Vorkenntnissen und der Hülfe von vier und dreyßig alten Handschriften (wovon die beste, auf Pergament, vom Jahre 1319) ausgerüstet, mit stillem, jahrelangem Fleiße, ganz allein, eine in Sprache und Sache kritische Ausgabe dieser Uebersetzung zu Stande gebracht, die 1805 in zweyerley Format (einem Fo-

lio-Band, oder vier Octav-Bänden), zu Venedig gedruckt worden. Herr Mai spricht bey dieser Gelegenheit von den vormaligen Mängeln des Bibelstudiums (z. B. alii demum (quae maxima turba est) ignari linguarum, quum se a negotio interpretandi removere debuissent, insanabili cacoëthe scribendi abrepti sunt); denn nun »ad haec studia torpent homines.« Wenigstens werden ihm daher von dieser Seite die österreichischen, nun auch in Ober-Italien geltenden, Schulanstalten gefallen, die das gründliche Bibelstudium nach Verdienst begünstigen. — Auch von Moses von Chorene Geschichte bearbeite Zohrab eine neue kritische Ausgabe, und habe 1796 von dessen bisher unbekannten rhetorischen Schriften eine Chrie herausgegeben, worin unter andern des Euripides Tragödie: die Peliaden (die Töchter des Pelias) von der im Original nur Fragmente auf uns gekommen, umständlich besprochen werde. Deßgleichen habe Zohrab 1785 einen armenischen Fabeldichter, einen zweyten Aesopus, Mechitar Chos bekannt gemacht. Mai wünscht, und wir mit ihm, daß, so wie Europa mehrere Gelehrte zählt, die sich zu ihrem Ruhme mit arabischer, persischer, koptischer, hebräischer, syrischer etc. Literatur abgeben, doch auch einer oder ein Paar, qui sentiunt, quam sit laetabile ac gloriosum, *singulari* aliqua doctrina semet exornare, sich der armenischen annehmen möchten.

»Ergo, age, belligerum quis visere gestit Aramum,
Quisve pharetratos ire per Armenios?«

Wenn wir unsere unmaßgebliche Meinung hierüber und über ähnliche Wünsche sagen dürfen oder sollen, so scheint uns der König von Frankreich, von dem anerkannt größten Orientalisten, Baron Silvestre de Sacy, berathen, hiezu das einfachste und wohlfeilste, folglich das nachahmungswürdigste Mittel, gefunden zu haben: Anstellung eines anständig besoldeten Professors der betreffenden Sprache und Literatur an der Bibliothek (oder Universität). So bewahrt, mittelst der Summe von jährlichen zehntausend Franken (etwa viertausend Gulden) Frankreich den alten Ruhm sinesischer, und theilt mit England den neuen sanskritischer Studien! Und auch, wenn der Fall eintritt, daß der Staat Männer mit diesen Nebenkenntnissen braucht, hat er bey dieser einfachsten und wohlfeilsten Methode nicht die Wahl unter ungleich mehrern, und zwar lauter freywilligen, folglich lauter vom wahren Beruf getriebenen Schülern dieses öffentlichen Professors, für welche alle, und für seinen Universitätsruhm zugleich, er keine andere Vorauslage zu bestreiten gehabt hat, als die Anstellung eines öffentlichen Professors?

11. Der Philosoph Porphyrius, von Geburt ein Syrer, aus einem Dorfe bey Tyrus (ursprünglich Malchus

geheißen, d. i. König; daher sein griechischer Name, vom Purpur, nur der von seinem Lehrer Longinus übersetzte Malchus ist), ein Schüler des Christen Origenes, wie der Heiden Longinus und Plotinus, Lehrer des Jamblichus, etwas älterer Zeitgenosse des Eusebius, wiewohl der stärkste Feind des Christenthums, doch hochverehrt von einem Eusebius und Augustinus — hatte sehr viel geschrieben, wovon aber das Wenigste auf uns gekommen. Das für die Kirchengeschichte interessanteste seiner Werke, seine funfzehn Bücher »gegen die Christianer«, ließ bekanntlich Kaiser Konstantin und seine Nachfolger (siehe die Basiliken) überall aufsuchen und vertilgen. Herr Mai hat in einem der Codices, aus denen er die Fragmente des Dionysios von Halikarnaß herausgegeben, auch dieses bisher unedirte, am Ende manke Fragment eines Tractats des Porphyrius an seine Frau Marcella, gefunden. Deßgleichen (ob in eben dem Codex?) ein Fragment aus dem zehnten Buch seines Gedichtes: Philosophie aus Orakelsprüchen; aus welchem Gedichte auch Augustinus eine Stelle übersetzt hat, woraus man geschlossen, daß seine Marcella, für die er im oberwähnten Traktat auf der Reise so schöne und beynah christliche Verhaltungsregeln geschrieben, am Ende selbst eine Christin geworden; ein Ereigniß, das sich dieser Feind der Christianer wohl kaum als möglich dachte, als er, freylich schon etwas bey Jahren, diese nicht reiche Witwe eines seiner Freunde, mit sieben Kindern, aller Hindernisse von Seite ihrer Verwandten ungeachtet (waren sie etwa Christen?) aus zwey Ursachen heiratete, erstens, um die dramatischen Götter zu versöhnen (d. h. willst du getadelt werden, so freye), und zweytens weil sie Anlage und Liebe zur Philosophie zeigte! Und wirklich muß Marcella beydes, Anlage und Liebe gehabt haben, weil sie am Ziele ihrer Forschungen die »wahre Philosophie« glücklicher als ihr Mann, so ein großer Philosoph von Profession er auch war, gefunden. Aber konnte auch einem Christenfeinde ein ärgeres Unglück wiederfahren? So hätte der arme Porphyrius nicht nur vor, sondern auch nach der Hochzeit den dramatischen Göttern geopfert, und das nach Hekatomben!

Da Herr Mai in diesem Bande (denn der vermeinte Philo und Porphyrius sind, wiewohl besonders paginirt, in einem Bande) so viel von Armeniern gesprochen, so gibt er am Schlusse ein dritthalb Seiten langes unedirtes Scholion von Theodor von Hermopolis zu Basilicorum libr. XV. tit. VI, de Armeniis, das also Herr Pilat (s. Schöll's Manuel de la littérature grecque) zu seiner künftigen, ohnehin auch aus andern Codicibus zu bereichernden neuen Ausgabe der Basiliken (griechischer Bearbeitung des römischen Rechtes) dankbar ad notam nehmen wird.

12. Dies irae, dies illa
Solvet seclum in favilla,
Teste *David* cum *Sibylla* u. s. w.

So zeigt gleich der Eingang dieses unerreichten *) Kirchengesangs (des italienischen Minoriten Thomas von Celano, vom Jahre 1250), welchen Rang die Sibylle auch unter Christen einnahm. Herr Mai stellt in der Vorrede gut zusammen, was bisher über die Sibyllen geforscht worden. Nach einer Stelle des Grammatikers Servius (zu Virgils Aeneid. III. 445) bestanden die sibyllinischen Orakel, nachdem Augustus als Pontifex Maximus deren zweytausend hatte verbrennen lassen, noch in etwa hundert Stücken. Davon waren bisher acht gedruckt. Man fand in einem der Ambrosianischen Codices (den er leider nicht näher bespricht, als daß er überschrieben sey Σιβύλλης λόγος ιδ) dieses vierzehnte, das er nun im Original und mit seiner geschmackvollen lateinischen Uebersetzung in gleichem Metro, herausgibt. Freylich, meint er, werde man eine historische und genaue Auslegung als den größten Nutzen dieser Bekanntmachung ansehen: aber er bittet die Leser, ihm diese zu erlassen (sed enim vos quaeso, lectores, date hoc et concedite timori meo, ut ἐξηγητικὴν carminis expositionem reticere possim); er müsse diese Thür einem Kühneren aufzubrechen überlassen; alle seine Enträthselungsversuche seyen ihm mißlungen, wiewohl er überzeugt sey, daß alles darin Prophezeyte schon längst in Erfüllung gegangen. Er glaubt, so sehr er sich auch scheue, die kritische Controverse über die sibyllinischen Weissagungen zu berühren, weil sie »propter veterum auctoritatem valde gravis est et quaestionibus perdifficilibus implicatur,« doch, des Inhalts wegen, für einen Alexandriner (Juden oder Christen) als Verfasser dieses vierzehnten Buches stimmen zu dürfen. Gewiß danken ihm unsere Leser auch schon bloß für die philologische Ausgabe, wie sie ist (so interessant ihnen auch die exegetischen Bemerkungen eines Mai gewesen wären), und werden sich also in Geduld fassen, bis etwa durch ein magnetisches Experiment uns eine neue Clairvoyante die alte auslegt. (Ist dieß befriedigend gelungen, so kann man ihr dann auch getrost die ägyptischen und mexikanischen Hieroglyphen vorlegen, die bisher allen Entzifferungsversuchen Trotz geboten.) Im Lande, wo nicht nur die Ci-

*) Im Meßbuch der slawischen Katholiken (Glagoliten) in Dalmatien und Istrien, gleichfalls in Reimen und in eben dem Metro übersetzt:

Den gnjeva, den on, iskroju
Razorit vjek ognjennoju
Svjedje *David* s' *Sibylloju* u. s. w.

tronen blühen, sondern auch die Improvisatoren, ist übrigens auch eine Sibylle weniger außerordentlich, als anderswo, und Mai hat ganz Recht, seinen Landsleuten die Bewahrung des (dieses?) poetischen Ruhms am Schlusse der Vorrede ans Herz zu legen: igitur poëtandi genus nobilissimum et *tutissimum* vel rei ipsius, vel certe nominis causa incolume conservemus! — Außer dem neuen vierzehnten Buch, enthält der ambrosianische Codex auch von den altbekannten das ganze sechste, und den Theil des achten, der die Akrostichen auf Christus begreift. Und da sein Text vom gedruckten stark abweicht, so theilt ihn Mai, wie billig, jedoch ohne Uebersetzung auch hier mit (wiewohl dieß auf dem Titel nicht bemerkt ist).

13. In einem pergamentenen Codex der Ambrosiana, aus dem fünften Jahrhundert, fand Mai diese und die folgende Schrift über Alexander den Großen. Der ungenannte Verfasser der ersten hatte, seiner Dedication zu Folge, für den Kaiser Konstantius, der eben gegen die Perser rüstete, die östlichen Feldzüge Alexanders und Trajans aus Quellen, die damals noch reichlich flossen, bearbeitet. Der Theil des Werks, der Trajans Feldzug enthielt, dürfte ohne Hoffnung verloren seyn; der über Alexander erscheint also jetzt zum ersten Male aus dem Mailänder Codex. Der Verfasser, ein Zeitgenosse des Symmachus und des Ammianus Marcellinus, trifft natürlich mit Arrianus oft zusammen, hat aber doch auch viel Eigenes. Herr Mai begründet seine Zweifel gegen Dücange's und Chifflet's voreilige Annahme, daß Julius Valerius, der Uebersetzer der folgenden res gestae *Alexandri Magni*, zugleich der Verfasser des vorliegenden Itinerarii sey. Daß es ein Heide war, erhellt aus dem Werke selbst.

14. In dem Pergament-Codex des fünften Jahrhunderts, aus dem der so eben beschriebene Anonymus edirt ward, geht voran, leider des ersten (und auch in der Mitte noch eines) Quaternions beraubt, die vorliegende Geschichte Alexanders. Herr Mai beweist theils aus dem Innern des Werkes selbst, theils aus der Literargeschichte, 1) daß es alt sey (schon dieser Codex ist es an tausend Jahre); denn es spricht vom Tempel des Serapis in Alexandrien, von Alexanders Grabmal und seiner Todtenfeyer, als von bestehenden Dingen; und sie bestanden schon im Jahre Christi 389 nicht mehr. Aus dieser Zeit scheine auch das Latein des Uebersetzers Valerius. 2) Daß der Verfasser ein Alexandriner oder von Pharos sey; und auch der Uebersetzer wenigstens ein Afrikaner zu seyn scheine, und beyde Heiden waren. 3) Daß ein halb Dutzend frühere Gelehrte ein ähnliches Manuscript selbst gebraucht, und ein anderes hal-

bes Dutzend davon gesprochen haben. Eben diesen Daten verdankt Mai den Namen des griechischen Verfassers, Aesopus, der im Mailänder Codex jetzt nicht vorkommt (vielleicht weil der erste Quaternion verloren gegangen). 4) Daß es mit der romanhaften, seit Erfindung der Druckerey oft gedruckten und übersetzten Historia de proeliis magni *Alexandri Macedonis* sehr stark übereinkomme, aber doch besseres Latein habe, und hauptsächlich deßwegen den Druck verdiene. Daher hat Herr Mai auch, wie beym Fronto rc. daraus über hundert und zwanzig Wörter gesammelt, die in Forcellini's Lexikon (oder unsern Scheller) nachzutragen wären.

15. Ist die zweyte, verbesserte und vermehrte Original-Auflage von Nro. 2. und 3. Herr Mai hat die Codices von neuem verglichen, über hundert Stellen theils im Cicero, theils im Commentar wieder hergestellt, seine Noten umgearbeitet, und zu den von ihm entdeckten Reden auch die allfälligen früher bekannten Fragmente an Ort und Stelle eingeschaltet, Text und Commentar in Kapitel abgetheilt rc. Herr Mai glaubt nicht, daß, außer aus codicibus rescriptis, die noch übrigen Lücken im Cicero ausgefüllt werden dürften, da er in den hundert neun und vierzig Ciceronianischen Handschriften, die die Ambrosiana besitzt, genau und doch vergeblich sich umgesehen habe. Aber auf gute Varianten zum bestehenden Text sey er oft gestoßen, und daher theile er das Verzeichniß der Codicum mit, für künftige Herausgeber des Cicero. Besonders paginirt ist der an den (seitdem verstorbenen) Visconti gerichtete Anhang. Er enthält Mai's Gegenbemerkungen zu den Urtheilen, die Deutsche, und besonders die »Preußen« über seine Ausgabe der Ciceronischen und der Frontonischen Fragmente gefällt haben, und zu ihren Nachdrücken! Da wir weder den Niebuhr'schen Fronto noch sonst eine der andern Nach-, Be- oder Umarbeitungen der Mai'schen Editionen zur Hand und gleich anfangs erklärt haben, die Mai'schen Entdeckungen vor der Hand bloß überhaupt vorführen zu wollen, so dürfen wir auch davon bloß historisch berühren, daß Mai sich, wie es scheint, mit Recht, besonders über Niebuhr's zu kühn absprechende und selbstgefällige Urtheile beklagt. Niebuhr z. B. will, der Unterschrift der Princeps editio des Asconius zum Trotze, gewiß wissen, daß der Kommentar zu den Verrinischen Reden beym ersten Drucke nicht aus Poggii Papieren, sondern anders woher genommen worden sey. Mai fragt ihn mit Recht, wie und woher er das wisse, um so klaren Zeugnissen ins Angesicht zu widersprechen. Noch mehr: Poggii Papiere selbst sind in Florenz noch vorhanden; seine Abschrift bricht eben da ab, wo die editio princeps; deßgleichen sey in

Florenz eine zweyte gleichzeitige Abschrift von der Hand Bartholomäi von Montepulciano, des Poggii Reisegefährten, mit der Nachricht am Schlusse: Finis argumentorum quarumdam orationum *Ciceronis*, *eorum quae invenimus in monasterio S. Galli*, quae licet imperfecta — tamen utilitatem — poterunt afferre. Die XXVI. Julii 1416. B. de Montepoliciano. Woher also wisse Niebuhr das Gegentheil? — Noch mehr aber war Mai betroffen über seinen in Berlin so ganz umgekehrten Fronto, von dem der »preußische Herausgeber sich rühme, daß nun der so durchaus zerrüttete Fronto auf ein Haar mit dem Codex zusammentreffen müsse, den Mai willkürlich verwirrt habe.« Niebuhr beschuldige Herrn Mai, p. 51 der Original-Ausgabe zwey Briefe verbunden zu haben, die wohl um zwanzig Jahre auseinander wären. Mai antwortet, jener ganze Gegenstand sey auf einer und der nämlichen Seite des Palimpsests geschrieben; auch habe ihn — Niebuhr selbst eben so wenig getrennt! — Niebuhr verlange beynahe ein Facsimile des ganzen Codex; wenigstens hätte Zeile für Zeile abgedruckt werden sollen. Mai behauptet, was sich bey dem kurzen vatikanischen Fragment des Livius mit Lob und Nutzen habe thun lassen, sey bey seinem Fronto weder anwendbar, noch zweckmäßig gewesen. (Doch wohl einigermaßen, sollten wir meinen; wenn z. B. der Herausgeber am Rande, oder in den Noten wenigstens angemerkt hatte, was und wie viel auf einer Seite, auf einem Blatte des Palimpsests geschrieben sey, so hätte selbst ein »preußischer Herausgeber« schwerlich so keck drein hauen können. Wir begreifen und bewundern die Geduld wie die Combinationsgabe, die dazu gehörten, um aus den Cahiers der chalcedonensischen Concilien-Akten den Fronto zu ordnen: aber selbst zu seiner Rechtfertigung hätte Herr Mai, wenigstens so viel möglich, von seinem Verfahren diese offene Rechenschaft ablegen sollen; was bey einer editio princeps aus einem bereits geordneten Codex überflüssig und unnütz wäre, kann sehr nöthig seyn bey einer Ausgabe aus einem durchaus zerrütteten Palimpsest). Wir erklären uns übrigens die üble Laune des Herrn Niebuhr gegen Mai's Fronto, auch aus getäuschter Erwartung. Der Bund der Dreymänner war geschlossen, die Rollen vertheilt, Fama bereit: und nun kam der Fronto aus Italien, und war des Aufhebens kaum werth! (Bey unserm auch, setzen wir den allgemeinen Hauptgrund, aus Lessings Leben voraus).

16. Wir haben oben (10) gesehen, wie selbst ein Irrthum über Philo Veranlassung zu viel wichtigern Entdeckungen gewesen. Mai ließ ihn auch da noch nicht aus dem Gesichte. Auf einer Excursion nach Florenz verglich er in der Mediceischen

Bibliothek einen von Philelphus herrührenden pergamentenen Codex des Philo, aus dem zwölften Jahrhundert, mit der bisher vollständigsten Edition der philonischen Werke vom Engländer Mangey, und fand im Manuscripte zwey Werke mehr, als im Mangey; und zwar das eine (de colendis parentibus, als Bestandtheil seines größern Commentars über die zehn Gebote) bereits aus Bandini's Katalog seit Maria Theresia's Zeiten bekannt, aber auf eine unverzeihliche Art von den Kritikern ganz übersehen! Das andere de cophini festo (Opfer von Erstlingen der Ernte, Obst, Trauben rc.) ergab sich als ein neuer Fund Mai's bey der Vergleichung des Traktats de festis Hebraeorum. Mai gibt diese beyden Inedita nach seiner Gewohnheit, griechisch und lateinisch, mit kritischen Noten heraus, und als Draufgabe auf der letzten Seite, ein Fragment des armenischen Philo (Philonis de Iona) in lateinischer Uebersetzung von seinem Freunde, P. Zohrab, den wir schon aus dem Vorhergehenden kennen.

17. Gleichfalls Frucht einer Vakanzreise des Herausgebers, nach Verona, wo bekanntlich vor ihm »Preußische« Reisende ein beträchtliches Fragment des klassischen Juristen Kajus entdeckt hatten, dessen Bekanntmachung wir entgegen sehen. Herr Mai thut recht, sich durch genaue Erzählung der Thatsachen den Ruhm der Entdeckung zu sichern. Es ist ein Palimpsest Virgils mit Scholien, des vierten Jahrhunderts, den im neunten ein »barbaricus amanuensis« zu Werken Gregors des Großen zugeschnitten und verbraucht hat. Mai theilt hier nur die unedirten Scholien mit (mit Literarnotiz, kritischen Noten, Indicibus rc., wie wir es von ihm gewohnt sind), und muntert Andere auf, mit Text und Scholien in einer neuen Ausgabe Virgils, das italienische Kleeblatt der Virgilischen Editionen mit Uncialen voll zu machen. Herr Mai hat diesen Scholiasten für jetzt noch ein Verzeichniß der (36) ambrosianischen Codices von Virgil, und die Anzeige mitgegeben, daß sich in der Turiner Bibliothek ein zwar sehr unvollständiger pergamentener Codex (aus dem zwölften Jahrhunderte) von Julius Valerius (13) befinde, der aber glücklicher Weise die zwey fehlenden Quaternionen des ambrosianischen bis auf wenige Worte ausfüllt.

18. Ist die erste Lieferung der von Mai und Zohrab gemeinschaftlich besorgten (von uns bereits bey Nro. 10 berichteten) lateinischen Uebersetzung der nur noch in der armenischen Uebersetzung erhaltenen Χρονικοὶ Κανόνες des Eusebius. Unter der lateinischen Uebersetzung stehen die entsprechenden Fragmente des griechischen Originals, die sich bey Syncellus u. A. erhalten haben, und das Ganze ist mit kurzen kritischen Noten aus-

gestattet. Die zweyte Lieferung, die so eben erschienen seyn soll, die wir aber noch nicht gesehen haben, wird zweifelsohne mit Indicibus rc. das unschätzbare Werk beschließen.

Wer möchte daher nach solchen Proben von Herrn Mai's Eifer, Glück, Geschick, Fleiß und Kenntnissen nicht der baldigen Zutageförderung des bereits angekündigten Didymus, Homer und des für Deutsche doppelt wichtigen Ulfilas ungeduldig entgegensehen; wer von dem, was ein Mann in so kurzer Zeit geleistet, und von dem Eindrucke, den seine Entdeckungen in ganz Europa gemacht, nicht einen mächtigen allgemeinen Impuls erwarten, daß endlich alles, was auf diesem Wege für Philologie und Geschichte noch zu thun ist, gethan werde? Hrn. Mai rufen wir ein dankbar theilnehmendes Macte virtute, und ein bewunderndes Quaesitam *meritis* sume superbiam zu.

Art. XII. 1. Memoria del Sigr. Ingegniere Giambattista *Amici*, Professore etc. etc. de' Microscopj catadiottrici. *Modena* presso la Società tipografica, 4to, 1818. pag. 20 mit einer Kupfertafel.

2. Osservazioni sulla circolazione del Succhio nella Chara. Memoria del Sign. Prof. G. *Amici*. *Modena*, 4to, 1818. pag. 22 mit einer Kupfertafel.

1. Schon vor geraumer Zeit hatte man am hiesigen k. k. Hof-Naturalienkabinette Gelegenheit, sich von der Vortrefflichkeit eines von dem als Physiker rühmlichst bekannten Herrn Joh. Bapt. Amici, Professor der Mathematik an der Universität zu Modena, erfundenen (oder vielmehr vervollkommneten *) katadioptrischen Mikroskopes (Spiegel oder Reflex-Mikroskopes) zu überzeugen, indem Se. königl. Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog Maximilian die Gnade hatten, ein solches, in jeder Beziehung vortrefflich ausgeführtes, Instrument, zur Prüfung und Vergleichung dahin abzugeben.

Herr Professor Amici, angeeifert durch den Beyfall, welchen seine Erfindung bey der italienischen Gesellschaft der Wissen-

*) Bekanntlich haben schon Newton, Smith, Barker u. a. katadioptrische Mikroskope ausgedacht und in Anwendung gebracht, sie wurden aber ihrer Unvollkommenheit und nur auf einzelne Fälle beschränkten Brauchbarkeit wegen, von den, zumal in neuerer Zeit so sehr vervollkommneten, dioptrischen so sehr verdrängt, daß sie ganz in Vergessenheit kamen, daß man ihre Vervollkommnung vernachlässigte und die wesentlichen Vortheile ganz übersah, die sie bey einer möglichen Verbesserung zu versprechen schienen und die nun Herr Professor Amici mit so gutem Erfolge in der Abhandlung Nr. 1 darthut.

Bibliothek einen von Philelphus herrührenden pergamentenen Codex des Philo, aus dem zwölften Jahrhundert, mit der bisher vollständigsten Edition der philonischen Werke vom Engländer Mangey, und fand im Manuscripte zwey Werke mehr, als im Mangey; und zwar das eine (de colendis parentibus, als Bestandtheil seines größern Commentars über die zehn Gebote) bereits aus Bandini's Katalog seit Maria Theresia's Zeiten bekannt, aber auf eine unverzeihliche Art von den Kritikern ganz übersehen! Das andere de cophini festo (Opfer von Erstlingen der Ernte, Obst, Trauben ꝛc.) ergab sich als ein neuer Fund Mai's bey der Vergleichung des Traktats de festis Hebraeorum. Mai gibt diese beyden Inedita nach seiner Gewohnheit, griechisch und lateinisch, mit kritischen Noten heraus, und als Draufgabe auf der letzten Seite, ein Fragment des armenischen Philo (Philonis de Iona) in lateinischer Uebersetzung von seinem Freunde, P. Zohrab, den wir schon aus dem Vorhergehenden kennen.

17. Gleichfalls Frucht einer Vakanzreise des Herausgebers, nach Verona, wo bekanntlich vor ihm »Preußische« Reisende ein beträchtliches Fragment des klassischen Juristen Kajus entdeckt hatten, dessen Bekanntmachung wir entgegen sehen. Herr Mai thut recht, sich durch genaue Erzählung der Thatsachen den Ruhm der Entdeckung zu sichern. Es ist ein Palimpsest Virgils mit Scholien, des vierten Jahrhunderts, den im neunten ein »barbaricus amanuensis« zu Werken Gregors des Großen zugeschnitten und verbraucht hat. Mai theilt hier nur die unedirten Scholien mit (mit Literarnotiz, kritischen Noten, Indicibus ꝛc., wie wir es von ihm gewohnt sind), und muntert Andere auf, mit Text und Scholien in einer neuen Ausgabe Virgils, das italienische Kleeblatt der Virgilischen Editionen mit Uncialen voll zu machen. Herr Mai hat diesen Scholiasten für jetzt noch ein Verzeichniß der (36) ambrosianischen Codices von Virgil, und die Anzeige mitgegeben, daß sich in der Turiner Bibliothek ein zwar sehr unvollständiger pergamentener Codex (aus dem zwölften Jahrhunderte) von Julius Valerius (13) befinde, der aber glücklicher Weise die zwey fehlenden Quaternionen des ambrosianischen bis auf wenige Worte ausfüllt.

18. Ist die erste Lieferung der von Mai und Zohrab gemeinschaftlich besorgten (von uns bereits bey Nro. 10 berichteten) lateinischen Uebersetzung der nur noch in der armenischen Uebersetzung erhaltenen *Χρονικοὶ Κανόνες* des Eusebius. Unter der lateinischen Uebersetzung stehen die entsprechenden Fragmente des griechischen Originals, die sich bey Syncellus u. A. erhalten haben, und das Ganze ist mit kurzen kritischen Noten aus-

gestattet. Die zweyte Lieferung, die so eben erschienen seyn soll, die wir aber noch nicht gesehen haben, wird zweifelsohne mit Indicibus ꝛc. das unschätzbare Werk beschließen.

Wer möchte daher nach solchen Proben von Herrn Mai's Eifer, Glück, Geschick, Fleiß und Kenntnissen nicht der baldigen Zutageförderung des bereits angekündigten Didymus, Homer und des für Deutsche doppelt wichtigen Ulfilas ungeduldig entgegensehen; wer von dem, was ein Mann in so kurzer Zeit geleistet, und von dem Eindrucke, den seine Entdeckungen in ganz Europa gemacht, nicht einen mächtigen allgemeinen Impuls erwarten, daß endlich alles, was auf diesem Wege für Philologie und Geschichte noch zu thun ist, gethan werde? Hrn. Mai rufen wir ein dankbar theilnehmendes Macte virtute, und ein bewunderndes Quaesitam *meritis* sume superbiam zu.

Art. XII. 1. Memoria del Sigr. Ingegniere Giambattista *Amici*, Professore etc. etc. de' Microscopj catadiottrici. *Modena* presso la Società tipografica, 4to, 1818. pag. 20 mit einer Kupfertafel.

2. Osservazioni sulla circolazione del Succhio nella Chara. Memoria del Sign. Prof. G. *Amici*. *Modena*, 4to, 1818. pag. 22 mit einer Kupfertafel.

1. Schon vor geraumer Zeit hatte man am hiesigen k. k. Hof-Naturalienkabinette Gelegenheit, sich von der Vortrefflichkeit eines von dem als Physiker rühmlichst bekannten Herrn Joh. Bapt. Amici, Professor der Mathematik an der Universität zu Modena, erfundenen (oder vielmehr vervollkommneten*) katadioptrischen Mikroskopes (Spiegel oder Reflex-Mikroskopes) zu überzeugen, indem Se. königl. Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog Maximilian die Gnade hatten, ein solches, in jeder Beziehung vortrefflich ausgeführtes, Instrument, zur Prüfung und Vergleichung dahin abzugeben.

Herr Professor Amici, angeeifert durch den Beyfall, welchen seine Erfindung bey der italienischen Gesellschaft der Wissen-

*) Bekanntlich haben schon Newton, Smith, Barker u. a. katadioptrische Mikroskope ausgedacht und in Anwendung gebracht, sie wurden aber ihrer Unvollkommenheit und nur auf einzelne Fälle beschränkten Brauchbarkeit wegen, von den, zumal in neuerer Zeit so sehr vervollkommneten, dioptrischen so sehr verdrängt, daß sie ganz in Vergessenheit kamen, daß man ihre Vervollkommnung vernachläßigte und die wesentlichen Vortheile ganz übersah, die sie bey einer möglichen Verbesserung zu versprechen schienen und die nun Herr Professor Amici mit so gutem Erfolge in der Abhandlung Nr. 1 darthut.

schaften zu Modena gefunden, die ihn dafür selbst mit einer goldenen Medaille beehrte, gibt nun, nachdem er mehrere Verbesserungen und Vervollkommungen in dieser Zwischenzeit noch angebracht hat, in einer eigenen Abhandlung, welche auch dem achtzehnten Bande der Schriften der italienischen Sozietät einverleibt ist, eine umständliche Beschreibung dieses Instrumentes zum Behufe der Physiker und Künstler, um dasselbe prüfen und darnach selbst anfertigen zu können.

Ein messingener Tubus von zwölf Zoll englisch in der Länge (und 1 $^1/_{10}$ Zoll in der Weite), macht den Körper des Mikroskops in horizontaler Richtung.

An dem einen Ende desselben ist ein metallener Hohlspiegel angebracht, dessen Achse jener des Tubus gleich läuft und dessen Krümmung elliptisch und so berechnet ist, daß von den beyden Brennpunkten der eine auf 2 $^6/_{10}$ und der andere auf zwölf Zoll Distanz von dessen Mittelpunkt fällt.

Ein kleiner Fuß im Innern des Tubus trägt einen kleinen ovalen metallenen Planspiegel (auf 1 $^6/_{10}$ Zoll Distanz vom vorigen entfernt und schief gegen ihn gerichtet), der durch einen schiefen Schnitt eines Metallcylinders von $^5/_{10}$ Zoll im Durchmesser erhalten wird. Der Mittelpunkt der polirten Oberfläche desselben fällt in die Achse des vorhin erwähnten Hohlspiegels, der vom Mittelpunkte dieses auf 1 $^5/_{10}$ Zoll absteht.

Dieser Planspiegel ist so gerichtet, daß er, indem er das Bild des zu betrachtenden Objektes (von dem unter ihm am Statif beweglich angebrachten Objektträger) durch eine in der Wand des Tubus nach unten angebrachte kleine Oeffnung aufnimmt, dasselbe gegen den Hohlspiegel wirft, in welchem dasselbe von dem am entgegengesetzten Ende des Tubus angelegten Auge durch mehr oder weniger vergrößernde Oculargläser, die da angebracht werden, beobachtet werden kann.

Der innere Diameter des Tubus (die Röhre im Lichten) nach welchem sich jener des großen Endspiegels richtet, habe 1 $^1/_{10}$ Zoll und die Dicke seiner Metallwände (die Dicke des Messings) sey etwa $^1/_{20}$ Zoll. Bey dieser Beschaffenheit desselben kann der zu betrachtende Gegenstand immer einen halben Zoll vom Tubus abstehen, und demnach von allen Seiten sehr gut beleuchtet werden, und zwar (transparente Körper) von unten durch einen am Statif angebrachten und daran beweglichen gewöhnlichen Beleuchtungsspiegel, oder (opake Körper) von oben, entweder durch das gerade einfallende Tageslicht oder durch Konzentrirung eines künstlichen Lichtes, mittelst eines am Objektträger angebrachten Kollektivglases, oder noch besser mittelst eines durchbohr-

ten metallenen Hohlspiegels, der unten am Tubus über den Gegenstand angebracht und demselben mehr oder weniger genähert werden kann. Der untere große Beleuchtungsspiegel sey konkav und habe drey Zoll im Diameter und eine Brennweite = 2, 5 höchstens.

Beyde diese Spiegel, der letztere über den Gegenstand angebrachte und dieser, lassen sich durch eine gemeinschaftlich korrespondirende Richtung, durch Drehen und Wenden, Auffassen und Reflektiren der Lichtstrahlen, so wechselwirkend vereinigen, daß solchergestalt der höchste Grad von Licht-Intensität und die vollkommenste Beleuchtung des Objekts von allen Seiten, theilweise und im Ganzen hervorgebracht werden kann (was inzwischen auch durch ähnliche Vorrichtungen bey dioptrischen Instrumenten erreicht werden kann).

Die angegebenen Ausmaße hält der Erfinder übrigens für die passendsten in Beziehung auf die Bequemlichkeit des Instrumentes, um bey einem hohen Grade von Wirkung und selbst bey dem höchsten Grade von Vergrößerung, doch eine mäßige, den Forderungen in den meisten Fällen entsprechende Distanz des Objektes vom Mikroskope, nämlich auf einen halben Zoll, zu erhalten, welche nicht nur die vollste, selbst einfache Beleuchtung von oben zuläßt, sondern auch ein Objekt von bedeutender Größe im Ganzen ohne Zerstücklung und kleine Thiere lebend, zu betrachten gestattet.

Ein gewöhnliches dioptrisches Mikroskop, dessen Objektivglas sechs Linien Brennweite hätte, würde diesem Stande des Objekts entsprechen und folglich, jedoch bey einer nur schwachen Vergrößerung (etwa = 1500 — 2000 in der Area) gleiche Vortheile zulassen.

Herr Professor Amici hat demnach bey diesem Stande die besten englischen Mikroskope von Adams und Dollond mit dem seinen verglichen, und dieselben Gegenstände komparativ betrachtet, und er behauptet, daß das seinige selbst bey gleichem Grade von Vergrößerung klarer und deutlicher zeige.

Mit dem Delabarre'schen und jenen Mikroskopen, welche zu Benedictbeuern von den Herren Utzschneider und Fraunhofer gefertigt werden, hatte Herr Professor Amici keine Gelegenheit, Versuche anzustellen, glaubt sich aber (und allerdings mit Recht) bewogen, zu schließen, daß das seinige einen ungleich höhern Grad von Vergrößerung zuließe, als letztere, indem er aus der Angabe, laut Preisnote, der Verfertiger ersieht, daß ihr größtes Mikroskop zu einem Preise von 1140 Fr. die Gegenstände nicht über 22,500 Mal nach der Area vergrößere, indeß das seinige bis auf eine Million geht. Er sucht nun durch einen ma-

schaften zu Modena gefunden, die ihn dafür selbst mit einer goldenen Medaille beehrte, gibt nun, nachdem er mehrere Verbesserungen und Vervollkommungen in dieser Zwischenzeit noch angebracht hat, in einer eigenen Abhandlung, welche auch dem achtzehnten Bande der Schriften der italienischen Sozietät einverleibt ist, eine umständliche Beschreibung dieses Instrumentes zum Behufe der Physiker und Künstler, um dasselbe prüfen und darnach selbst anfertigen zu können.

Ein messingener Tubus von zwölf Zoll englisch in der Länge (und 1 $^1/_{10}$ Zoll in der Weite), macht den Körper des Mikroskops in horizontaler Richtung.

An dem einen Ende desselben ist ein metallener Hohlspiegel angebracht, dessen Achse jener des Tubus gleich läuft und dessen Krümmung elliptisch und so berechnet ist, daß von den beyden Brennpunkten der eine auf 2 $^6/_{10}$ und der andere auf zwölf Zoll Distanz von dessen Mittelpunkt fällt.

Ein kleiner Fuß im Innern des Tubus trägt einen kleinen ovalen metallenen Planspiegel (auf 1 $^6/_{10}$ Zoll Distanz vom vorigen entfernt und schief gegen ihn gerichtet), der durch einen schiefen Schnitt eines Metallcylinders von $^5/_{10}$ Zoll im Durchmesser erhalten wird. Der Mittelpunkt der polirten Oberfläche desselben fällt in die Achse des vorhin erwähnten Hohlspiegels, der vom Mittelpunkte dieses auf 1 $^5/_{10}$ Zoll absteht.

Dieser Planspiegel ist so gerichtet, daß er, indem er das Bild des zu betrachtenden Objektes (von dem unter ihm am Stativ beweglich angebrachten Objektträger) durch eine in der Wand des Tubus nach unten angebrachte kleine Oeffnung aufnimmt, dasselbe gegen den Hohlspiegel wirft, in welchem dasselbe von dem am entgegengesetzten Ende des Tubus angelegten Auge durch mehr oder weniger vergrößernde Oculargläser, die da angebracht werden, beobachtet werden kann.

Der innere Diameter des Tubus (die Röhre im Lichten) nach welchem sich jener des großen Endspiegels richtet, habe 1 $^1/_{10}$ Zoll und die Dicke seiner Metallwände (die Dicke des Messings) sey etwa $^1/_{20}$ Zoll. Bey dieser Beschaffenheit desselben kann der zu betrachtende Gegenstand immer einen halben Zoll vom Tubus abstehen, und demnach von allen Seiten sehr gut beleuchtet werden, und zwar (transparente Körper) von unten durch einen am Stativ angebrachten und daran beweglichen gewöhnlichen Beleuchtungsspiegel, oder (opake Körper) von oben, entweder durch das gerade einfallende Tageslicht oder durch Konzentrirung eines künstlichen Lichtes, mittelst eines am Objektträger angebrachten Kollektivglases, oder noch besser mittelst eines durchbohr-

ten metallenen Hohlspiegels, der unten am Tubus über den Gegenstand angebracht und denselben mehr oder weniger genähert werden kann. Der untere große Beleuchtungsspiegel sey konkav und habe drey Zoll im Diameter und eine Brennweite = 2, 5 höchstens.

Beyde diese Spiegel, der letztere über den Gegenstand angebrachte und dieser, lassen sich durch eine gemeinschaftlich korrespondirende Richtung, durch Drehen und Wenden, Auffassen und Reflektiren der Lichtstrahlen, so wechselwirkend vereinigen, daß solchergestalt der höchste Grad von Licht-Intensität und die vollkommenste Beleuchtung des Objekts von allen Seiten, theilweise und im Ganzen hervorgebracht werden kann (was inzwischen auch durch ähnliche Vorrichtungen bey dioptrischen Instrumenten erreicht werden kann).

Die angegebenen Ausmaße hält der Erfinder übrigens für die passendsten in Beziehung auf die Bequemlichkeit des Instrumentes, um bey einem hohen Grade von Wirkung und selbst bey dem höchsten Grade von Vergrößerung, doch eine mäßige, den Forderungen in den meisten Fällen entsprechende Distanz des Objektes vom Mikroskope, nämlich auf einen halben Zoll, zu erhalten, welche nicht nur die vollste, selbst einfache Beleuchtung von oben zuläßt, sondern auch ein Objekt von bedeutender Größe im Ganzen ohne Zerstücklung und kleine Thiere lebend, zu betrachten gestattet.

Ein gewöhnliches dioptrisches Mikroskop, dessen Objektivglas sechs Linien Brennweite hätte, würde diesem Stande des Objekts entsprechen und folglich, jedoch bey einer nur schwachen Vergrößerung (etwa = 1500 — 2000 in der Area) gleiche Vortheile zulassen.

Herr Professor Amici hat demnach bey diesem Stande die besten englischen Mikroskope von Adams und Dollond mit dem seinen verglichen, und dieselben Gegenstände komparativ betrachtet, und er behauptet, daß das seinige selbst bey gleichem Grade von Vergrößerung klarer und deutlicher zeige.

Mit dem Delabarre'schen und jenen Mikroskopen, welche zu Benedictbeuern von den Herren Utzschneider und Fraunhofer gefertigt werden, hatte Herr Professor Amici keine Gelegenheit, Versuche anzustellen, glaubt sich aber (und allerdings mit Recht) bewogen, zu schließen, daß das seinige einen ungleich höhern Grad von Vergrößerung zuließe, als letztere, indem er aus der Angabe, laut Preisnote, der Verfertiger ersieht, daß ihr größtes Mikroskop zu einem Preise von 1140 Fr. die Gegenstände nicht über 22,500 Mal nach der Area vergrößere, indeß das seinige bis auf eine Million geht. Er sucht nun durch einen ma-

thematischen Kalkul selbst zu beweisen, daß ein so hoher Grad von Vergrößerung bey einem dioptrischen Instrument nicht wohl zu erreichen sey.

Herr Professor Amici zählt nun die Vortheile seines Mikroskopes auf.

1. »Der Beobachter habe die Bequemlichkeit, die Objekte in horizontaler Richtung betrachten zu können, was bey den dioptrischen Mikroskopen von oben nach unten geschehen muß.«

Man kann demnach sitzend und ohne Beugung des Kopfes, folglich bequemer, ruhiger, anhaltender beobachten, als wenigstens bey einem großen dioptrischen Kompositum von gewöhnlicher Konstruktion.

2. »Die verschiedenen Grade von Vergrößerung lassen sich leicht und schnell anbringen und verändern, indem man bloß das Okularglas zu wechseln braucht, ohne die Lage oder Distanz des Objekts verändern zu dürfen, so daß man dasselbe aufs schnellste durch alle Grade von Vergrößerung passiren machen kann, ohne den Gesichtspunkt auch nur im geringsten verändert zu finden; indeß bey den dioptrischen Instrumenten nicht nur das Objektivglas gewechselt, sondern auch jedesmal die Sehweite verändert werden müsse, was nicht nur Zeitverlust verursacht, sondern das Objekt nur höchst selten wieder in derselben Lage und in demselben Gesichtspunkte erscheinen läßt.«

Allerdings ein sehr wesentlicher Vortheil; inzwischen scheint Herr Professor Amici die Vorrichtung nicht zu kennen, die man, wenigstens an einigen, neuern dioptrischen Mikroskopen anzubringen pflegt, um wenigstens dem einen Nachtheil zu begegnen, nämlich: Sechs verschiedene Vergrößerungslinsen in eine flache messingene Scheibenkapsel, die sich um ihre Achse drehen läßt, in einen Kreis gelagert, einzuschließen und diese an die Stelle des Objektivglases so anzubringen, daß man nur eine Verschiebung oder Drehung jener Scheibe nöthig hat, um ohne alle Störung oder Aufenthalt und selbst ohne das Aug vom Okularglas abwenden zu dürfen, sogleich den Vergrößerungsgrad zu ändern. Das Objekt selbst bleibt auch ganz in seiner alten Lage, nur muß dasselbe bey verändertem Focus nach dessen Erforderniß mittelst des Objektträgers genähert oder entfernt und somit auch die Beleuchtung jedesmal verändert werden.

3) »Da bey diesem neuen Instrumente das Objekt immer auf derselben Stelle, und zwar beständig auf einen halben Zoll Entfernung vom Körper des Mikroskopes bleibt; so lassen sich in Flüssigkeiten getauchte Gegenstände und darin schwimmende Thiere sehr gut und beynahe in einer ähnlichen Tiefe, und bey jeder Vergrößerung betrachten; indeß bey dem dioptrischen Instrumente

wegen Kürze der Brennweite bey den höchsten Vergrößerungsgraden, dieß ganz unmöglich werde, da die Objektivlinse dem Gegenstande so nahe gebracht werden muß, daß sie eher die Oberfläche der Flüssigkeit berührt.« Dieser Vortheil, daß nämlich das Objekt stets und bey allen Graden von Vergrößerung so weit vom Tubus entfernt bleiben kann, ist offenbar der wesentlichste bey diesem neuen Instrumente, aus welchem die meisten übrigen folgen, und den man, zumal bey den höchsten Graden von Vergrößerung, bey allen dioptrischen Mikroskopen auf Kosten des Sehfeldes, und vorzüglich auf Kosten der Beleuchtung, folglich auf die der Schärfe und Deutlichkeit entbehren muß; und vorzüglich in dieser Beziehung, wenn sichs nämlich um einen Grad von Vergrößerung handelt, der bey einem dioptrischen Instrument die Anwendung einer solchen Objektivlinse fordert, deren Brennweite so kurz ist, daß sie jenen Vortheil durchaus versagt, keine zureichende Beleuchtung, zumal bey opaken Körpern von oben, zuläßt, spricht sich der Vorzug dieses verbesserten katadioptrischen Mikroskops am offenbarsten aus.

4) »Daß die Beleuchtung von allen Seiten und nach allen Richtungen und Punkten angebracht werden könne, selbst mittelst einer Lampe oder eines Kerzenlichtes, da die Flamme, ohne den Beobachter zu belästigen, dem Beleuchtungsspiegel sehr nahe gebracht werden kann.« Ein anderer auch nicht unwesentlicher Vortheil, der theils aus dem Vorhergehenden, insbesondere aber aus der horizontalen Lage des Instrumentes, und der Entfernung des Auges des Beobachters vom Objekt und dem Objektivglase entspringt, und in letzterer Beziehung bey den gewöhnlichen dioptrischen Compositis äußerst schwer, oft gar nicht erzielt werden kann.

5) »Da die Metallspiegel das Licht nicht zerstreuen, folglich keine Farben hervorbringen, so erscheinen die Objekte rein in ihren eigenthümlichen.« Dieß kann inzwischen bey dioptrischen Instrumenten durch eine gute achromatische Vorrichtung ebenfalls erzielt werden.

6) »Da der Diameter des Hohlspiegels im Verhältniß zur Fokallänge desselben so groß ist, so kann um so viel mehr Klarheit erwartet werden.« Bey gleichem Grade von Vergrößerung und ganz gleichen übrigen Umständen, möchte diese wohl noch vollkommner bey den dioptrischen erzielt werden können.

7) »Da die Deutlichkeit des Bildes durch Reflex weiter reicht als bey Refraktion; so läßt sich auch der Grad der Vergrößerung weit höher treiben.« Und dieser ließ sich in der That, wenn sichs gerade darum handelt, bey diesen Instrumente, so

bewegen sich konstant und regelmäßig in ununterbrochenem Kreislaufe, mit einer vom Centro gegen die Seitenwände allmälich zunehmenden Geschwindigkeit, in zwey abwechselnd entgegen gesetzten Strömungen, auf und abwärts, und zwar in den beyden Hälften eines und desselben, durch keine Scheidewand getrennten einfachen cylindrischen Kanales oder Gefäßes, welches der Länge nach durch die Pflanzenfaser läuft, aber Streckenweise durch Knoten unterbrochen und durch eine Scheidewand geschlossen ist, die den Cyclüs beschränkt.

So geht der Kreislauf in der ganzen Pflanze und in allen deren Fasern von einem Knoten zum anderen und in jeder, solchergestalt beschränkten, Strecke, für sich und unabhängig von den übrigen, vor sich.

Gewöhnlich geht die Bewegung perpendikulär auf- und abwärts, in einigen Fasern aber spiralförmig vor sich, so daß die aufsteigenden Strömungen, die anfangs rechts sich zeigten, dann links erscheinen und umgekehrt. In den Wurzelfasern findet nur ein einfacher solcher Kreislauf Statt, es zeigt sich nämlich nur ein einzelnes solches Centralgefäß; in den grünen Fäden der Pflanze aber ist ein mehrfacher, indem das große Centralgefäß von mehreren kleinen ähnlichen Gefäßen umgeben ist, die alle eine ganz gleiche Beschaffenheit haben, aber von jenen durch eigene Wände geschieden sind, so daß sie sich vollkommen von demselben lostrennen lassen, und in welchen ein ganz ähnlicher, und zwar jenem des Centralgefäßes entsprechender perpendikulärer oder spiralförmiger, für sich bestehender, Kreislauf, Statt findet.

Wenn ein solches Gefäß sanft unterbunden oder in einen scharfen Winkel gebogen wird, so wird die Cirkulation, wie durch einen natürlichen Knoten, unterbrochen, und geht dann über und unter dem Bande oder der Beugung, wie vorher nach der ganzen Strecke, vor sich; wird der alte Stand wieder hergestellt, so stellt sich auch die ursprüngliche Bewegung wieder her, falls anders die Pflanze an jener Stelle nicht wesentlich verletzt wurde oder der erzwungene Zustand nicht zu lange gewahrt hatte. Auch geht die Cirkulation in der einen Hälfte der Strecke vor sich, wenn die andere über den Band abgeschnitten wird.

Wenn ein solches Gefäß geradezu quer durchgeschnitten wird, so fließt der enthaltene Saft nicht zugleich und ganz aus, sondern nur jener der einen Hälfte, und zwar die gegen den Schnitt gerichtete Strömung, indeß die andere den girus fortsetzt. Essig hebt die Bewegung auf und verhindert selbst das Ausfließen des Saftes aus einem zerschnittenen Gefäß.

Die Gefäße sind von einer äußerst zarten, glatten, weißen, transparenten Membran gebildet, welche sehr regelmäßig der

Länge nach, parallel, grünlich gestreift erscheint, und zwar mit perpendikulärer oder spiralförmiger Richtung der Streifen, nach welcher Richtung auch jedesmal die Bewegung des Safts erfolgt. Zwischen den Streifen der einen und der andern Hälfte des Gefäßes, d. i. zwischen den beyden Strömungen, auf- und abwärts, ist stets ein streifenleerer glatter Zwischenraum jener Membran, von der Breite von fünf bis sechs und auch mehr Streifen. Solcher glatter Zwischenräume sind nun in jedem Gefäß zwey, sich gerade gegenüberstehend und von gleicher Breite, und zwischen ihnen sind die Streifen, die durch sie, in sofern das Gefäß selbst vollkommen cylindrisch ist, nun in zwey gleiche Halbkreise geschieden werden, ganz gleichförmig vertheilt.

Diese streifenleeren Zwischenräume, die den Zirkel des cylindrischen Gefäßes gerade diametrisch durchschneiden, bilden nun gleichsam die Trennungswand zwischen den beyden Strömungen, und wirklich geht auch hier gar keine oder nur eine höchst schwache oder unterbrochen stoßweise Bewegung der Saftkügelchen vor sich. Jene Streifen, deren in den beyden Halbkreisen des Gefäßes über hundert gezählt werden können, sind erhaben und an die innere Wand der Membran befestigt und von verschiedener Gedrängtheit und Stärke. Dort, wo sie am gedrängtesten, dichtesten und am stärksten erscheinen und überhaupt in ihrer Nähe und demnach gegen die Wände des Gefäßes hin, wird immer die stärkste und schnellste Bewegung der Saftkügelchen beobachtet.

Diese Streifen haben demnach einen offenbaren Einfluß auf die Art und den Grad der Bewegung des Saftes.

Bey einer 207,025 maligen Vergrößerung erscheinen diese Streifen aus rosenkranzartig aneinandergereihten, kleinen grünen Kügelchen oder Körperchen von irregulärer Form zusammengesetzt, die sich von den Saftkügelchen durch die grüne Farbe (und nach der Abbildung zu urtheilen, durch weit geringere Größe und mindere Sphärizität) unterscheiden und sich auch mit jener beym gleichzeitigen Ausfließen aus einem abgeschnittenen Theil der Pflanze in das Wasser nicht vermischen.

Wenn das Gefäß abgeschnitten wird, so trennen sich wohl viele derley Streifkügelchen in der Nähe des Schnittes von der Membran; die entfernteren aber bleiben an dieselbe angeheftet und behalten ihre Streifform, nur daß durch die verlorene Spannung diese in der Richtung geändert wird, und die Streifen in verschiedenen Krümmungen von oder gegen sich gebogen, stellenweis widernatürlich genähert oder von sich entfernt erscheinen, und in diesem Falle folgt die Bewegung der Saftkügelchen, in so weit sie noch Statt findet (da, wie oben gesagt, nicht aller Saft zugleich ausfließt), dieser neuen widernatürlichen Richtung, und

zeigt sich selbst an jenen Stellen am schnellsten vor sich gehend, wo jene Streifen nun zufällig am dichtesten sich lagerten.

Wird die Membran des Gefäßes allmälich gedrückt, so können nach und nach alle diese Streifkügelchen aus der Schnittöffnung en masse herausgedrückt werden, und die Membran erscheint dann ganz glatt, rein weiß und durchsichtig wie Glas. Essig macht diese Kügelchen einzeln oder paarweise, oder mehrfach zusammenhängend als Kettenbruchstücke hervorkommen, und sie scheinen dann unter sich durch eine äußerst zarte Membran verbunden zu seyn.

Da nun das Ursächliche der konstanten und regelmäßigen Bewegung des Saftes in dieser Pflanze, schlechterdings nicht den, von den Pflanzen-Physiologen bisher angenommenen Kräften, weder der Kapillarität, noch der alternirenden Kontraction und Dilatation oder der Irritabilität der Gefäße zugeschrieben werden kann, indem sich diese offenbar ganz passiv verhalten; da im Gegentheile jene, aus Kügelchen zusammengesetzten symmetrischen Streifen den augenscheinlichsten Einfluß nicht nur auf die Art, sondern selbst auf den Grad und die Realität der Bewegung zeigen: so glaubt der scharfsinnige Beobachter die Muthmaßung wagen zu dürfen, daß jene Streifen als voltaische Säulen zu betrachten wären, und daß das galvanische Agens das Ursächliche jener Bewegung sey; welche Muthmaßung einerseits durch die Konstruktion dieser Streifen, andererseits durch die bekannten (aber zum Theil doch noch nicht hinlänglich bewährten) Erfahrungen, daß durch dieses Agens das Wasser vom positiven Pol zum negativen übergeleitet, gegen alle hydraulischen Gesetze über das Niveau erhoben, und durch die für dasselbe sonst impermeablen Poren einer Blase durchgeleitet werden könne, unterstützt werde.

Es ist merkwürdig, daß ein zweyter Naturforscher dieselben seltnen und schwierigen phytotomisch-mikroskopischen Untersuchungen, und zwar mit einer und derselben Pflanze ganz gleichzeitig anstellte, und die Resultate seiner Beobachtungen in ein und demselben Jahre bekannt machte; so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß keiner von beyden von des andern Arbeiten die entfernteste Notiz hatte. Der eifrige deutsche Botaniker, Herr Dr. K. Ph. Fr. Martius (derselbe der sich gegenwärtig als königl. bayerischer Naturforscher in Brasilien befindet), schrieb nämlich schon im Jahre 1815 eine Abhandlung über den Bau und die Natur der Charen, welche in der königl. Akademie der Wissenschaften zu München vorgelesen, aber erst im vorigen Jahre mit den Verhandlungen (nova acta physico-medica) der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, B. I. Erlangen 1818, 4to, im Druck erschien.

Herr Dr. Martius fand, was den innern Organism betrifft, und zwar bey mehrern Arten dieser Pflanzengattung, die er untersuchte, namentlich Chara vulgaris (auf welche sich Amici's Untersuchungen beschränkten), Chara flexilis und hispida, ganz dieselbe Beschaffenheit, die er selbst noch deutlicher als Herr Amici beschreibt, und durch mehr ausgeführte Abbildungen besser versinnlicht: dieselben häutigen einfachen, durch Knoten unterbrochenen, und hier mehr oder weniger blasenförmig abgeschlossenen Röhren oder Schläuche (unvollkommene Zellen) mit dem einzigen Unterschiede, daß er bisweilen den Centraltubus von noch mehrern und zwar symmetrisch in drey Reihen gestellten kleinern Röhren umgeben, diese nicht immer jenen parallel laufend, nämlich bisweilen spiralförmig, wenn jener perpendikulär, die Membran dieser Röhren an einzelnen Stellen hie und da äußerst zart durchlöchert, und mannigfaltige Abweichungen der Kolben oder blasenförmigen Endigung derselben in den Knoten der länger oder kürzer gegliederten Pflanze fand.

Was die Säfte und jene grüne Kügelchen betrifft, so fand Hr. Martius eine pulpöse schleimichte Materie, die aber jene Röhren von außen umgab, deren ganze Oberfläche bedeckte, und ihm die schützende Bekleidung und das Bindungsmittel zwischen den umgebenden kleinen Röhren, wenn solche vorhanden sind, und dem Centraltubus abzugeben schien. Wenn diese Materie von der Oberfläche der Röhre behutsam abgesondert wurde, so erschien sie dem freyen Auge schleimicht, halb durchsichtig, weiß oder grünlicht, und unter dem Mikroskope aus einer formlosen, gallertartigen, durchsichtigen, weißen, mit sehr feinen grünlichen Kügelchen gemengten Substanz zu bestehen.

Bey der Chara flexilis beobachtete Herr Dr. Martius diese grünen Kügelchen oder Körner sehr eng und fast in regelmäßige Reihen geordnet, aneinander liegend, und die äußersten peripherischen Lagen auf den Röhren bildend, so daß nach Wegnahme derselben, erst die andere durchsichtige weiße Materie zum Vorschein kam. — Sollte hier durch Mangelhaftigkeit des Instrumentes, durch Unvollkommenheit der Betrachtung, oder durch Verletzung der Pflanze eine Täuschung Statt gefunden haben, daß Herr Martius jene grünen Kügelchen nach außen an und zwischen den Röhren, und nicht durchaus regelmäßig streifartig gereihet fand? —

Die Röhren selbst enthielten eine wasserhelle, durchsichtige Flüssigkeit, und jene grünen Körner (die er, nach einer von dem Herrn Apotheker Dr. Buchner vorgenommenen chemischen Analyse der Pflanze, aus harzigem Farbestoff bestehend erklärt) in noch größerer Menge, welche unter dem Mikroskope theils als

kugelrunde glatte Körperchen, theils ohne bestimmte Form wie coagulirte Lymphe erschienen. Und hier spricht nun Hr. Dr. Martius kein Wort von einer beobachteten regelmäßigen Lagerung dieser Körner, und einer streifartigen Aneinanderreihung an den inneren Wänden jener Röhren.

Was endlich die Bewegung des Saftes betrifft, auf welche Herr Dr. Martius nicht nur durch die frühern Beobachtungen des Abbé Corti, sondern insbesondere durch die neuern bekräftigenden des (mit dem Mikroskope und der Anatomie der Pflanzen so vertrauten) Dr. L. C. Treviranus zu Bremen (Beobachtungen über die Bewegung des körnigen Wesens in einigen Conferven und einer Chara: in Weber's Beyträgen zur Naturkunde, B. II. Kiel 1810, 8vo., die Herr Professor Amici nicht gekannt zu haben scheint), aufmerksam und um so neugieriger gemacht wurde, als sie ihm allen hydraulischen Gesetzen zuwider, und bey der Struktur der Gefäße, in welchen er wirklich keine Scheidewand, die Corti vermuthete, gefunden zu haben bestätiget, unerklärbar schien; so konnte derselbe doch (vielleicht aus Mangelhaftigkeit des Instrumentes, oder wegen nicht ganz zweckmäßiger Behandlung der Pflanze) durchaus keine Regelmäßigkeit in derselben und überhaupt keine, am wenigsten eine so entgegengesetzte Bewegung beobachten, die nicht aus der zufälligen Lage des Pflanzentheils und mechanisch zu erklären gewesen wäre, ob er gleich die Pflanze und namentlich die Chara flexilis in ganz frischem Zustande, und in allen Jahrszeiten wiederholt in dieser Beziehung untersuchte. Noch ist bemerkenswerth, daß Herr Professor Treviranus jene regelmäßige Bewegung des Saftes, und zwar genau so wie Herr Professor Amici (jedoch auch ohne regelmäßige Vertheilung und streifartige Reihung der grünen Körner und deren Befestigung an die innern Wände der Röhren zu bemerken, und ohne sie auch nur entfernt als das Ursächliche jener Bewegung ansehen zu wollen), aber nur in der Chara flexilis, und durchaus keine Spur davon in der Chara vulgaris beobachtete.

Was nun jene Beobachtungen um so wichtiger und folgenreicher macht, ist der Umstand, daß Herr Professor Amici eine ähnliche Organisation bey verschiedenen andern Pflanzen, namentlich bey Tropeolum majus und Humulus Lupulus (die bekanntlich unter gewissen Umständen elektrische Erscheinungen wahrnehmen lassen, die inzwischen etwas problematisch sind) und mehreren andern, welche er der von Mirbel entdeckten, und auch von andern Pflanzen-Physiologen beobachteten porösen Röhren wegen, untersuchte, gefunden haben will, und berechtiget zu seyn glaubt, jene kleinen Körner, welche Spren-

gel in den Zellen einiger Pflanzen fand, und die oft eine regelmäßige Stellung zeigen, für ähnliche Streifkügelchen, und somit für einen ähnlichen galvanischen Apparat annehmen zu dürfen.

Es scheint ihm demnach gar nicht unwahrscheinlich, daß das Ursächliche der Bewegung des Saftes bey allen Pflanzen, auf einem gleichen, wenn gleich mannigfaltig modifizirten Organism, auf einem gleichen Prinzip und gleicher Kraft beruhe.

Er war sehr geneigt, die Mirbel'schen Röhren für solche gestreifte Gefäße, und die angegebenen Poren für nichts weiter als symmetrisch geordnete Kügelchen zu halten, die durch eine optische Illusion im Centro perforirt erschienen; überzeugte sich aber, trotz der vorgefaßten Meinung und der Vorliebe für seine Theorie, die dadurch sehr begünstigt worden wäre, vollkommen vom Gegentheile, fand wirkliche Poren, fand aber auch, daß jene Gefäße keine Saft- sondern wirkliche unbestreitbare Luftgefäße wären, für welche sie auch Link schon erkannte. Dagegen fand Herr Professor Amici, daß die tubi fibrosi dieser und mehrerer anderer Pflanzen, welches deren eigentliche Saftgefäße sind, ähnliche Streifen und Kügelchen erkennen lassen.

Auch über die Blutkügelchen, deren Gestalt und Bewegung in den Blutgefäßen der Thiere, soll Herr Professor Amici interessante Beobachtungen gemacht haben, deren Bekanntmachung noch zu erwarten steht. Schreibers.

Art. XIII. Deutsches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Neue unveränderte Ausgabe. Leipzig 1817.

Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze, dargestellt von Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Eiselen. Berlin 1816.

Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes, von Joh. Chr. Fried. GutsMuths. Frankfurt am Main 1817.

Katechismus der Turnkunst, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler, von J. C. Fried. GutsMuths. Frankfurt am Main 1818.

Leben und Turnen, Turnen und Leben. Ein Versuch durch höhere Veranlassung von Professor Dr. von Könen, Ober-Medicinal- und Regierungsrathe ꝛc. Berlin 1817.

Die Turnfehde, oder: Wer hat Recht? dargestellt von Wilhelm Scheerer. Berlin 1818.

Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden, von Dr. Franz Passow. Breslau 1818.

Unter dem Namen des Turnens ist im nördlichen Deutschlande eine neue Art, die Leibesübungen zu betreiben, vor ei-

nigen Jahren aufgekommen, mit welcher man überhaupt allgemeine Erziehungs-Zwecke verbinden zu können glaubt.

Da, wo man aufgehört hat, die Bildung zur Frömmigkeit und Gottesfurcht als die einzige feste Grundlage aller Erziehung zu betrachten, hat man natürlich auf Ersatzmittel denken müssen, und wohlmeinende Männer haben es dort seit längerer Zeit nicht an Vorschlägen und Versuchen fehlen lassen, um der Erziehung ein neues Fundament und eine sichere Richtung zu verschaffen.

Als besonders nach den Unglücksfällen des Jahres 1806 viele Stimmen laut wurden, welche alle Schuld auf die eingerissene verderbte Gesinnung der Zeitgenossen zu wälzen sich bemüheten, war es natürlich, daß Manche der Besseren, die für den Augenblick an Rettung verzweifelten, ihre Blicke voll Hoffnung in die Zukunft richteten, und von einer tüchtigeren Nachkommenschaft Wiederherstellung und Ersatz erwarteten, hoffend, es werde den Vätern trotz ihrer Verschuldung gelingen, bessere Söhne aufzuerziehen. Man wird sich aus jener Zeit noch der kräftigen Aufforderung erinnern, welche Fichte in seinen Reden an das deutsche Volk ausgehen ließ, wiewohl man sich jetzt schwerlich eines leisen Lächelns erwehren kann, wenn man bedenkt, mit welcher wundersamen Ernsthaftigkeit der ehrliche Philosoph damals allen seinen Zeitgenossen jede Kraft zur Selbstbesserung rein absprach, und sie dagegen mit ihren Wünschen und Hoffnungen lediglich an ihre Kinder, oder vielmehr für diese an einen einzigen Retter und Nothhelfer, nämlich an den sonst ehrenwerthen Johann Heinrich Pestalozzi verwies. Fichte's Wort wirkte übrigens in seinem Kreise gewaltig, und es ist nicht zu läugnen, daß er dem Erziehungswesen seines Landes in der damaligen Zeit in vieler Hinsicht eine entschiedene Richtung angewiesen hat.

Aus etwas späterer Zeit, aber von einem seiner eifrigen Verehrer, rührt nun auch die Erfindung und Einführung der sogenannten Turnkunst her.

Der Plan, die ganze waffenfähige Jugend des Landes nach und nach für den Kriegsdienst einzuüben, ward im Preußischen schon seit mehreren Jahren im Stillen verfolgt. Jetzt gerieth Herr Friedrich Ludwig Jahn, welcher bereits sein deutsches Volksthum herausgegeben hatte, auf den Gedanken, auch die Knaben schon zu der ihnen vorbehaltenen künftigen Bestimmung körperlich vorzuerziehen, und eröffnete im Frühlinge 1811 bey Berlin seinen ersten Turnplatz. Unter seiner, eines körperlich starken und gewandten Mannes, Aufsicht und Anleitung wurden von Knaben allerley Alters an bestimmten Nachmittagen, und nach zweckmäßig erfundenen Regeln mancherley Leibesübungen betrieben, und der neue Meister machte dabey die Erfahrung,

daß außer der beabsichtigten körperlichen Gewandtheit die Turnkunst in den Seelen der Knaben auch »einen großen Gemeingeist »und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverläug»nung« (Jahn's deutsche Turnkunst. S. VI.) zu erzeugen im Stande sey, eine Erfahrung, wodurch die Hoffnungen aller derjenigen mächtig gehoben werden mußten, welche mit Fichte bessere Zeiten nur von der Zukunft und den Thaten einer veredelten Nachkommenschaft erwarteten.

Die göttliche Vorsehung fügte es jedoch anders, als die Menschen sich vorgestellt hatten, und machte mit dem Uebermuthe der Gewaltigen und der Kleingläubigkeit der Verzagten auch die Berechnung der Klugen zu Schanden. Auch der Turnkunst ward es nicht verstattet, ihren ursprünglichen Zweck in der beabsichtigten Art zu erreichen. Als der Krieg ausbrach, bestand sie seit zu kurzer Zeit, und war noch wenig ausgebreitet, als daß sie dem Heere irgend eine bemerkbare Anzahl von Mitstreitern hätte liefern können. Doch sind alle wehrhaften Turner beyde Male freywillig in's Feld gezogen, und einige haben ihr Leben dem Vaterlande nicht unrühmlich zum Opfer gebracht (Turnkunst S. VIII und X.).

Obgleich nun solchergestalt bey der schnellen und glücklichen Umwandlung der öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands, der eigentliche, uranfängliche innere Zweck der Turnanstalten nicht hatte erreicht werden können, so geriethen sie dennoch deßhalb keineswegs in's Stocken. Der Eifer des Meisters, der Antheil mancher Gewogenen, und die eigene Lust der Jugend hielten das begonnene Werk nicht nur aufrecht, sondern förderten dasselbe auch merklich. Und wenn der zuerst leitende Gedanke, die Jugend zu dereinstiger Rettung des Vaterlandes an Leib und Seele rüstig und tüchtig zu machen, natürlicher Weise hatte aufgegeben werden müssen; so trat mit leichter Abänderung nunmehr der Plan einer kräftigen Volkserziehung zur Bewahrung und Anwendung der wieder erworbenen Selbstständigkeit an dessen Stelle, wobey die Idee, vom Leibe aus, und an und mit demselben auch Seele, Geist und Herz zu bilden und zu üben mit Beharrlichkeit festgehalten wurde.

Es werden jetzt »wenigstens schon sechzig freudig gedeihende »Turnplätze« in Deutschland gezählt (Passow's Turnziel. S. 58.); die meisten in den Städten des preußischen Reichs, aber auch außerdem bereits in Mecklenburg, Weimar, Rudolstadt, im Königreich Würtemberg, in der Pfalz am Rhein, in beyden Hessen, im Baireuthischen, in Sachsen-Gotha, in Lippe-Bückeburg und in den Freystaaten und Städten Bern, Bremen, Hamburg und

Frankfurt am Main (Turnziel S. 203), zum Theil auf höhere Verfügung, zum Theil als Unternehmung wohlgesinnter Einzelner.

Nichts desto weniger sind die Urtheile über diesen neuen Bestandtheil der öffentlichen Erziehung noch sehr getheilt. Turn-Freunde und Feinde stehen einander entschieden gegenüber; man erblickt auf beyden Seiten nicht bloß Privatpersonen, sondern auch Staatsmänner und Regierungen; der Streit über Werth oder Unwerth der Sache wird öffentlich und im Stillen mit Lebhaftigkeit und Ernst, ja nicht selten mit gelegentlicher Erbitterung geführt, und die deutsche Jugend selbst auf Schulen und Universitäten scheint dadurch auf eine bedenkliche Weise in sich selbst entzweyet werden zu wollen.

Unter solchen Umständen wird eine unparteyische und ruhige Würdigung des Turnwesens um so wünschenswerther, als bey der Ausbreitung, welche es bereits gewonnen, und dem Eifer, womit es beschützt wird, nicht erwartet werden kann, daß es etwa nach einiger Zeit in sich selbst zerfallen und spurlos vorüber gehen werde. Es wird ein Standpunkt nöthig, von welchem aus besonnene Beobachter, ohne die gewaltigen Hoffnungen der Freunde, oder die übertriebenen Befürchtungen der Feinde zu theilen, den Gang der Angelegenheit verfolgen, und das endliche Ergebniß in Ruhe abwarten können. Denn in allen menschlichen Dingen bewährt es sich am Ende, daß zwischen denen, welche das Neue rasch gefördert, und denen, welche das Alte streng festgehalten wissen wollen, ein drittes Mittleres, beyden fast unbemerkt, sich wie von selbst gestaltet. Die gütige Natur, wie wir den von der Vorsehung geleiteten Gang der Dinge wohl zu nennen pflegen, übernimmt dabey das wohlthätige Geschäft der Vermittlung, indem sie jedes Streben in seine Schranken weiset, die Kraft mit dem Widerstande versöhnt, Absicht und Urtheil läutert, und Allem endlich Maß, Richtung und Ziel vorschreibt.

Alle die mancherley Vorwürfe, welche gegen das Turnen erhoben werden, können übrigens füglich unter drey Haupt-Gesichtspunkten zusammengefaßt werden. Sie sind nämlich entweder gegen die Kunst selbst, als solche, d. h. als Inbegriff der Leibesübungen betrachtet, gerichtet, oder gegen den Geist, welcher dadurch bey der Jugend erweckt wird, oder endlich gegen das Ziel, worauf es dabey abgesehen seyn soll. Es scheint daher zweckmäßig, daß, wenn gründlich von der Sache geredet werden soll, dieser dreyfache Gesichtspunkt festgehalten werde. Doch muß voraus bemerkt werden, daß, wenn gleich im Folgenden Turn-Kunst, Turn-Geist und Turn-Ziel, ein jedes für sich

und in einem eigenen Abschnitte behandelt werden sollen, dennoch die Scheidung dieser drey in der Wirklichkeit auf's genaueste zusammenhängenden Stücke auch auf dem Papier schwerlich so vollständig werde bewerkstelligt werden konnen, daß nicht, wenn von dem Einen vorzugsweise geredet wird, auch der beyden andern gedacht werden dürfte.

Turn-Kunst.

Die männliche Jugend zur Erlangung von körperlicher Kraft und Gewandtheit in allgemeinen Leibesübungen förmlich und kunstgerecht zu unterweisen, ist schon seit mehr als dreyßig Jahren verschiedentlich empfohlen, und hie und da in Erziehungsanstalten mit Erfolg versucht worden. Auch haben die vor längerer Zeit erschienenen Schriften von GutsMuths und Vieth (J. Ch. F. GutsMuths Gymnastik für die Jugend. Erste Ausgabe. Schnepfenth. 1793, und G. U. A. Vieth Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen. Zwey Theile. Berlin 1794—95), welche diesen Gegenstand unter dem alten Namen der Gymnastik, und dem gebräuchlicheren der Leibesübungen ausführlich und systematisch behandeln, bey vielen Jugendfreunden und namentlich bey Privat-Erziehern lange in verdienter Werthschätzung gestanden. Es war daher nur zu bedauern, daß die wohlgemeinten Vorschläge dieser Männer nirgends [1]) im Ganzen und Großen, sondern nur hie und da im Einzelnen und Kleinen zur Ausführung gebracht werden konnten. Denn Herrn Jahn blieb es vorbehalten, der bereits wohlbekannten Sache mit einem neuen Namen auch einen neuen Schwung und Anstoß zu allgemeinerer Verbreitung und wirklicher Oeffentlichkeit zu geben. Gymnastik und Turnkunst sind also ursprünglich, ihrem Wesen und Begriffe nach, d. h. als Anleit zu Leibesübungen, Eins und dasselbe [2]), und für diejenigen, welche nur auf das Wesentliche zu sehen sich gewöhnt haben, könnte daher der in vollem Ernste geführte Streit über den Vorzug des einen oder des andern Ausdrucks, so wie jener andere über die deutsche oder ausländische Abkunft des Wortes: Turnen [3]), bey welchem sogar der heilige Notkar als Zeuge aufgerufen worden (Turnkunst S. XXVIII), an und für sich sehr gleichgültig seyn, wenn nicht auf anscheinend unbedeu-

---

[1]) Außer in Dänemark. Siehe unten.

[2]) Ob auch ihrem Beywesen nach, wird weiterhin untersucht werden.

[3]) Nach aller Wahrscheinlichkeit kömmt das Wort doch vom lateinischen tornare her, wie auch torneamentum, Turnier, zu beweisen scheint.

tende Veränderungen des Ausdrucks oft sehr wichtige Verschiedenheiten der Begriffe zu folgen pflegten. Uebrigens hat Herr Guts Muths selbst den neuen Namen Turnkunst für die von ihm wieder erweckte alte Gymnastik mit großer Bereitwilligkeit sich gefallen lassen.

Der Name indessen sey welcher er wolle, auf die Idee der Sache selbst kommt es an. Diese aber ist, an und für sich selbst betrachtet, und von allem zufälligen Nebenwesen entkleidet, als ganz unverwerflich, ja als über jede Verunglimpfung erhaben anzusehen und zu preisen. Wer möchte auch wohl mit Grunde etwas dawider einwenden können, daß die Spiele und Uebungen, zu denen gesunde Knaben schon von selbst sich ermuntert fühlen, nicht bloß einer verständigen Aufsicht und Anleitung, und einer für die Jugend überall so nöthigen Ordnung und Regelmäßigkeit unterworfen werden, sondern daß man sie auch überhaupt dazu anwendet, um die heranwachsenden Körper zweckmäßig zu stärken und auszubilden, den jugendlichen Sinn zu erfrischen, und dem Geiste der Knaben frühzeitig Muth, Entschluß, Besonnenheit und tüchtiges Selbstvertrauen einzuflößen? Die traurigen Folgen vernachläßigter Leibeserziehung zeigen sich auf's offenbarste in allen Ständen, bey den Vornehmern, namentlich bey Geschäftsmännern und Gelehrten, als Ungeschick und daher rührende körperliche Verzagtheit, als mangelhafter Gebrauch der Sinnenwerkzeuge, Verwöhnung und frühe Kränklichkeit, lauter Folgen entnervender Stubenerziehung; bey den Niedern aber nicht minder häufig als frühe Steifigkeit, Unanstelligkeit und mannigfaltige innere und äußere Schäden und Gebrechen, gewöhnliche Erzeugnisse einer in der Kindheit schon übertriebenen unzweckmäßigen und einseitigen Anstrengung der Kräfte.

Allem diesem Unheil aber will die Turnkunst abhelfen, sie will »die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen »Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung »die wahre Leibhaftigkeit zuordnen (Turnkunst S. 209), Ge»sammtheit und Uebereinstimmung körperlicher Bildung hervor»bringen (Turnziel S. 99), dem leiblichen Leben Kraft und »Stärke, Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, Gewandtheit und »Anstelligkeit ertheilen« (Jahn a. a. O.), und so der Seele selbst eine gesunde und vollkommen brauchbare Wohnstatt bereiten. Daneben aber will sie den in der Erziehung so verderblichen grellen Unterschied zwischen dem sauren Ernste des Lernens und der ausgelassenen Willkür des Spieles auf eine freundliche Art ausgleichen, indem sie, so viel es sich thun läßt, das ganze Leben und Treiben der Jugend in eine freye und fröhliche, immer aber gesetzmäßige Beschäftigung zu verwandeln sucht.

Es bleibt nun keine andere Frage übrig, als: Leistet die Turnkunst in der That das Vortreffliche, welches sie will? Und es gebührt sich, daß darüber zuvörderst die Widersacher gehört werden.

Von diesen wird behauptet:

1) Die Uebungen seyen theils dem Körper an und für sich schädlich, theils zu gewagt, theils endlich überflüssig. Namentlich hat der Professor Wadzeck in Berlin, in einem eigenen Aufsatze ein ganzes Heer von Krankheiten und Leibesschäden namhaft gemacht (abgedruckt in W. Scheerers Turn-Fehde S. 19—53), welchen der menschliche Körper durch das Turnen bloßgestellt seyn soll; und Aeltern oder Vormünder, welchen jener schreckliche Klaggesang zu Gesichte kommt, müssen von einem wahren Abscheu gegen die anscheinend verderblichste aller Neuerungen erfüllt werden. Glücklicher Weise aber hat bisher nicht nur kein Sachverständiger, nämlich kein Arzt, gegen das Turnen gesprochen (Turnziel S. 224), sondern die erhobenen Besorgnisse haben auch durch den auf höhere Verfügung nach gründlicher Untersuchung abgestatteten ämtlichen Bericht des königl. preußischen Ober-Medicinal- und Regierungsrathes Dr. von Könen, vielmehr sehr zerstreut werden müssen, und würden wahrscheinlich noch weit vollständiger gehoben worden seyn, wenn jener Bericht in seiner öffentlich gewordenen Gestalt an ärztlichen Gründen und Bemerkungen reicher und ausführlicher, in übrigen Lobeserhebungen aber einfacher und gemäßigter ausgefallen wäre.

Weit entfernt, der Gesundheit nachtheilig zu seyn, müssen die Leibesübungen in der Art und Folge, wie sie auf den Turnplätzen betrieben werden sollen, vielmehr für höchst zuträglich und heilsam gehalten werden. Uebertreiben läßt sich Alles, und der Unvorsichtige kann auch bey der einfachsten Bewegung Schaden nehmen. Um so mehr aber müssen Maß, Vorsicht und Obacht geschätzt werden, welche eine echte Gymnastik zur Pflicht macht. Auf allen Reitschulen, Fechtböden, Tanzsälen ereignen sich von Zeit zu Zeit Unglücksfälle, oder einzelne junge Leute empfangen dort wenigstens den Keim zu künftiger Kränklichkeit; noch öfter aber nehmen die Knaben bey den Spielen und Uebungen, welche sie ohne Aufsicht und Anleit untereinander treiben, auf mannigfaltige Weise Schaden. Wollte man hier vergleichen, so würde sich gewiß finden, daß verhältnißmäßig auf den Turnplätzen viel weniger Unheil sich ereignet, und doch wäre dabey der große direkte Vortheil noch gar nicht in Anschlag gebracht, welchen eine kunstgerechte leibliche Gewandtheit in eigenen Gefahren und zur Rettung anderer gewährt.

Ob indessen das öffentliche Wett-Turnen, welches auch in anderer Hinsicht als wenig empfehlenswerth erscheint, nicht Veranlassung werden könne, daß ehrbegierige Knaben sich über ihre Kräfte anstrengen, oder schwierigere Stücke mit getheilter Aufmerksamkeit unternehmen, ist eine andere Frage, welche reifliche Erwägung verdienen möchte. Dagegen aber sind die einzelnen Uebungen mehrentheils so zweckmäßig erfunden, die Vorbereitungen so einfach und gründlich, die Stufenfolge so allmählich, die Vorsichtsmaßregeln so sorgfältig, und die Aufsicht so genau, daß in allen diesen Rücksichten nicht viel zu wünschen übrig bleiben möchte, und von einem unparteyischen Beobachter auch der Vorwurf zu nichte werden muß, als wären einzelne Stücke mit zu großer Gefahr verbunden. Denn welcher Unternehmung Kräfte und Geschick angemessen sind, eine solche kann nie als gefährlich angesehen werden, wie halsbrechend sie auch dem Ungeübten erscheinen möge. Eben so wenig aber möchten einzelne Uebungen deßwegen überflüssig genannt werden dürfen, weil sie in ihrer eigentlichen Gestalt außer dem Turnplatze selten oder niemals Anwendung finden. Gleich dem Decliniren und Conjugiren, welches in der Schule fleißig geübt, aber nachmals weder in Rede noch Schrift als solches gebraucht wird, sind in jeder Kunst gewisse Uebungen nothwendig, welche keinen andern Zweck haben, als Fertigkeit hervorzubringen, und, wenn dieser erreicht ist, nicht weiter getrieben zu werden brauchen.

Hiemit soll jedoch keineswegs behauptet werden, als wären wirklich alle einzelnen Turnübungen auf gleiche Weise nöthig und nützlich. Es wird davon weiter unten ausführlicher gehandelt werden. Auf jeden Fall müßten wenigstens diejenigen, welche den Kunststücken der Gaukler zu ähnlich sehen, soviel wie möglich von den öffentlichen Uebungsplätzen verbannt seyn.

2) Ferner wird der Turnkunst vorgeworfen: sie raube Zeit, ermatte für Geistes-Anstrengungen, und gebe zu viel Zerstreuung. Indessen sieht man es diesem Tadel auf den ersten Blick an, daß er nur gegen ein fehlerhaftes Uebermaß gerichtet seyn kann. Sind nur die Uebungen an und für sich gut, so wird auch das richtige Mittelmaß nicht schwer zu finden seyn für Zeit und Art, sie anzustellen. Nur den Turnmeistern selbst dürfte die Bestimmung hierüber nicht füglich überlassen bleiben. Man weiß ja, wie diejenigen, welche eine Kunst ausschließend treiben und lehren, geneigt sind, ihre Beschäftigung für die Hauptsache in der Welt zu halten. Wollte man den einzelnen Fecht-, Tanz-, Musik- oder Stall-Meistern glauben, so würde ein junger Mensch kaum Zeit genug haben, um sich nur einer von diesen Künsten mit Erfolg widmen zu können.

Glücklicher Weise aber ist es bis dahin den Aeltern, Vormündern und Erziehern unbenommen gewesen, nach eigenem Gutbefinden und ihren besondern Zwecken und Ansichten gemäß die Unterweisung ihrer Kinder oder Pfleglinge zu bestimmen; und so lange es keine eigentlich öffentliche Erziehung gibt, ist nicht wohl abzusehen, warum gerade in Rücksicht der Turnkunst eine Ausnahme gemacht werden sollte. Am zweckmäßigsten würde es auf jeden Fall seyn, wenn der Turnunterricht mit der übrigen Erziehung und Unterweisung auf's Genaueste in größeren Anstalten verbunden seyn könnte (als worauf auch die eifrigsten Turnfreunde ernstlich dringen), wo dann natürlicher Weise die Bestimmung über Zeit, Art und Maß der Leibesübung von den Ordnern der ganzen Anstalt abhängen müßte. So lange jedoch die Turnplätze noch als einzelne, für sich bestehende und unverbundene Einrichtungen sich zeigen, wird es in wohl besorgten Ländern an zweckmäßiger Oberaufsicht und eingreifender Leitung von Seiten einer vorgesetzten Behörde schwerlich fehlen können.

Daß übrigens Feinde und Freunde des Turnens sich zur Behauptung oder Widerlegung des erwähnten Vorwurfs auf Thatsachen berufen würden, war zu erwarten, und wenn der Professor Wadzeck im Allgemeinen die Erfahrung aller öffentlichen Schulen, und das Zeugniß seiner Mitlehrer als Belege seines Tadels anführt (Turnfehde S. 39), so sucht dagegen der Dr. von Könen durch einzelne und namhaft gemachte Beyspiele das Gegentheil zu erweisen (von Könen's Leben und Turnen. S. 42 und 43).

3) Den Turnübungen wird weiter zur Last gelegt: daß sie dem körperlichen Anstande der Jugend nachtheilig seyen. Dieser Vorwurf muß um so unerwarteter seyn, als die Turnkunst, welche den Gliedern überhaupt Kraft und Gewandtheit ertheilt, auch billig zu jener freyen Leichtigkeit, jenen gefälligen Uebergängen, und jener zierlichen Uebereinstimmung der Bewegungen führen sollte, welche wir wohl Anstand zu nennen pflegen. Dennoch läßt es sich nicht wohl läugnen, daß die meisten Turner in Gang, Stellung, Haltung und Bewegungen etwas Ungefälliges, Unzierliches und unangenehm Derbes, ja sogar in ihren Gesichtszügen nicht selten einen unjugendlichen Ernst und fast finstern Ausdruck zeigen. Auch stellen die Beschützer der Turnkunst dieß so wenig in Abrede, daß sie es vielmehr zu rechtfertigen und in Schutz zu nehmen suchen. Dr. Jahn äußert: »Zierlichkeit ist einem verweichlichten Zeitalter am »ersten zu entrathen« (Turnkunst S. XVI). Dr. Passow aber sagt unumwunden: »Wahr ist es, daß der Turner durchgängig »mit einem eigenthümlichen Nachdruck und einer Bestimmtheit

»auftritt, von der der durch französische Tanzmeister verschnie»pelte (!) Zierbold nichts weiß. Hierin ist ein Uebermaß sehr »wohl denkbar: denn jede vorzügliche körperliche Entfaltung strebt »nach außen (?): und darum kann sie, wo sie nicht durch Geist »und Gesinnung schon vollkommen beherrscht ist, in Derbheit und »Plumpheit ausarten. Da es nun einmal unmöglich ist, gleich »mit dem vollendeten Maß zu beginnen, so muß man allerdings »sehr zufrieden seyn, wenn daß Uebermaß sich auf diese Seite hin»neigt, statt zu der süßen und glatten Leichtigkeit, der schalen »und kahlen Geschmeidigkeit, die Franzosen besser als Deutschen »zusagt« (Turnziel. S. 159 und 160). Dr. von Könen endlich, nachdem er die sogenannten Manieren für ein »Gewebe von »französischer Seide mit englischem Einschlag« für »platte Höflich»keit &c.« erklärt hat, drückt sich so aus: »Es gibt nur eine Ma»nier, die man von Jedem erwarten kann, und die etwas werth »ist, eine Höflichkeit, die Achtung gegen Andere darthut, und »Wohlanständigkeit, welche von der Achtung eines Menschen »gegen sich selber zeugt. Das sind Manieren, die der Jugend »noch nicht einheimisch seyn können, und das Andere ist ihnen »füglich zu erlassen, denn selbst unter Erwachsenen ist die Höflich»keit unserer geselligen Zirkel doch etwas Nichtssagendes, denn »Jeder nimmt es für schlechtes Papiergeld an, dessen Nominal»werth längst schon verrufen ist. Die Kunst zu gefallen durch »Anstand und Ausdruck in der guten Gesellschaft wird erst im »Leben gebildet, und geht selbst da wieder verloren, oder wird »auch da eben so schief wieder beurtheilt« (Leben und Turnen. S. 45 und 46).

Man sieht aus diesen Aeußerungen, welche eigenen, ja seltsamen Begriffe mit den Wörtern: Höflichkeit, Anstand und Zierlichkeit verbunden werden können. Alle drey genannten Männer scheinen zu glauben, als beruhe die Höflichkeit, wie sie sich in den höheren Ständen unserer Zeit zeigt, auf ganz bestimmten, willkürlich erdachten und angenommenen Vorschriften, nach denen das äußere körperliche Verhalten in Gang, Stellung, Sitz oder jeder andern Bewegung, bey Begegnung, Gruß, Anrede, Antwort, Dank oder Bescheid u. s. w. sich zu richten habe, und als bestehe der heut zu Tage geforderte Anstand nur in der Leichtigkeit und Sicherheit, womit jene Vorschriften erfüllt werden, welche Leichtigkeit in einem besonders vollkommenen Grade dann mit dem Namen Zierlichkeit beehrt werden könne. Sie setzen mithin das Eigenthümliche der genannten Eigenschaften lediglich in eine äußere Abglättung, in eine an und für sich nichts bedeutende und ausdruckslose Form der Manieren, kurz in eine ganz unwesentliche Fertigkeit, zu der, je flacher und äußerlich gesinnter, desto

geschickter ein Mensch sey, welche aber für den auf das Wesentliche und den Ernst des Lebens gerichteten Mann so wenig passe, daß ein solcher sich derselben vielmehr als einer von schwacher Kleinlichkeit erfundenen und von Bequemlichkeit und Vorurtheil festgehaltenen Spielerey, alles Fleißes zu entäußern suchen müsse.

Sehr schlimm wäre es, wenn solche Ansichten und die daraus gezogenen Folgerungen allgemeiner verbreitet, und dadurch nicht bloß Vorzüge verbannt würden, welche als eine Zierde und Hauptstütze des geselligen Lebens betrachtet werden müssen, sondern mit ihnen auch wirklich liebenswürdige und achtungswerthe Gesinnungen. Denn die Höflichkeit, weit entfernt in einer bloß knechtischen Befolgung gewisser leerer und nichtssagender Regeln des äußerlichen Betragens zu bestehen, ist vielmehr als die Aeußerung eines freundlichen, wohlwollenden und gefälligen Sinnes überhaupt zu betrachten, als das Bestreben, die schönen Pflichten des Antheils, der Schonung, der Hülfsleistung, ja der Aufopferung, auch in den kleinern Beziehungen des Lebens zu erfüllen, als die Bereitwilligkeit endlich, Jedem die Achtung zu erweisen, auf welche er Ansprüche machen darf. Ja selbst da, wo sie unmöglich als Zeichen persönlicher Werthschätzung gelten kann, erscheint sie noch als Achtung vor der menschlichen Gestalt überhaupt, als Ehrfurcht vor den Einrichtungen des geselligen Lebens und als eine freywillige und edle Unterwerfung unter die Gewalt der durch Herkommen und Uebereinkunft bekräftigten Sitte. Allgemeine aber und für alle Fälle passende Vorschriften für das gesellschaftliche Betragen können so wenig ertheilt werden, daß die sogenannten Höflichkeitsregeln vielmehr nur als Warnungen vor der Unhöflichkeit angesehen werden müssen.

Eben so wenig aber kann auch der eigentliche Anstand durch bloße Uebung erworben oder nach bestimmten Regeln erlernt werden. Derselbe ist vielmehr so unzertrennlich mit der jedesmaligen Persönlichkeit verbunden, daß es schon schwer wird, nur im Allgemeinen seinen Begriff zu bestimmen. Wie verschieden ist nicht der Anstand des Kriegers und des Gelehrten, des Fürsten und des Höflings, des Staatsmannes und des Geistlichen, des Vorgesetzten und des Untergebenen, des Redners und des Fechters, des Reiters und des Tänzers, des Mannes und des Jünglings, des Greises und des Knaben, um des großen Unterschiedes gar nicht zu erwähnen, der zwischen beyden Geschlechtern gemacht werden muß! Ja, wie abhängig wird er nicht sogar von bloß zufälligen körperlichen Beschaffenheiten, dergestalt, daß er unter übrigens gleichen Verhältnissen ein ganz anderer ist bey dem Großen wie bey dem Kleinern, bey dem Starken und Gesunden wie bey dem Schwächern und Kränklichen, bey dem Schönen wie bey

dem Häßlichen, bey dem Wohlbeleibten wie bey dem Magern! Was ist denn nun aber in allen diesen unzähligen Verschiedenheiten dennoch das Eine, Gemeinschaftliche, welches mit dem Namen: Anstand bezeichnet wird? Es ist nicht bloß Leichtigkeit und Sicherheit, Ebenmaß und Verhältnißmäßigkeit der Bewegungen, nicht bloß eine ungezwungene Abwechselung und Uebereinstimmung derselben, nicht bloß endlich eine Ueberlegenheit der Kraft und Gewandtheit über die erforderliche Anstrengung, sondern es ist alles dieses zusammen und noch Etwas darüber. Es mischt sich noch der Zusatz von etwas Geistigem hinein, die Aeußerung nämlich einer Gesinnung, welche dem Geschlechte, Alter, Stande, Geschäfte und übrigen Umständen desjenigen, der sie hegt, angemessen ist, vor allen aber der Ausdruck einer edlen Freywilligkeit, womit der Mensch sich allen jenen Verhältnissen und deren Pflichten und Beschränkungen zu seiner Zier unterwirft. Denn das ist eben der größte und eigenthümliche Vorzug einer solchen edlen Unterwerfung und des freywilligen Gehorsams, daß dadurch eine unschätzbare, ja überschwänkliche Belohnung gewährt und gesichert wird, nämlich die Ehre und deren schönes Gewand, die Zier; eine Belohnung, welche der ganz Unabhängige, gleicherweise entbehren würde, wie der gezwungene Knecht.

Wir wenden uns nun von diesen allgemeinern Betrachtungen wieder zu unserm besondern Gegenstande zurück.

Der Knabe, der Jüngling soll aufmerken, lernen, streben. Wir verlangen daher von ihm Fleiß, Lust, Eifer, eine hohe Meinung von seinem Ziel, und eine gemäßigte von seinen Leistungen, und erwarten den Abdruck dieser Gesinnung auch in seinem äußern Betragen wahrzunehmen. Neben Leichtigkeit, Geschick, unbefangenem Frohsinn und heiterer Freymüthigkeit wünschen wir vor allen Dingen eine anspruchslose Bescheidenheit und eine lernbegierige Fügsamkeit zu entdecken; und nur, wenn wir den kraftvollen, raschen und gewandten Bewegungen seines Körpers auch das Gepräge jener geistigen Vorzüge aufgedrückt sehen, reden wir bey ihm von gutem Anstande. Wenn nun dieser, wie behauptet und eingestanden wird, den meisten Turnern nicht beygelegt werden kann, so darf vermuthet werden, daß die Gesinnung wenigstens eben so viel Antheil an diesem Mangel habe, als die Art der Uebungen selbst. Von jener wird im folgenden Abschnitte ausführlicher geredet werden; was aber diese betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß auf den Turnplätzen, wie sie bis jetzt eingerichtet sind, noch zu sehr auf einseitige Ausbildung der bloßen Kraft gesehen, und dadurch die Erwerbung eines gefälligen Anstandes sehr erschwert wird. Denn wenn, wie oben erwähnt worden, eines von den wesentlichen Erfordernissen des Anstandes dieses ist,

daß eine Ueberlegenheit der Kraft über die Anstrengung sichtbar sey; so kann derselbe sich unmöglich da zeigen, wo ein Aeußerstes der Kraft aufgeboten wird. Die großen Schritte und der fast schwerfällige Gang der meisten Turner, ihre derben und oft gewaltsamen Bewegungen, ja ihre ernsten, manchmal finstern Gesichtszüge — welches Alles mit einem guten Anstande nicht wohl sich verträgt — rühren ohne Zweifel zum Theil davon her, daß sie sich bey ihren Uebungen an zu große Kraftanstrengungen gewöhnen. Herr Passow scheint zwar zu meinen, es sey überall bey der Jugend eigentlicher Anstand noch nicht möglich, weil, wie er sich ausdrückt, »erst die gesättigte Kraft zur Anmuth zurückkehrt« (Turnziel. S. 160); allein, da er früher behauptet hat, »ein allzuhohes Steigern der Kräfte« sey gar nicht anzunehmen, »es ließe sich nicht ermessen, bis zu welcher Höhe die menschliche Natur sich emporschwingen könne«, und »Alles, was wir im Menschen zu bilden unternehmen, sey ein unendlich Bildsames«, welches »vom Leibe und von der Seele in gleichem Maße gelte« (Turnziel. S. 100 und 101.); so könnte, wenn man es zu genau nehmen wollte, gefolgert werden, daß also die Kraft nie gesättiget werden, und folglich auch nie zur Anmuth zurückkehren könne.

Ehemals übergab man die Jugend, um Anstand und gute Haltung zu erlernen, dem Tanzmeister, und daß beydes durch das Tanzen »gebildet« werden könne, gesteht Herr Jahn selbst ein. (Turnkunst, S. XVI). Indessen scheint er dieses nur gethan zu haben, um gleich hinterher desto härter gegen die gewöhnlichen »neueren Tänze« sich ereifern zu können, welche nach ihm insgesammt entweder »Bühnentänze oder Buhltänze« sind, und die er überdieß noch »Zerstörer der Gesundheit, Verderber der Sittlichkeit und Verführer zur Sünde« nennt.

Wenn nun auch unsere jetzt üblichen gesellschaftlichen Tänze von keiner Seite, selbst nicht von der des körperlichen Anstandes, in Schutz genommen werden können; so ist doch dadurch der Tanzkunst selbst noch keinesweges der Stab gebrochen. Diese ist vielmehr als ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil der Leibesübungen zu betrachten; und je mehr sie im Organ liegt, desto dringender ist die Aufforderung für einen vollkommenen Turnmeister, sich ihrer anzunehmen, und sie zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen. Wer freylich weiter nichts von ihr verlangt, als eine nothdürftige Abrichtung, um sich auf unseren Bällen mit herumtummeln zu können, dem ist es allerdings nicht zu verdenken, wenn er eine sehr geringschätzende Meinung von ihr hegt; wer aber in ihr überhaupt die Kunst der ausdrucksvollen und gefälligen Bewegungen und des übereinstimmenden und besonnenen Gebrauchs der Glieder erkennt, der wird ihrer schwer-

lich zur Bildung der Jugend entbehren wollen. Einige Fertigkeit in den einzelnen, zum Theil schwierigen Tanzschritten zu erlangen, ist nur Nebensache; daß aber Ebenmaß, Ruhe, Besonnenheit, Uebereinstimmung, Rhythmus und vor allen Dingen Ausdruck und angenehme Bedeutsamkeit allen und besonders den gewöhnlichsten Bewegungen des Körpers in Gang, Stellung, Sitz, Handlung, Gruß, Verbeugung und jeder Höflichkeitsbezeigung mitgetheilt werde, darauf kommt es an, und dahin zielen alle Bemühungen eines ordentlichen Tanzlehrers. Diese echte Tanzkunst aus der Gymnastik verbannen oder nur geringer schätzen zu wollen, als irgend eine andere der empfohlenen Leibesübungen, würde eine große Einseitigkeit — um nicht Rohheit zu sagen — verrathen. Auf jeden Fall aber möchte ohne sie die Turnkunst schwerlich den Namen einer ritterlichen Kunst verdienen, welchen man ihre Freunde nicht selten von ihr gebrauchen hört; man müßte denn etwa dieses Wort in einem Sinne nehmen, in welchem in der Weidemannssprache auch der Eber ein ritterliches Thier genannt zu werden pflegt.

4. Endlich wird an den Turnübungen getadelt: daß sie zu wenig mit Rücksicht auf die künftige Bestimmung der einzelnen Knaben und Jünglinge getrieben werden.

Auch dieser Vorwurf, wie gegründet er übrigens seyn möge, trifft dennoch keinesweges die Turnkunst an und für sich, sondern nur die gegenwärtige unvollkommene Gestalt derselben.

Die Jugend soll neben der Seele auch den Leib bilden, tüchtigen, vervollkommnen; dieses Geschäft aber soll nicht dem Zufalle noch der Willkür überlassen bleiben, sondern mit Ernst, Besonnenheit und Ordnung getrieben werden. Beyde Sätze stehen fest, und auf ihnen ruhet die Turnkunst. Allein, nicht alle Seelen und Leiber sollen und können auf gleiche Weise gebildet werden; im Gegentheil die Erziehung muß auf die besondere Eigenthümlichkeit eines jeden Kindes, auf Anlage, Kraft, Neigung, Gesundheit, besonders aber auf Stand und künftige Bestimmung jederzeit die sorgfältigste Rücksicht nehmen. Auf den Turnplätzen geschieht dieses aber noch sehr unvollständig; Kräfte und Gesundheit zwar müssen wohl beachtet werden, von der künftigen Lebensart aber der Einzelnen wird durchaus, und wie es scheint, absichtlich keine Notiz genommen.

Es verlohnt sich wohl die Mühe zu erfahren, wie ein echter Turnfreund hierüber denkt. Herr Passow sagt: »So lange »die körperliche Ausbildung eine rein menschliche bleibt, die nichts »anders will, als alle Glieder stärken und tüchtigen zu dem Ge»brauch, zu welchem die Natur sie geschaffen hat, alle Kräfte

»steigern zu dem Grade, den die Natur möglich gemacht hat; als »wirksame Gegengewichte gegen die unvermeidliche Verweichlichung »aller gebildeten Lebensweise: so lange ist die Theilnahme des gan»zen Volkes und die Rückwirkung auf das ganze Volk entschieden. »So wie Beziehungen auf besondere Lebenszwecke eingemengt sind, »fällt mit der Reinheit des Strebens zugleich die Einheit weg: »jeder bedenkt das Besondere seiner Zukunft, und die unseligen »Risse, die die Standesunterschiede in alle Lebensverhältnisse ge»bracht haben, werden gleich da begründet, wo allein diese alten »Wunden verharschen, und in wohlthätige Abgrenzungen verwan»delt werden können (Turnziel, S. 111 und 112).

Die Gesinnung, welche aus dieser Aeußerung hervorgehet, wornach die Lebensverhältnisse mit ihren nothwendigen Verschiedenheiten, Pflichten und Beschränkungen eigentlich als eine Last erscheinen, welche der glücklichen Jugend so lange wie möglich verheimlicht werden müsse, mag hier für's Erste auf sich beruhen. Auch die Fragen: Wann denn die Knaben und Jünglinge aus dieser glücklichen Unwissenheit gezogen, und mit der Bürde des Lebens und seinen mannigfaltigen Bestimmungen bekannt gemacht werden sollen? Wann die besondere, auch körperliche, Vorbildung zu den verschiedenen Berufsarten beginnen müsse? Und ob, da das Turnen bis in das angehende Mannsalter fortgesetzt werden soll, dieser Zeitpunkt bey so bewandten Umständen jemals eintreten könne? Oder ob es etwa mit dem ganzen Turnwesen auf Gründung eines großen nationalen Bruderthums, auf allgemeinere Erreichung jenes seltsamen Zweckes abgesehen sey, der wohl den Freymaurern zugeschrieben wird, als welche, wenigstens in ihren Versammlungen, die vermeintlich ursprüngliche und natürliche Gleichheit der Menschen wieder herzustellen, unternehmen sollen, gleich als sey die eigentliche wahre Gleichheit aller Menschen, nämlich die tröstende und beruhigende Gleichheit vor Gott, aus der Welt verschwunden? Alle diese sehr natürlichen Fragen sollen hier ebenfalls noch nicht näher erörtert werden; aber Aufschluß möchten wir wohl erwarten dürfen darüber: Worin denn eine »rein »menschliche körperliche Ausbildung« bestehe? zu welchem »Ge»brauche die Glieder wohl geschaffen«? und wer jene »schaffende Natur eigentlich sey?

Wir wissen nur von einem allweisen Schöpfer aller Kreatur, welcher auch die Menschen erschaffen, sie hülfsbedürftig und deshalb gesellig eingerichtet, ihnen gegenseitige Hülfsleistung als Pflicht auferlegt, und sie dazu durch höchst ungleiche Austheilung der Gaben, Kräfte, Anlagen und Neigungen geschickt und willig gemacht hat. Wir erkennen daher in allen geselligen Einrichtungen der Menschen und in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer

verschiedenartigen Beschäftigungen, Lebensarten und Verhältnisse immer nur die Ordnung Gottes, und glauben: nicht nur, daß es die Schuldigkeit des Einzelnen sey, sich in dieselbe bey Zeiten zu fügen, sondern auch, daß der Mensch nur dadurch auf Erden zufrieden und glücklich werden könne, wenn er sich ihr mit Freyheit und Neigung zu unterwerfen versteht. Wir halten dagegen die Meinung von der Möglichkeit einer sogenannten rein menschlichen Ausbildung, einer allgemeinen Tüchtigung aller Einzelnen zu Allem und Jedem, für ein grund- und bodenloses Hirngespinst und den Versuch dazu für ein höchst gefährliches Unternehmen, welches, wenn nicht zum Verderben des Ganzen, doch zur Unzufriedenheit und zum Unglücke der Einzelnen nothwendig führen muß, und wozu nur eine ganz verblendete, einzig auf irdische Zwecke gerichtete Gesinnung oder bey Manchen eine mißverstandene, vorurtheilsvolle Betrachtung der altheidnischen Zustände verleiten kann.

Seit Jahrtausenden bestehen unter den deutschen Völkern gewisse, in der Eigenthümlichkeit ihrer ursprünglichen Verhältnisse gegründete, durch langes Herkommen und heilige Verträge bekräftigte, große Standesunterschiede; und seit neun Jahrhunderten nehmen eben diese Völker an der steigenden europäischen Ausbildung einen ehrenvollen Antheil, und sehen mit Gewerben, Künsten, Handel und Wissenschaften eine Menge nach und nach entstandener, höchst verschiedenartiger Beschäftigungen, Lebensweisen und Betriebsamkeiten bey sich gedeihen. In jenen Standesunterschieden ist die Wurzel ihrer Verfassungen und aller ihrer Rechtszustände zu suchen, und weit entfernt, »Risse« oder »Wunden ihrer Lebensverhältnisse« zu seyn, sind sie vielmehr als die Bänder und Sehnen derselben zu betrachten. Auf diesen Berufsverschiedenheiten beruhet ihr Haushalt und mit ihm ihr Wohlstand, ihr behagliches und zufriedenes Daseyn. Beyde aber sind unter einander wieder auf das mannigfaltigste und genaueste verschlungen und verbunden.

Diese von unsern Vätern überkommenen Zustände nun als eine theure Erbschaft derselben zu ehren, in ihnen das Wesen einer echten Nationalität und die Stütze wahrer Freyheit zu erkennen, sie mit jeder Tugend zu schmücken, sie als ein unverletzliches Vermächtniß den Nachkommen zu hinterlassen, und deßhalb unsern Kindern nicht bloß die gebührende Ehrfurcht davor einzuflößen, sondern diese auch, ein jedes zu dem besondern Stande und Berufe, wozu Geburt oder älterliche Entscheidung oder in seltenen Fällen ihre eigene Wahl sie bestimmt hat, mit allem Fleiße frühzeitig anzuleiten, und in Kraft und Genügsamkeit aufzuerziehen, das ist Pflicht und Ruhm eines guten Deutschen.

Nähr-, Wehr- und Lehrstand sind die alten ewigen Urbe-

standtheile unsers Volkes, welche, nachdem im Laufe der Zeiten Land- und Stadtwirthschaft sich haben trennen müssen, jetzt in der Gestalt von Bauern, Bürger, Adel und Geistlichen (Gelehrten) als vier deutlich unterschiedene Stände mit ganz eigenthümlichen Beschäftigungen und Lebenszwecken fortbestehen. Alle vier sind gleich ehrenwerth und unentbehrlich; ein jeder von ihnen verlangt seinen vollen Mann mit unzersplitterter Tüchtigkeit, und zu einem jeden derselben soll der ihm Angehörige mit ganzem Ernste und früher Sorgfalt aufgebildet werden. Land-, Stadt-, Adels- und Gelehrten-Schulen sind deßhalb von jeher ganz verschieden eingerichtet gewesen, und mit Recht; und wenn nunmehr das Turnen in den Kreis der Jugendbildungsmittel aufgenommen, und zu dem Ende mit der übrigen Unterweisung und Erziehung genau verbunden werden soll, so wird es sich bequemen müssen, in den besondern Schulen der verschiedenen Stände auch eine besondere, angemessene Gestalt anzunehmen.

Daß nun dieß bisher nicht geschehen ist, und um billig zu seyn, auch noch nicht hat geschehen können, darin liegt hauptsächlich die Unvollkommenheit der Turnkunst, wie sie jetzt noch getrieben wird. Denn jede wahrhaft taugliche Maßregel (alles Praktische) besteht in der Anwendung eines allgemein Gültigen, eines Grundsatzes, einer Regel, eines Gesetzes, auf Zeit, Ort, Persönlichkeit und besondere Umstände; alles Unzweckmäßige (Unpraktische) hingegen hat jederzeit seinen Grund in der Vernachlässigung jener Rücksichten, in dem Hinwegsehen vom Einzelnen und Besondern und in dem einseitigen Verfolgen des Allgemeinen, wie es sich leider in unserer Zeit als eine leere und unfruchtbare Systemsucht, als ein unnützes Generalisiren und Centralisiren so häufig erweiset.

Oben ist bereits vorläufig bemerkt worden, daß nicht alle einzelnen Turnübungen auf gleiche Weise nöthig und nützlich seyen, und hier ist der Ort zu beweisen, daß sie wenigstens nicht für alle jungen Leute ohne Unterschied anwendbar gefunden werden können. So sind z. B., um nur Eines anzuführen, alle Uebungen, welche mit besonderer Anstrengung der Hände angestellt werden müssen, namentlich die Reck- Barren- und Klimm-Uebungen denjenigen jungen Leuten nicht anzuempfehlen, wenigstens nur mit Vorsicht zu gestatten, welche in ihrem künftigen Berufe einer besonders leichten, biegsamen und geschmeidigen Hand bedürfen, als da sind: Mahler, Kupferstecher, Wundärzte, Geburtshelfer, Goldarbeiter, Tonkünstler und dergleichen mehr. Und gewiß ließen sich noch ähnliche Einwendungen nicht ohne Grund auch gegen andere einzelne Uebungen vorbringen.

Herr GutsMuths zwar sucht die Nothwendigkeit allge-

meiner Turnübungen »aus dem vaterländischen Gesichtspunkte der allgemeinen Wehrschaft« zu erweisen. Er gehet von dem Grundsatze aus: »Jeder soll Vertheidiger seyn des Vaterlandes,« und betrachtet den Turnplatz als eine »Vorschule des werdenden Vaterlandesvertheidigers.« (Turnbuch, S. XIV und XV). Allein, ganz abgesehen davon: ob die Einführung einer allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienst wirklich eine heilsame und gerechte Maßregel sey, und ob nicht wenigstens gewisse Stände davon befreyet werden müssen, namentlich die künftigen Geistlichen, welche doch auch in protestantischen Ländern als Diener und Prediger des Friedens angesehen zu werden pflegen, so sind die übrigen Turnmeister hiemit gar nicht einmal einverstanden. Sie betrachten vielmehr diese Ansicht ihrer Kunst als eine Entwürdigung derselben, als etwas »Verkehrtes und wahrhaft Sündhaftes« (Turnziel, S. 112), und sagen sich davon als von einer »abgeschmackten Behauptung« (Turnziel, S. 227) förmlich los; indem sie zugleich etwas bey weitem Anderes, Höheres und Würdigeres im Auge zu haben ausdrücklich verkündigen.

Von welcher Beschaffenheit dieses Andere aber sey, wird im Folgenden näher beleuchtet werden müssen.

Turn-Geist.

Durch das Turnen nämlich und bey demselben sollen auch Geist, Gesinnung und Charakter gestärkt, gebildet und gerichtet werden; und es drängen sich nunmehr die erheblichen Fragen herbey:

Ob dieses überhaupt möglich sey? und, wenn es ist, welche Gesinnung wohl durch das Turnen hervorgebracht werden könne, und welche etwa bey derselben beabsichtigt werde?

Sodann: welche Hülfsmittel dazu vorgeschlagen, und in wiefern diese anwendbar und vollständig seyen oder nicht?

Ferner: welcher Erfolg vorauszusehen sey, und ob ein solcher überhaupt als wünschenswerth erscheine?

Und endlich: was etwa die Erfahrung darüber bereits gelehrt haben möge?

Alle diese Fragen sollen jetzt, so gründlich wir es vermögen, untersucht und so billig wie möglich beantwortet werden.

Gleich die erste: ob nämlich überhaupt Geist, Gesinnung und Charakter durch Leibesübung eine Richtung erhalten könne, bedarf kaum einer ausdrücklichen Antwort. Bey der innigen Vereinigung von Seele und Leib, bey der ununterbrochenen Wechselwirkung zwischen beyden und bey der alltäglichen Erfahrung, daß, wie von der einen Seite Wille, Gemuthsstimmung, Neigung oder Leidenschaft über den Körper eine nicht geringe Ge-

walt ausüben, so auch von der andern die leiblichen Zustände, eigenthümlicher Bau oder andere daurende Beschaffenheit des Körpers, Grad der Kraft und Gesundheit, lange Gewöhnung und erworbene Fertigkeit oder auch vorübergehende Umstände und augenblickliches Befinden auf die Seele den entschiedensten Einfluß zeigen; bey dem Allem, sage ich, springt es schon von selbst in die Augen, daß eine besondere und eifrige Uebung, Kräftigung und Vervollkommnung des Leibes auch unmöglich ohne große Wirkung auf Geist und Charakter bleiben könne.

Eben so leicht wird sich auch angeben lassen, von welcher Art diese Wirkung natürlicher Weise seyn müsse. Die innern geistigen Vorzüge, welche durch das Turnen erworben oder vielmehr gebildet werden können, sind ohne Zweifel: Entschlossenheit, Besonnenheit, Ausdauer und jener Muth, welcher aus der Bekanntschaft mit der Gefahr und dem erprobten Gefühle der Kraft entspringt. Herrliche Eigenschaften, welche dem Manne in jeder Lage des Lebens zu statten kommen, und ohne welche an keine Selbstständigkeit, Zuversicht und daurende Heiterkeit zu denken ist! Je früher wir ihre Spuren in dem Knaben entdecken, desto erfreuter dürfen wir seyn und pflegen es zu seyn. Ja selbst, wenn wir den jugendlichen Muth manchmal seine Schranken überspringen, die Kraft fröhlich an ein Wagniß setzen, und spielend mit der Gefahr ringen sehen, erwehren wir uns schwerlich eines geheimen Wohlgefallens, und mögen gern der unsichtbaren Huth jener schützenden Engel vertrauen, deren, nach der heiligen Versicherung, keines der Kleinen entbehren soll. Welcher Mann auch, der die Bestimmung und den Ernst des Lebens kennt, der da weiß, wie viel Kraft, Beharrlichkeit, Gleichmuth, Entsagung und Entschluß die Zukunft von uns verlangt, möchte nicht sich erfreuet, ja gerührt und erhoben fühlen, wenn er eine muntere Schaar gesunder Knaben im fröhlichem Muthe, und doch in Ordnung und Gehorsam sich rühren, streben, wagen, ringen, erreichen und gelegentlich ihr Ziel verfehlen, immer aber so sich vorbereiten sieht auf die mancherley Kämpfe, die der Mensch im Laufe eines langen Daseyns mit den Verhältnissen, mit Andern, und am meisten mit sich selbst zu bestehen hat? Es ist daher sehr begreiflich, warum so viele der besseren Schulmänner die Sache der Gymnastik jetzt so eifrig führen. Bey ihrer Bekanntschaft mit den Bedürfnissen und Neigungen der Jugend, bey ihrer Liebe zu dem heranwachsenden Geschlechte und öftmals bey dem Gefühle, daß sie selbst einer freyeren leiblichen Entwickelung und Ausbildung leider haben entbehren müssen, kann es nicht fehlen, daß sie die dargebotene Kunst mit Wärme ergreifen, zumal wenn

sie darin etwa ein allgemeineres Erweckungsmittel für ihre Erziehungszwecke überhaupt entdeckt zu haben glauben sollten.

Denn freylich begnügen sich die Meister der Turnkunst nicht damit, das Gute, was sie mit Grunde behaupten können, in gebührender Mäßigung zu loben und zu preisen; sondern in der Begeisterung für ihre Angelegenheit übertreiben sie Werth und Wirkung derselben, und versprechen sich selbst und der Welt Resultate, welche wir schwerlich werden in Erfüllung gehen sehen. Nach ihnen ist die Turnkunst für ein ganz »neues Erziehungsmittel anzusprechen«, von welchem die »Umbildung« und »Wiedergeburt« des Volkes zu erwarten ist. Es muß mithin als »ei»nes der nothwendigsten und heilbringendsten Ereignisse der Zeit« betrachtet werden, und wird »ohne Verzug das kranke Geschlecht angreifen, umgestalten und zur Genesung zurückführen.« (Turnziel, S. 81 bis 84.)

Schon seit einigen Jahrzehenden sind wir daran gewöhnt, bald diesen, bald jenen Zweig der Unterweisung vorzugsweise herausgehoben, und als ein besonders wirksames Bildungsmittel überhaupt angepriesen zu hören. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß in den Händen eines eifrigen und redlichen Jugendfreundes sich eine große Mannigfaltigkeit von Mitteln befindet, aus denen er nach Belieben eines oder das andere hervorheben, dasselbe mit besonderer Liebe verfolgen, mit eigenthümlichem Glanze umgeben, der Neigung, dem Ehrtriebe, der Nacheiferung seiner Zöglinge vorzugsweise als ein würdiges Ziel aufstellen, so mit ihrer ganzen übrigen geistigen und sittlichen Bildung in Verbindung setzen, und mithin zu einem Haupthebel der Erziehung im Allgemeinen machen kann. Allein, eines Theils würde man sehr irren, wenn man die glücklichen Erfolge eines solchen Verfahrens auf Rechnung des angewandten Mittels setzen, und nicht vielmehr dem Geiste, Talente, Eifer, der Klugheit und Gewandtheit des Lehrers zuschreiben wollte; andern Theils aber würde es noch immer eine große Frage bleiben, ob die auf solchem Wege hervorgebrachte Sinnesrichtung auch wirklich von der echten, sichern und daurenden Art sey.

Um Herz und Gesinnung zu bilden, bedarf es keiner Erziehungskunststücke, keiner, wenn auch noch so unschuldigen und wohlgemeinten Täuschung. Wir Christen haben in der Lehre unserer Pflichten zugleich ein festes, unverrückbares Ziel unsers Strebens und einen sichern Weg dahin; in unserm Glauben aber die einzig haltbare Stütze unsers Wandels, und eine unfehlbare, nie in Schein sich auflösende, immer dringender werdende Ermunterung zur Beharrlichkeit. Alle Pläne, Vorschläge und Versuche, an die Stelle dieses göttlichen Erziehungsmittels ein mensch-

liches Surrogat zu setzen, müssen daher, wie schimmernd auch ihre ersten Erfolge sich zeigen mögen, immer als ungewiß und unhaltbar angesehen werden; und wenn gleich in ihnen eine edle Sehnsucht nach dem Guten und Rechten nicht verkannt werden kann, so erscheinen sie doch zugleich als niederschlagende Zeugnisse einer unglücklichen Verirrung von Gott, und einer bedauernswürdigen Minderschätzung unserer heiligen Religion.

Nach dem hier angegebenen Maßstabe werden nun auch die großen Hoffnungen ermäßigt werden müssen, deren die Turnkunst in dem Munde ihrer Beschützer sich vermißt.

Nicht mittheilen, noch einpflanzen kann sie durch sich selbst eine tugendhafte Gesinnung; wohl aber mag ein verständiger Lehrer sich ihrer, wie so mancher andern Hülfsmittel, bedienen zur Ermunterung und Befeurung für seine Erziehungszwecke. Immer aber und selbst in dem Falle, daß diese Zwecke für ganz untadelhaft und löblich gehalten werden dürften, wird noch zu befürchten seyn, daß sie dennoch früher oder später wieder von der Turnkunst sich werden trennen müssen, weil unmöglich Gesinnung und Absicht der gegenwärtigen ersten Meister, als worauf es doch hauptsächlich ankommt, einem jeden ihrer Genossen mitgetheilt oder auf alle ihre Nachkommen vererbt werden können.

Uebrigens haben wir bisher die Voraussetzung gelten lassen, als seyen der Geist und die Gesinnung, welche auf den Turnplätzen bey Gelegenheit der Uebungen mitgetheilt werden sollen, an und für sich lobenswerth und unverwerflich. Indessen bedarf dieß noch einer um so sorgfältigern Prüfung, als gerade die bedeutendsten Gegner der Turnkunst ihre Hauptangriffe gegen dieselbe von dieser Seite zu thun pflegen. Doch ist es billig und der Würde einer ruhigen Untersuchung angemessen, daß wir hierüber die Turnmeister zuerst reden lassen, und von ihnen selbst zu erfahren suchen, auf welche Gesinnung der Jugend sie es eigentlich abgesehen haben.

Der vierte Abschnitt von Jahns deutscher Turnkunst, welcher »die Art, wie die Turnübungen zu treiben und im Gang zu erhalten«, beschreibt, und die von ihm vorgeschlagenen »Turngesetze« enthält, wird hierüber zuerst die beste Auskunft geben können (Turnkunst, S. 209 bis 244).

Herr Jahn hatte, wie wir bereits wissen, gleich im Anfange die Erfahrung gemacht, daß die Turnkunst »großen Gemein»geist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstver»läugnung« erzeuge. Wie diese Erfahrung zu beurtheilen, und was davon auf Rechnung der Kunst selbst und auf die des Meisters und der Unterweisungsart zu setzen sey, ist im Vorhergehenden erörtert worden. Genug, Herr Jahn fand sich berechtigt,

noch größere Erfolge zu erwarten, und unternahm es, vermittelst der leiblichen Uebung auch alle sittliche Tugend und Vollkommenheit, welche er der Jugend wünschte, derselben einzupflanzen. Alle Einrichtungen, die er traf, sind auf diese Absicht berechnet, wie er auch mit der ihm eigenen klaren, bestimmten und nachdrücklichen Weise wiederholt verkündigt hat. Nach ihm soll die Jugend auf den Turnplätzen angeleitet und gewöhnt werden zu frischer, rüstiger Thätigkeit für gemeinschaftliche Zwecke, zu beharrlicher Wirksamkeit, zu regem Wetteifer, zu tüchtiger Selbstständigkeit, zu früher Ordnung und Gesetzmäßigkeit, zur Nüchternheit und Mäßigkeit, zu einfacher Sitte, zu ernstem Wesen, zur Oeffentlichkeit der Handlungsweise, zur Zucht und Keuschheit, überhaupt zu strenger Befolgung des Sittengesetzes, zur Ehrliebe, zu echt deutscher Gesinnung, zur Liebe für Fürst und Vaterland, zur Abneigung gegen alle Ausländerey, und endlich zu rücksichtsloser Hingebung an das Wohl der Turngemeinschaft selbst.

Nehmen wir aus der Reihe der genannten Eigenschaften allenfalls die beyden letzten hinweg, als wogegen so viele Stimmen und manche mit solcher Bitterkeit sich erhoben haben, oder vielmehr denken wir uns auch diese innerhalb gehöriger Schranken; so müssen die übrigen auf den ersten Anblick als ein so vollständiger Verein von Tugenden erscheinen, wie wir nur immer unserer Jugend zu wünschen im Stande sind. Dennoch werden besonnene Jugendfreunde sich noch mancher erheblichen Bedenklichkeit nicht sogleich erwehren können. Nicht auf den Namen der Tugenden kommt es an, so werden sie sprechen, sondern auf ihren Begriff. Nicht Alles, was Ordnung, Selbstständigkeit, Einfachheit, Ehr- und Vaterlandsliebe u. s. w. genannt wird, verdient auch diese schönen Namen. Darum laßt uns erst untersuchen, ob es auch die rechte Ordnung, die wahre Selbstständigkeit, die wirkliche innere Einfachheit und eine echte Ehr- und Vaterlandsliebe u. s. w. sey, welche ihr meinet. Wenn ihr uns nun hiervon überzeugt habt, dann lasset uns ferner prüfen, ob ihr zur Erreichung eurer guten und löblichen Absicht auch die rechten, sichern und unfehlbaren Mittel erwählt habt; und wenn wir auch hierüber beruhigt sind, dann lasset uns endlich erwägen, ob ihr nicht vielleicht noch Eigenschaften übersehen oder hintangesetzt habet, die billig in jener Reihe nicht fehlen dürften, und ohne welche alle übrigen viel von ihrem Werth und Glanze, wenigstens von ihrer Wirksamkeit verlieren müssen.

Schon an zwey Stellen dieser Abhandlung ist ausdrücklich erklärt worden, und hier ist der Ort, es noch einmal zu wiederholen, daß die Bildung zu christlicher Frömmigkeit und Gottes-

furcht als die einzige feste Grundlage aller Erziehung angesehen werden müsse. Nur wer gelernt hat, die ganze Thätigkeit des menschlichen Lebens als eine fortwährende Erfüllung des liebevollen göttlichen Willens zu betrachten, und alle Kraft und allen Segen für seine Wirksamkeit allein vom göttlichen Beystande zu erwarten, nur der kann mit Zuversicht in das Leben entlassen werden, und ist gegen die verführerischen Lockungen der Ehrsucht, der Eitelkeit, der Selbstliebe und des Eigennutzes in der Welt gewaffnet. Alle Tugend, welchen Namen sie auch führen möge, hat nur diese eine reine Quelle, und jede andere Triebfeder, wie mächtig oder glänzend sie auch erscheinen möge, ist unzuverläßig und gebrechlich.

Eine solche Ansicht der Jugendbildung aber haben wir leider bey den Meistern der Turnkunst nicht angetroffen. Wir wissen zwar wohl, daß der Turnplatz keine Religionsschule seyn könne, und daß die leiblichen Uebungen unmittelbar mit geistlichen zu verbinden weder thunlich noch rathsam sey; daß aber, wie alle Bildung überhaupt, so auch die des Körpers in Uebereinstimmung stehen müsse mit der großen allgemeinen Bestimmung des Menschen, mithin einer christlichen Richtung nicht entbehren dürfe, davon sind wir aufs vollkommenste überzeugt. Und wenn nun gar diese leibliche Erziehung sich vermißt, zugleich Entschließungen, Grundsätze, Handlungsweisen, kurz eine Gesinnung hervorbringen zu wollen; auf welchem andern Wege, möchten wir fragen, wird sie ihren Zweck erreichen können, als indem sie ihr Verfahren, so weit sie es vermag, in Einklang setzt mit dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte der gesammten Erziehung überhaupt?

Herr Jahn freylich sagt: »Frisch, frey, fröhlich und fromm »— ist des Turners Reichthum.« (Turnkunst, S. 233.) Allein, wenn er gleich darauf hinzusetzt: »das allgemeine Sittengesetz ist »auch seine höchste Richtschnur. Was Andere entehrt, schändet »auch ihn«; so läßt sich unschwer errathen, welcher Begriff von Frömmigkeit hier eigentlich vorwalte. In einer Zeit, wo die menschliche Vernunft sich rühmet, wie alle Doctrin, so auch die Sittenlehre aus sich selbst entwickeln zu können, wird unter dem Ausdrucke: allgemeines Sittengesetz, schwerlich etwas anders verstanden werden können, als die selbsterfundenen Vorschriften einer sogenannten Moralphilosophie. Von welcher Art diese aber seyen, lehret gleich der vermessene Zusatz: »Muster, Beyspiel »und Vorbild zu werden — danach soll er streben«; da doch eine echt christliche Sittenlehre im Gegentheil und in offenbarem Widerspruche mit solcherley Uebermuthe befiehlt, nur demüthig demjenigen nachzufolgen, der allein Muster, Beyspiel und Vorbild genannt zu werden verdient.

Herr Passow redet nach seiner breisteren Art folgendermaßen: »Einen zu solchen Zwecken hinstrebenden Verein kann die »Kirche wohl bestätigen, heiligen, weihen; nicht ihn stiften und »ausbilden, weil hier alles von der kräftigen Wirklichkeit und »Gegenwart beginnen muß. Im Anschauen der Gottheit aber »wird der Mensch seiner Bedürftigkeit am tiefsten inne, sein Selbst»gefühl beugt sich vor dem Unendlichen, und das einzelne endliche »Leben verschwindet ihm im Gedanken der Ewigkeit. Gerade hierin »aber die reinste Erhebung der Seele zu finden, bleibt mit Recht »einem reiferen Alter vorbehalten, das sich selbst von den Dingen »um sich her unterscheiden gelernt hat. Dann erst wird es Zeit, »den Einzelnen zum Mitgliede einer geistlichen Gemeinschaft zu »erheben, und ihn die Heiligkeit einer Kirche empfinden zu lassen. »Bis dahin bleibe es das Werk der Mutter, des Vaters, das »Kind durch die Natur und die Geschichte hinzulenken zu Gott, »und es seinen Offenbarungen empfänglich zu erhalten. Für »das äußere Leben fordern die Jahre der Kindheit ein sinnliches »Band, das der ersten Kraftregung entspricht, und erst dann, »wenn die Vernunft der Sinnlichkeit Meister zu werden begonnen »hat, in ein übersinnliches verwandelt werden kann. Aber auch »darum darf die Kirche nicht die erste große Form seyn, in der »das Leben dem Knaben erscheint, weil ihm sonst die Spaltung »eher zum Gefühl dränge, als ihr Grund in der Erscheinung, »und ihre Aussöhnung in dem Gedanken. (?) Dieser Verein, den »wir vermissen, muß ein ganz unbedingter, ein ganz allgemeiner »seyn. Weder die Kirche, noch der Stand, keine künftige Be»stimmung, keine Abstufung von Reichthum und Armuth darf »hier Unterscheidungen aufstellen« (Turnziel, S. 128 und 129).

Nach solchen Ansichten, deren Aeußerung wir hier deßhalb so ausführlich mitgetheilt haben, um zugleich ein Beyspiel von der jetzt herrschenden Sprach- und Begriffs-Verwirrung zu geben, nach solchen Ansichten läßt sich ungefähr ermessen, welchen untergeordneten Platz in dem Plane einer allgemeinen Volkserziehung durch Turnkunst die religiöse Bildung der Jugend einzunehmen bestimmt ist; und fast könnte man verleitet werden, zu fürchten, als sey es nur darauf abgesehen, dieselbe nach und nach entbehrlich zu machen, und endlich ganz in den Schatten zu stellen.

An die Stelle nun dieses großen, einzig sichern Erziehungsmittels, nämlich der Religion, von welcher jeder Zweig der Jugendbildung, also auch die leibliche Uebung, wenn sie gelingen soll, durchdrungen seyn muß, hat die Turnkunst, die, wie sie wähnt, für ihre gegenwärtigen Zwecke des höhern, himmlischen Beystandes entbehren kann, zwey irdische Hülfsmittel sich erwählet, die Herr Passow »Allgemeinheit und Oeffentlichkeit«

(Turnziel, S. 85 u. a. m. O.) nennt, die aber mit ihrem wahren Namen Gewöhnung und Ehrgeiz heißen sollten.

Also, gleichwie das Haupt-Vehikel der Erziehung inskünftige ein äußerliches seyn soll, nämlich die Leibesübung; so sollen nun auch die Haupt-Hebel derselben ebenfalls von außen her in Bewegung gesetzt werden. Daß dem Volke durch alle Stände hindurch mit denselben Uebungen auch eine gleiche Gesinnung eingeflößt, und daß in jedem Einzelnen durch beständige Rücksicht auf öffentlichen Beyfall oder Tadel ein immer reger Wetteifer unterhalten werde, darin liegt das ganze Geheimniß der neuen Volksbildung. Von welcher unberechenbar großen, vorwärts treibenden Gewalt beyde Hülfsmittel seyn können, wer wird sich dieß verhehlen dürfen? Wie wenig aber dadurch eine wahrhaft innere, unverwüstbare, unter allen veränderten äußeren Umständen dauerhafte Gesinnung gegründet werden könne, und wie durch die mächtige Verbindung beyder neben der verderblichen Chimäre einer allgemeinen natürlichen Gleichheit nur ein ungemäßigtes Streben nach persönlichem Vorzuge, nach öffentlicher Bedeutsamkeit und egoistischem Einflusse in den Köpfen und der Gesinnung der so gebildeten Generation hervorgebracht werden müsse, das liegt unsers Bedünkens doch wohl klar am Tage.

Wer das oben mitgetheilte Verzeichniß derjenigen Tugenden, welche die Turnmeister der Jugend einzuflößen unternehmen, mit Aufmerksamkeit geprüft hat, der wird, falls er über die Bestimmung des Menschen und die Erziehung zu derselben je ernsthaft und gründlich nachgedacht, in jener Reihe leider eine Tugend vermißt haben, welche allen übrigen Vollkommenheiten erst das letzte Siegel aufdrückt, und ohne welche diese, wie blendend auch ihre Aeußerungen erscheinen mögen, doch nur als glänzende Verirrungen betrachtet werden müssen, nämlich — die Demuth, d. h. diejenige Gesinnung, welche nicht sowohl in einer geringeren Meinung von dem eigenen Werthe und Verdienste, als vielmehr in der innigen Ueberzeugung bestehet, daß alles Streben und Wirken der Menschen vergeblich und fruchtlos sey ohne den göttlichen Beystand und Segen. Nur in unserer heiligen Religion hat sie ihre einzige reine Quelle, und wer diese nicht nach ihrer Würde zu schätzen versteht, der wird auch ihr schwerlich die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Gleichwie aber in ihr und der nothwendig und innigst mit ihr verbundenen Hingebung an den göttlichen Willen alle wahre, dauerhafte Thätigkeit beruhet, aller echte Muth, alle wirkliche Selbstständigkeit, alle Entschlossenheit, Zuversicht, Uneigennützigkeit, Treue, Sittlichkeit, Ehr- und Vaterlandsliebe, kurz jede Vortrefflichkeit, jede Pflichtmäßigkeit, welchen Namen sie auch führen möge; so fließet auch aus ihr allein

jede Beseligung des menschlichen Herzens, alle Ruhe, alles Glück, alle Zufriedenheit des Lebens; und ohne sie werden alle menschlichen Bestrebungen, ja das ganze Daseyn selbst immer nur erscheinen müssen als ein fortwährendes, nie beruhigtes Schwanken zwischen unsicherer Thätigkeit und unerfüllten Ansprüchen, zwischen unendlichem Streben und unbesiegbarem Widerstande, zwischen glänzenden Hoffnungen und niederschlagender Täuschung, zwischen leidenschaftlicher Begierde endlich und zerstörendem Hasse.

Unter solchen Umständen können unmöglich die über das Turnwesen vorhin erhobenen Bedenklichkeiten als ungegründet betrachtet werden, in sofern nämlich dasselbe in seiner gegenwärtigen Gestalt als ein allgemeines Erziehungsmittel für die ganze Nation sich ankündigt. Wiederholt aber bitten wir unsere unparteyischen Leser, diesen Gesichtspunkt wohl festzuhalten, und unser Urtheil über den dermaligen Geist des Turnwesens nicht mit unserer Meinung über die Turnkunst selbst zu verwechseln; den Turnfreunden aber, welche die bisherige Darstellung für ungerecht halten möchten, glauben wir ferner und in einleuchtenden Beyspielen zeigen zu müssen, in welche Verirrungen die ursprünglich unvollkommene Richtung der Turnkunst sich verlieren könne. Denn jede mangelhafte Absicht, wie wohlgemeint sie auch in ihrem Ursprunge seyn möge, trägt von Anbeginn den Keim der Entartung in sich, und wird nothwendig schon in der zweyten oder dritten Hand in ihrer Blöße oder Verkehrtheit sich zeigen müssen. Deßhalb nun erscheint auch das Gemälde derjenigen Vollkommenheiten, welche Herr Jahn der Jugend wünscht, bey Herrn Passow schon in ganz andern grelleren Farben. Die gemeinschaftliche Thätigkeit, das verbundene Wirken, und der dadurch hervorzubringende Gemeinsinn, worauf jener es abgesehen haben will, wird bey diesem schon zu strengem und übermüthigem Parteygeiste. Er sagt: »Denn daß »unvernünftigem Gegenreden trotzige Verachtung geboten wird, »das ist natürlich, und zumal vom Knaben, vom Jünglinge ist »es nicht anders zu wünschen« (Turnziel, S. 95). Und an einem andern Orte: »Darum soll man es keinem Turner verargen, der sich höher gestellt fühlt als den, der sich durch Irr»thum, Vorurtheil, Trägheit oder Stumpfsinn hindern ließ, den»selben auch ihm geöffneten Weg zu einem erhöheten, veredelten »Daseyn zu betreten« (Turnziel, S. 107). Ja, er fährt auf der folgenden Seite fort: »Das gleiche Recht hat der Turner, »den gering zu achten, der auf gleicher Stufe des Alters ste»hend, gleichgültig ein edles Bildungsmittel von sich weiset, und »das Bequemere dem Würdigen vorzieht«; und schließt endlich mit der Aufforderung: »Hege und pflege man diesen Sinn, wie

»in Bezug auf jeden andern Gegenstand der Erziehung und Unter-
»weisung, so auch auf die Turnkunst.«

Was soll man sagen zu solchen Aeußerungen? Muß man nicht die Klagen sehr natürlich finden, die jetzt von so vielen Seiten über Rohheit, Trotz und Ungebühr der deutschen Jugend auf Schulen und Universitäten geführt werden? Darf man sich noch wundern, daß Auftritte vorgefallen sind, wie die auf der Wartburg erlebten, welche, wie unwichtig sie auch in ihrer unmittelbaren Wirkung gewesen seyn mögen, dennoch für ein merkwürdiges und bedenkliches Zeichen gelten müssen von dem Geiste, welcher die heranwachsende Generation zu erfüllen scheint? Herr Passow zwar redet darüber folgendermaßen: »Keinem äußern
»Zwange, einzig dem bessern, Einheit fordernden Sinn unserer
»Tage, aus dem die Turnkunst erwuchs, und dem sie bald zu
»kräftiger Stütze wurde, danken wir die erste freye Versammlung
»deutscher Burschen auf der Wartburg, die — wie der Unver-
»stand und der böse Wille sie lästre, und wie selbst in unwesentli-
»chen Beywerken ein löbliches Gefühl Einzelner mächtig geworden
»sey über besonnene Erwägung — ein Ehrentag der deutschen
»Jugend bleiben wird« (Turnziel, S. 140 und 141). Doch wird dieses Urtheil weniger befremdlich erscheinen, wenn wir erfahren, welche unglaublichen Vorrechte dieser Schriftsteller der Jugend einzuräumen gesonnen ist. Da, wo von Einführung der deutschen Tracht und Reinigung unserer Sprache die Rede ist, sagt er: »Und doch spottet man unserer Jünglinge, daß sie halb wol-
»lend, halb fortgezogen von dem gewaltigen Strome der Zeit,
»auch äußerlich darzustellen streben, was ihre ganze Seele füllt?
»Gerade die vorwiegende, sinnliche Kraft, das muthige und rück-
»sichtslose Hervortreten dieses Alters beruft es zu Umgestaltun-
»gen dieser Art, die von unten herauf wachsen müssen« (Turnziel, S. 148 und 149).

Welchen Begriff müssen Jünglinge, denen solche Dinge vorgeredet werden, erhalten von sich selbst, von ihrem Verhältnisse zur Welt, von ihrer Bestimmung, von ihren Rechten und Pflichten? Mit welchen Wünschen, Absichten, Vorsätzen und Entschließungen müssen sie in das wirkende Leben hinaustreten, sie, die man in den Kinderjahren schon mit Verachtung gegen anders Gebildete, ja gegen das ältere Geschlecht und die unmittelbar vorhergehende Zeit, als gegen ein »kümmerliches, in sich versunke-
»nes Daseyn«, erfüllt und denen man bey jeder Gelegenheit einzuprägen nicht unterlassen hat, daß einzig von ihrer, als der
»Reinsten der Zeit« Hülfe die »Wiedergeburt des Volkes« und die
»Umgestaltung und Genesung des kranken Geschlechts« zu erwarten sey (Turnziel, S. 82 und 83). Das Geheimniß spartani-

scher Erziehung lag darin, daß der Jugend neben Kraft, Gewandtheit, Muth, Ausdauer und Entschlossenheit zugleich die tiefste Ehrfurcht vor den bestehenden Einrichtungen, und persönliche Achtung des älteren Geschlechtes eingeflößt wurde. Unserer Turnjugend aber, die man auf gleiche Weise mit jenen Tugenden zu durchdringen, und ihnen obenein eine kecke Begeisterung für das, was ihnen als recht und gut geboten wird, einzuflößen sucht, wird zu gleicher Zeit Zaum und Gebiß abgenommen. Alle vor ihnen gegründeten Einrichtungen des Lebens, alle Sitte, Neigungen, Gewohnheiten, ja Tracht und Sprache selbst der bisherigen Zeit werden als verderbt und »verkrüppelt« dargestellt, und feyerlichst wird ihnen der Beruf zur Heilung und Erneuerung übertragen. Kann man sich der Besorgnisse wohl erwehren, wenn man nun bedenkt, daß alljährlich vielleicht Tausende so gerichteter junger Männer aus allen Ständen der menschlichen Gesellschaft in die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens entlassen werden?

Ein großer Turnfreund, Herr von Kön en, räumt die Möglichkeit ein, daß »wirklich Widersetzlichkeit und Ungehorsam gegen »Aeltern und Lehrer einen höhern Grad erreicht« haben können; allein, indem er die Schuld davon auf die Erwachsenen selbst wälzt, sucht er die Turnkunst durch die Behauptung zu vertheidigen, daß der »strenge Gehorsam und die Disciplin des Turnplatzes« vielmehr sich »in die übrigen Lebensverhältnisse der Jugend weiter verbreiten« müsse (Leben und Turnen, S. 43). Diese Aeußerung mag uns veranlassen, unsere Gedanken über Gehorsam und Disciplin in der Erziehung überhaupt bey dieser schicklichen Gelegenheit ausführlicher zu entwickeln.

Daß ohne Gehorsam sich nicht erziehen lasse, darüber sind alle Stimmen einig; von welcher Beschaffenheit aber dieser Gehorsam seyn müsse, und auf welche Art er am sichersten hervorgebracht werde, darüber herrscht weniger Uebereinstimmung. Erzwungener Gehorsam zwar wird ebenfalls allgemein verworfen; welches aber der wahre, echte, freye Gehorsam sey, das möchte nicht so durchgängig eingesehen werden. Der echte, freywillige Gehorsam ist ein Gehorsam aus Liebe. Lieben aber läßt sich nur eine Persönlichkeit. Nur ein Wesen, das selbst Leben, Kraft, Gesinnung und Liebe hat, dessen wir uns leibhafter Weise erfreuen, dessen wir in der That und Wahrheit theilhaftig gemacht werden können, nur ein solches Wesen kann auch wiederum von uns lebendig, kräftig und mit liebevoller Gesinnung ergriffen und festgehalten werden zu dauernder Vereinigung in Leben, Kraft, Gesinnung und Liebe. Ein todter Begriff aber, ein Grundsatz, ein Gesetz sind nie liebenswerth. Diese Dinge nehmen nur, ohne zu geben; sie fordern, ohne zu gewähren; sie dringen, ohne zu

bewegen. Einem Gesetze, wie einer collectiven Masse gegenüber kann der Einzelne, im Gefühl seiner Persönlichkeit, also seiner Freyheit, nur abwehrend und trotzig gegenüber stehen, damit er nicht umflügelt, erdrückt und als selbstständiges Wesen vernichtet werde. Im Angesichte aber einer geliebten, also höher geachteten, ihn wieder liebenden, also erhebenden Persönlichkeit wird er seines eigenen Werthes, seiner Würde, seiner Freyheit erst doppelt inne, indem er zugleich das beseligende Gefühl einer Ergänzung und Vervollständigung seines vereinzelten Daseyns gewinnt. Daher nun kann aller wahre Gehorsam nur ein persönlicher seyn. Nicht an dem todten Scheltworte der Mutter oder der selbst fühllosen Ruthe des Vaters bricht sich in der That der Eigenwille des Kindes; sondern er neiget sich ihrer persönlichen Liebe und Sorgfalt; nicht von dem strengen Zwange der Schulregel zähmet der Schüler den jugendlichen Uebermuth, sondern vor der ernsten Leitung des wohlwollend gesinnten, überlegenen Lehrers; nicht dem starren, unbeugsamen Gesetze bringt der Unterthan willig den Tribut seiner Folgsamkeit, Gut, Blut, Leben und jedes größere Opfer, sondern der schützenden Macht seiner sichtbaren Obern, seines leibhaftigen Landesherrn; nicht endlich vor der unermeßlichen Gewalt ungeheurer Naturkräfte beugt der sterbliche Mensch demüthig seine Knie, sondern vor der allgegenwärtigen Nähe eines offenbarten, wirklich empfundenen, sichtbar gewordenen, alliebenden Gottes. — Edle Gemüther fühlen daher, so wie sie des schönen Bedürfnisses der Liebe sich bewußt werden, zugleich das schönere des Gehorsams, nämlich der freywilligen Hingebung zum freudigen Dienst eines Höheren; und für denjenigen, welcher diese edle Sehnsucht der Seele je gefühlt und erkannt hat, ist es eine eigene, fast rührende Empfindung, wenn er, wie in heutiger Zeit nicht selten, wohlgeartete Gemüther gewahr wird, welche jenes eigentliche Element des Gehorsams, seinen freyen Athemzug, verloren haben und nun sich abmühen in unfruchtbarem Untersuchen nach einem würdigen Gegenstande ihrer Hingebung, bis sie zuletzt ihre Sehnsucht beschwichtigt zu haben glauben in fast ängstlicher Unterwerfung unter die Gewalt von Ehre, Sitte und öffentlicher Meinung oder von Herkommen, Convenienz und Mode, wie etwa diese Dinge in persönlich liebenswürdiger Gestalt ihnen erschienen seyn mögen.

Wenn also aller wahre Gehorsam jederzeit ein Gehorsam aus Liebe, also ein ganz persönlicher ist, und wenn der einzig würdigste und unwandelbare Gegenstand menschlicher Liebe nur Gott selber seyn kann; so folgt auch, daß aller Gehorsam in letzter Bekräftigung immer ein Gehorsam um Gotteswillen seyn müsse. Wie, wo, und wenn der Mensch auch gehorcht, seiner Unter-

werfung kann nur in sofern Werth und Würde beygelegt werden, als er dadurch zugleich dem göttlichen Gebote freywillig Folge leistet. Daher nun aber bestehet das Wesen aller Erziehung, für deren festestes Fundament der Gehorsam allgemein erkannt wird, keinesweges in einer künstlichen, durch allerhand äußere Mittel bewerkstelligten Gewöhnung und Abrichtung der menschlichen Natur zu menschlichen Zwecken, sondern vielmehr in der besonnenen Lenkung des menschlichen Willens zur freyen Unterwerfung unter das Gesetz der göttlichen Liebe; welche Unterwerfung ein verständiger Jugendbildner, wegen der unendlichen Verschiedenheit jugendlicher Gemüther, in jedem einzelnen nicht anders als auf ganz besondere, persönliche Weise hervorzubringen wird unternehmen wollen.

Allein, von einer solchen Idee des Gehorsams und der Art seiner Erweckung, wie hier zu entwickeln versucht worden ist, scheinen unsere Turnmeister nichts wissen zu wollen. Herr Passow sagt: »Nie zu früh kann der Knabe lernen, wehrhaft und gerü-»stet auf eigenen Füßen zu stehen; nie zu früh kann ihm Ge-»legenheit geboten werden, in tüchtigem Vollbringen des ihm »Aufgegebenen seine höchste Freude zu finden, und sich eigenen »Werth zu erwerben, je nachdem er seiner Turnpflicht genügt, »oder über sie hinaus schreitet. Zeitig erkennt er so an nahen, »faßlichen Beyspielen, was Ehre bringt, und was Schimpf, und »wie beydes auf den Kreis der Umgebenden zurückwirkt. Willens-»kraft und Entschlossenheit finden beständig übende, stärkende An-»wendung: aber sie verwachsen alsbald mit dem freyesten Aner-»kennen des Rechtes Anderer und dem unbedingtesten Ge-»horsam gegen das Gesetz; nicht durch Lehre und Ermah-»nung, die das Haus und die Schule bequemer geben würden, »sondern durch die frühzeitige, unmittelbare Erfahrung, daß kein »Zusammenleben ohne feste Ordnung denkbar ist. Er fühlt sich »froh als Theil einer großen Gesammtheit, und lernt dieser »den eigenen Willen zu derselben Zeit unterordnen, wo er nach »innen gewendet die entschiedenste Festigkeit begründet« (Turnziel, S. 132 und 133). Herr GutsMuths aber möchte durch seine Uebungen der Jugend »den bewundernswürdigen Geist echter »Kriegsschaaren frühzeitig mittheilen« (Turnbuch, S. XXXIV).

An die Stelle also des ganz besondern, persönlichen Verhältnisses, welches, wie bereits gesagt, ein weiser Erzieher mit jedem seiner Zöglinge, wie groß auch deren Anzahl seyn möge, auf ganz andere, eigenthümliche Weise zu gründen suchen wird, also an die Stelle der wahren, eigentlichen Disciplin, sehen wir hier eine ganz allgemeine, gleichartige Richtschnur für Alle gesetzt. Einerley gemeinschaftlicher Zweck, einerley Art des Stre-

bens und einerley Gesetze — unwandelbare Vorschriften, mit denen jeder Einzelne, wie er kann und mag, sich abzufinden hat — darauf beruhet die Methode der Turn-Erziehung. Wie indessen dadurch von der einen Seite jede wahre Eigenthümlichkeit und jede freyere Entfaltung derselben verhindert, von der andern aber dennoch der innern Willkürlichkeit und Ungebundenheit des Wesens nur desto größerer Vorschub gethan werden müsse; wie also dadurch weder die wahre Freyheit der Gesinnung, noch der wahre Gehorsam — welche überdieß ewig unzertrennlich sind, weil dieser die einzig mögliche Art der Aeußerung von jener ist — hervorgebracht werden könne, das scheint leider übersehen worden zu seyn. Und wie schön es auch klingen möge, wenn Herr Passow ausruft: »Welch ein Heil dem Ganzen wäre es, wenn »nicht ein durch Vernunftgründe ausgemittelter Begriff allgemei»ner, natürlicher Gleichheit, sondern ein frommes, in schöne Ge»wohnheit übergegangenes, frühes Gefühl reiner Bruderliebe »das nothwendig Gesonderte eben so nothwendig wieder verknüpfte« (Turnziel, S. 129); so können wir uns doch weder von der hier gemeinten natürlichen Gleichheit, noch von einer angewöhnten, reinen Bruderliebe irgend einen klaren Begriff machen. Alle Gleichheit wie alle Bruderliebe ruhet auf einer Gegenseitigkeit des Verhältnisses, auf dem wechselseitigen Bedürfnisse der Ergänzung, welches, in sofern es empfunden wird, als Gefühl der Gleichheit, in sofern es aber zur Befriedigung gelangt, als Wechselhülfe, mithin als Bruderliebe, sich äußert. Aus einem bloßen, gemeinschaftlichen Streben aber, aus einem Nebeneinanderrennen auf einerley Wege zu demselben Ziele kann weder die eine noch die andere sich gestalten. Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß, wie das Ziel näher rückt, und der Weg enger wird, einer den andern auf die Seite drängen muß.

Es bleiben nun noch zwey Punkte übrig, welche erörtert werden müssen, wenn unsere Darstellung vom gegenwärtigen Geiste des Turnwesens vollständig seyn soll. Sie betreffen diejenigen Eigenschaften, welche oben in der Reihe der Turn-Tugenden zuletzt aufgeführt und dort: Abneigung gegen alle Ausländerey, und: rücksichtslose Hingebung an das Wohl der Turngemeinschaft selbst, genannt worden sind.

Entsprungen aus dem Wunsche nach Rettung des Vaterlandes zur Zeit seiner Unterdrückung glaubte die Turn-Erziehung vor allen Dingen den Haß gegen die Unterdrücker anfachen, nähren, beleben und befestigen zu müssen. Wie nun auch Zeit und Umstände sich jetzt geändert haben mögen, so hat doch diese eine große Hauptwurzel des Ganzen wohl bleiben müssen und sollen. Abneigung gegen Ausländerey heißt daher im Grunde hauptsäch-

lich nur Haß gegen die westlichen Nachbarn des deutschen Vaterlandes, welcher, da das äußere feindselige Verhältniß zu ihnen aufgehört hat, sich jetzt unmöglich auf andere Art wird erweisen können, als durch Verachtung ihrer Sprache, Literatur, Sitten, Einrichtungen, Gewohnheiten und Moden.

Daß die Geringschätzung vaterländischer Zustände und eine eitle Nachäfferey ausländischer Aeußerlichkeiten als eine unwürdige Verirrung anzusehen sey, und daß im Gegentheil ein treues Festhalten an den erprobten Sitten und Einrichtungen unsers Landes und ein unverrücktes Streben, das Wohl und den Bestand derjenigen näheren Genossenschaft zu fördern, in welche die göttliche Vorsehung durch die Geburt uns versetzt hat, für eine höchst ehrenwerthe Tugend gelten müsse, wer möchte dies läugnen wollen? Daß aber diese Werthschätzung der vaterländischen Eigenthümlichkeit und nöthigenfalls ihre rüstige Vertheidigung deßhalb gleich in gehäßige Verachtung fremder Nationalität oder gar in eifernden Haß gegen eine anders geartete Nation selber ausarten müsse, dazu wird man uns nie überreden können. Schon aus dem Wesen der Liebe, welche, wie oben gezeigt worden ist, jederzeit auf einen persönlichen Gegenstand gerichtet seyn will, gehet hervor, daß umgekehrt der Haß, als ihr vollständiges Gegentheil, immer nur gegen einen allgemeinen Begriff gekehrt seyn könne. Gleicherweise, wie nicht die Tugend an sich, sondern nur ein tugendhaftes Wesen geliebt werden kann; so soll umgekehrt nicht eine fehlerhafte, sündige Persönlichkeit gehaßt werden, sondern nur der Fehler, die Sünde selbst. Wenn daher Herr Jahn in seinem »Geiste der Turngesetze« feststellet: »Wer wider die deutsche »Sache und Sprache freventlich thut oder verächtlich handelt, »mit Worten oder Werken, heimlich wie öffentlich — der soll erst »ermahnet, dann gewarnt, und so er von seinem undeutschen Thun »und Treiben nicht abläßt, von jedermann vom Turnplatz verwie»sen werden« (Turnkunst, S. 235); so ist eine solche Maßregel, in sofern nämlich Ermahnungen und Warnungen redlich versucht und als unfruchtbar befunden sind, keinesweges zu tadeln; wenn er indessen gleich darauf hinzusetzt: »Keiner darf zur Turngemein»schaft kommen, der wissentlich Verkehrer der deutschen Volks»thümlichkeit ist, und Ausländerey liebt, lobt, treibt und beschö»nigt«; so gewinnt die Sache schon ein etwas härteres, liebloseres Ansehen; wenn aber endlich Herr Passow, nach wiederholten Schmähungen gegen französisches Wesen überhaupt, sogar von dem französischen Sprachunterricht, als von einem »krebs»artigen Auswuchs« (Turnziel, S. 231) unsere Schulen befreyet wissen will, und sich so weit vergißt, die Sprache, in welcher Bossuet und Fenelon geredet haben, »überrheinisches Ge-

kauder«, ja eine »Gift- und Schmutzsprache« (Turnziel. S. 152) zu nennen, so kann man sich unmöglich eines gerechten Unwillens erwehren.

Frankreich in seinem fast vierzehnhundertjährigen Einflusse auf Europa's Gestalt, Bildung und Verfassungen bedarf unserer Schutzrede nicht; am wenigsten sind wir gesonnen, hier eine überflüssige Vertheidigung der französischen Literatur übernehmen zu wollen, unter welchem Namen wir etwas Anderes zu verstehen gewohnt sind, als eine unvollkommene Sammlung sogenannter belletristischer Werke des letzten Jahrhunderts; allein wenn schon keine andere Rücksicht wäre, als daß der große Streit, welcher jetzt ganz Europa verwirrt, nirgend so gründlich, klar, besonnen und lehrreich geführt wird, als eben in Frankreich; so würde schon deßhalb die Kenntniß der französischen Sprache einem wohlgesinnten Deutschen unentbehrlich erscheinen müssen.

In dem erneuerten Zustande von Europa, bey den festeren Banden, wodurch unter dem Paniere des Christenthums die Staaten unseres Erdtheils vereinigt werden sollen, ist schon an und für sich selbst Erweckung von National-Haß, wo es immer seyn möge, für ein Verbrechen an der guten Sache zu halten; in Deutschland aber, in dem Lande, welches so oft und nicht mit Unrecht das Herz von Europa genannt worden, welches vor allen andern zum Mittelpunkte und Stapelplatze europäischer Kultur bestimmt ist, und welches — wie es schon durch seine Lage mit fast allen übrigen europäischen Interessen in unmittelbare Berührung gesetzt ist — so durch seine Verfassung als Staatenbund noch den Vortheil genießt, auch die natürlichen Wortführer aller jener außer-deutschen Interessen in seinem hohen Rathe versammelt zu sehen — in Deutschland eine abwehrende oder gar feindliche Gesinnung gegen das Ausland hervorbringen zu wollen, würde vollends ein verkehrtes und widersinniges Unternehmen seyn, und vielmehr für ein Vernichten, als für ein Gründen wahrer deutscher Nationalität gehalten werden müssen.

Ist aber diese Absicht der Turn-Erziehung an und für sich selber eine unstatthafte und tadelnswürdige, so sind auch die Mittel dazu von seltsamer und kleinlicher oder ganz verkehrter Beschaffenheit. Herr Passow nennt sie: »Kleidung, Sprache, »und geschichtliche Erinnerung« (Turnziel. S. 144). — Mit der letzten Bezeichnung sind hauptsächlich die Gedächtnißfeyern der großen Schlachttage des letzten Krieges gemeint. Wie unverantwortlich aber würde es seyn, durch diese schönen Dankfeste des Volkes zugleich eine National-Erbitterung hervorbringen, und so diese großen Versöhnungstage zu gemeinen Festen des

Hasses herabwürdigen zu wollen. Was aber von der armseligen Ziererey zu halten sey, womit man unserer siegreichen Sprache den rechtmäßigen Tribut fremder Zungen wieder abnöthigen, und die eitle Putzsucht der Jugend fast theatralischer Weise zum alten Schnitte der Kleider zurückführen will, darüber scheint dies allgemeine Urtheil sich bereits entschieden zu haben. Wie ehrenwerth es auch sey, die Muttersprache vor allen andern zu pflegen, zu achten, in Kraft und Würde zu erhalten und zu befestigen, und wie sehr eine allgemeine und ernste Abneigung gegen modisch tändelnde Aeußerlichkeiten unserer Nation auch zu wünschen wäre, so wird eine so würdige Gesinnung doch schwerlich auf diejenige Weise erweckt werden können, welche die neuen Verkündiger alt-deutschen Wesens anpreisen.

Wir gelangen nunmehr in unserer Darstellung des Turn-Geistes zur letzten Erörterung.

Daß Erzieher, Lehrer und Meister von ihren Zöglingen, Schülern und Lehrlingen vollkommenes Vertrauen verlangen, ist natürlich und lobenswerth; falls sie aber dieses Vertrauens ausschließlich sich zu bemeistern, und dasselbe denjenigen Personen, welche ebenfalls gegründete Ansprüche darauf haben, zu entziehen versuchen sollten, würden sie gerechtem Vorwurfe nicht entgehen können. Diesen Vorwurf nun haben auch die Turnmeister auf sich geladen, und, wie nicht zu läugnen ist, ihren Gegnern durch das berüchtigte viel besprochene siebente Turngesetz dazu einen gegründeten Anlaß gegeben. Dieses Gesetz lautet wörtlich so: »Welcher Turner irgend etwas erfährt, was für und »wider die Turnkunst und unsere Uebung derselben Freund oder »Feind sprechen, schreiben und wirken: muß davon sogleich An»zeige machen, damit zu seiner Zeit und an seinem Orte aller »solchen Kunden — mit Glimpf oder Schimpf — könne gedacht »werden« (Turnkunst. S. 236). Da indessen Herr Jahn, durch allgemeine Mißbilligung veranlaßt, vor Kurzem dasselbe öffentlich zurückgenommen hat, so darf billig davon, als von einer anfänglichen merkwürdigen Verirrung hier nur noch geschichtlich die Rede seyn. Ob jedoch durch diesen Widerruf alle erhobenen Besorgnisse, namentlich auch wegen versteckter weitaussehender politischer Zwecke, welche der Turn-Erziehung vielfältig untergelegt worden, bereits gänzlich gehoben seyn werden, wagen wir nicht zu behaupten. Was aber von jenen muthmaßlichen Zwecken etwa zu urtheilen sey, bleibt besser dem letzten Abschnitte unserer Untersuchung vorbehalten.

Durch alles bisher Gesagte scheinen die oben aufgeworfenen Fragen hinlänglich beantwortet zu seyn. Nur die letzte derselben; was etwa die Erfahrung über den Erfolg der Turn-Er-

ziehung bereits gelehrt habe, möchte noch eine nähere Berücksichtigung verdienen. — Die Behauptungen der Turn-Freunde und Feinde stehen hier natürlich im vollkommensten Widerspruche, und beyde berufen sich dabey auf Thatsachen und Zeugnisse.

Wenn wirklich das ganze Unternehmen ursprünglich aus wohlgemeinter Absicht und redlichem Eifer hervorgegangen ist, so muß dieß auch in den Wirkungen gespürt werden können; wenn es aber ferner zugleich vom Anfange an, eine irrige mangelhafte Richtung genommen hat, so wird auch diese nicht ohne nachtheilige Einflüsse geblieben seyn müssen. Und die Erfahrung scheint beydes zu bestätigen.

Der Auftritte in Halle, Gießen, Göttingen und auf anderen Universitäten, dergleichen es zu allen Zeiten gegeben hat, ja selbst der viel beredeten Wartburgs-Fahrt soll hier nicht weiter erwähnt werden; indessen zu läugnen ist nicht, daß Ungebundenheit, Anmaßung, Selbstgefühl, Rücksichtslosigkeit und Unbescheidenheit bey unserer heutigen Jugend einen höhern Grad erreicht haben; dagegen aber muß der Wahrheit gemäß eingeräumt werden; daß zugleich Ernst, tüchtiger Fleiß, Mäßigkeit und vor allen Dingen Keuschheit zugenommen haben. Und daß hieran dem Turner, besonders in der letzten Rücksicht, ein großer Antheil zuzuschreiben sey, erkennen selbst dessen entschiedenste Gegner an. Namentlich sollen auch die Einrichtungen derjenigen Universitäts-Verbindung, welche unter dem Namen der Burschenschaft bekannt genug geworden ist, und die meisten Turner unter sich zählt, in vieler Hinsicht auf die sittliche Vervollkommnung der Jünglinge höchst lobenswürdig berechnet seyn; und, wie es scheint, verschwinden Laster, an denen bisher alle Disciplin scheiterte, wie Spiel, Trunk, Händelsucht und Wollust immer mehr, und machen den entgegenstehenden Tugenden Platz. Wie herrlich, wenn zu so edler Richtung des Willens sich noch Demuth und Bescheidenheit gesellten, und wenn die Kraft, die so trefflich nach innen wirkt, auch lernte den unbändigen Trieb nach außen freywillig bezähmen! Welche erhabene Aufgabe aber für diejenigen, denen Ohr und Herz der an sich selbst so lenksamen Jugend geöffnet ist, den mächtigen Geist, welchen sie herauf beschworen, nun auch in die Schranken zurückzuführen, innerhalb welcher er allein zu befriedigender und segensreicher Wirksamkeit gelangen kann, und dergestalt die edle Freyheit, zu der sie ermuthigt haben, auch mit dem wahren Gehorsame zu vermählen!

Turn-Ziel.

Das Turnen darf, wie aus der bisherigen Darstellung hervorgegangen seyn wird, nicht bloß als ein besonderer Bestand-

theil der Jugendbildung, als eine für sich bestehende Fertigkeit, mithin als eine einzelne Kunst betrachtet werden, sondern es will zugleich als ein Bildungsmittel überhaupt angesehen seyn, indem es eine Gesinnung, einen Geist zu gründen unternimmt. Hieraus folgt nun schon von selbst, daß ihm auch ein äußerer Zweck, ein Ziel, nicht fehlen könne. Denn Fertigkeit und Gesinnung verbunden sind ohne Richtung und Absicht nicht gedenkbar.

Was soll, was wird, was kann die Turn-Erziehung bewirken? sind daher drey sehr natürliche Fragen.

Alle Erziehung ist Vorbereitung für künftige Bestimmung. Die Bestimmung aber des Menschen ist seine Thätigkeit in den ihm von der göttlichen Vorsehung angewiesenen Verhältnissen. In den Begriffen also, welche sowohl über die Natur dieser Verhältnisse, als über die ihnen angemessenste Art menschlicher Thätigkeit herrschen, werden auch Richtung und Ziel der Erziehung ihre Begründung finden müssen. Die eben ausgesprochenen Fragen lauten daher, eigentlicher ausgedrückt folgendermaßen:

1) Was für Gedanken hegen die Turn-Erzieher über die Verhältnisse des menschlichen Daseyns, und über Art und Beruf menschlicher Wirksamkeit?

2) Stehet zu erwarten, daß die Turn-Erziehung, wie sie wirklich ausgeübt wird, unsere Jugend zu derjenigen Bestimmung, welche die Meister im Auge haben, auch sicher und unfehlbar leiten werde? und endlich

3) Was wird die Turnkunst leisten können, falls ihr ein anderes Ziel und eine andere Methode angewiesen würden, vorausgesetzt nämlich, daß beyde in ihrer gegenwärtigen Gestalt als mangelhaft und unzulänglich befunden seyn sollten?

Indem wir wünschen, diese Fragen so gründlich und gerecht, so vollständig und billig, so bestimmt und wahr wie möglich zu beantworten, und mit der ersten den Anfang machen wollen, fühlen wir, daß wir an die schwierigste Aufgabe unserer Arbeit gelangt sind. In unserer Zeit das vollständige Glaubensbekenntniß irgend eines Einzelnen aussprechen zu wollen, der in seinem Urtheile über die irdische und himmlische Bestimmung des Menschen nur dem Lichte seiner Vernunft folgen zu müssen für Recht hält, ist ein fast unmögliches Unternehmen. Da, wo alle göttliche und menschliche Autorität sich der falschen Weisheit des Jahrhunderts, jener revolutionären Kritik, hat unterwerfen müssen, können wir nur Trümmer erblicken an dem Platze des alten festen Gebäudes, nur auseinander irrende Bestrebungen statt besonnener, einigender Thätigkeit, nur Wünsche und Hoffnungen statt Zweck und Absicht, nur Kenntnisse statt Wissenschaft,

und an der Stelle erprobter Erfahrungen nur ein neues hoffnungsloses Experimentiren. Ewig hin und her geworfen zwischen der ernsten Sehnsucht des Glaubens, und der leichtsinnigen Gewalt des Zweifels, zwischen edlem Vorsatze und verführerischer Selbstliebe, zwischen dem ewigen Glanze des Rechtes, und dem vergänglichen Reize des Gelüstes sehen wir so einen großen Theil unserer Zeitgenossen in dem verderblichsten aller Kämpfe befangen, in dem unglückseligen Widerstreite mit sich selbst.

Daß wir jedoch mit dieser Schilderung keineswegs die elenden politischen Schreyer unserer Tage, die demagogischen Herolde der Anarchie und Volksgewalt gemeint haben können, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung. Aber auch auf den Stifter der Turnkunst darf, was wir gesagt, nicht ohne Einschränkung angewandt werden, als welcher nicht bloß von der letzten unehrbaren Gesellschaft auf das bestimmteste unterschieden ist, sondern überhaupt durch strengere Konsequenz, durch kräftigere und eigenthümlichere Ansicht, vor allen aber durch eine unläugbar gute sittliche Richtung der Absicht ausgezeichnet erscheint. Um so nothwendiger aber wird es, mit unerbittlicher Strenge gegen die Irrthümer zu verfahren, auf denen dieser kräftige Mann sein neues Werk zu gründen unternommen hat.

Von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Absichten und seines Strebens gibt sein bekanntes und merkwürdiges Buch: Deutsches Volksthum, welches schon im Jahre 1808 erschienen ist, die beste Auskunft. Die kurz zuvor von Fichte so laut verkündigte Lehre, daß der äußeren politischen Befreyung des Vaterlandes erst die innere sittliche der einzelnen Bürger vorhergehen müsse, hatte Herr Jahn mit dem ihm eigenen Ernste aufgefaßt; und wie redlich er es damit meine, beweiset unter andern der treffliche neunte Abschnitt seines Buches, welcher »häusliches Leben« (Volksthum. S. 313 bis 342) überschrieben ist. Daß aber diese sittliche Befreyung des Geschlechtes nur auf einem einzigen Wege bewerkstelliget werden könne, durch Wiederbelebung der Religion, das war ihm, wie seinem edlen Lehrer entgangen. Was blieb ihm also übrig, als, in Ermangelung dieses einen, ewigen und unveränderlichen Grundsteines, ein großes, weitläuftiges künstliches äußeres Gerüste zu errichten, von welchem aus der neue Bau begonnen werden solle? Daher nun der große Hauptwiderspruch seiner Ideen oder vielmehr die Zirkelbahn, worin diese sich umhertreiben. Auf dem Grunde einer sittlichen Gesinnung soll das feste Gebäude der menschlichen Gesellschaft errichtet, zugleich aber diese Gesinnung selbst durch die Einrichtungen und Veranstaltungen eben jener menschlichen Gesellschaft erst hervorgebracht werden. Daher der Artikel: »Kirche«

(Volksthum. S. 99 bis 130) so dürftig, vereinzelt und voll kleinlicher Rücksichten, und in demselben der fast ruchlose Ausspruch: der Staat solle die Tugendlehre der Kirche »nicht als »Zaum und Gebiß nützen, und dieses Lenkmittels halber lieber »ein frömmelndes als freygeisterisches Volk wollen« (Volksthum. S. 102). Daher in dem großen Abschnitte von der Volkserziehung« (Volksthum. S. 131 bis 212), neben so manchen vortrefflichen Andeutungen und durchgängig gutgemeinter Absicht, auch keine Sylbe von Bildung zur christlichen Frömmigkeit. Daher endlich überall das ängstliche Umhersuchen nur nach einer äußerlichen Einheit, und nach äußerlichen Veranstaltungen zu ihrer Gründung und Bewahrung.

Die Ideen-Reihe, auf welcher Herrn Jahn's Ansicht von der menschlichen Bestimmung beruhet, ist kürzlich ungefähr folgende: Der Mensch ist zur Geselligkeit erschaffen, und findet nur in der Gesellschaft Befriedigung und Glück. Damit aber diese Befriedigung und dieses Glück sicher und dauernd sey, muß die menschliche Gesellschaft, also der Staat selbst, gesichert und befestigt seyn; und zwar nach außen durch Abgeschlossenheit vermittelst natürlicher Gränzen (Volksthum. Erster Abschnitt. Natürliche Eintheilung des Grundgebiets. S. 27 bis 38), und eines wehrhaften »Volksgefühls« (Volksthum. S. 251 bis 286); nach innen aber durch »gleichmäßige innere Verwaltung« (Volksthum. S. 39 bis 70), durch Einheit des Staates und Volks (Volksthum. S. 71 bis 98), vor allen Dingen aber durch vollständige Ergebenheit der Gesinnung an die Staatswohlfahrt und unermüdliche Thätigkeit zu ihrer »Erhaltung und Vervollkommnung« (Volksthum. S. 167), auf welcher Tugendbeförderung, als auf ihren innersten Mittelpunkt, dann eben alle übrigen Einrichtungen des Staates wieder in der genauesten Beziehung stehen müssen. — Nach dieser Ansicht ist also der Staat das Letzte, Höchste für den Menschen, die Quelle aller seiner Pflichten, der Mittelpunkt seiner Thätigkeit, der Gegenstand seiner Bestrebungen. Einheit aber, Freyheit, Unabhängigkeit, Macht, Ehre und Ruhm des Staates sind die größten irdischen Güter. Diese zu erwerben, zu bewahren, zu sichern, zu schützen und zu vertheidigen, ist der erhabenste Beruf des Menschen im Staate, und nur in wiefern er diesen Beruf erkennt und zu erfüllen strebt, kann ihm »volksthümliche« Gesinnung, als die würdigste Tugend und der Brennpunkt aller übrigen Vollkommenheiten zugeschrieben werden.

Siehe da! alt-römische Gesinnung! echt republikanischer Geist! Nach außen eine kecke, abwehrende, feindlich gerüstete Stellung, im Innern strenge Bürgertugend! das ist das Ziel,

welches Herr Jahn im Auge hat. Ob er sich jedoch den gefährlichen Weg, der dahin führt, recht klar gemacht, die unaufhörlichen äußern Kämpfe, die nothwendigen inneren Reibungen und Umgestaltungen, die erfolgen müssen, gründlich vorausbedacht habe, daran zweifeln wir sehr. Zwar seine durchgängige Ehrfurcht vor der monarchischen Gewalt, seine gerechte Hochachtung vor dem »Geschlechtsadel« (Volksthum. S. 223 bis 226), seine Würdigung der Stände als »natürlicher Eintheilungen des Volkes« (Volksthum. S. 215) scheinen zu beweisen, daß er selber von revolutionärer Neuerungssucht weit entfernt sey. Dennoch hat er den Wunsch nach einer »allmählichen wohlthätigen Umwandlung« (Volksthum. S. 217), und den noch unverhohlneren nach äußerer Vereinigung der gesammten deutschen Nation nicht unterdrücken können. Welch' andere Gestalt aber dergleichen Ideen in solchen Köpfen annehmen müssen, welchen echt-republikanische Nüchternheit und strenge Selbstbeherrschung fehlet, und die in dem gegenwärtigen aufgeregten Zustande der Welt nur eine willkommene Gelegenheit zur raschen Verwirklichung ihrer Hoffnnngen, oder gar einen erwünschten Tummelplatz für persönliche Erwartungen und Absichten erblicken, möchte wohl einer ernstlichen Erwägung nicht unwerth seyn. Vor allen Dingen aber darf man sich nicht verhehlen, wohin solche Grundsätze entarten können bey einer reizbaren, muthigen, kraftvollen, für ihre Meinung begeisterten, durch Wetteifer gebildeten, in rücksichtsloser Verfolgung ihrer Zwecke geübten, schlagfertigen Jugend, die überdem schon vom ersten Knabenalter an entschiedene Widersacher sich gegenüber zu sehen, und mit diesen durch alle Altersstufen hindurch die heftigsten Partenkämpfe zu bestehen gewohnt ist. — Die Besorgnisse, welche wir bereits im zweyten Abschnitte auszusprechen Gelegenheit gehabt haben, sollen hier nicht wiederholt werden; aber einige Punkte noch dürfen nicht unberührt bleiben, in denen das Mißverhältniß der Turnbildung, wie sie betrieben wird, zu ihrer ursprünglichen eigentlichen Bestimmung sich recht einleuchtend aufweisen läßt.

Dahin gehört zuerst die Beziehung, worin der Turnplatz zur häuslichen Erziehung steht. Auf demselben sollen, wie wir wissen, nicht bloß leibliche Kunstfertigkeiten, sondern auch sittliche Eigenschaften mitgetheilt werden, neben allgemeiner Tüchtigung des Körpers noch Nüchternheit, Mäßigkeit, einfache Sitte, Modehaß u. dgl. m. — Wird aber wohl diese Absicht erreicht werden können, wenn die älterliche Erziehung nicht zu Hülfe kömmt? Ja, muß das Uebel nicht noch ärger werden, wenn nun Turnplatz und Haus sich widerstreben? Kann etwas Anderes die Folge seyn, als daß entweder das unglückseligste häusliche Verhältniß

(Volksthum. S. 99 bis
kleinlicher Rücksichten,
spruch: der Staat
»Zaum und Gebiß
»ein frömmelndes als
S. 102). Daher
ziehung« (Volks
vortrefflichen Andeu
auch keine Sylbe
endlich überall das
lichen Einheit,
Gründung und Be

Die Ideen
der menschlichen
gende: Der Mensch
nur in der Gesellsch
diese Befriedigung
die menschliche
befestigt seyn;
mittelst natürlich
türliche Eintheilung
nes wehrhaften
nach innen aber
thum. S. 39 bis
(Volksthum. S
ständige Ergeben
unermüdliche
nung« (Volksth
als auf ihren
richtungen
stehen müssen.
Letzte, Höchste
ten, der
Bestrebungen.
Ehre und
Diese zu
vertheidigen
und nur
kann ihm
und der
den werden

Geist!
Stellung

für erschöpfend halten können. — Das Haus enthält die ganze Bestimmung des Weibes; in häuslicher Thätigkeit nach allen ihren mannigfaltigen Beziehungen, besteht all sein Wirken und Walten. Eben deßwegen aber kann es nur dem Hause allein seine eigentliche Bildung und Vollendung verdanken. Behaupten: die weibliche Erziehung tauge nicht, heißt klagen: das Haus sey in innerer sittlicher Hinsicht zerrüttet. Sollte dieß wirklich der Fall seyn, so würden doch schwerlich Mädchenschulen diesem beklagenswürdigsten aller Uebel abhelfen können, und wären auch die Prüfungen »von einem Schulrathe«, und »noch ein Mal von ehrenwerthen Matronen« (Volksthum. S. 206) noch so streng, fände sich auch »ein Guts Muths für die weiblichen Leibesübungen«, für ihr »Schlittschuhlaufen und Schießen« (Volksthum. S. 205), verbannte man auch aus ihrer Nähe jede andere Sprache, außer der »Muttersprache,« an der das deutsche Weib »genug haben« (Volksthum. S. 201) soll, und würden endlich auch die Altersstufen des Geschlechtes noch durch den neuvorgeschlagenen »Dirnen«-Stand (Volksthum. S. 207) vermehrt.

Die Weltordnung wollte, wie Herr Jahn so richtig bemerkt, den Wechselbund der Geschlechter, und folglich auch ihre fortwährende Beziehung auf einander. Deßhalb wachsen nicht bloß beyde als Geschwister neben einander in derselben Familie auf; nicht bloß vereinigen sie sich schon in der Kindheit als Gespielen, nicht bloß endlich scheinen sie sich in den unbeholfenen Jahren der Entwickelung nur darum in Neckerey und Zwiespalt zu trennen, um mit desto größerer Sehnsucht im Alter der Reife sich wieder zu nähern; sondern bleiben auch durch das ganze Leben hindurch in beständiger Gegenseitigkeit der Verhältnisse. Keines kann das andere ja irgend entbehren. Bedürfniß und Sehnsucht, Fürsorgen und Rath, Schutz und Hülfe, Kraft und Anmuth führen beyde unaufhörlich wieder zusammen. Eine Sonderung der Geschlechter vornehmen, jedem ein eigenes getrenntes Ziel vorstecken, die unzähligen Beziehungen beyder auch nur auf eine Zeitlang aufheben, ja selbst nur einem von ihnen eine neue, besondere, also einseitige Richtung ertheilen zu wollen, ist daher schon an und für sich so unnatürlich als unweise. Rohheit, oder wenigstens ein finsteres, halsstarriges und ungestümes Wesen von Seiten der Männer, und verminderte Anmuth, Mangel an Liebreiz, an Selbstgefühl, an Würde von Seiten der Frauen würde das traurige Ergebniß davon seyn.

Die Art und Weise, wie schon seit mehreren Jahren die jungen Leute beyder Geschlechter in manchen Theilen von Deutschland gegen einander gestellt erscheinen, ihre zunehmende Entfernung und Entfremdung kann dem aufmerksamen Beobachter

weder entgangen noch wünschenswerth gewesen seyn. Daß in der Richtung der Jünglinge auf die Sache des Vaterlandes und den Krieg in der letzten Zeit eine große Hauptursache dieser Erscheinung zu suchen sey, ist wohl nicht zu läugnen; daß aber auch die absichtliche und sorgfältige Trennung, welche die Erziehungsart der letzten Jahrzehende empfohlen und angewendet hat, das Ihrige dazu beygetragen, muß ebenfalls eingeräumt werden. — Wolle man doch ja diese Trennung nicht befördern! Veröde man doch das älterliche Haus nicht noch mehr, indem man beyderley Kinder, ein jedes nach einer andern Richtung hinausweiset, und bleibe man auch hier den Winken und Einrichtungen der göttlichen Weltordnung nur getreu!

Wäre wirklich die Erziehung, d. h. die sittliche Bildungsart einer Nation verderbt; so hieße das mit andern Worten nichts anders, als: die Nation selber sey verderbt — denn das Haus, die Familie, also die Sitte, die Gesinnung wären es. Sollte Besserung möglich werden, so würden diese Dinge selbst geändert, erneuert, veredelt werden müssen. Die Familienväter, die Hausmütter, denen die göttliche Vorsehung die Leitung der Sitte und Gesinnung anvertraut, hätten sich zu bessern, zu bekehren. Bey den Kindern aber anfangen, um durch diese die Aeltern zu bilden und umzugestalten, würde — wie es in sich selbst unmöglich ist — überdem noch als ein Verkehren der natürlichen Verhältnisse, als ein Umstürzen der göttlichen Ordnung sich zeigen. Diese Kinder aber in sich selber trennen, jede auf besonderen Wegen führen, um so durch gänzliche Auflösung und Zertrümmerung zu der verlorenen Einheit zurückzukehren, würde gar als der Gipfel aller Verkehrtheit erscheinen müssen. Offenbar aber kann durch die Turn-Erziehung, durch diese neue, einseitig vorwärts eilende Bildungsart der Knaben, jene innere Trennung nicht anders als befördert und vermehrt werden.

Ein drittes, und vielleicht das auffallendste Mißverhältniß zeigt sich endlich in der Verschiedenheit des Turnzwecks von den anderweitigen Absichten und Interessen des Staates.

Unsere Staaten, wie sie nun einmal politisch und ökonomisch gestellt sind, haben unermeßliche Bedürfnisse, zu deren Befriedigung die meisten von ihnen ihre Zuflucht bereits zur Zukunft haben nehmen müssen. Ihr Hauptaugenmerk muß daher gerichtet seyn auf möglichst vollständige Herbeyschaffung von Hülfsmitteln; und da in unserer Zeit das Geld als das wirksamste derselben angesehen wird, vor allen Dingen auf Geld-Erwerbung. Von diesem großen Lebensfluidum, welches gleich den Strömen und Meeren die Erde durchflutet, befruchtet, vereinigt, so viel wie möglich sich anzueignen, oder doch in seinen Bereich zu ziehen,

hält heutiges Tages jeder Staat für seine dringendste Aufgabe; und alle Maßregeln der Regierung, Verwaltung, Gesetzgebung scheinen in letzter Zielnahme nur diesen Einen Gegenstand im Auge zu haben. Vor allen Dingen aber herrscht die fast allgemeine Ansicht, daß dieses wünschenswerthe Ziel, der sogenannte National-Reichthum, oder das möglichst vollständige Disponiren über die Kräfte des Geldes, auf keinem bessern Wege erreicht werden könne, als durch Vermehrung sowohl der wirthschaftlichen Thätigkeit, also der Production, der Gewerbe, der Künste, der Fabrikation, des Verkehrs und des Handels, als auch nothwendiger Weise der wirthschaftlichen Bedürfnisse, also der Consumtion, der verfeinerten Genüße, des Luxus und der Moden. — Es kann und soll keinesweges unsere Absicht seyn, dieser ausschließenden Richtung der heutigen Staatswirthschaft hier das Wort zu reden; immer aber ist die Frage sehr natürlich: Wie paßt hiezu die Turn-Erziehung? die Bildung der Jugend zu Enthaltsamkeit, Entbehrung und Nüchternheit, zu spartanischer Strenge und Frugalität? Was will der Staat, der seine Wohlfahrt in den Reichthum, also in erhöhete Betriebsamkeit, also in vermehrte Genüße und Bedürfnisse setzt, mit einem heranwachsenden Geschlechte, das seine Segnungen verachtet, das dem Golde das Eisen vorzieht, und statt des Geldes mit der Faust zahlt?

Wir wissen sehr wohl, daß wir durch die eben gethanen Aeußerungen uns den Anfechtungen der Turnfreunde am meisten ausgesetzt haben. Wie? so werden sie nach ihrer Weise ausrufen: Also das Rechte, das Treffliche soll deßhalb »den Kindern nicht »geboten« werden, weil seiner »die Väter nicht theilhaftig ge»worden« (Turnziel. S. 62)? Damit die »Sündhaftigkeit« der Alten nur bey Ehren bleibe, soll sie auch den Jungen eingeimpft werden? oder: die schwere lebensgefährliche Krankheit unserer Staaten, welche doch der ihnen bevorstehenden schmerzhaften und ungewissen Krisis nicht entgehen werden, soll also deßhalb sich selbst überlassen bleiben, damit den Kranken nur der bittere Geschmack des Arzneymittels erspart werde? Wir könnten versucht werden, hierauf zu antworten: Nur dem wirklichen, bestellten, zuverläßigen und erprobten Arzte wollen wir die Heilung anvertrauen, nicht aber dem Ersten, Besten, der auf dem Markte sein neues Wundermittel ausschreyt. — Sollten in der That, wie doch schwer zu erweisen seyn möchte, die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft überall von innerer Verderbniß ergriffen seyn; so würde überdieß kein noch so kräftiges Mittel helfen können, das nur auf ein äußeres Symptom gerichtet wäre, und an einem einzelnen Theile versucht würde. Gegen die innere Ursache, gegen den

Mittelpunkt des schädhaften Systems müßte das Verfahren gekehrt seyn. Wo aber dieser Mittelpunkt zu suchen sey, und daß wenigstens die Turn-Erziehung nicht bis zu ihm hindurchdringen könne, wird dem unbefangenen und aufmerksamen Leser dieser Abhandlung nicht entgangen seyn.

Es war unsere Absicht, an einzelnen Beyspielen zu zeigen, daß das Ziel, welches die Turnkunst im Auge zu haben verkündigt, nicht bloß auf dem von ihr wirklich betretenen Wege schwerlich erreicht, sondern schon durch sie selbst wieder vernichtet werde; und wir haben versucht, dieses durch die von ihr unbeachtet gelassenen Verhältnisse zum älterlichen Hause, zu der weiblichen Erziehung und zu den Interessen des Staates näher darzuthun. Nun bleibt noch Eines zu erwähnen übrig, weniger der Vollständigkeit, als der Gerechtigkeit wegen. Wir meinen nämlich die hier und da hingeworfenen »Andeutungen«, als sey es mit dem ganzen Turnwesen »im fernsten Hintergrunde« nur auf »Empörung, Aufruhr, ja ein altdeutsches Turnkaiserthum« (Turnziel. S. 70) abgesehen. — Ohne die innere Unwahrscheinlichkeit eines so abenteuerlichen Gedankens hier einmal erwähnen zu wollen, brauchen wir nur an die Persönlichkeit des Stifters der Turnkunst zu erinnern, an seine durchweg rechtliche und uneigennützige Absicht, vor allen Dingen aber an seine bey jeder Gelegenheit betheuerte Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen seinen Landesfürsten, um dergleichen Besorgnisse als Hirngespinnste einer furchtsamen Einbildungskraft, oder als arglistige Verleumdungen zu bezeichnen. Wir hegen im Gegentheil zu Herrn Jahn das gute Vertrauen, er selber werde, wenn er gewahr würde, daß seine Urtheile, Meinungen oder Aussprüche in der jugendlichen Welt ein übergroßes, unbedingtes Ansehen gewönnen, oder gar sein Name zum Feldgeschrey irgend einer Parten sich erhöbe, alles Ernstes dazu thun, daß nicht ein neuer Götzendienst mit ihm selber wieder begönne, nachdem er alle älteren so kräftig auszurotten sich hat angelegen seyn lassen.

Wir glauben nunmehr von den Fragen, welche zu gerechter Würdigung des Turnzieles nothwendig aufgeworfen werden mußten, die beyden ersteren, nämlich: was soll und was wird die Turn-Erziehung bewirken, hinlänglich beantwortet zu haben, und eilen mit der Erörterung der dritten: was kann sie leisten, zum Schlusse unserer Untersuchung.

Aus der ganzen bisherigen Betrachtung sind folgende Resultate hervorgegangen.

1) Die Turnkunst, d. h. die Kunst der Leibesübungen, die

Gymnastik ist an und für sich als ein nothwendiger und unentbehrlicher Bestandtheil der männlichen Erziehung zu betrachten.

2) Diese Kunst aber ist ihrem Wesen nach vollständiger und umfassender, als sie in ihrer dermaligen Ausübung auf den Turnplätzen erscheint.

3) So wie jede Kunst, sobald sie ausgeübt wird, immer nur als Anwendung einer allgemeinen Regel auf einen besonderen Fall sich zeigen kann, eben deßwegen aber auf die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Falles die sorgfältigste Obacht zu nehmen hat; so auch die Turnkunst. Alter, Kraft, Gesundheit, Leibesbeschaffenheit, Neigung, Stand, Bestimmung und andere persönliche Zustände müssen bey ihren Uebungen auf's genaueste berücksichtiget werden.

4) Die Turnkunst, wie sie getrieben wird, leistet jedoch in dieser Hinsicht nicht, was von ihr verlangt werden könnte.

5) Wie jeder andere einzelne Bestandtheil oder Zweig der Unterweisung, so kann auch die Turnkunst als ein Hülfs- und Erweckungsmittel für den allgemeinen Zweck der Erziehung überhaupt benutzt werden.

6) Wiewohl sie indessen auf gewisse Weise sehr schätzbare Eigenschaften, wie Muth, Ausdauer und Entschlossenheit, wenn auch nicht zu ertheilen, doch zu erwecken und zu befestigen im Stande ist; so

7) Vermag sie dennoch eine moralische Gesinnung im Ganzen, eine allgemeine sittliche Richtung, einen Geist der Tugend überhaupt durch sich selbst weder zu gründen, noch einzuflößen.

8) Außerdem zeiget der Geist, welchen sie dennoch mitzutheilen unternimmt, sich bey näherer Prüfung weder als vollständig, noch als wünschenswerth überhaupt; und die Erfahrung scheint dieses zu bestätigen.

9) Die Art und Weise aber, auf welche sie diesen Geist hervorzubringen gedenkt, erscheint, beym rechten Lichte betrachtet, vielmehr wie eine bloß äußerliche Abrichtung, als wie eine wirkliche innere Gestaltung.

10) Das Ziel, welches sie im Auge zu haben behauptet, beruhet auf ihren Gedanken von der Bestimmung des Menschen im Allgemeinen.

11) Diese Gedanken aber sind theils beschränkt und einseitig, theils mit sich selbst im Widerspruche, hauptsächlich aber einer verderblichen Entstellung und Ausartung nur zu leicht fähig. Daher endlich

12) Wird die Turn-Erziehung nicht bloß das ihr vorgesteckte Ziel nicht erreichen, sondern sie muß es sogar selbst wieder zerstören.

Nach diesen Sätzen kann es nicht schwer werden, auf unsere Frage: was denn eigentlich die Turnkunst bewirken könne, eine befriedigende Antwort zu ertheilen.

Diese Frage ist vorhin zu näherer Erklärung noch so ausgedrückt worden: Was wird die Turnbildung leisten können, falls ihr ein anderes Ziel und eine andere Methode angewiesen würden, vorausgesetzt nämlich, daß beyde in ihrer gegenwärtigen Gestalt als mangelhaft und unzulänglich befunden werden sollen? Beyde sind nun wirklich mangelhaft und unzulänglich befunden worden. Es müssen daher vor allen Dingen erst ein besseres Ziel und eine bessere Methode ausgemittelt werden. Diese aber sind nicht schwer zu finden. In den bisherigen Betrachtungen sind sie bereits enthalten und brauchen von dorther, nur kurz wiederholt, zusammengestellt zu werden. Ist dieses geschehen; dann ist aber dadurch auch die letzte Aufgabe unserer Untersuchung gelöset. Wir schreiten dazu, indem wir das bereits Erörterte in folgende Sätze zusammenfassen:

1) Die Kunst der Leibesübungen, die Gymnastik — bey welchen Benennungen es fortan bleiben möge, auf daß mit dem Namen des Turnens nicht auch das tadelnswürdige Beywesen desselben sich dennoch einschwärze — die Gymnastik also, aufgenommen in den Kreis der Volks-Erziehungsmittel kann, ihrer Natur nach, kein anderes näheres Ziel im Auge haben, als Bildung einer gesunden, kräftigen, leiblich geschickten und — weil leiblich, deßhalb auf gewisse Weise auch geistig — tüchtigen Generation. Und dieses Ziel kann sie erreichen.

2) Um aber dahin zu gelangen, muß sie zuvörderst mit der ganzen übrigen Unterweisung und Erziehung aufs übereinstimmendste verbunden, derselben wenn auch nicht unter-, doch gehörig beygeordnet seyn.

3) Sie muß ferner über alle Stände und Klassen der menschlichen Gesellschaft sich verbreiten, ganz vorzüglich aber gerade den niederen Ständen, deren Bestimmung Leibesarbeit und körperliche Thätigkeit ist, nicht vorenthalten werden. — Dänemark, wo schon zwey Jahrzehende hindurch die Gymnastik in verdienter Werthschätzung steht, ohne daß davon viel lautes Lobpreisen gemacht wird, kann hier zum Muster dienen. Nach Herrn Guts-Muths Aussage (Turnbuch im Vorbericht) ist dort die Leibesübung bereits seit längerer Zeit mit allen Landschulen aufs zweckmäßigste verbunden. Die neue deutsche Turnkunst aber verweilt bis jetzt nur noch in den Städten, und dort am meisten unter der sogenannten Mittelklasse, deren Jugend größtentheils dem gelehrten Stande oder Staatsdienste bestimmt ist.

4) Die Gymnastik muß nicht bloß auf die verschiedenen

Stände, Lebenszwecke und Bestimmungen der Jugend im Allgemeinen, sondern auch auf die besondere Beschaffenheit ihrer einzelnen Zöglinge jederzeit die sorgfältigste Rücksicht nehmen.

5) Sie darf sich nicht begnügen, dem Körper nur Kraft, Gewandtheit und Fertigkeit überhaupt ertheilen zu wollen; sondern muß zugleich auf Anstand, Ausdruck und gefällige Form der Bewegungen sehen, vor allen Dingen aber das Entbehrliche, Gauklermäßige und Gefährliche von dem Nothwendigen, Unschädlichen und Edlen wohl zu unterscheiden wissen.

6) Endlich aber wird sie, sobald sie wirklich ein Bestandtheil der öffentlichen Erziehung geworden, auch denjenigen höheren Verfügungen, durch welche diese geleitet wird, sich gleicherweise unbedingt unterwerfen müssen.

In wiefern eine Obrigkeit, eine Regierung, ein Fürst, oder wie man zu sagen pflegt, der Staat befugt sey, sich in die von Gott den Aeltern übergebene Erziehung der Kinder aus eigener Machtvollkommenheit zu mischen, soll hier nicht näher untersucht werden. Daß aber neben der häuslichen Erziehung auch öffentliche Bildungsanstalten unentbehrlich sind, und daß eine weise Obrigkeit sich der Obhut und Fürsorge für diese wichtigen Institute weder entschlagen könne noch dürfe, liegt klar zu Tage. Am wenigsten aber würde sie untheilnehmend und müßig zuschauend verharrend dürfen, wenn etwa ohne ihr Zuthun der Versuch gemacht werden sollte, die bisherige öffentliche Erziehungsart zu verändern, oder, wie im gegenwärtigen Falle, von Grund aus umzustalten. Bedarf doch schon jeder einzelne Vorschlag zur Verbesserung, ehe er ausgeführt wird, ihrer Prüfung, Genehmhaltung und Bekräftigung.

Ob nun aber einer Regierung anzurathen sey, daß sie sogleich im jetzigen Augenblicke die so warm empfohlene Gymnastik in die Volks-Erziehung aufnehme und einführe, möchte eine andere Frage seyn. Sie selber wird am besten entscheiden können, ob und wie weit sie mit demjenigen, was Zeitgeist genannt zu werden pflegt, fortzuschreiten, oder das rasche Eindringen desselben besonnen zu ermäßigen habe. Doch läßt sich zum voraus vermuthen, daß manche Regierung noch eine Zeitlang weislich zögern, die Hitze der ersten Begeisterung verrauchen, und Begriffe, Ansichten und Urtheile sich entwirren lassen, vor allen Dingen aber die Erfahrungen eilfertigerer Nachbarn wohl in Erwägung ziehen und benutzen werde, ehe sie zu raschen Neuerungen in einer Angelegenheit von so ernsthafter Wichtigkeit sich entschließt.

Denn nicht im Niederreißen und Wiederbauen, im Vernichten und Neuschaffen besteht die Wirksamkeit der Regierung, sondern vielmehr in ununterbrochenem Walten, Fördern, Lenken

und Vermitteln. Sie regiert (gubernat) sie steuert; sie wirkt, wie der Schiffer, der am Steuer sitzet, der sein Schiff, Kiel, Masten, Tauwerk und Segel, die Gewalt von Wellen und Wind, die Küsten und den Meeresgrund, den ungewissen Zug der Wolken, und den ewigen Stand der Gestirne wohl kennet, der alle diese Dinge nicht verändern, ihnen nicht gebieten kann, und sie doch sich dienstbar zu machen, und mit ihrer aller Hülfe sein Fahrzeug wohlbehalten in den sichern Hafen hineinzuführen verstehet. L. B....ff.

Art. XIV. Francisci Josephi *Mone*, philosophiae Doctoris, de emendanda ratione Grammaticae Germanicae libellus. Accedunt excerpta aliqua e codicibus Palatinis. *Heidelbergae* 1816. 4. (40 S.)

Es kann nicht länger verkannt werden, daß die Sprache, das schöpferische Wort, welches von Anfang war, nicht allmählich aus den rohen Naturlauten sich hervorgebildet hat, sondern das Abbild des tiefsinnigsten Geistes, ja der Geist selber ist, den Gott dem ersten, nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen eingehaucht hat. Solches scheint auch der Verfasser dieser Abhandlung zu erkennen, wenn er zum Eingange fordert, daß Sprach-Philosophie der Sprachlehre vorangehen müsse: freylich sind jener Philosophien so mancherley; und er erklärt sich darüber nicht weiter. Aber die höhere und vollständigere Bildung der älteren deutschen Mundarten, die hier mit auftreten, kann ihm nicht entgangen seyn. Er betrachtet auch die deutsche Sprache, von Ulfilas bis auf heute, als ein fortlebendes und noch aus der tiefsten Wurzel treibendes Ganzes: sie ist ja auch gleichsam jene uralte Steineiche, die immer noch mit frischem Laube das alte verjüngt; jener nordische Weltbaum Iggdrasil, der noch immerdar von dem Urdar-Born, dem Urborn des lebendigen Wortes, getränkt, mit den tausend Zungen seiner Blätter zu uns redet, wie die ewig leuchtenden und tönenden Gestirne, welche wie goldene Blüten und Bienen den Baum umspielen, und noch im Norden Himmels-Zungen (Tungl) heißen, so wie die endlich sie wieder zerstörende Feuerwelt, aus der sie geschaffen, Mutspel-heim, die Welt des Mundwortes, (Fatums). — Die Grammatik ist zwar die Anatomie der Sprache genannt; und wie die Zergliederung am furchtbarsten selbst das Leben angreift, um ihm nachzuspüren, obwohl es ihr unter den rohen Händen entschwindet: so tödtet die Grammatik nicht nur die todten, sondern auch die lebenden Sprachen, um ihr Inneres zu beschauen, oder gar daraus zu weissagen und zu zaubern. Aber

wie der Tod, die Reflexion (Erkenntniß), sich durch sich selber vernichtet, wie der Basilisk sich durch seinen eigenen Anblick im Spiegel tödtet: so kann auch die sich selbst beschauende Sprache in das unaussprechliche und ungesprochene geheimnißvolle Wort des Geistes zurückkehren, sich als sein Werk erkennen, und wie das Kind vom Hause alles darin beschauen. Die Sprachlehre kann getrost allen seinen Offenbarungen nachgehen, sie auseinander legen und wieder aufbauen. Selbst der einzelne Buchstabe ist ihr nicht todt; sondern, wie jener Künstler (Cellini) das Menschengerippe selber in seiner Darstellung lebensvoll aufwachsen läßt: so wird auch der Buchstabe durch den Hauch des Geistes belebt. Wie nun die neue vergleichende Anatomie die tiefsten Einsichten in die Einheit und Mannigfaltigkeit der Natur gewährt: so leistet dasselbe auf ihrem Gebiete die vergleichende Sprachlehre, Hand in Hand mit der vergleichenden Mythologie. Und hier muß wieder vor allen ein eben so wichtiges und tiefgelehrtes, als unbeachtetes Werk Kanne's genannt werden: über die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache, das schon 1804 erschienen ist, und in der Wortbildung das ungeheuer fruchtbare und vollständig erwiesene Gesetz aufstellt, wie durch den dreyeinigen Labial-, Guttural- und Dental-Spiritus und deren Uebergang in einander, dieselben Wörter verändert werden; so daß, da jene drey Spiritus gleichsam unsichtbar in den drey von ihnen ausgehenden Konsonanten-Reihen erscheinen, sie in diesen selber zugleich die eigentlichen Wurzeln der Sprache sind. Diese geniale und schöpferische Darstellung umfaßt beyde Hauptmundarten der deutschen Sprache, und natürlich auch die lateinische. Daran reiht sich nun die neuere, auch die Formenlehre und morgenländischen Sprachen heranziehende Vergleichung des Konjugationssystems der Sanskritsprache mit dem Griechischen, Lateinischen, Persischen und Germanischen, von Franz Bopp, 1816. Und zuletzt ist (in den Heidelberger Jahrbüchern 1818 im May, vermuthlich von demselben) eine ähnliche Vergleichung erschienen, durch welche die von Rec. in diesen Jahrbüchern, Bd. I. S. 176 ff. versuchte Ableitung der Partikeln von dem Pronomen auch durch das Sanskrit vollkommen bestätigt wird.

Solche vergleichende Betrachtung der deutschen Sprache, zuförderst mit und in sich selber, gibt auch die hauptsächliche Grundlage, wodurch ihre unter mancherley Schicksalen verwilderte und abgeschwächte Sprachlehre zu verbessern, so wie aus ihrer Berichtigung und der Erkenntniß ihrer Gründe auch für den lebendigen Gebrauch manches zu gewinnen ist. Der Verfasser

geht, laut der Ueberschrift, insonderheit hierauf aus. Die Untersuchung hätte freylich noch tiefer und weiter greifen können, durch Ulfilas, das Altfränkische, Angelsachsische, und alte und noch lebende Isländische, wo sich überall vollkommenere Sprachbildung zeigt, als gegenwärtig, so wie die Mundarten der Gebirge auch noch manches davon bewahren; und Hickes, ten Kate, Michaeler und Willenbücher sind hier schon längst vorangegangen: aber das ließ sich freylich auf so wenigen Blättern nicht abthun; und wir wollen lieber mit Dank das Gebotene empfangen, und mit einigen Gaben zu erwiedern versuchen.

Wir erhalten hier nur den ersten Theil der Sprachlehre, die Etymologie oder Wortlehre; zu der Syntaxis oder Satzlehre mangelte noch Vorrath. — Die auch bey uns wegen häufiger Nichtübereinstimmung nöthige Unterscheidung zwischen Ton und Zeichen, drückt Laut und Lauter recht wohl aus. Die Erklärung des Vokals, quae clarà voce pronunciatur, ist nicht so genau als unsere Benennung Selblaut, der selbstständig lautet, nicht bloß Mitlaut ist. Adelung nennt beyde Hülfs- und Hauptlaute, weil die letzten in der Etymologie die bedeutendsten und die eigentlichen Knochen der Sprache sind: wie die morgenländische Schreibart zeigt, wo die Vokale nur als Noten-Bezifferung erscheinen. Die Selbstlaute bilden in folgender Reihe u, o, ö, a, ä, e, i, ü eine natürliche Tonleiter aus der Tiefe in die Höhe, wobey die Oeffnung der Kehle und des Mundes sich umgekehrt verhalten; man hat auch wirklich musikalisch zwey Oktaven darin gefunden, von u bis a, und von a bis i: und ü schließt auch in anderer Rücksicht, als Umlaut zu u und im Ton dem i näher, den Kreis der Laute. Darin fordert aber noch ihre Stelle, außer so vielen dunklen Mitteltönen in den Mundarten, der entschieden auch in der gemeinen Sprache vortretende nur überhörte Laut å, wie die Schweden ihn als Mittelton zwischen a und o richtiger schreiben, dann die Dänen aa und die Engländer in all, und der auch im Niederdeutschen in denselben Wörtern eben so lautet, im Hochdeutschen aber sich hinter das kurze geschärfte o versteckt: Gott, Rotte, Korn, Stollen, Koppel rc. ist nimmer dasselbe, bloß verkürzte o, wie in Loos, Schooß, empor, holen rc.; obgleich im Oberdeutschen manche dieser Wörter wirklich nur mit einem kurzen o ausgesprochen werden, z. B. holen, wie hollen, welches in manchen Gegenden (z. B. in Schlesien) fast in einen Mittelton zwischen o und u übergeht, z. B. Holz fast wie Hulz. In den Handschriften des Mittelalters wechselt daher auch a häufig mit o, z. B. hot und hat, rot und rat rc.

(manchmal wohl gar, örtlich, haut und raut): selbst in den Nibelungen steht einmal, im Reime, geswarn für gesworn (1794): wie barn, der geborene. Vielleicht wurde dieser Laut auch in chom, wofür im Reim auch quam (kam), von chumen (kommen), mohte (mochte), und in dem Doppellaut ou gesprochen. Die Allgemeinheit dieses Mittellautes, und die Unterscheidung vom reinen o bezeugt auch noch das französische chose und cause, und das italienische volto (von vultus), und volto, Gewölbe und cosa (von causa). Ein ähnlicher Mittelton wie dieses o, und eigentlich dessen Umlaut, ist nun auch das davon abgeleitete ŏ, in göttlich, körnen, und in ähnlichen, störrig; wo es nicht bloß kürzer, sondern auch anders lautet, als in thörig, hören. Im Niederdeutschen wird dieser Mittelton auch lang gehört, z. B. Köken, Küche; und findet hier sich noch ein tiefkehliger Mittelton von ă, z. B. bräken, brechen, der sich auf ähnliche Weise zu unserm ă verhält, wie å zu a. Demnach würden wir eine Reihe von zwölf reinen Selbstlauten mit ihren hörbarsten Mittellauten, gleichsam Halbtönen, haben: ů, u, o, ŏ, ö, å, a, ă, ä, e, i, ü: also gerade so viel, als Töne in der Oktave des Flügels, und einer mehr, als gegenwärtig Planeten entdeckt sind. Und wie die Halbtöne in der Musik die weicheren Uebergänge bilden, und allmählich sich vermehrt haben: so auch die Umlaute in der Sprache, welche hauptsächlich die Umbiegungen der Wörter ausdrücken, und später herab immer mehr vorherrschend geworden sind. Sie haben sogar die Wörter selber, ohne eine solche Umbiegung zu bezeichnen, angegriffen, z. B. hert für hart (wie noch in der Mark), menich für manich, seltsen für seltsam u. s. w.; und daher kömmt auch das seit dem eilften bis zwölften Jahrhundert immer mehr sich vordrängende sogenannte stumme e, welches meist gar nicht eigentliches e ist, wie in See und Liebe, sondern ein abgeschwächtes dumpfes ă, wie in dem alten en für an, in und ihn, in dem obigen menich, seltsen, herte, dann in geben für das alte klangvolle geban, in gemanet für gemanot, vorderest für vorderost, suchunde für suchende: wovon noch diese und ähnliche Ueberbleibsel in den Nibelungen stehen, meist nur im Reime und im Abschnitte. — Der Verfasser bestreitet mit Recht Radlofs Meinung, daß der Umlaut nur die Mehrzahl bezeichne: den größern Umfang desselben beweiset der tägliche Gebrauch, und zu den schon in Bd. I. S. 198 dieser Jahrbücher, füge man, außer dieser Mehrzahl Wägen, Bögen (wo der Umlaut sie allein unterscheidet), Stühle, Bräute, und den Beywörtern täglich, hörnern, nöthe, trüglich, bäurisch, richtig, irdisch, —

noch die alte Mehrzahl der Beywörter elliu, mänigiu, genüge (von all, manig, genug), die auch noch im Oesterreichischen ist. Merkwürdig ist hiebey, daß, wenn der Umlaut ä schon im Stammworte liegt, dann das i den Umlaut vertritt, wie umgekehrt das obige en für in, ihn: so in dem angeführten irdisch, von Erde (Ärde), und sonst auch in Gestirne, Gedigene (von Degen), gibst, wird. Bey den letzten Formen tritt zwar im Konjunktiv der Umlaut wieder hervor, gebest, werde: aber nicht als solcher, sondern wie in haltest, komme, mide (alter Konjunktiv der Vergangenheit zu meit, mied), biete (Konjunktiv der Gegenwart zu biute, beut), als Flexion im Grundlaute überhaupt, welche durch Voll- und Umlaute hindurch geht, meist zwar durch die letzten, und der eigenthümliche musikalische Geist der deutschen Sprache ist, durch welchen mit jedem einzelnen Ton die volle Harmonie der Ursprache mitklingt. Der Umlaut ist der weiche, gleichsam weibliche Theil der Selbstlaute, daher auch in weiblichen vermehrenden und verkleinenden Wörtern, und meist verbunden mit der Umbeugung des harten Mitlauts und Anhängung einer Sylbe: Gräfinn (lautet Gräwinn, wie im Altdeutschen), Mägde, Mägedin, Mägdelein (von Maget, Magd), Gehünde (Hund lautet Hunt, wie auch die alte Sprache schreibt), Trögelein (von Troch, Trog); eben so gäbe (von gab, gap), trüge (von trug, truch), tödelich (von Tod, Tot).

Die alteigenthümliche Flexion der Hauptwörter auf diese Art bemerkt hier der Verfasser nur unter den Flexionen jeder Art durch den Umlaut, und übergeht sie bey der Deklination (S. 17), wo sie hauptsächlich hingehörte, gänzlich. Er führt hier mehrere Stellen aus den Nibelungen an, wonach er diese Flexion für alle casus obliqui, und auch für männliche Wörter annimmt. Aber, 6207: durch vientschefte ist so gewiß die Mehrzahl, wie räte 5082 und 5938 (wo auch die Hohen-Ems-Laßbergische Handschrift räte liest). Der Verfasser braucht diese letzte Stelle als Beweis für den Dativ von Rat (Rath), wie Stätte im Genitiv und Dativ von Statt. Mit dem letzten hat es seine Richtigkeit (man vergleiche viuwer-stat in dem Wörterbuche zu den Nibelungen) und unser Nominativ Stätte neben Statt ist noch ein Ueberbleibsel des alten Genitiv und Dativ, wie be-hende: aber in jener Stelle steht deutlich (in allen Handschriften) durch ir räte, welches eben so gewiß die Mehrzahl als der Akkusativ ist. Die damit verbundene Stelle 4783 meint wohl 4782, wo ane rat (ohne Rath) steht, etwa um zu beweisen, daß diese Flexion oft auch nicht statt finde, wie in dem ebenfalls angeführten Akkusativ bot-

schaft, 5697. Das Schwanken in manchen Wörtern damals schon ist gewiß, z. B. hende und hande, handen, sowohl in der Einzahl als Mehrzahl, ähnlich dem obigen manich und menich, harte und herte; aber es ist jetzo durch die besten alten Handschriften als entschieden anzunehmen, daß die Flexion durch den Umlaut, meist mit Umbeugung des harten Mitlauts und Anhängung einer Sylbe, nur bey weiblichen Hauptwörtern und nur im Genitiv und Dativ der Einzahl, wie durchaus in der Mehrzahl, statt findet. Alle Beyspiele von männlichen Wörtern und Akkusativen sind nur scheinbar. Rec. kennt bis jetzt nur eine geschlechtlose Ausnahme: daz jaget, jagt (Nibelungen 3785, 3772), davon ze jägede und dem jägde (3744, 3752), wo die Hohen-Ems-Münchner Handschrift ze ieide, und dem geieide liest. ieide wäre nun für iagde, wie geseit und meit für gesagt und magt (Magd): aber ei steht auch für eg, äg (welches auch der nähere Uebergang zu ei ist), in meide für mägde, und so auch in das geieide (wie 3752 die Hohen-Ems-Münchner), für geiägede (wie ebend. die Münchner und Hohen-Ems-Laßbergische Handss. lesen): welche letzte die eigentliche nächste Form des auf eben diese Art durch den Umlaut gebildeten Sammelworts ist, wie es auch in der St. Galler Handschrift 4783 steht, abwechselnd mit geieide, 4131, 3767. Die Form iägde entstand hier also wohl aus dem nahen geiägde. Vielleicht gab es auch einen Nominativ iegt, wie läger und lager, wovon der Dativ lägere, Nibel. 3747. Der Grund für diese also weibliche Form liegt in der oben angedeuteten Natur des Umlautes; und die Ausschließung des Akkusativs hängt damit zusammen, daß dieser überhaupt auch in den antiken Sprachen mit dem Nominativ vorwiegend übereinstimmt, weniger die Vokalveränderung und Anhängsylbe des Genitivs und Dativs hat. Der Grund hievon liegt aber wohl in dem geraden Verhältniß und vollen Gegensatz des Nominativs und Akkusativs, als Subjekt und Objekt; so wie in der näheren Verwandtschaft des Genitivs und Dativs mit einander, welche mehr nur Nebenverhältnisse jener beyden bezeichnen, und auch im Ausdruck durch Vorwörter miteinander wechseln können, z. B. Vater des Sohnes, und von dem Sohne: welche letzte durchaus die Form des Genitivs in den wälschen Sprachen geworden, und also eigentlich der Dativ ist, denn die Präposition *du* und *di* im Franz. und Ital. ist eins mit *de* und *da*, und der Ablativ ist eins mit dem Dativ. — Unsere alte weibliche Flexion durch Umlaut geht auch durch die andern Selbstlaute. Der Verfasser führt dafür auch Nibelung. 6668 an: grozer zühte; aber dieß,

wie 2000, könnte auch die Mehrzahl seyn, wie gewiß 430; und sicherer ist bürge-tor und in der bürge (3201, 3151) wie die Mehrzahl, 392, obwohl dafür auch burge steht, 1961. 2349. 452. Eben so der brüte, 2371; mit füge, 3773; chönen, Genit. von chene, 3010. Anderswo auch nöte. — Spuren von dieser Flexion sind auch bey dem Beyworte, außer der obigen gemeinsamen Mehrzahl, im Nominativ der weiblichen Einzahl elliu für alle (Nibel. 1588. 4037); genöte, genothe, eifrig (7099), könnte auch die, freylich verwandte Bildung des Beywortes überhaupt seyn, wie schon das einfache nöte. Diese Flexion der Beywörter hat aber ein regelmäßiges Vorbild im Isländischen: z. B. fagur, schön, weiblich fögur, und im männlichen Dativ der Einzahl und dem Dativ aller Geschlechter der Mehrzahl fögrum: desgleichen in der Deklination mit dem bestimmten Artikel in allen weiblichen Casus obliqui und durchaus in der Mehrzahl fögru. Und so steht dort überhaupt die Deklination durch Vokalveränderung, nicht bloß zum Umlaut, und nicht bloß für weibliche Wörter, in der vollständigsten Ausbildung, wie schon Bd. I. S. 198 angedeutet ist.

Der Gebrauch des y für i ist schon bey Otfried, und dann erst wieder bey [illegible], aus Nachahmung des Griechischen. Es stammt freylich auch daher: Γ. υ; Lat. y. v, u (wofür die [illegible] auch ihr y [illegible]), und ist also ursprünglich eins mit unserm u. ü: auch bleibt es in der alten Schrift noch wohl in griechischen Namen: aber da es hier sonst nur für i steht, so ward es in jenen auch wohl wie i gesprochen, wie es noch jetzo nur im Doppellaut als y gesprochen, aber nicht geschrieben wird: [illegible], nach lateinischer und deutscher Schreibweise, so daß Stolberg im Homer umgekehrt ü für y schrieb. Im Deutschen ist aber dieser Buchstabe, der keinen eigenen Laut hat, schon meist abgeschafft und ganz zu entbehren.

Unter den Doppellauten wird die Schreibung von äu und eü anders äu und eu für falsch erklärt. Gebräuchlich ist aber äu und eu und beydes nur in der eigenthümlichen deutschen Rechtschreibung nach der Ableitung, verschieden: Geläute und Leute sind in der Aussprache aber vollkommen gleich: und hört man [illegible], so vernimmt man keinen von jenen Doppellauten, sondern ganz deutlich [illegible]. Es verhält sich damit, wie mit ai und ei, [illegible] und wie ai lautet. Die alte schwäbische Sprache kennt kein ai und schreibt selbst die von a stammenden Wörter mit ei ([illegible] weit, [illegible]: wie meit, mied): und da sie meist so genau nach der Aussprache schreibt, so sprach man damals auch schon das ei wirklich e und i, wie es auch noch jetzt ganz deutlich in Schwaben und in der Schweiz, und von

deutschen Lief- und Kurländern, gehört wird. Der alte, auch bey Otfried in denselben Wörtern stehende Doppellaut ou (ov, ˇo), der noch im Niederländischen geschrieben wird: vrouwe, lautet dort zwar au, wie wir mit Ulfilas (gal a u bjan, gl a u ben) ihn auch schreiben, und wie das englische *ow* (in *bow*) und *ou* (in *our*). Doch ist das o hier wohl jener Mittelton å, wie noch jetzo in der Schweiz ou für au, und davon der Umlaut öü, gehört wird. Vielleicht lautete das griechische *ου*, *υ*, ähnlich. Wie dieses im lateinischen (Musa) lautet auch das engl. *ou* oft bloß u: *you*, *your*.

Ganz übersehen hat der Verfasser den alten und ebenfalls in jenen süddeutschen Ländern noch lebenden Doppellaut ie. Denn ie ist in der alten Schrift nicht etwa bloße Dehnung des i, wie jetzt. Solcher Dehnbuchstaben kennt sie so wenig als die Verdoppelung des Vokals oder Einfügung des h; nur ein Dehnzeichen findet sich wohl zur Unterscheidung, z. B. in, ihn, *ín*, ohne, zum Unterschied von *in*, in, *an*, an. Dieser Doppellaut ie unterscheidet manche Wörter, ihrer Abstammung gemäß, ganz allein von andern auf i: z. B. viel von vallen (fallen), und vil, viel; liecht, licht, leuchtend, und licht, leicht. Dieß ist aber nicht bloß für das Auge, wie jetzt wieder und wider. Unser Dehnzeichen ie ist wohl aus diesem alten Doppellaut entstanden, und daher noch in manchen Wörtern, die kurz ausgesprochen, und erst unlängst hier und da auch so geschrieben werden, z. B. gieng, fieng. Aus Verwechslung ist es auch in manche Wörter gekommen, die weder sonst, noch jetzt überall, lang gesprochen wurden, z. B. giebst, giebt, wofür Luther noch richtig gibst, gibt hat: die Ableitung von geben kann das e nicht rechtfertigen, da man alsdann auch niemst, niemt, von nehmen, schreiben müßte.

Ein zweyter Doppellaut, den der Verfasser übergeht, ist das so häufige als uo, welches noch jetzo in der Schweiz deutlich also, oder ua (wie bey Otfried) in Schwaben mehr uá, ue, lautet. Aus dem alten Uebereinanderschreiben dieses Doppellautes ů, ist der Bogen über dem u in unserer Schreibeschrift entstanden. Hie und da erscheint das o schon in den besten alten Handschriften bloß zur Unterscheidung des Vokals v, u, von dem Konsonanten v, u, (z. B. Nibel. 1313); um so mehr späterhin, und wo man uo, z. B. in guot, überall bloß u sprach. Daher ist das ů in vielen späteren Handschriften so undeutlich, oft mehr ü, und im sechzehnten Jahrhundert hie und da schon ein bloßer Halbkreis, durch welchen es auch, seitdem man nicht



mehr vorherrschend v für v und u schrieb, sondern u für u, dieses von dem n unterscheidet.

Ein dritter übergangener, und doch so wichtiger Doppellaut ist iu: so schreiben ihn die besten alten Handschriften. Spätere setzen das i oder einen Strich über das u: u̇ (z. B. schon die Manessische Hds.): Aber das ist eigentlich unrichtig, nach der sonst durchherrschenden Schreibung der Doppellaute über einander, wo immer der in der Aussprache vorangehende unten steht, wie uo, ou, hier und da auch ie und eu (e und u über dem i und e). Die besten alten Hdss., welche, wie Ulfilas und Otfried, fast alle diese Doppellaute neben einander ausschreiben, bis auf das uo, lassen über ihre Aussprache keinen Zweifel: das u̇ der ersten Ausgabe der Nibel. mußte daher in der zweyten in iu hergestellt werden, wie es in allen Hdss. steht. Nur wo die Urschriften u̇ bieten (z. B. in der Manessischen) mag man es, in diesem Sinne, und in dieser Form behalten: unrichtig ist aber, wenn das i ganz zu äußerst nach der Rechten hin über das u gesetzt, und dadurch die Aussprache ui veranlaßt wird; wie Benecke im Boner gethan, und dort eben so das uo verrückt hat. Keins von beyden zeigt irgend eine alte Handschrift. Zwar schreibt und druckt man jetzt noch in manchen Gegenden ui für ü; und solches ist auch wohl aus dem u̇ entstanden, wie noch häufiger ue aus dem alten uͤ: aber ui wie ue bezeichnen keinen Doppellaut mehr, sondern beyde den einfachen Umlaut ü. Freylich findet sich der Doppellaut ui in den Mundarten, selbst in der Schweiz: Spruich, Bruich; und eben so in manchen alten Handschriften, einmal auch in den Nibel. uipechlich (3462): er wäre also auch noch in der Reihe der Doppellaute aufzuführen, und vertritt hauptsächlich unser ü, mit dem er auch wechselt. Noch fester steht aber unser altes iu, welches in denselben Wörtern schon Ulfilas und Otfried hat (biudan, gebieten), und auch die Stelle des Umlautes zu ie vertritt: biutest, verliuset, wie hältest und kömmst; daher wohl noch, poetisch, beutst, verleurt. Jetzo ist also eu der Umlaut zu i (eigentlich ie), wie zu au das nur in der ableitenden Schreibung von eu verschiedene äu: läuft; und meist steht auch das alte iu, wo wir jetzt eu haben. Die Engländer sprechen noch iu, obgleich sie eu schreiben: *new* (d. i. eigentlich *neuw*, Angelsächs. neof; unser altes *nivv*, d. i. *niuw*).

In den Dreylauten *vruͤie*, Nibel. 4909, 4978 (wo auch die Laßbergische Hds. so liest) ist das i wohl mehr j, der zwischen die Vokale gesetzte Spiritus, wie in ehe, und das Digamma in sewes (Sees), vriuwent (Freund). In Berlin

hört man den Namen Struensee bald Strugensee, bald Struwensee. — J und U, die beyden Enden der Vokale, machen nämlich den Uebergang zu den Konsonanten, durch j und v, w.

Die Bedeutung der Mitlaute als Hauptlaute in der Wortbildung hat der Verfasser nicht hervorgehoben. Sie stehen in den drey Abtheilungen, als Lippen-, Zahn- und Kehl-Laute, nach den Hauptorganen ihrer Aussprache: wie auch die Runen-Buchstaben in die drey Geschlechter des F, H und T getheilt stehen. Freylich sind alle Organe bey allen Lauten thätig, und gehen daher alle Mitlaute in einander über, wie in den Fluß der Vokalen. Diese und die flüssigen Halbvokale l, m, n, r, sind aber gleichsam der Urstoff über und in welchem jene drey Spiritus in ihren mannigfaltigen Abstufungen bildend walten. Der höchste dieser drey Spiritus, der reine einfache Hauch, der sich mit allen Organen verbindend, jene drey erst wieder bildet, ist das h.

Der leiseste der Lippenlaute ist w, welches durch seine nahe Verwandschaft und Verbindung mit u zugleich den Uebergang aus und zur Vokalreihe macht. Der griechische Vokal Υ, υ, wurde auch von den Aeoliern, und jetzt noch in vielen Wörtern als Konsonant w (Digamma) gesprochen. Ulfilas gebrauchte das υ, nur umgekehrt (wie in der Runenschrift) für u, und das Υ für y (ü) und w. Dasselbe ist der lateinische Vokal und Konsonant *V*, *v*, bis der Vokal auch durch die Form u davon geschieden wurde. Als Konsonant näherten sich beyde, wie noch in den neulateinischen Sprachen, wohl unserm w, welches daher im Lateinischen, z. B. in deutschen Namen, auch durch v ausgedrückt wurde und wird. Dasselbe einfache v nahmen die Angelsachsen und Skandinavier für w, wie es bey den letzten durchaus, und bey den Engländern zum Theil, noch gebraucht wird. Im Deutschen war in der Karolinger Zeit als Konsonant und Vokal fast allein u gebräuchlich: und Otfried sagt ausdrücklich, die Sprache sey so schwierig, daß man oft drey u schreiben müsse, welche theils Vokale, theils Konsonant seyen. Solches sieht man in Wörtern, wie *uuu*rden, *uuu*nden (wurden, wunden) ꝛc. Otfried sagt zwar, ihm schienen die beyden ersten *u* Konsonanten, und das dritte Vokal: aber jene beyden können nicht das jetzige bloße w seyn, da er dieses, wie in der lateinischen Vorrede, so auch in deutschen Wörtern innerhalb, durch das einfache v, u ausdrückt. Z. B. a*uu*r (awur, aber), suester (swester, Schwester) sco*uu*on, (schouwen, schauen), stre*uu*on (streuwen, streuen), ri*uu*on (riuwen, reuen), und dieses nie für f braucht, sondern fater, *f*on, fil, foll etc. schreibt. Es muß also eine eigene dunkle Aussprache in dem *uu* obwalten. Diese erklärt sich nun wohl durch das englische *w*, auch im Namen,

Doppel-u, welches, weicher als unser w, fast uw lautet. Die Angelsachsen und Skandinavier, die nur ein einfaches v schrieben, setzten doch oft noch eine Aspiration davor *hvaet*, *hvilk* oder *hulik* (was, welch), wie Ulfilas, der ein eigenes Zeichen ⊙ dafür hat, *hwa*, *hweleiks* (oder *hua*, *hueleiks*). Diese ist im Englischen bloß umgestellt, *what*, *which*, wird aber auch voran gehört, und noch stärker aspirirt im Schottischen *quhat*, *quhilk*. Das Angels. *hviol*, *hveol*, Engl. *wheel*, Rad (Welle), lautet Isländ. hiol, Dän. hjul. Und im Franz. und Ital. ist das *w* zu *gu* oder *gw* geworden: war, Wehr, zu *guerre*, *guerra*. Die Skandinavier sprechen zwar diese Aspiration, die sie noch schreiben, nicht mehr aus, und auch ihr v, das die Angelsachsen wohl wie das englische *w* sprachen, nur wie unser und das niederländische *w*: aus allem aber ergibt sich ein Verweilen über diesem Laute, ein Ueberschweben desselben zu und aus dem u.

Solches bestätigt sich nun auch durch die altschwäbische Schreibung. Da ist, umgekehrt von Otfried, das v auch für u vorherrschend. Es drückt als Konsonant unser w aus, wie im Angelsächsischen und Skandinavischen, aber nur in der Mitte: hoves, graven, grävin, brieve, häven; wie im Englischen: *oven*, *ever*. Und da gebraucht die alte Schrift zuweilen auch wohl noch das Otfriedische u, zumal wenn noch der wirkliche Vokal u vorhergeht, welchen sie v schreibt: tivuel, prv̈uen (tiuwel, prüwen, Teufel, prüfen). Also gerade umgekehrt von der jetzigen Schreibung, wonach zwar v (außer fremden Wörtern) nicht mehr w lautet, dagegen aber das mit v wechselnde f wohl wie w gesprochen wird, z. B. eben in Hofes, Gäfinn, Briefe. Manche sprechen bloß der Etymologie und Schrift wegen (welche überhaupt mannigfaltige Wirkung auf die Aussprache gehabt hat) ein f, obwohl die gemeine Aussprache ihren guten Grund hat; wie sich unten zeigen wird. Das alte gewöhnlichere v steht in der Mitte aber auch neben dem Vokal v (u) für w, wenn derselbe einen Doppellaut bildet: trivve, levve, vrovve, rvͦve, — und auch hivven und sevves (Treue, Leue, Fraue, Ruhe, hieben, Sees). Und das ist die echte, alte Schreibart der Doppellaute neben einander, die auch Otfried durchaus hat. Spätere Handschriften (z. B. die Manessische und die meisten der Nibelungen haben zwar trüwe, leuwe; vroͮwe, (Holländisch noch *vrouwe*), ruͦwe: und solches hat den Herausgeber der Nibelungen verleitet, jene genaue Schreibart der alten Handschriften für Abkürzungen zu halten, welche er daher so aufgelöst hat; und andere, wie Benecke und Köpke, haben dasselbe befolgt.

Diese Annäherung zur jetzigen Schreibart ließ ihn damals das v noch nicht als Laut w erkennen. Die unmittelbare Einsicht der Handschriften, insonderheit der St. Galler, zeigt aber anstatt des vermeinten w durchaus zwey v v, einzeln neben einander, und nicht in einander verzogen: da waren also die Doppellaute iv, ev, ov (iu, eu, ou), und das zweyte v daneben als w, sogleich klar. Zwar findet sich vornherein wirklich auch schon vro̊vve, doch nie trůwe oder triv̊ve, vreuvve oder vrevvve, und ru̇vve; und auch jenes erste verliert sich weiterhin ganz für vrovve: vermuthlich aus allmählich durchdringender Einwirkung der zum Grunde liegenden, noch trefflicheren Urschrift. Zur völligen Bestätigung findet sich auch gebro̊ven im Reim auf gehovven, und das einfache vro̊ oder vrov. vv ist also in allen diesen Fällen ganz entschieden, nach unserer Aussprache uw. Eben so getrennt steht nun aber auch das vv zu Anfang der Wörter und sonst anstatt w: vvas, vville, vvolle, svvant: und da darf man getrost annehmen, daß hier auch eine ähnliche zwischen u w schwebende Aussprache obwaltet, wie noch bey dem englischen *w*. Zu bemerken ist nur noch, daß in dem oben von Otfried erwähnten Falle, wenn vorn auf vv noch ein u, hier also ein drittes v folgt, dieses in der Regel weggelassen ist, also vvnden, vvrde, svvnden, (Wunden, wurde, schwunden) steht. Dieß ist dann wirklich eine Abkürzung, wohl um drey vvv neben einander zu vermeiden, welche zuweilen aber in vvu aufgelöst ist, so wie dasselbe Wort mit andern Vokalen vollständig steht: svvinden. Ist jenes u der Umlaut oder der Doppellaut uo, so steht deren Zeichen unbestimmt über beyden vv: *v̈v*, *v̊v*, v̈vnschen (wünschen), sv̊vr (schwur), die Auslassung andeutend; dagegen es in rv̊ve an seiner Stelle bleibt. Manchmal steht aber dieses Zeichen auch so unbestimmt, wo kein Doppellaut vorhanden, es scheint bloß, um den Vokal anzuzeigen, z. B. triv̊ve, niv̊ve, die unrichtig in den Dreylaut triůwe, niůwe, aufgelöst sind.

Hiernach muß also in der bevorstehenden neuen Ausgabe der Nibelungen alles hergestellt werden: und es wäre zu wünschen, daß, wer daran Theil nimmt, und etwas hierüber beyzubringen hat, es recht bald thäte. Eine Schwierigkeit ist, in wie weit nun das v als Vokal in u umzuschreiben. Es muß wohl bleiben, in der Verdopplung, so wohl für jenes eigenthümliche vokalische vv, als in der Verbindung des einen wirklichen Vokals davon zum Doppellaut: aber auch einfach, in lev, vrevde, ivch,

vrov, gͤvt? Ich denke, ja, der nöthigen Uebereinstimmung wegen, und auch weil manches zweifelhaft bleibt, z. B. ob es in hivven und sevves (hieben, Isl. hiuggum; — Sees, Isl. sioar) wirklich der Doppellaut iu, w, eu, w, oder nur ein schwebendes iw, ew, steckt. Sonst, was jene Bezeichnung des u durch v belangt, so haben wir davon noch ein Ueberbleibsel in der Briefschrift Ewer, welches, für euwer, zugleich die alte Schreibart ivver (nicht iuwer) bestätigt, obwohl das w hier, weil man nur noch euer spricht, bloß als Vertreter des u erscheint, wie es auch schon in spätern Hdss. gebraucht wird. Eben so ist es im Englischen mit dem *w* innerhalb und am Ende mancher Wörter: *new* (niu), *now* (nau); welches ganz verschwindet in *blow* (blo), *draw* (dra). Dann ist auch schon in oͮ das v für u wieder eingeführt, und Benecke nur hat daraus oͧ gemacht, das sich in keiner alten Handschrift findet, obwohl die Auflösung davon ou, in späteren Handschriften, die schon wieder (wie wir jetzo) u als Vokal für v schreiben, z. B. die Manessische, und Münchener Nibelungen-Handschrift. In sonstigen Fällen darf man aber wohl das v in u umschreiben, z. B. und, trube, sunne ꝛc. Merkwürdig ist, daß die St. Galler Hds. auf einigen Blättern gegen das Ende fast durchaus wieder u anstatt v hat, auch in der Verdoppelung: uuider, suui, iuuer: ganz wie bey Otfried, und vielleicht auch aus Nachwirkung der älteren Urschrift. Dort steht das u sogar auch für f zu Anfange: uil, uol, uast, wo Otfried sehr genau immer f schreibt, die späteren Hdssn. aber so sehr schwanken, daß wir noch jetzt viel, voll, Veste, Vater, schreiben, und die Niederländer noch *vliegen*, *vrouwe*. In einigen Handschriften der Nibelungen ist Hinneigung zu dem Anfangs-f, wenn noch ein Konsonant folgt, also fliben, fri: und dieses bewog, in der ersten Ausgabe immer so zu setzen; und andere Herausgeber folgten hierin. Aber die St. Galler Hds. hat auch in dieser Verbindung, so wie mit allen Vokalen, das vorherrschende v, welches also hergestellt ist. Mit jenem fl und fr ist nicht viel gewonnen: man mußte durchgängig das v (u, w) von dem f unterscheiden, wie bey Otfried. Allein, da die Aufgabe ist, jedes alte Werk möglichst in der eigenthümlichen Form seiner Zeit darzustellen, so ist ein solches Durchgreifen unstatthaft; und wir wissen ja nicht, ob man damals in allen Fällen, wo Otfried f schreibt und wir es jetzt sprechen, auch so gesprochen hat. Nur in einer Verbindung setzt die St. Galler Hds., und mit ihr die übrigen, regelmäßig f für v zu Anfang, nämlich, wenn u und ü folgt: fvnden, funden,

fünde (von vinden, vant). Vermuthlich, um die Verwechslung mit jener Abkürzung vvnde (Wunde) zu vermeiden. Zwar konnte sie vunden, wie oben umgekehrt tivuel, schreiben: aber jenes hat auch seinen guten Sinn. — Innerhalb, so wie zu Ende der Wörter, steht überall richtig f, nicht v für f: waffe, wuofe, dürfen, hofsch, schaft, rief, hof, half, warf: nur in zwelfe und zwelve hat vielleicht auch die Aussprache geschwankt.

Gewiß ist, daß unser und der Niederländer w aus dem alten, noch im Englischen w (Doppel-u) hörbaren uu, vv, entstanden: so wie unser f mit dem lateinischen F auch in der Gestalt, (noch deutlicher bey Ulfilas, im Angelsächsischen und Runischen eins ist mit dem Griechischen Digamma (Doppel-Γ), welches in der Aussprache dem w sich nähernd (vielleicht hw) gleichsam der Spiritus der ganzen Reihe der Lippenbuchstaben ist. Dieselbe Verbindung, nur auf anderm Wege, durch Einsetzung des u oder w vor den verstärkten Hauch, ist das angelsächs. und skandinav. kv, qv; unser altes, kv, chw, qv, qu, wie schon Otfried, und wir noch schreiben: quam für kam, in allen diesen Mundarten, und noch in Niederland, wie bey uns in bequemen. Eben so im Lateinischen quum und cum. Dieser Buchstabe, welchen die wälschen Sprachen aus dem Lateinischen behielten, ist bekanntlich das griechische, nur noch als Zahlzeichen hinter π gebräuchliche Koppa, q, welches Ulfilas aufnahm, und in eben jenen Wörtern hat qam. Der Zusatz des u, v, w, ist eigentlich überflüßig, da das q auch wohl im Zeichen nur ein verändertes, gleichsam angehauchtes v ist. In ph, das der Verfasser mit aufführt, steht die Aspiration umgekehrt —, und wie im Englischen *wh*: in unserer alten Schrift wird es selten für f, oft für das eigenthümlich oberdeutsche pf, gebraucht. Es ist aus dem Niederdeutschen p und Hochdeutschen f zusammengesetzt: aus scharp und scharf wird scharpf; plegen, pflegen lautet meist nur flegen.

Das aspirirte t, th, ist eben so der Spiritus, Anfang und Ende der Zahnlaute, wie ph (wh) der Lippenlaute. Im Englischen hat sich auch dieser eigenthümliche Hauch erhalten, für welchen die Angelsachsen und alten Skandinavier, und die Isländer noch, ein eigenes Zeichen þ haben. Ulfilas, welcher wohl das Griechische Θ für sein hw ⊙ genommen hat, bildete sich ein eigenes th, das aus seinem h und T zusammengesetzt seyn soll, aber eher aussieht wie das Griechische Ψ, also wie das runische m, oder, wenn es umgekehrt steht, au. Eine andere angelsächsische Form nähert sich mehr dem griechischen Θ, und sieht fast aus wie die Weltkugel mit dem Kreuze ♁, das Zeichen der Erde, oder des Mars ♂ ♂, ist aber nur das durch-

strichene d, wodurch auch eine weichere Aussprache des th unterschieden wurde. Sonst ist th auch ein mythischer Buchstabe, die Aspiration des geheimnißvollen Tau T, des nordischen Tyr-Buchstaben, und heißt dann Thor *), (welcher Gott in Wort und Wesen eins, nur höher ist, als Tyr); und das T ist auch dort das Zeichen des demiurgischen und kabirischen Hammers, welchen ja der Donnerer Thor über die Jötunnen, die nordischen Handriesen und Kyklopen führt. Solches Zeichen seines Hammers machte man daher über die Becher, die man ihm zu Ehren trank, und wurde dann mit dem christlichen Kreuze vertauscht. Otfried schreibt dieses aspirirte t, wie die Lateiner, Engländer und wir, mit th, und gebraucht es, wie eben diese, die Angelsachsen, Isländer und Ulfilas, nur in den Wörtern, die bey uns d haben, mit welchem es auch abwechselt, und daher im Angelsächsischen auch dessen eben gedachte Form hat: also that, in allen jenen alten Mund- und Schreibarten, bey Otfried thaz, unser das, Niederdeutsch dat. Schon das Altschwäbische schrieb, und sprach also auch wohl, kein th mehr, sondern dafür immer d, daz; eben so wenig als wir es jetzt sprechen: und unser th ist nicht etwa noch ein Ueberbleibsel jener Aspiration, da es gerade in Wörtern steht, welche dort mit d geschrieben werden (That, Theil, Thor, Thür), sondern wohl nur eine Versetzung des Dehnzeichens h, das früher noch wohl richtig steht: Taht; so wie es am Ende auch nur umgekehrt ist: Rath für Raht. Hingegen, wo jene älteren Mundarten d schreiben, haben die Schwäbische und jetzige Schrift fast durchaus t, wie eben für dato, deilo (bey Otfried), dauro (bey Ulfilas). Otfried hat nur wenige eigene Wörter auf t, noch wenigere mit dem Schwäbischen gemein (wie etwa toufet); und die mehreren bey Ulfilas sind, bis auf wenige (wie trauan, trudan, trauen, treten), nur solche die auch im Niederdeutschen t, anstatt des Hochdeutschen z, haben: taihun, tuggo, twa, zehn, Zunge, zwey. Hier hat auch Otfried durchaus z; und das Altschwäbische nur in wenigen Wörtern, wo w darauf folgt, jene niederdeutsche Form: twingen, Twerg (zwingen, Zwerg). — Wenn also auch Otfried die eigenthümliche Aussprache des th hatte, wie annoch die Engländer, die Neugriechen in δ vor υ, und die Spanier in ihrem *d* (verdo*d*, von verita*s*): so ist doch in allen neulateinischen Sprachen das *th* in *d* und *t* verwandelt,

---

*) Auch Thorn, Dorn: und das ist ohne Zweifel der Svefnthorn, wodurch Odin die nordische Brynhild in den Schlaf senkte: es war der magische Karakter, die Zauber-Rune, die Odin besaß.

und auch uns ein überflüssiges Zeichen. Und ich weiß nicht, was Herr Mone meint, wenn er beklagt, daß wir nicht mehr so gewissenhaft wie die Alten, gewöhnlich tt für th schreiben?

Schon in jener lispelnden Aussprache des th zeigt sich die Verwandtschaft mit s, das in diese Reihe gehört. Im Griechischen wurde aus ϑ bald σ bald τ: βυσσὸς und βυϑὸς, σιὸς und ϑεὸς, und wechselte in den Mundarten τ mit σ: πραττειν und πρασσειν. Eben so wechselt im deutschen t mit s, und unterscheidet vorzüglich Nieder- und Oberdeutsch: laten und lassen, weeten und wissen, möten und müssen etc. Die Niederdeutsche Form hat auch wieder Ulfilas mit dem Skandinavischen und Angelsächsischen gemein, Otfried dagegen die Oberdeutsche mit dem Altschwäbischen. Schon oben zeigte sich eine ähnliche Abweichung des Ulfilas in dem t für z, welche auch allen jenen niederen Mundarten eigenthümlich ist. Das z ist ursprünglich d oder t s, und das griechische ζ lautete dorisch auch σδ: für Ζευς auch Σδευς (im Genitiv bloß Διος; — Deus — Theut); und in unsern alten Handschriften (z. B. der St. Galler Nibelungen) erscheint zuweilen das z auflöst: Metse, Etsel für Metze, Etzel. Beyde Laute sind auch so deutlich darin zu vernehmen, daß unbegreiflich ist, wie Adelung und Andere das z für einen einfachen Laut halten können. Die niederdeutsche Mundart behielt nun in jenen Wörtern zehn, Zunge, zwey, zwingen etc. das einfache t, das oberdeutsch (mit den obigen Ausnahmen) zu ts oder z wurde.

Das s bildet aber selber wieder eine Reihe mehr oder minder aspirirter Laute, welche durch mancherley Zusammensetzungen bezeichnet werden. Der leiseste Sauselaut, unser einfaches s, wird im Niederländischen und Französischen durch z ausgedrückt, welches dagegen unsere alte Sprache für das scharfe s, oder das jetzt aus beyden zusammengesetzte ß gebraucht, nämlich innerhalb und am Ende der Wörter nach einem Selbstlaut: hezzer, daz, daz. Einige regelmäßige Ausnahmen rossen (von ros, Roß), wesse (von wizzen, wissen), gewisse, wisse etc., sind vermuthlich auch in der Aussprache verschieden, und nur das einfache s nach dem geschärften Selbstlaut, wo es jetzo fast immer zu ß wird, außer etwa in dem aus des und selben zusammengesetzten desselben. Jenes wesse z. B. ist sicher eine ähnliche Flexion, wie muose (mußte) von muzzen. Eben so ist es, des, und überhaupt das End-s der Genitiven von allen Nominativen und Akkusativen auf z: ez, daz, gewiß in der leiseren Aussprache der Flexion gegründet, die gewöhnlich, wie durch den Umlaut, so durch Erweichung des harten Mitlauts geschieht. Es bestätigt sich dieses durch die niederländischen Genitive es, des, dies,

von et, het, det, dit. — Wenn in den genannten Fällen aber wirklich ts gehört wird, so steht zwar selten dieses selber, doch eine ähnliche Zusammensetzung: Etzel, Metze, wie jetzo, aber ohne Rücksicht ob davor der Vokal lang oder ein Doppellaut ist, sondern durchaus, um die Aussprache nicht zweifelhaft zu lassen, also reitzen, chriutz (Kreuz). — Diese Buchstaben haben also, zumal hier, ihren tristigen Grund; und der Verfasser nimmt sie mit Recht in Schutz. — Die Isländer, welche, wie schon gedacht, zu Anfang immer t für z haben, gebrauchen dieses innerhalb und am Ende auch wohl für ds, ts, aber auch für s, in Verbindung mit t, nur umgekehrt, wie bey uns: agiátaztr; am häufigsten aber zu Ende für st: takaz. Solche Verbindung des einfachen s geschieht nun in allen deutschen Zungen auch mit k, l, m, n, w; und nur in unserer gegenwärtigen Schrift und Aussprache ist dann das s immer zu sch geworden.

Eine noch stärkere Aspiration, als ß (z), ist unser sch, welches eben so gewiß ein einfacher, fortzischend auszuhaltender Laut, als z, tz, ein abbrechender Doppellaut ist. Die alte Sprache schreibt ihn zuweilen sh, wie noch im Englischen. Hier lautet es zwar eben wie sch: aber auch unser altes sch hatte wohl eine eigenthümliche Aussprache, nämlich, wegen des darin vorherrschend tiefkehligen ch (der sogenannte Ach-Laut), mehr getrennt, wie das griechische σχ, doch nicht so stark wie unser westphälischer Skinken. Die letzte Schreibart sk hat auch Ulfilas, das Skandinavische und Angelsächsische. Otfried schreibt sc, zuweilen aber auch sg: und dieses, das sich mehr der niederländischen Aussprache ihres sch nähert, scheint auch jene ähnliche Aussprache unsers alten sch anzudeuten. Wir sprechen jetzt gemeinlich noch das Anfangs-st und sp wie scht aus: schtehen, schprechen ꝛc., und die Schweizer jenes sogar auch zu Ende: ischt, bischt: es ist aber nicht glaublich, daß solches, bey der so genauen alten Rechtschreibung Anwendung finden könne. Sie hatte auch hierin wohl noch die mildere Aussprache des Niederdeutschen, welche wir nur in der Schrift behalten haben. Diejenigen, welche hiernach aber ihre Aussprache wiederherstellen wollen, zieren sich, und doch nicht genug: denn wer da steht und spricht, der sollte auch slagen, smieden, sneiden und sweigen.

v. d. Hagen.

Art. XV. L'*Europe* après le Congrès d'*Aix-la-Chapelle*, faisant suite au Congrès de *Vienne*, par Mr. de *Pradt*, ancien Archevêque de *Malines*. *Paris* 1819.

Ein französischer Kritiker hat von Herrn v. Pradt gesagt: »Er verfertige mit unglaublicher Leichtigkeit Bücher, die sich nicht ohne Schwierigkeit lesen ließen.« Jeder, der den Muth gehabt, diesen Schriftsteller durch die Reihe von Bänden, womit seine rastlose Thätigkeit in den letzten Jahren die lesende Welt versorgte, zu begleiten, wird den Sinn jenes Urtheils verstehen, und an sich selbst erprobt fühlen; nur eins hält uns zurück, es unbedingt zu unterschreiben. Wir sind noch keineswegs entschlossen, die aus dieser unerschöpflichen Werkstätte Schlag auf Schlag hervorgehenden Alphabete als wirkliche Bücher zu betrachten. In unsern Augen sind sie nichts als periodische Sammlungen von losen, zerrissenen, oberflächlichen politischen Tisch-Reden oder Salon-Gesprächen; zuweilen treffend, geistreich und witzig; öfter nüchtern, armselig und gemein. Von dem, was, wenigstens nach den Forderungen der alten guten Schule, dem Begriffe eines wahren Buches entspricht, von einer regelmäßigen, verständigen Anordnung des Ganzen, durchgreifenden Hauptgedanken, richtig entwickelten Folgerungen, und möglichst bestimmten Resultaten kann bey solchen Compositionen die Rede nicht seyn. Eben so wenig darf man bey Schriftstellern, welche das Publikum auf diesem wohlfeilen Wege unterhalten, Sorgfalt und Ordnung im Vortrage suchen. Sie kleiden ihre eilfertigen Gedanken, wie augenblickliche Laune, Leichtsinn oder Eitelkeit sie ihnen eingibt, in eben so eilfertige, unbearbeitete und unkorrekte Formen; und die Nachläßigkeit in ihrer Schreibart hält mit der Unklarheit in ihren Begriffen gleichen Schritt.

Nur auf diese Weise begreift sich auch, wie Herr v. Pradt, mit einer Fruchtbarkeit und Schnelligkeit, worin er den beliebtesten Romanenschreibern nicht nachsteht, über die wichtigsten Begebenheiten der Zeit und die schwierigsten politischen Fragen, Band auf Band, und Flugschrift auf Flugschrift häufen, und, während an einem seiner Werke gedruckt wird, gewöhnlich schon ein Paar andere, als reif für die Presse, ankündigen lassen kann. Es ist nichts leichter, als aus der bloßen Anschauung seiner Schriften, wenn man auch den Verfasser persönlich nicht kennt, die Geschichte ihrer Entstehung zu construiren. Er weiß, aus langer Uebung, wie viel Zeit dazu gehört, über eine gegebene Materie, zehn oder vierzig, oder hundert Bogen zu schreiben. Sobald Er sein Thema gewählt hat, berechnet Er, wie groß das tägliche Pensum ist, das zu Stande gebracht werden muß, damit in so oder so viel

Monaten Verleger und Publikum befriedigt sey. An vorbereitende Arbeit, Entwerfung eines Planes, Zusammenstellung, Uebersicht des Ganzen und andere Pedantereyen dieser Art wird nicht gedacht. Eine rüstige Feder trägt alles, was ein flüchtiges Nachdenken erzeugt, so bunt, wie es eben im Kopfe neben einander lag, aufs Papier; bald aufrecht stehend, bald verkehrt; bald roher, bald verzierter; bald spielend, bald schwerfällig; bald in ganz gutem Französisch, und bald in einem Rothwelsch von Worten und Wortfügungen, die mehreren Sprachen, oder vielmehr keiner angehören. So reihen sich Seiten an Seiten, und Kapitel an Kapitel, bis das Manuscript zu einem Bande erwachsen ist. Die Mühe, das einmal Geschriebene irgend einer Revision zu unterwerfen, scheint Herr v. Pradt, vermuthlich als einen veralteten Nothbehelf mittelmäßiger Köpfe, ganz von sich verbannt zu haben. Dieß läßt sich aus unzähligen Stellen seiner Schriften einleuchtend darthun. Sie sind nicht nur voll der langweiligsten, oft Wort für Wort gleichlautenden Wiederholungen, die bey der geringsten Sorgfalt hätten vermieden werden können, sondern strotzen auch von Widersprüchen des Verfassers mit sich selbst, und zwar so, daß man nicht nur in einem und demselben Bande, sondern oft in einem und demselben Abschnitte, ja manchmal in dem engen Raume weniger Seiten, auf Ansichten und Behauptungen stößt, die einander schlechterdings aufheben und zerstören; ein Mißgeschick, das zwar diesem berühmten Publizisten nicht gerade ausschließend eigen ist, selten aber zu so grellen und manchmal zu so komischen Verwandlungen geführt hat, als bey ihm.

Gleichwohl, wird man uns antworten, ist Herr v. Pradt ein viel gelesener und nicht unbeliebter politischer Schriftsteller. Allerdings; und es liegt auch nichts Außerordentliches in dieser Erscheinung. Denn fürs Erste bekennt Er sich — seitdem er nämlich mit Napoleons Sturz seine praktische Rolle als ausgespielt betrachtet — zu einer Partey, die den innern Werth eines Buches weit weniger in Anschlag bringt, als die politische Farbe, die es trägt, und die gern über schriftstellerische Sünden, wären ihrer auch wie Sand am Meere, die Augen zudrückt, so lange der Mann nur in ihren Wegen wandelt. Wenn z. B. die Herausgeber der Minerva, die doch Leute von anderm Schrot und Korn sind, als Herr v. Pradt, und die sich allem Vermuthen nach einen solchen Mitarbeiter höflichst verbitten würden, ihn, ohne alle Gewissensscrupel, »den Botschafter der Wahrheit (l'ambassadeur de la vérité) bey Fürsten und Völkern« nennen, wie sollte Er nicht in den Augen aller derer, die eine solche Autorität als entscheidend betrachten, für einen Schriftsteller von hohem Range gelten? — Aber auch unabhängig von allem Parteywesen,

besitzt Herr v. Pradt Mittel und Talente, die ihn einer zahlreichen Klasse von Lesern empfehlen müssen. Obgleich mit gutem Gewissen vielleicht Niemand aussagen wird, daß er, ohne Anwandlungen von Müdigkeit und Widerwillen, drey oder vier hundert Seiten seiner politischen und philanthropischen Rhapsodien hinter einander gelesen, wirklich gelesen hätte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er durch einzelne glückliche Einfälle, durch einzelne Lichtblitze, durch scharfe und oft witzige Epigramme, durch eine gewisse naive Vertraulichkeit und Geschwätzigkeit, endlich durch den Muth, nichts ungesagt zu lassen, das Effekt (gleichviel welchen) hervorbringen kann, einem Publikum, dessen große Mehrheit nur augenblicklich gereizt seyn will, in einer Zeit, wo sich alles Lesen ohnehin auf ein flüchtiges Durchblättern des Neuesten beschränkt, gefallen kann. — Wir wollen auch das alles keinesweges tadeln, noch uns herausnehmen, Andern vorzuschreiben, was ihnen Vergnügen machen soll, und was nicht. Nur eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Wenn man so arbeitet, wie Herr v. Pradt, wenn man es mit sich selbst und seinen Lesern so leicht nimmt, wenn man, so zu sagen, immer im Morgenkleide vor ihnen auftritt, so sollte man doch nicht mit einer Zuversicht und Selbstgenügsamkeit sprechen, zu welcher das gereifteste Nachdenken, das gründlichste Studium kaum einen Sterblichen berechtigen würde. Herr v. Pradt aber ist, welches Niemand bestreiten kann, der anmaßendste und verwegenste diplomatische Schriftsteller seiner Zeit. Nicht genug, daß er die Theorie der höhern Staatskunst, der höhern Staatswirthschaft, der höhern Geschäftsführung, ungleich besser versteht, als die gemeine Herde von Ministern und Geschäftsmännern, die er höchstens eines großmüthigen Mitleids würdigt; das ist in der Ordnung; aber auch in durchaus positiven und praktischen Dingen ist er seiner Ueberlegenheit gewiß. Er spricht, mit der Salbung eines Adepten, von Verhältnissen und Thatsachen, die er offenbar nicht kennt, und, was noch schlimmer ist, sehr häufig von solchen, über welche es nur von ihm abhängen würde, sich zu belehren, wenn er nicht alles selbst erfinden zu können glaubte. Die schwierigsten Aufgaben der Politik, mit denen Andere, nach jahrelangen Anstrengungen, noch zu kämpfen haben, sind ihm ein Spiel, wo nicht ein Spott; und über die Resultate der mühseligsten Verhandlungen spricht er Leben oder Tod in ein Paar diktatorischen Zeilen aus. So viel Hochmuth, neben so viel Leichtsinn, Ungründlichkeit und Unwissenheit, hat sachverständigen Kritikern seiner Schriften zuweilen die Galle bewegt; und Herr v. Pradt hat in Frankreich Zurechtweisungen erhalten, die mancher Andere so leicht nicht vergessen haben würde. Daß er

im Ganzen weniger mit ernsten als mit scherzhaften Waffen angegriffen wurde, hat Er theils dem eigenthümlichen Charakter seiner Schriftstellerey, theils seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit und der Urbanität seiner Landsleute zu danken.

Sein neuestes diplomatisches Produkt kündigt sich mit dem stolzen Titel: Europa nach dem Congreß zu Aachen, an. Zerstreute Züge, wahre, halbwahre und grundfalsche durcheinander, zu einem Gemälde des politischen Zustandes von Europa, enthält diese Schrift in Menge; wir wünschen dem Glück, der selbst geschickt genug ist, sich das Gemälde daraus zusammen zu setzen. Ueber das Ganze, als solches, zu urtheilen, ist unmöglich, weil sich zwischen den verworrenen Bestandtheilen weder Zusammenhang noch Folge entdecken läßt, in jedem Abschnitt von allem und jedem gehandelt wird, und der Anfang so gut das Ende, als das Ende der Anfang seyn könnte. Nach Resultaten darf man auch nicht viel fragen. Denn da der Verfasser nicht müde wird, was er auf einem Blatte behauptete, auf dem folgenden wieder umzustoßen, so findet man sich am Schlusse des Buches höchstens so unterrichtet, als man zuvor war. Bemerkungen, beyfallige oder tadelnde, konnen also immer nur auf Einzelnheiten gerichtet seyn, und es bleibt nichts ubrig, als einen Abschnitt nach dem andern durchzugehen, und die Stellen heraus zu heben, die Aufmerksamkeit oder Ruge verdienen. Wir unterziehen uns diesem Geschäft, so undankbar es auch scheinen mag, aus zwey Gründen. Einmal, weil die Einzelnheiten des Herrn v. Pradt, gerade als solche, zu manchen nicht gleichgültigen Irrthümern führen konnen, wovor wir diejenigen unserer Leser, die gegen seine kecke, absprechende Manier nicht gehörig gewaffnet seyn möchten, zu warnen wunschten. Und dann, weil aus den Geständnissen dieses Schriftstellers, der gewiß nicht die Absicht hatte, den Souverains und Staatsmannern seiner Zeit Lobreden zu halten, bey allen seinen Widersprüchen und Inkonsequenzen zuletzt doch kein anderer Schluß gezogen werden kann, als daß das jetzige Europäische Föderativ-System, das zweckmaßigste, beste und dauerhafteste ist, das in der dermaligen Lage der Dinge, für die Sicherheit und Ruhe der Staaten erfunden werden konnte, und daß selbst Herr v. Pradt, so wenig ihm dieses System, da es sicher seine Erfindung nicht war, gefallen mag, sich gezwungen sah, die Segel davor zu streichen.

In einer Vorrede, — der Verfasser nennt sie so, ob sie gleich eben so gut das zweyte, dritte, sechste, oder letzte Kapitel seyn konnte — werden allerley Betrachtungen über das gegenwartige Verhaltniß zwischen Frankreich und den übrigen Euro-

päischen Mächten angestellt. Gleich zu Anfang wird bemerkt, jetzt, »da die politische Maschine von Europa vollständig wieder hergestellt worden,« sey jeder Staat damit beschäftigt, aus seiner Lage das Beste zu ziehen, und seine alten oder neu-erworbnen Vortheile geltend zu machen. Und wie das? On verra *courir aux alliances*, comme on le faisoit au tems passé; déjà on entend parler de *systèmes divers* relatifs à des liaisons de cette nature.

Das heutige Föderativ-System von Europa hat sich unmittelbar aus der großen Verbindung, die im Jahr 1813 zur Auflösung des Napoleonischen Reiches gebildet worden war, entwickelt. Gleichwie diese Verbindung nicht den Charakter einer eigentlichen Allianz, im alten diplomatischen Sinne, sondern den einer bewaffneten Coalition zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit darbot, so kann man das nach beendigtem Kriege daraus hervorgegangene politische System eine Coalition des Friedens nennen. In diesem System hat jeder Europäische Staat seinen bestimmten und festen Platz; sie sind sammt und sonders durch gemeinschaftlich anerkannte Grundsätze, und durch gemeinschaftliche positive Verträge, zu Einem Zwecke verbunden; sie genießen alle gleiche Rechte; und wenn auch in dem stürmischen Zeitpunkte, wo diese neue Ordnung der Dinge — von welcher die Geschichte noch nichts Aehnliches aufzuweisen hat — zu Stande kam, die Hauptmächte eine einstweilige Oberleitung der Geschäfte, eine Art von föderativer Diktatur ausübten, so haben sie diese doch nie als ein Vorrecht in Anspruch genommen, sie stets nur im Sinn des gemeinsamen Interesses und unter Beystimmung aller Interessenten geführt, und sie endlich zu Aachen, nachdem die letzte provisorische Maßregel erfüllt war, feyerlich niedergelegt. Forthin sind jene Hauptmächte nichts mehr, als die ersten und natürlichsten Beschützer der allgemeinen, durch wiederholte Verträge bekräftigten Ordnung, und des von der ganzen Christenheit beschwornen, auf politischen, ökonomischen, moralischen und religiösen Grundlagen mehr als je zuvor befestigten Friedens. Der kleinste souveraine Staat ist übrigens auf seinem Gebiet, und in dem Wirkungskreise seiner Rechte, so unabhängig als Frankreich, England oder Rußland; und die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten werden durchaus nach alt-volkerrechtlichen Grundsätzen und in rein-diplomatischen Formen verhandelt.

Wie und warum unter einem solchen System die einzelnen Staaten »nach neuen Bündnissen haschen« sollten, comme on le faisoit au tems passé, wird Herr v. Pradt wohl so leicht keinem verständigen Menschen begreiflich machen; und der Zusatz, »man höre schon von verschiedenen Systemen sprechen, die auf

dergleichen Bündnisse deuteten,« ist rein aus der Luft gegriffen. Nach diesen ersten Aeußerungen sollte man glauben, daß Herr v. Pradt das jetzige Europäische Staaten-System gar nicht gekannt, oder gar nicht verstanden hätte, wenn spätere Stellen seiner Schrift nicht einigermaßen das Gegentheil verriethen. Indessen ist gewiß, daß Er auch da, wo er von den Wirkungen dieses Systems zu sprechen gezwungen war, den Ursprung und die Urheber desselben immer ins Dunkle stellt, das Charakteristische der Sache nie heraushebt, und dem, was darin für die Menschheit Erfreuliches und Ehrenvolles liegt, nie volle Gerechtigkeit angedeihen läßt.

S. 13 heißt es in Bezug auf die Aachner Deklarationen: On vit la France *admise et partie de l'alliance*, dont jusqu'à cette heure elle avoit toujours été dans un sens différent l'objet primitif et persévérant. Mais *cette alliance* est-elle entière, définitive, égale dans tous ses points entre elle et ses Alliés? *Les articles patens* n'ont-ils pas *une doublure*, que l'on n'expose pas aux regards, mais que l'on s'est réservé de faire sortir au besoin?

Allerdings hat Frankreich durch seine Theilnahme an den Aachner Verhandlungen, in der großen Europäischen Friedens-Coalition den ihm gebührenden Platz erhalten. Diese Verbindung ist nun schon an und für sich keine Allianz im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und der Ausdruck articles patens führt hier nur auf falsche Nebenbegriffe. Höchst ungeschichtlich und undiplomatisch aber ist es zu sagen: »Frankreich sey zu Aachen in eben die Allianz aufgenommen worden, die bis dahin gegen Frankreich gerichtet war.« In diese Allianz ist Frankreich nie aufgenommen worden, und konnte, nach der Natur der Sache, keinen Theil daran haben. Wenn diese letzte, durch besondere Verträge in den Jahren 1814 und 1815 gestiftete, auf bloße Möglichkeiten der Zukunft und vielleicht nie eintretende Gefahren gerichtete Allianz, auch nach der Räumung Frankreichs aufrecht erhalten wurde, wie sich wohl nicht mehr bezweifeln läßt, so konnte dieß auf die übrigen Beschlüsse kein zweydeutiges Licht werfen; und hätte Herr v. Pradt sich gründlichere Nachrichten zu verschaffen gesucht, so würde er inne geworden seyn, daß die öffentlichen Erklärungen der Souverains durchaus keinen Doppelsinn enthielten.

Seine unverkennbare Unwissenheit über das Verhältniß dieser Sache hat ihn, in Bezug auf die politische Stellung Frankreichs gegen die übrigen Staaten, zu eben so heftigen als unnützen Vorklagen und Verwahrungen verleitet, die den größten Theil seiner Vorrede anfüllen. Er scheint den Fall, daß die an-

dern Höfe sich verbänden, um Frankreich in seinen innern Angelegenheiten Gesetze vorzuschreiben, für möglich zu halten, und declamirt viele Seiten hindurch, als wenn die Gefahr schon wirklich vor der Thür wäre. Er gibt sich die Mühe, uns zu belehren, daß Frankreich nicht Polen sey, daß man mit einer Theilung Frankreichs so leicht nicht zu Stande kommen würde, daß der bloße Verdacht einer unbefugten Einmischung der Fremden alle Gemüther vereinigen würde, — und wie schlecht und verkehrt diejenigen urtheilten, die sich das Innere des Landes nicht kraftvoll und blühend, und vollkommen ruhig dächten. — Wozu alle diese eiteln Protestationen? Hat Herr v. Pradt nur den geringsten scheinbaren Grund, den auswärtigen Mächten solche Absichten anzudichten? Kann er irgend ein Aktenstück nachweisen, das zu Besorgnissen dieser Art die entfernteste Veranlassung gäbe? Ist in der gegenwärtigen Lage der Dinge der Verdacht an sich selbst nicht grundlos und ungereimt genug? Kann irgend Jemand, der belehrt oder widerlegt zu werden verdiente, Frankreich mit Polen verwechseln? Hat der Gedanke, Frankreich zu theilen, je einem Staatsmann, so lange er seiner Vernunft noch mächtig war, in den Sinn kommen können? Und sollte ein französischer Publizist nicht fühlen, wie übel er selbst der Würde seiner Nation mitspielt, indem er dergleichen Hirngespinste mit pathetischem Ernste bekämpft? — Die Argumente, deren der Verfasser sich bedient, um die Vorstellungen von dem innern Zustande Frankreichs zu berichtigen, streifen übrigens oft an das Abenteuerliche, ja selbst an das Lächerliche. Er behauptet z. B. »nur der äußerste Grad von Ungeschicklichkeit könnte die Leitung einer so einfachen Maschine, als die jetzige französische Verfassung sey, schwierig finden.« Und doch spricht er gleich auf der folgenden Seite von dem, was geschehen würde, wenn es der Krone oder den Pairs etwa einfallen sollte, »das Volk um sein Erbtheil (worunter er das Wahlrecht versteht) bringen zu wollen, und meint (denn Er ist niemals verlegen!) »daß in diesem Falle dem Volke eine ähnliche Befugniß gegen das Erbtheil der beyden andern Gewalten (nämlich der Pairs und des Thrones) nicht versagt werden könnte.« — In einem Lande, wo man über solche Extreme mit kaltem Blute raisonnirt, kann die Staats-Maschine wohl nicht so ganz einfach, und die Leitung derselben nicht so kinderleicht seyn, wie Herr von Pradt sie uns eben dargestellt hat.

Chapitre I. Conduite de l'*Europe* à l'égard de la *France*, depuis 1813 jusqu'au Congrès d'*Aix-la-Chapelle*. — Die Hälfte dieses Kapitels dreht sich um den Text: »Europa hat im Jahr 1814 zu viel Vertrauen, im Jahr 1815 zu viel

Mißtrauen gegen Frankreich gehegt.« — Der erste Satz ist unläugbar, und wahr und treffend die Bemerkung: »Wenn man im Jahr 1814 den zehnten Theil der Sicherheits-Maßregeln ergriffen hätte, zu welchen man im Jahr 1815 schritt, so würde man sich die letztern haben ersparen können.«

Daß Europa aber im Jahr 1815 zu mißtrauisch gewesen wäre, — das muß doch selbst französische Leser lächeln machen. Das Wort Mißtrauen ist hier gar nicht zuläßig; nach allem, was sich damals ereignet hatte, war es vollkommen erlaubt, das Schrecklichste nicht allein für möglich, sondern für wahrscheinlich zu halten; und wenn die Antithese so ausgedrückt wird, wie Herr v. Pradt sie hier gibt: Il falloit *se confier* en 1815, et *se défier* en 1814, so fällt sie ins Ungereimte. Er beschreibt selbst (S. 14) den damaligen zerrissenen Zustand seines Vaterlandes so, daß jede Besorgniß gerechtfertigt seyn mußte; und wenn er vollends äußert, »ohne den Umstand, daß zur Zeit der Landung Napoleons die Häupter der Koalition in Wien versammelt waren, würde der Kampf vielleicht jetzt noch nicht geendiget seyn,« so wird er auch wohl zugeben müssen, daß sich mit der Sache eben nicht scherzen ließ.

Die bittern Klagen über die der französischen Nation im Jahr 1815 aufgelegten Bedingungen sind wenigstens nicht neu. Nach allgemeinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit ist es schwer zu bestimmen, wie weit die verbündeten Mächte in diesem Punkte hätten gehen sollen; die Frage mußte, wie die meisten in der Welt, nach den obwaltenden Umständen entschieden werden. Frankreich glaubte sich zu hart behandelt; bekanntlich aber waren die von der französischen Oberherrschaft so lange gedrückten Völker der Meinung, und glauben noch jetzt, nach abgethanem Prozeß, daß ihre Regierungen viel zu wenig gefordert hätten. War es möglich, aus Schonung für Frankreich gegen diese Stimme ganz taub zu seyn?

Wenn hingegen der Verfasser den Verbündeten vorwirft, daß sie Frankreich für Fehler gestraft haben, wofür sie selbst verantwortlich waren, so fordert Wahrheit und Gerechtigkeit zu bekennen, daß diese Anklage, an und für sich betrachtet, nicht ohne Grund ist. Ob man im Jahr 1814 die wiederhergestellte königliche Regierung, in dem Grade wie es geschah, sich selbst hätte überlassen sollen, mag allenfalls noch zweifelhaft seyn; den Mißgriff, den man beging, indem man Napoleon auf Elba verbannte, wird Niemand zu rechtfertigen versuchen. Ganz anders aber steht es mit der Frage, ob das französische Volk, in dessen Namen Herr v. Pradt hier als Kläger auftritt, im Geringsten befugt ist, über die, welche sich jenes Fehlers schuldig

machten, Gericht halten zu lassen? Ob es einem Advokaten Frankreichs geziemt, Europa vorzuwerfen, daß es Frankreich mit zu viel Schonung, mit zu viel Vertrauen, und seinen gefallenen Beherrscher mit zu viel Langmuth behandelte? Ob der unglückliche Entschluß, dem Ex-Kaiser ein Standquartier anzuweisen, das, wie der Verfasser richtig bemerkt, wie »ein Observatorium gegen die Tuilerien« zu betrachten war, für Frankreich je so verderblich werden konnte, wenn das französische Volk sich nicht zum Vollziehungs-Werkzeug und Mitschuldigen hergab? Wäre Napoleon im Stande gewesen, mit hunderttausend Mann organisirter Truppen in Frankreich einzudringen, und den ihm entrissenen Thron durch unwiderstehliche Uebermacht wieder zu erobern, so möchte die französische Nation berechtigt seyn, alles Unrecht auf die Alliirten zu wälzen, und die Milliarden, die das Jahr 1815 ihr gekostet, wie eine grausame Erpressung zu schildern. Aber Napoleon landete allein, oder so gut als allein; erst in Frankreich wurde der vogelfreye Flüchtling zum gebietenden und gewaltigen Usurpator; und wer sonst als das französische Volk — wenigstens jene beschließende, handelnde, redende und schreibende Masse, die nach den heutigen Begriffen ein Volk constituirt — hat ihm Truppen uud Waffen, und Kriegs-Vorräthe und Geldmittel, und Huldigungen und Vollmachten zu Füßen gelegt? Und nach solchen Vorgängen sollten die Alliirten noch beschuldiget werden dürfen, d'avoir condamné la *France* à payer la guerre déclarée et faite *à Napoléon seul*?

Der zweyte Theil dieses Kapitels enthält Bemerkungen über den Zweck und Charakter der Zusammenkunft in Aachen. Allerdings hatten die dortigen Konferenzen nur Ein anerkanntes und traktatenmäßiges Objekt; und die Souverains handelten weise, indem sie andern Erwartungen und andern Ansprüchen den Zugang verweigerten. Wer indessen Herrn v. Pradt berechtiget hat, in seinem gewöhnlichen schneidenden Tone, mit großen Buchstaben gedruckt, als unumstößliche Thatsache auszusprechen: Le Congrès n'a eu qu'un objet, prononcer sur *l'opportunité* de l'évacuation de la *France*; *il n'a eu qu'une séance*, celle dans laquelle elle a été prononcée, — das lassen wir fürs erste dahin gestellt seyn.

Von dem Geist und den Gesinnungen, welche diesen Congreß beseelten, spricht er in rühmlichen Ausdrücken. La force peut donc aussi connoitre et s'imposer des lois; — la diplomatie et la droiture peuvent donc finir leur long divorce; à ce spectacle nouveau on a pu sentir, que l'on respiroit un air plus pur, on a pu voir les nuages fuyant dans l'horizon pour découvrir un ciel plus serein.« So auch in verschiednen

spätern Stellen; und es ist dies einer der wenigen Hauptpunkte über welche er sich nie bestimmt widerspricht. Die Macht der Wahrheit muß hier unwiderstehlich gewesen seyn.

Chapitre **II. Considérations générales — Ordre politique de l'***Europe*. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die frühern Schicksale der Europäischen Politik, und die gegenwärtige Stellung der Mächte, die der Verfasser, seitdem Frankreich nichts mehr vermag, auf lange Zeit hinaus von dem, »was in dem großen Viereck zwischen den Alpen, dem Rhein, der Ostsee und der Weichsel beschlossen wird,« abhängig glaubt, geht er zu den einzelnen Staaten über.

Rußland. Die Größe dieses Reiches, die fortschreitende Entwicklung seiner Kräfte, seine eigne Unverwundbarkeit, seine Fähigkeit nach außen hin zu wirken, — die Verblendung des Wiener Congresses, der das alles nicht gehörig erwogen, oder geringern Rücksichten (etwa geflissentlich?) nachgesetzt haben soll; — das ist der Text dieses Abschnittes, in welchem hundertmal wiederholte Besorgnisse, in allerley drohenden, oft ausschweifend verzerrten Gestalten über die Bühne geführt werden. Ein so großer Gegenstand, wie dieser, läßt sich nicht in einigen flüchtigen Noten abfertigen. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß Herr v. Pradt, wie General Wilson und Andere, die neuerlich über die Russische Macht ihre Unglück-weissagenden Stimmen erhoben, durchaus nur einseitige, und eben deshalb schiefe Resultate geliefert, und, da sie keine andre Absicht hatten, als zu tadeln oder zu schrecken, eine Menge der wichtigsten Modificationen, die freylich nur tiefere Prüfungen darbieten, übersehen, verkannt, oder auch vorsätzlich verschwiegen haben.

Die merkwürdigste Aeußerung in diesem Abschnitt ist unstreitig folgende: »N'en doutons pas; l'*Europe* qui a soupiré après les revers de *Napoléon*, et qui en a profité pour s'émanciper, *n'a fait que changer de joug*, et prendre celui de la *Russie* au lieu de celui de la *France*. C'étoit au profit de l'*Europe*, encore plus qu'au sien propre, que *Napoléon* s'étoit lancé contre la *Russie*, et *gardons qu'un jour on ne pleure sa défaite*.« Eine so unbefangne, treuherzige und wohlgemeinte Lection wollen wir nicht mit undankbarem Stillschweigen hinnehmen, sondern zum Beweise, daß wir sie verstanden und gefaßt, dem Hrn. von Pradt, wenn er je von diesen Bemerkungen Notiz nehmen sollte, zur gegenseitigen Beherzigung empfehlen:

1. Daß wir das Joch, welches das Französische ersetzt haben soll, bis jetzt nicht gefühlt, nicht getragen, und nicht einmal ernsthaft gefürchtet haben; daß Rußland seine Vortheile, wie hoch sie auch angeschlagen werden mögen, noch gegen keinen,

weder großen noch kleinen Staat, in keiner gemeinschaftlichen oder ihm eigenthümlichen Angelegenheit, in keinem der vielfältigen aus dem jetzigen politischen System entsprungenen Verhältnisse gemißbraucht, noch mißbrauchen zu wollen verrathen hat; und daß folglich nur feindselige Tadelsucht mit großer Unkenntniß der wahren Lage der Dinge gepaart, von Russischer Oberherrschaft, als etwas wirklich Bestehendem reden, und nur thörichte Vermessenheit, die in Landkarten und Militär-Tabellen die Zukunft zu enthüllen wähnt, da sie doch nicht einmal die Gegenwart versteht, dereinstige Gefahren dieser Art als unausbleiblich ankündigen kann;

2. daß, wenn Europa in seiner damaligen Zerrissenheit und Ohnmacht, das Joch Napoleons zu brechen, und seine der scheinbaren Vollendung ziemlich nahe gerückte Oberherrschaft zu stürzen, klug und stark genug war, es auch wohl Rathschläge, Mittel und Kräfte finden wird, um einer neuen Suprematie, wenn irgend ein Machthaber, von gleichem Wahnsinn ergriffen, danach streben sollte, vorzubeugen;

3. daß endlich, wenn wir auch verzagt genug wären, um die Möglichkeit einer abermaligen Unterjochung einzuräumen, hierin kein Grund liege, die, von welcher wir glücklich befreyt sind, zu bedauern, und daß wir folglich »die Thränen« über die Niederlage seines Helden, dem Herrn von Pradt und seinen gleichgesinnten Freunden ausschließend überlassen müssen.

Daß übrigens der Verfasser der Histoire de l'ambassade de *Varsovie*, der Observations sur la guerre d'*Espagne*, und anderer noch in frischem Andenken lebenden Schriften, wo Napoleon, bald als ein von Ehrgeiz wahnsinniger Tyrann, bald als ein Europäischer Don Quixote, bald als ein Jupiter Scapin geschildert wird, den Muth hatte, jetzt zu schreiben, que c'étoit au profit de l'*Europe* qu'il se lança contre la *Russie*, und bald nachher (S. 106) noch stärker: Il n'en vouloit pas à la *Russie* pour elle même, mais pour l'*Europe*. — Ce n'étoit *ni l'ambition ni la haine*, qui le poussoient contre la *Russie*; il n'étoit animé que par un sentiment Européen etc. — hierüber mag er sich zunächst mit seinen französischen Lesern und Kritikern abfinden, deren einige auch bereits gegen ihn verhängt haben, was Rechtens war.

Schweden. Die Lage dieses Staates wird mit sichtbarer Vorliebe für dessen jetzigen Regenten, überhaupt sehr günstig, und sogar glänzend geschildert. La politique a rétabli *l'ordre de la nature*, et ce que les *Gustave-Adolphe*, les *Charles X*, les *Charles XII* n'auroient pu faire, un Français appelé à ce trône, l'a exécuté. La *Suède* lui doit d'avoir acquis une assiette inébranlable etc. Die Eroberung von Norwegen,

dessen Werth den des verlornen Finnlands bey weitem übersteigen soll, wird nicht allein als eine Haupt-Wohlthat für Schweden, sondern auch als ein entschiedener Vortheil für Europa, und, was das beste ist, selbst für Dänemark gepriesen. Schweden soll berufen seyn, von nun an einen weit größern Einfluß als zuvor auf die Europäischen Angelegenheiten zu gewinnen. Die Beschränktheit der innern Kräfte des Staates scheint dem Verfasser auf seinem erhabenen Standpunkte völlig entgangen zu seyn; auch werden diese ohnehin schnell genug wachsen und blühen, sobald nur — die Befreyung Amerika's vollendet ist. Aus diesem Eldorado werden sich sofort goldene Ströme auf alle Völker der Erde, vorzüglich aber auf die seefahrenden Nationen des Nordens von Europa ergießen. La révolution de l'*Amérique Espagnole*, désormais inévitable, *a l'air d'être faite pour ces peuples.* Was läßt sich zu solchen Träumereyen sagen?

Dänemark wird ebenfalls, zur Entschädigung für allen erlittenen Verlust, auf die unfehlbare Emancipation der spanischen Kolonien verwiesen. Sogleich als es mit dieser im Reinen ist, wird die Ostsee viel wichtiger werden, als alle indische Meere, und Dänemark das Vorgebirge der guten Hoffnung weit hinter sich zurück lassen. Kopenhagen ist zum vornehmsten Stapelplatz des unermeßlichen Handels, der unverweilt zwischen Amerika und Rußland aufgehen muß, zum Mittelpunkt der größten Geschäfte der Erde bestimmt. — Wer sollte der edeln dänischen Nation eine solche Aussicht nicht von Herzen gönnen und wünschen! Aber welcher aufgeklärte Däne wird sich an diesem Luftschlosse ergötzen, dessen erste Grundlage (das Weitere gar nicht zu erwähnen) trotz aller Phantastereyen des Hrn. von Pradt, durch hundert noch unerforschliche Conjuncturen, mit dem Milchtopfe der Fabel gleiches Schicksal haben kann.

Bey Gelegenheit von Dänemark wird der Wiener Congreß (wie bereits in der frühern demselben gewidmeten Schrift geschehen war), hart darüber angelassen, daß er nicht Hamburg und Lübeck in dänische Besitzungen verwandelte! Vor Zeiten, meint Hr. von Pradt, hätte man allenfalls der Hansestädte bedurft; jetzt wären sie unnütz geworden! C'étoit une des fautes du Congrès, que la gravité des autres a empêché de remarquer, *et qui s'est cachée dans la foule.*

Königreich der Niederlande. — Eine abermalige harte Strafpredigt für den Congreß von Wien, daß er dem Gebiet dieses neuen Staates nicht die gehörige Ausdehnung gegeben, wozu er sich freylich durch seine frühern (bey der Länder-

vertheilung begangenen) Fehler, die ihm hier mit Heftigkeit von neuem vorgerückt werden, die Mittel abgeschnitten habe. In dieser Diatribe, die sich fast mit jedem Abschnitt reproducirt, können wir dem Verfasser nicht folgen. Die Beschlüsse, auf welchen die gegenwärtige politische Ordnung in Europa beruht, sind jetzt kein Gegenstand müßiger Polemik mehr. Das Endurtheil darüber bleibt den Staatsmännern und Geschichtschreibern späterer Zeiten vorbehalten. In jedem Falle wird es, wie es immer ausfallen mag, aus gründlichern und tiefern Quellen geschöpft seyn, als die oberflächliche Kritik des Hrn. v. Pradt, der, so viel Federn er auch über die Sache schon verschrieben, doch nicht einmal den faktischen Zusammenhang derselben richtig gekannt hat.

In Bezug auf das Königreich der Niederlande hat der Verfasser selbst dafür gesorgt, seinem Tadel alles Gewicht zu rauben, indem er die Garantie der Sicherheit dieses Staates in Umstände und Verhältnisse setzt, die mit seiner geographischen Ausdehnung nichts gemein haben. Wir citiren die Stelle um so lieber, als sie eine der sinnreichsten des ganzen Buches ist. »Die Grundlagen dieses Staates haben die nöthige Festigkeit. Er steht in der ersten Klasse der Staaten vom zweyten Range. Er darf nichts von Frankreich befürchten; das wäre ein gemeiner Gedanke. Er darf nur seine Lage richtig beurtheilen, um sich über dergleichen eitle Besorgnisse hinweg zu setzen. Im jetzigen Zustande von Europa, mit der immer gesicherten Hülfe Englands, seines Erschaffers, und Preußens seines Nachbarn, muß er sich gegen Frankreich vollkommen gedeckt fühlen; Frankreich wird nicht die Gefahr eines allgemeinen Krieges laufen, um ihm einige Quadratmeilen Gebiet zu entreißen. Um über die Niederlande zu siegen, müßte es ganz Europa bezwingen können; die Armee dieses Königreichs ist nicht bloß in Belgien und Holland; sie befindet sich in allen Garnisonen des Continents und in allen Häfen von England; seine Verschanzungen sind nicht bloß in den festen Plätzen, die seine Gränze beschützen; sie sind in allen Arsenalen von Europa, die bey der ersten Bewegung Frankreichs gegen diesen benachbarten Staat, ihren ganzen Vorrath von Zerstörungsmitteln gegen uns ausspeyen würden.«

Wenn es sich so verhält — und glücklicher Weise verhält es sich so — was hätte denn ein Zuwachs von Gebiet diesem Königreich für wesentlichen Nutzen gestiftet? Einen Staat vom ersten Range hätte man nie daraus bilden können; seine Sicherheit, seine Stärke, seine besten Vertheidigungsmittel hätte es immer da finden müssen, wo es sie jetzt findet: in seiner Stellung ge-

gen die benachbarten größern Mächte, und in der Weisheit seines politischen Ganges. Die Rhein-Gränze hätte es weder gegen Frankreich, noch gegen Deutschland stärker gemacht.

Preußen. Dieser Abschnitt ist fast nichts, als ein langes Wehe! über die unpolitische Reconstruktion der preußischen Monarchie zur Zeit des Wiener Congresses. »Eine leidige Abstraction,« eine »aus den Wolken gefallene Legitimität« — so nennt der Verfasser die Gründe, welche den Congreß bestimmten — hat diese Macht (première ligne de défense de l'*Europe contre les noirs torrens* que le Nord enserre dans ses flancs) um den Besitz von Sachsen gebracht. »Jahrhunderte sind zu kurz, um solche Fehler zu bejammern.«

Da der Gegenstand längst erschöpft war, so standen dem Hrn. v. Pradt nur noch emphatische Gemeinplätze, und kühne Uebertreibungen zu Gebote. Wir richten daher unsere Aufmerksamkeit nur auf das, was uns das Wichtigste scheint, auf die politischen Schlußfolgen, die er aus der jetzigen geographischen Lage des preußischen Staates zieht. Er drückt sich darüber so aus, als wäre es in allem Ernst die Pflicht des Congresses gewesen, bey seinen Territorial-Anordnungen vorzüglich, wo nicht einzig, auf Frankreichs Convenienz Rücksicht zu nehmen. En politique, *voulez-vous unir* — séparez, éloignez; voulez-Vous séparer — rapprochez. C'est ce que l'on a fait pour la *Prusse*, à l'égard de la *France*, en venant l'établir à ses portes. Ganz als hätte die engste Vereinigung zwischen Preußen und Frankreich das Haupt-Augenmerk des Congresses seyn sollen. Er entwickelt seine Gedanken noch deutlicher: »Preußen diesseit, und Preußen jenseit des Rheins ist nicht mehr dasselbe für Frankreich; und diese verderbliche Uebersiedlung hat beyde ohne Bundesgenossen gelassen. Frankreich konnte keinen andern haben als Preußen, Preußen keinen andern als Frankreich; ihre Berührung hat das Band zwischen ihnen zerrissen.« Wenn, aus französischen Gesichtspunkten betrachtet, diese Bemerkungen auch vollkommen gegründet wären (welches wir weit entfernt sind einzuräumen), so erklärte dies doch keinesweges, wie und warum Mächte, die von ganz andern, und vermuthlich von entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgingen, wie und warum England, Rußland, Oesterreich, Deutschland, nach einer rein französischen Ansicht hätten verfahren sollen. In Bezug auf Preußen selbst ist das Raisonnement ohne alle Bedeutung. Wenn Preußen bey seiner Reconstruktion über sonst nichts zu klagen hätte, als daß ihm durch den Besitz der Rhein-Provinzen die Allianz mit Frankreich entzogen worden sey, so würde Hr. v. Pradt sich

sein Beyleid füglich haben ersparen können. Denn daß Preußen keinen andern Bundesgenossen haben könnte als Frankreich, wird Hr. von Pradt bey der geringsten Ueberlegung wohl selbst nicht durchzusetzen wagen. Auch legt er es nicht sonderlich darauf an, indem er, mit gewohnter Inconsequenz, gleich nachher über das heutige Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich sich folgendermaßen vernehmen läßt: La présence de la *Russie* sur la frontière des deux puissances a rendu nécessaire l'une à l'autre, *et comme inséparables* ces anciennes rivales. L'*Autriche* n'essaiera plus d'invasion sur le Corps germanique, on ne reverra plus de guerre de *Bavière* (Welch ein Schmerz!). Ce ne serait que dans le cas d'une éruption violente d'ambition de la part de l'*Autriche*, *cas improbable*, que la *Prusse* auroit à se séparer d'elle; *jusques là elle ne doit songer qu'à s'y tenir fortement attachée.* — Folglich lassen sich doch für Preußen noch andere Bündnisse denken, als das mit Frankreich; und wenn gleich in der heutigen Lage der Dinge, Dank dem gemeinschaftlichen Friedens- und Freundschafts-Bande, welches eine aufgeklärte und edle Politik um die Gesammtheit der großen Mächte geschlungen hat, von Separat-Bündnissen überhaupt nicht die Rede seyn kann, so möchte doch wohl unter veränderten Umständen, und wenn Europa je wieder in getrennte Massen zerfallen sollte, die enge Verbindung Preußens mit Oesterreich (und Deutschland), die Hr. v. Pradt selbst als forthin nothwendig, in seiner beschränkten und befangenen Ansicht aber nur als einen traurigen Nothbehelf zu betrachten scheint, für Preußen die ehrenvollste, weiseste, sicherste und dauerhafteste von allen seyn; und wir scheuen uns nicht, Hrn. v. Pradt die Versicherung zu geben, daß über diese Wahrheit im heutigen Preußen keine Verschiedenheit der Meinungen mehr obwaltet.

Oesterreich. Das Gemälde, welches der Verfasser von der österreichischen Politik aufstellt, von ihrer überlegten Gleichförmigkeit, von ihrer ruhigen Beharrlichkeit, von ihrer unerschütterlichen Standhaftigkeit im Unglücke, von dem Reichthum ihrer materiellen Mittel u. s. f. ist, nach Abzug einiger dichterischen Hyperbeln, treu und wahr genug; und obgleich durch ironische Schattirungen häufig gedämpft, von der Hand, die es zeichnete, nicht ganz zu verschmähen. Das Colorit ist zu grell, als daß wir uns auf einzelne Züge einlassen könnten, die überdieß in praktischer Hinsicht von keinem Belang sind.

Der Abschnitt von Oesterreich liefert unter andern auch die erste lange Standrede über das Schicksal Italiens, und die Ungerechtigkeit und Grausamkeit derer, die dieses schöne Land »zu

ewigen Fesseln« verdammten. Wir sagen, die erste, weil es deren in den folgenden Kapiteln noch zehn andere, alle gleichen Inhalts gibt. Nichts ist zweckloser und ermüdender als diese Tiraden; und ob man gleich bey gewissen Schriftstellern nicht zu viel nach Beweggründen forschen darf, so ist es doch in der That schwer zu errathen, was den Verfasser so anhaltend auf jenes abgenutzte Thema zurückführen konnte. Einem Italiener möchte der Wunsch, Italien unter einer nazionalen Regierung zu einem Ganzen vereint zu sehen, vergönnt seyn; ihn zu belehren, was die Ausführung dieses Wunsches von jeher unmöglich gemacht hat, hätte man gern einem seiner aufgeklärtern Landsmänner überlassen. Hr. v. Pradt aber ist kein Italiener, und war von dieser Seite, weder berufen noch berechtigt, seine Leser, da er ihnen nichts Neues zu sagen wußte, mit unnützen Klageliedern zu belästigen. Welcher heilsame oder nachtheilige Einfluß von einem unabhängigen Italienischen Reiche auf das Staaten-System von Europa überhaupt zu erwarten gewesen wäre — das war eine Frage, die im Kreise seiner Betrachtungen lag, die er aber nicht einmal aufgeworfen, viel weniger beantwortet hat. Es blieb ihm also nichts übrig, als empfindsame Declamationen, und gallenbittere Elegien, deren rednerischer oder poetischer Werth gering ist, und woraus Niemanden weder Vortheil noch Belehrung erwächst.

Wir können diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne eines der auffallendsten Beyspiele von des Verfassers unverzeihlicher Unwissenheit in Dingen, die kein diplomatischer Lehrling ungestraft ignoriren dürfte, nahmhaft zu machen. Indem er von der gegenwärtigen Ausdehnung der Oesterreichischen Monarchie spricht, sagt er (S. 93) Elle occupe tout l'espace entre le lac de *Constance* et *Belgrade*, entre *Aléxandrie* sur le *Tanaro*, et les frontières de la *Turquie*. Und gleich darauf (S. 95) L'*Autriche* est maitresse de l'*Italie*. L'état de *Venise*, le Milanez — l'*Aléxandrie* sont ses domaines directs; *Parme doit lui revenir*. Wenn es hiebey bliebe, so könnte man endlich noch, mit christlicher Nachsicht, eine vorübergehende Zerstreuung oder Verirrung der Feder vermuthen. Wenn man aber S. 204 lieset: Depuis *Aléxandrie* jusqu'à *Palma Nuova* l'*Autriche* s'appuie sur une chaine de forteresses; und gar S. 206: *Aléxandrie*, ancien appanage du *Piémont*, étoit *défensif* pour cet état; *dans les mains de l'Autriche* il est ouvertement *offensif contre le Piémont*. Und S. 207: La maison de *Bourbon* n'avoit pas de moindres droits sur *Parme* que celle d'*Autriche* sur la *Toscane*; pourquoi *retablir l'une, et tenir l'autre éloignée* — so ergibt sich ohne weitern Zweifel, daß dieser mäch-

tige Publicist das Haus Oesterreich im Besitz von Alessandria glaubt, und daß er von dem Traktat von 1817, vermöge dessen die Herzogthümer Parma und Piacenza nach Ableben der jetzigen Regentin, an eine Bourbon'sche Linie zurückfallen, nie gehört haben muß. Hiernach läßt sich ungefähr bestimmen, wie es mit seinen geographischen und statistischen Kenntnissen von Ländern, wie das spanische und portugiesische Amerika, stehen mag, und welches Vertrauen die darauf gegründeten Spekulationen verdienen.

Das deutsche Reich. Der Zweck dieses Abschnittes war augenscheinlich nur der, uns verlassenen Deutschen zu Gemüth zu führen, welch ein überschwengliches Glück Napoleons Protectorat für uns war, und wie bitter wir es noch bereuen werden, einen solchen Schutzengel verloren zu haben. Lustig zu lesen ist, wenn der Verfasser — gleich korrekt in Gedanken und Ausdruck — sagt: La *hauteur* de la protection étoit *compensée* par sa *solidité*. — Ueber den deutschen Bund geht er leicht und flüchtig hin; er scheint von ihm, weder Gutes noch Böses zu wissen. Was ihn am meisten kränkt, ist, daß die westlichen Bundesstaaten nicht aufhören wollen, sich gegen Frankreich zu verschanzen. »Es wird noch so weit kommen — sagt er mit der größten Unschuld — daß man sich ganz von einander isoliren, sich gar nicht mehr erreichen können wird.« Alles, meint er, auch die Bundesarmee, ziele darauf ab, nicht gerade Frankreich zu erobern, ihm aber jeden Einfluß auf deutsche und Continental-Politik überhaupt zu versperren, worin von nun an nur Rußland, Oesterreich und Preußen regieren. C'est ce triumvirat, qui décidera de tout sur le continent.

Frankreich. Diesen Abschnitt eröffnet ein in das lächerlichste Pathos gekleideter Stoßseufzer: *Oh douleur!* Il faut retrouver comme *reléguée dans une extrémité de l'Europe* (so wird die alte Gränze Frankreichs bezeichnet!), comme *exilée*, comme *exclue*, la puissance qui pendant quinze ans venoit de donner (statt avoit donné) le mot d'ordre à l'*Europe*. *Napoléon*, qu'as-tu fait de nous? *Que t'avions-nous fait*, pour te voir enrichir d'objets, qui nous avoient couté si cher, ceux qui désormais vont peser sur nous? — In gleichem classischen Styl wird von Napoleon, nachdem noch kurz zuvor sein allumfassender Geist, seine erhabenen und uneigennützigen Plane für die Freyheit der Welt, bis zum Himmel erhoben worden waren, gesagt: *Napoléon* étoit la clef de la voute. Jamais plus grands intérêts ne reposèrent sur une tête; *jamais tête ne parut en moins sentir l'importance;* par cet *oubli* (sic!) le monde, *et l'esprit humain* se sont trouvés compromis. Nicht

alles im Buche ist so geschrieben; aber wahrlich, Hr. v. Pradt kann von Glück sagen; zwey oder drey Stellen von diesem Kaliber wären sonst hinreichend gewesen, einen Schriftsteller in Frankreich auf immer zu stürzen; Er hingegen begehrt, wie man versichert, einen Sitz in der französischen Akademie.

Der Verfasser will nun von dem politischen System Frankreichs handeln. Zu dem Ende macht er, obgleich die Rubrik Frankreich nur eine Unter-Abtheilung seyn sollte, zwey neue Haupt-Abschnitte, und überschreibt den einen Chap. III. Ancien systême de la *France* sur le continent, den andern Chap. II. (?) Nouveau systême de la *France* sur le continent. Dieser Unordnung in der äußern Oekonomie entspricht die Unordnung in der innern vollkommen. Alles läuft wild durch einander. Wenn man vom alten System unterrichtet zu werden geglaubt, sieht man sich plötzlich in das neue versetzt und umgekehrt. Auch nimmt die Continental-Politik, der diese Abschnitte ausdrücklich gewidmet schienen, einen geringeren Platz darin ein, als die See-Politik. — Wir werden, so viel die chaotische Methode es zuläßt, einen summarischen Ueberblick davon geben, und nur bey den Hauptsätzen verweilen.

Ancienne politique de la France. — Das Bündniß mit Oesterreich im Jahr 1756 soll der Urquell alles Uebels gewesen seyn; von da soll die Auflösung der politischen Ordnung in Europa, und großentheils die Revolution abstammen. Bekanntlich hat jener wichtige Absprung von dem älteren französischen System, der den Traktat von 1756 herbeyführte, in Frankreich jederzeit starke Gegner, doch auch geschickte Vertheidiger gefunden. Nach unserer Ueberzeugung war das damals ergriffene System im Grundsatz (wenn gleich nicht immer in der Anwendung) richtig berechnet, den Bedürfnissen der Zeit, und dem wahren Interesse Frankreichs, das auf dem festen Lande nichts mehr zu fürchten hatte, durchaus angemessen. Die Gründe dieser Ueberzeugung würden wir, wenn hier der Ort dazu wäre, gegen die ganze Favier'sche Schule rechtfertigen zu können glauben; mithin konnte Herr v. Pradt, der nur ein schwacher und verworrener Nachhall dieser Schule ist, sie nicht in uns erschüttern.

Doch dieß gehört der Vergangenheit; seitdem Oesterreich Belgien verlor, hat Frankreich mit dieser Macht keine Berührungspunkte; es kann sie weder in Deutschland noch in Italien mehr erreichen. Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, sind auf lange Zeit gegen Frankreich verschlossen. C'est la suite nécessaire de toute domination perdue. La crainte donne à *l'ingratitude* (ein glücklich gewähltes

Wort!) le vernis de la prudence. Wie es sich mit Preußen verhält, lernten wir bereits in einem früheren Abschnitte. Hier wird diese Macht, die, wie oben versichert worden war, »nachdem sie Frankreich verloren, keinen Bundesgenossen mehr finden konnte,« über den letzten Punkt gänzlich beruhiget. Im Fall einer Entzweyung mit Oesterreich ist Frankreich freylich nicht mehr im Stande, Preußen zu Hülfe zu kommen; mais celle-ci avec la partie de la confédération germanique qui lui appartient, sera toujours assez forte contre l'*Autriche*: *car la Prusse aura toujours des Alliés en Allemagne et l'Autriche n'en aura jamais*. Wir machen bloß auf den zuversichtlichen Orakelton aufmerksam, mit welchem solche Abgeschmacktheiten wie politische Fundamental-Sätze angekündigt werden; mehr darüber zu sagen, wäre unnütz.

Auch mit Schweden und Dänemark hat Frankreich auf dem Kontinent nichts mehr zu schaffen, desto mehr aber zur See. »Die Magnetnadel wird nicht stärker vom Pol angezogen, als Frankreich von den nordischen Mächten des zweyten Ranges.« La *France* est *la Capitale des Neutres;* als ob es in Friedenszeiten Neutrale gäbe, und als ob Frankreich in Seekriegen, worin es selbst kriegführende Macht ist, die Hauptstadt der Neutralen seyn könnte!

Im Süden von Europa sieht es für Frankreich, nach Herrn v. Pradt, nicht besser aus, als im Norden. Italien ist ihm auf allen Punkten unzugänglich geworden. Die Verbindung mit Spanien war vor der Revolution eine unnütze Last; jetzt würde sie verderblich seyn. Die theuer bezahlte Bourbonsche Familien-Allianz hat Frankreich zu keiner Zeit Vortheil gestiftet. (Bey dieser Gelegenheit wird über die Schicksale dieser Allianz in Neapel sehr witzig bemerkt: Il y avoit entre les murs de cette ville et l'arsenal de *Portsmouth*, *un pacte de terreur*, capable d'annuller tous les *pactes de famille*.) Nach des Verfassers Ansicht müßte eine enge Gemeinschaft mit Spanien, wenn der fortdauernde Nationalhaß sie auch zuließe, dennoch sorgfältig vermieden werden. Sie würde nur Spanien gegen seine Colonien verstärken; und nichts wäre ein größeres Unheil für Frankreich und Europa.

Zuletzt führt uns Herr v. Pradt noch in die Türkey; aber auch dort blühen keine Rosen mehr für Frankreich; auch dort haben Russen, Oesterreicher und Engländer sich alles Einflusses bemächtiget, und den alten Bundesgenossen der Pforte verdrängt.

Das Resultat der traurigen Musterung ist also, daß sich Frankreich in seiner jetzigen Lage von allen politischen Verbin-

dungen, und von aller politischen Wirksamkeit ausgeschlossen findet. Wir haben keinen Grund, das Gegentheil zu behaupten. Wie es dahin gekommen, weiß Herr v. Pradt so gut als wir; und wir müssen zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß er sich an verschiedenen Stellen mit Offenheit und Billigkeit darüber erklärt. Warum aber, da philosophische Betrachtungen ihm sonst so geläufig sind, läßt Er hier nicht ein Paar lehrreiche Worte fallen, um seinen Landsleuten zu zeigen, wie gering, in unseren Zeiten besonders, der wahre Werth des sonst so eifrig gesuchten politischen Einflusses ist, wie wenig, nach einer richtigen Schätzung der Dinge, Frankreich dabey verliert, wenn es fremde Cabinette nicht für seine jedesmaligen Privatzwecke nach Willkür stimmen, bearbeiten, und lenken kann, und wie leicht sich ein eitler Vortheil, dem ohnehin jede aufgeklärte Regierung immer mehr und mehr freywillig entsagt, verschmerzen läßt? Wenn ein Staat, sey es durch seine eigene Kraft, wie Frankreich, sey es durch den Schutz, den seine Stellung in einem kleineren oder größeren politischen System ihm gewährt, für seine eigene äußere Sicherheit nicht zittern darf, was braucht er weiter, um groß, oder, wenn dieß seine Bestimmung nicht war, um glücklich zu seyn? Nur, was er selbst sich zu geben vermag. Von dieser Ueberzeugung sind in unseren Tagen alle wahren Staatsmänner durchdrungen; und wenn es je einen Zeitpunkt gab, wo politische Combinationen und diplomatische Umtriebe entbehrt werden konnten, so ist es der, in welchem wir uns befinden. Der einfache Charakter des Europäischen Friedens-Bundes schließt alle alten Cabinetskunststücke aus; kein herrschender Einfluß, ein diplomatischer so wenig als ein bewaffneter, findet darin Statt; gemeinschaftliches Recht, gemeinschaftliche Ordnung, und wechselseitige Unterstützung jeder Art, sind seine einzigen Zwecke.

Mit solchen Beruhigungsgründen aber, denen der edelste und beste Theil der französischen Nation gewiß aus vollem Herzen beystimmt, ist Herrn v. Pradt nicht gedient. Zum Trost für jene verwundeten Gemüther, in welchen sein: Oh douleur! O *Napoléon* qu'as-tu fait de nous! wiedertönt, zieht er plötzlich den finstern Schleyer hinweg, und erheitert die öde Gegenwart durch das Schauspiel der glänzendsten Zukunft.

Dies von allen Punkten des Continents zurückgestoßene, isolirte, ohnmächtige Frankreich soll nämlich nichts desto weniger in einer andern politischen Sphäre, fortdauernd der Mittelpunkt und die Achse von Europa bleiben. Die Natur der Dinge weiset diesem Staat den ersten Platz in dem System der Seemächte an. Großbritanniens unerträgliches Uebergewicht bestimmt ihn, zwingt ihn, in diesem System den Vorsitz

zu übernehmen. Der Zustand des Europäischen Continents hat Frankreich zur absoluten Unthätigkeit verdammt; es muß sich auf einer andern Seite schadlos halten; und so (da man nun einmal nicht leben kann, ohne zu wirken, zu cabaliren und zu herrschen) tritt es forthin an die Spitze — der großen Opposition gegen England.

Der Gang, den Herr v. Pradt in dieser neuen Laufbahn nimmt, ist vielleicht noch seltsamer, als das Ziel, welches er verfolgt.

Fürs erste liefert er ein eben so phantastisches als schauerhaftes Bild von der brittischen See-Suprematie, ein Bild, nach welchem man glauben sollte, die ganze civilisirte Welt sey an Händen und Füßen gefesselt, und England schwebe, wie ein gewaltiger Raubvogel, über Meer und Land, um allenthalben ungehindert und ungestraft seine Beute zu verschlingen. Was von dergleichen Karrikatur-Gemälden überhaupt zu halten ist, was sie besonders im Zeitpunkt eines allgemeinen Friedens, wo die Worte Seeherrschaft und Seeunterthänigkeit alle Bedeutung verlieren, wo der kleinste handelnde Staat in und außer Europa mit England gleiche Freyheit, gleiche Rechte, und im Verhältniß seiner Kräfte sogar gleiche Vortheile genießt, gelten, was vollends in der jetzigen Lage der Dinge, wo die brittische Regierung mit sichtbarer, fast ängstlicher Sorgfalt jeden Schein eines Anspruches auf willkürliche Vorrechte, oder unbefugte Unternehmungen vermeidet, der Klage über brittische See-Tyranney auch nur den leisesten Vorwand darbieten könnte — überlassen wir dem Nachdenken unserer Leser.

Weiter ergibt sich, nach Herrn v. Pradt, daß gegen diesen Welt-zertretenden Koloß, wodurch freylich die ungeheure Gefahr schon um ein Großes vermindert seyn würde — von Cadix bis Archangel, alles, was Schiffe und Handel besitzt, insgeheim verbunden, verschworen, gerüstet und zum Aufstande bey der ersten guten Gelegenheit bereit ist. Dies, vermöge der Natur der Dinge unzerstörbare Bündniß aber muß Frankreich beseelen und ausbilden. Und wie das? Frankreich muß nicht nur jede Contestation mit England sorgfältig vermeiden, sondern auch nie dem Gedanken, sich mit diesem See-Riesen messen zu wollen, Raum geben. Es muß den thörichten Wunsch, seine verlorenen Colonien wieder zu erlangen, ein für allemal aufgeben, auch auf die wichtigste von allen, St. Domingo (obgleich autrefois *son Pérou*) Verzicht leisten und mit den Negern (die dort so menschlich regieren!) Freundschafts-Traktate schließen, ja selbst die wenigen ihm noch übrig gebliebenen Ost- und Westindischen Besitzungen, als Gegenstände, die jeden Augenblick ihm

entrissen werden konnen, mit vollkommenster Gleichgultigkeit behandeln. — Man fragt mit Befremden, wie denn ein solcher Gang zum Ziel führen, wie denn auf solche Weise die französische Marine, die doch die Grundlage des Anti-Brittischen Bundes seyn soll, je wieder aufleben könnte? Aber, wer so frägt, kennt die große Universal-Tinktur nicht, womit Herr v. Pradt alle gesellschaftliche Krankheiten zu heilen, die Brittische Seemacht, zum Wohl der Welt, zu stürzen, und Europa auf den höchsten Gipfel des Reichthums und der Macht zu führen verspricht. Von Amerika geht das Heil aus; dorthin muß Frankreich seine Blicke kehren (car son avenir est *là*!); die Zukunft ist hoffnungslos, arm und beengt, wenn es auf den Europäischen Continent (wo Niemand mehr Lust hat, sich hofmeistern oder beherrschen zu lassen) eingeschränkt seyn soll; dort hingegen öffnet sich ein unermeßliches Feld. Mit Nord-Amerika zuerst, und dann, wenn die heillose Politik, die immer noch die Unabhängigkeit der spanischen Colonien verzögert, aufgegeben seyn wird, mit dem ganzen Continent von Süd-Amerika, muß Frankreich sich aufs innigste vereinigen, um vor allen Dingen die Freyheit der Meere, nachher — was ferner gewünscht werden konnte, zu sichern. Nur rasch zur Sache geschritten! Fort mit aller »politique *sentimentale* et *consanguine*!« Je schneller man die Unternehmungen der Insurgenten zu einem glücklichen Ende befördert, desto sicherer kann man auf ihre Dankbarkeit, auf ihre ausschließende Anhänglichkeit rechnen. Alsdann, und nachdem man sich aller eigenen Colonien, eines unnützen Ballastes, vollends entschlagen hat, tritt der große Bund gegen England in Thätigkeit. Die beyden Haupt-Maßregeln, von denen er ausgehen muß, sind: 1) auf den eigenen Küsten alles in den wirksamsten Defensivstand zu setzen, und 2) alle Meere mit Schwärmen von Freybeutern zu bedecken, die den brittischen Handel zerstören werden. — Frankreich, auf sich allein reduzirt, könnte immer noch keinen klügern (und menschenfreundlichern) Entschluß fassen; in Verbindung mit Amerika, und mit dem Norden von Europa (vermöge der magnetischen Anziehungskraft) aber, ist dies der Weg, auf welchem es bald, nicht nur die Meere befreyen, sondern auch (zur Freude aller Länder und Völker) »seine verlorne Ueberlegenheit in Europa wieder gewinnen kann.« (S. 180.)

Es ist nicht das erste Mal, daß Herr v. Pradt diese ausschweifende Plane zum Besten gibt; auch ist er, leider, nicht der einzige Schriftsteller, der seinen Scharfsinn und seine Einbildungskraft daran übt. Doch so deutlich, so vollständig, so durchgeführt bis auf den Schlußakt des Schauspiels — nämlich, da alle

geraden Wege verschlossen sind, auf einem Umwege »die verlorne Oberherrschaft über Europa« wieder zu erlangen, — sind sie bisher noch nicht ausgesprochen worden. Zum Glücke ist die Ungereimtheit der Mittel fast noch größer als die Frevelhaftigkeit der Absicht.

Wenn Herr v. Pradt, seitdem er die Unabhängigkeit der spanischen Colonien zum Lieblingsthema seiner Beredsamkeit gewählt hat, nicht für alle Belehrung unempfänglich geworden wäre, so müßten ihm längst über seine kühne Prophezeyungen, die ängstlichsten Skrupel aufgestoßen seyn. Er müßte wissen, wenigstens ahnen, daß der so sehnlich von ihm gewünschte Untergang der spanischen Herrschaft in Amerika, noch bey weitem nicht so unausbleiblich und unwidersprechlich gewiß ist, als er, bey einer höchst oberflächlichen, mehr als mangelhaften Kenntniß des innern Zustandes der spanischen Provinzen, bereits vor mehreren Jahren gewähnt und verkündiget hat. Er müßte wissen, daß noch auf keinem Punkte jener weiten Erdfläche der Kampf der Parteyen zu irgend einem Resultate gedieh, welches man vernünftiger Weise einen Ausgang nennen könnte; daß das Schicksal von Carracas mit dem Schicksal von Peru, obgleich eins so unentschieden, als das andere, in gar keinem Zusammenhange steht; daß Mexico Jahrhunderte lang von Spanien regiert werden könnte, wenn auch Buenos-Ayres und Chili, nach einer langen Reihe erschöpfender Kriege, zuletzt ihren Abfall behaupten sollten. Er müßte begreifen, daß zwischen den ehemals Brittischen, durch geographische Lage, Verfassung, Gesetzgebung, Institutionen, gleichförmige Kultur und unzählige Lokalumstände natürlich verbundenen, und überdieß zur Unabhängigkeit fast erzogenen Colonien, und den durch weite Wildnisse, furchtbare Gebirgsketten, entgegen gesetzte Meere, durch einen unbesiegbaren Zusammenfluß von physischen und moralischen Hindernissen, getrennten spanischen Provinzen, nicht ein Schatten von Aehnlichkeit Statt findet; daß es in Nord-Amerika nur Eine Revolution gab, der Erfolg Eines Krieges über das Schicksal des Ganzen entschied, während in Süd-Amerika zehn Revolutionen ausbrechen, und hundert kleine Schlachten gewonnen und verloren werden könnten, ohne daß irgend etwas Bleibendes daraus hervorginge; daß endlich selbst, wenn alles geschähe, was Herr v. Pradt im weissagenden Geiste voraussah, und Spanien jeder Hoffnung beraubt, auf immer nach Europa verwiesen, ja auch hier so gut als vernichtet wäre, nichts desto weniger eine lange, unabsehliche Reihe von Jahren verfließen müßte, ehe sich in jenen schwach bevölkerten Regionen, in jenen zur Selbstständigkeit so wenig reifen, mit sich selbst so wenig einigen, von feindseligen Elementen, die nur

in ferner Oberherrschaft ihren Vereinigungs- und Ruhe-Punkt fanden, zerrissenen, in unversöhnliche Kasten gespaltenen Ländern, auch nur Ein unabhängiges Reich, in republikanischer oder monarchischer Form bilden, keine menschliche Macht aber, und keine menschliche Kunst aus Süd-Amerika Einen Körper bereiten könnte.

Je schwieriger das Werk ist, würde Herr v. Pradt vielleicht erwiedern, desto dringender das Bedürfniß, es durch fremden Beystand zu erleichtern; denn daß die Vollendung desselben zum Wohl der Welt nothwendig sey, glaubt er längst unumstößlich erwiesen zu haben. Dies hindert uns aber nicht zu fragen, ob denn Frankreich sich in der Verfassung befindet, daß es den Insurgenten durch unmittelbare Mitwirkung, d. h. mit bewaffneter Hand beystehen könnte? Oder ob er sich berechtiget fühlt, zu hoffen, es würde dem französischen Cabinet, wenn es sich nur zur wahren Höhe der Grundsätze hinaufschwingen wollte, ein Leichtes seyn, den spanischen Hof zur freywilligen Verzichtleistung auf Amerika zu bewegen? Oder ob sich mit der mindesten Wahrscheinlichkeit erwarten läßt, daß die Regierung der Nordamerikanischen Staaten irgend einer unsinnigen Befreyungs-Expedition die Hand bieten würde? Die Besonnenheit und Klugheit, mit welcher diese Regierung bisher in allem, was auf das Verhältniß zwischen Spanien und den Colonien Bezug hatte, zu Werke ging, redet einer so verkehrten Erwartung sicher nicht das Wort. Der große Plan des Herrn v. Pradt steht also beym ersten Schritte schon still; es ist schwer zu vollenden, wenn man nicht einmal die Mittel hat, anzufangen; und bis es seinen Freunden in Süd-Amerika gelungen seyn wird, sich selbst, und ohne fremde Hülfe, zu emancipiren, werden wohl alle übrigen frommen Wünsche vor der Hand ruhen müssen.

Gesetzt aber auch, die Losreißung sämmtlicher spanischen Kolonien vom Mutterlande sey früher oder später unfehlbar gewiß, wie steht es mit den überschwenglichen Vortheilen, die Frankreich daraus ziehen soll? Worauf ist die Hoffnung gegründet, daß diese neuen Republiken oder Monarchien, oder Föderationen, sich vorzugsweise an Frankreich schließen, oder gar, etwa zur Befestigung ihrer noch wankenden Existenz, zur Beförderung ihres aufblühenden Wohlstandes, der gewagtesten aller Combinationen, einem Anti-Brittischen Bündniß beytreten würden? Der Verfasser bemerkt selbst, und wiederholt mehr als einmal mit der lebhaftesten Unruhe, England habe bereits alle Maßregeln ergriffen, um in Süd-Amerika festen Fuß zu fassen, und, wenn Frankreich nicht schnell einen entscheidenden Entschluß ergreife, so werde England allein bey der Befreyung

der spanischen Colonien gewinnen, und alle andern Europäer daraus verdrängen. In folgender Stelle geht er noch weiter: Si la prospérité de l'*Angleterre* est déjà une espèce de phénomène, il faut s'attendre à la voir *grandir* encore *dans des proportions incalculables* par l'évènement *prochain* qui doit avoir l'influence la plus décisive sur les destinées de tous les peuples du monde. La liberté de l'*Amérique* prépare un nouvel avenir à l'univers, et lui ouvrira des sources de richesses encore inconnues parmi les hommes. L'*Angleterre* — — ne peut manquer d'y avoir la meilleure part. Son industrie, son activité, ses capitaux lui donnent les premiers droits à leur partage. L'*Amérique* est devenue son *magasin* etc. etc. Auch von allem Schwulste falscher Poesie entkleidet, ist dieß eine Darstellung, die eben nicht nach einem bevorstehenden Ruin der Englischen Seemacht schmeckt, noch auf irgend eine der glänzenden Wirkungen deutet, welche die Revolution von Süd-Amerika für Frankreich haben sollte. Herr v. Pradt scheint zwar der Meinung zu seyn, daß durch »einen schnellen und entscheidenden Entschluß von Seiten Frankreichs« dem allen noch eine andere Wendung gegeben werden könnte; was aber unter einem solchen Entschlusse zu verstehen sey, fand er nicht für gut, uns auch nur errathen zu lassen.

Und wenn dann zuletzt, um die fabelhaftesten Voraussetzungen auf einen Augenblick anzunehmen, der gesammte Amerikanische Continent, vom St. Laurenz-Flusse bis an das Cap Horn, und der magnetisirte Norden von Europa obendrein, sich mit der Residenz der Neutralen (la capitale des Neutres) verbände, um England einen Todesstoß beyzubringen, was würde Frankreich, was würde Europa, was würde Amerika dabey gewinnen? Wie kann ein erfahrner Schriftsteller, der seit zwanzig Jahren die Welt-Verhältnisse im Großen beobachtet hat, noch heute, und im tiefsten Frieden, das alte abgenutzte Kriegeslied von der Freyheit der Meere wieder anstimmen? Wie kann ein philosophirender Publizist, und der sich viel darauf zu Gute thut, gemeine Vorurtheile zu verachten, die Zerstörung des Brittischen Handels, einen der schrecklichsten Schläge für die Menschheit, kaltblütig veranstalten wollen, bloß um dem Ehrgeiz einiger unruhigen Köpfe einen Zeitvertreib zu schaffen, den sein Vaterland theuer genug bezahlen würde? Und wie kann ein christlicher Staatsmann, dem muthwilligsten und frevelhaftesten aller Kriege noch einen höhern Grad von Abscheulichkeit geben wollen, indem er (von einer Seite wenigstens) alle völkerrechtliche Waffen verbannt, und die Schätze der civilisirten Welt einer Horde von Seeräubern Preis gibt? — Schon jetzt ist, leider, diese Klasse

von Feinden, seitdem jeder Rebellen-Hauptmann seine eigenen Freybeuter und Kaper-Schiffe ausrüstet, für Schiffahrt und Handel furchtbar genug; und wenn die großen Seemächte nicht bald (selbst auf die Gefahr eines Bruches mit Hrn. v. Pradt) zu den kräftigsten Maßregeln schreiten, so wird jener verderbliche kleine Krieg, der, weit mehr als die Unternehmungen der Barbaresken, alle Meere und Küsten bedroht, das erste fühlbare Geschenk seyn, womit die noch ungeborne Südamerikanische Freyheit die Völker der Erde begrüßt.

Der Wunsch, die französische Seemacht, und alle mit ihr verwandten Zweige der Industrie und des Reichthums neu aufblühen zu sehen, ist natürlich, vernünftig und gerecht; kein aufgeklärter und wohlwollender Europäer kann ihn tadeln. Nie aber wird ein einsichtsvoller französischer Machthaber, der ohne Leidenschaft verfährt, und den wahren Vortheil seines Landes versteht, diesen Zweck durch die Mittel zu erreichen suchen, die Hr. v. Pradt theils aus seiner eigenen verirrten Phantasie, theils aus Napoleons unmittelbarer Verlassenschaft hervorzog. Fast auf jedem Schritte wird er vielmehr das Gegentheil von dem thun, wozu diese halsbrechenden Rathgeber ihn auffordern. Er wird vor allen Dingen durch jede zweckmäßige Anstrengung, welche die Staatskräfte zulassen, die französische Marine (von deren Zustand, gleich als ob das eine Nebensache wäre, Hr. v. Pradt uns kein Wort sagt), wieder beleben, die Häfen und Schiffswerfte dotiren, der Seefahrt und dem Seehandel durch Freyheit und Schutz, und, wo es seyn muß, durch thätige Unterstützung, neuen Schwung geben. Er wird sich nicht in gefahrvolle Unternehmungen oder in Kriege stürzen, um verlorne Colonien wieder zu erobern; aber er wird die, welche Frankreich geblieben sind, mit größter Sorgfalt pflegen und bewahren; und weit entfernt, über die herrlichste seiner ehmaligen Besitzungen, mit den Halbwilden, welche sie verwüsten und tyrannisiren, in schimpfliche Unterhandlungen zu treten, die Wiederherstellung der französischen Herrschaft auf St. Domingo, stets im Auge behalten, um bey der ersten günstigen Constellation, selbst mit bedeutenden Opfern, die einzige in der jetzigen Lage der Dinge für Frankreich nützliche Waffenthat zu vollbringen. In der convulsivischen Bewegung der spanischen Colonien wird er die Mittelstraße einer weisen Neutralität zu beobachten wissen, und weder die Plane der Insurgenten, deren glücklichster Ausgang, bey dem tiefen Dunkel das über ihren innern Verhältnissen und ihrer Zukunft schwebt, doch nur von höchst zweifelhaftem Werthe für sie selbst, und für die Menschheit seyn würde, befördern, noch die Regierung in ihrem übelberechneten Widerstande gegen billige For-

derungen und unerläßliche Modifikationen eines höchst fehlerhaften Verwaltungs-Systems bestärken. Ueberzeugt, daß jenen unglücklichen Ländern mit der Freyheit eben so wenig, vielleicht noch weniger gedient wäre, als mit dem Zustande, worin sie sich früher befanden, und der ihnen nie wieder aufgedrungen werden darf, wird er allen Einfluß der Familien-Politik (so sehr auch Hr. v. Pradt dagegen eifern mag) aufbieten, um den spanischen Hof zu milden Gesinnungen und heilsamen Entschlüssen zu bewegen, und so einen Frieden zu stiften, der für Amerika und für Europa, bestimmt und ohne allen Vergleich wohlthätiger seyn würde, als der endliche Sieg der einen oder der andern Partey, wenn er auch vor einem halben Jahrhundert entschieden werden könnte. Ueberzeugt, daß die Seeherrschaft ein leeres Phantom ist, und daß Frankreich und England, ohne alle wechselseitige Gefahr, im besten Flor neben einander bestehen können, wird er die Ueberlegenheit der Brittischen Seemacht, so lange sie Frankreich auf keinem Punkte feindselig berührt, ohne Furcht und ohne Eifersucht, und ein abenteuerliches Bündniß gegen den Brittischen Handel, als eine Maßregel, die, wenn sie auch ausführbar wäre, nur gemeinschaftliches Verderben über Sieger und Besiegte verbreiten würde, betrachten. Und, da die Unabhängigkeit seines Landes, der höchste Zweck aller rechtmäßigen äußern Politik, hinlänglich gesichert ist, von keiner fremden Macht bestritten, selbst von einer ungerechtern Coalition nicht ungestraft verletzt werden könnte, so wird er auf den eiteln, vergänglichen, immer gefahrvollen Ruhm, dem übrigen Europa Gesetze vorzuschreiben, ohne alle Betrübniß Verzicht thun.

Chap. II. (Soll heißen: Seconde section du Chap. III) *Nouveau système de la France sur le Continent.* — Kein größrer Contrast, als zwischen den eben zergliederten wilden Entwürfen, und der bescheidenen und resignirten Gesinnung, die dieser Abschnitt zur Schau trägt.

Das Loos ist geworfen. Frankreich muß sich forthin mit einer rein-defensiven Stellung begnügen; bey der geringsten angreifenden Bewegung hat es den Widerstand des gesammten Europa zu erwarten. »Das System der Mächte steht ein für allemal fest. Ludwig XIV. und Napoleon waren die Väter desselben. Sie haben so lange daran gearbeitet, Frankreich zum Gegenstande des Schreckens zu machen, daß man sich zuletzt vereiniget hat, es gänzlich auszuschließen. Sie haben alle Welt gezwungen, uns mit Mauern zu umziehen, uns durch Lasten zu erdrücken, gemeinschaftliche Plane in Bezug auf uns zu entwerfen. Unter allen politischen Ideen und politischen Maßregeln, mit denen sich Europa beschäftigt, ist keine, wor-

uber die Meinungen und Wünsche gleichförmiger wären. — Wenn man Frankreich auch früh oder spät gegen irgend eine anderweite Gefahr zu Hülfe riefe, so würde man dennoch damit aufhören, es wieder in seine jetzigen Gränzen zu drängen. — Die Veränderung ist schmerzhaft; aber man darf sich nicht darüber verblenden; auch nicht verkennen, daß sie das nothwendige Resultat des gegenwärtigen Zustandes von Europa war.« (S. 183)

Aus diesen Prämissen zieht der Verfasser den richtigen Schluß, que dans cette position *un système de neutralité et de modération est le seul qui convienne à la France.* Frankreich kann für sich bestehen; es kann alle Bündnisse entbehren; der Verfasser empfiehlt ihm sogar *la fuite de toute alliance* (vermuthlich continentale) und meint, wer seiner Hülfe bedürftig seyn möchte, werde sich wohl, in tempore utili, darum melden.

Dieß ist so freymüthig und billig gesprochen, als man es von einem französischen Schriftsteller nur immer erwarten, oder verlangen konnte; und gegen die aus der heutigen Lage Frankreichs gezognen Regeln für die Zukunft wird die gesundeste Politik nichts zu erinnern finden. Nichts desto weniger dürfen wir fragen: Warum, wenn das die wahren Gesinnungen des Hrn. v. Pradt sind, warum und wozu so viel drohende Anstalten zu abermaligen Umwalzungen, Verschwörungen, und Kriegen? Warum setzt er die fernsten Welttheile in Contribution, Frankreich eine neue Oberherrschaft zu bereiten? War es je erlaubt einen Doppelsinn zu vermuthen, so muß es hier der Fall seyn. Und so viel ist einmal völlig gewiß: entweder Hr. v. Pradt treibt durchaus mit seinen Lesern ein unanständiges Spiel; oder die Resignation, die in diesem Capitel herrscht, ist erheuchelt; und im Hintergrunde seiner Gedanken bleiben alle die Batterien aufgepflanzt, womit er, bey der nächsten günstigen Veranlassung, die eingebildete Erniedrigung Frankreichs zu rächen, und den Frieden der Welt aufs neue zu zerschmettern hofft.

Chapitre IV. Division du Midi de l'Europe. — Ein Abschnitt, der nichts als müßige Wiederholungen aus dem vorigen, erneuerte Jeremiaden über Italien, und Digressionen über die frühere Geschichte von Spanien und Portugal enthält, womit wir unsre Leser billig verschonen.

England. (Eine Art von Nachtrag zu der division du midi!) Auch über diesen Artikel konnen wir uns kurz fassen. Wenn ihn ein Andrer, nur in weniger enthusiastischem Tone, und ohne die beygemischten groben Uebertreibungen, gegen Hrn. v. Pradt geschrieben hatte, so würde man ihn als Antwort auf die frühern feindseligen Erklarungen gelten lassen. Denn hier

fließt alles von Lob und Bewunderung über. Zwar mit sichtbarem Neide, doch aus voller Brust, wird die großartige und consequente Politik erhoben, die England seinen Einfluß in allen Erdtheilen verschafft hat. Der despotische Druck, den es nach Hrn. v. Pradt gegen die andern Völker und Staaten ausübt, wird freylich dabey nicht vergessen; aber die vermeinten Beweise sind in politischer und commerzieller Hinsicht gleich übel gewählt. L'*Angleterre*, séparée du continent a toujours tendu à le diriger en opposition avec sa rivale, la *France*. — Elle ne toléreroit pas qu'un coup de canon fût tiré en *Europe* sans sa permission; on la verroit accourir *pour arrêter tout empiètement propre à rompre l'équilibre*. — Die Triebfedern eines solchen Systems mag man suchen wo man will, mag sie Edelmuth oder Eigennutz, Staats-Klugheit oder Herrschbegierde nennen; die Wirkungen, so wie sie hier von einem Feinde geschildert werden, bleiben dieselben; und wo liegt das Verderbliche? »Jeder Unternehmung entgegen zu treten, die das Gleichgewicht stören würde,« ist eine Politik, die keinen beeinträchtigen kann, und die ihre Rechtfertigung in sich selbst trägt. Was aber die commerzielle Uebermacht betrifft, so findet sich, quo l'*Angleterre* opulente d'industrie et de richesse — est surtout employée à fomenter le commerce, dont elle-même est le fruit; elle lui prête un appui continuel — wobey denn ebenfalls andre, da aller Handel wechselseitig seyn muß, so ganz schlimm nicht fahren können. Wenn das die Verbrechen Englands alle sind — und der Verfasser scheint keine weiter vorräthig zu haben, — wozu denn ein allgemeiner Kreuzzug gegen diesen Staat? Und wenn wirklich (wie hier mit drohender Propheten-Stimme angekündigt wird) im Laufe der Jahre oder der Jahrhunderte, die wachsende Macht der Nordamerikanischen Föderation England überflügeln sollte, wird der Continent von Europa dadurch mächtiger, oder reicher, oder glücklicher werden?

Chapitre V. Comparaison de l'ancien ordre politique avec le nouveau. — Chapitre VI. Esprit de la politique actuelle. Diese beyden Abschnitte können nicht von einander getrennt werden; denn um den einen zu verstehen, oder zu ergänzen, muß man beständig den andern zur Hand nehmen; und bloß durch die Unordnung im Vortrage sind zwey Capitel aus Einem geworden.

Der Verfasser hat in diesem Theile der Schrift, in seiner Manier, das Aeußerste gethan. Auf ungefähr funfzig Seiten hat er eine Masse von Widersprüchen versammelt, die fast allem menschlichen Scharfsinn Trotz bieten. Es ist nicht leicht, in diese Irrgänge nur so viel Ordnung und Licht zu bringen, als nöthig ist,

um zu sehen, mit welcher Keckheit der Verfasser seine Leser von einem Extrem ins andre schleudert, und mit wie schnödem Leichtsinn er in jedem Augenblick niederreißt, was er im vorhergehenden aufgebaut zu haben schien. Da jedoch in diesen Capiteln das Haupt- und End-Resultat seiner Weisheit, die Summa aller seiner Lehren enthalten, und überdieß der Gegenstand derselben von großer Wichtigkeit ist, so dürfen wir uns die mühsame Zergliederung nicht verdrießen lassen.

Nach Herrn v. Pradt war der auszeichnende Charakter des alten Europäischen Föderativ-Systems — das Gleichgewicht zwischen den vornehmsten Mächten. Nicht zwar, wie er bemerkt, ein Gleichgewicht im strengeren Sinne des Wortes, als welches zwischen Staaten so wenig wie zwischen Einzelnen, bestehen kann; jede große Macht aber hatte neben sich, oder gegen sich über, eine oder mehrere von gleicher Stärke, wodurch sie selbst in Schranken gehalten, und die Freyheit der übrigen gesichert ward. Es gab allerdings auch in diesem System präponderirende Staaten; aber es gab keine ausschließend präponderirenden, keine, welche die andern in den Zustand wirklicher Unterwürfigkeit versetzten, und sie nöthigten, ihre einzige Rettung in immerwährenden Bündnissen zu suchen.

Dagegen ist das Charakteristische der neuen Ordnung der Dinge — die Abwesenheit jenes Gleichgewichts, und der allgemeinen Schutzwehr, die es darbot. Zwey colossale Staaten erheben sich heute über Europa, Rußland und England. Beyde drücken es von zwey entgegen gesetzten Seiten; sie umklammern es, sie belagern es, sie lassen ihm weder Ruhe noch Rast (ils l'enserrent, ils l'assiègent, ils ne lui permettent ni repos ni sommeil). Europa ist zu einer vollständigen Unterwürfigkeit (vassalité) verdammt; »die Tagesbefehle müssen in St. Petersburg und London eingeholt werden; sie von Paris zu empfangen war bequemer.«

In dieser unnatürlichen und gepreßten Lage der Dinge (es ist immer noch Herr v. Pradt, welcher redet) sind Oesterreich und Preußen durch eine eiserne Nothwendigkeit an einander geschmiedet; sie dürfen sich bey Todesstrafe nicht mehr trennen. Eine ähnliche Nothwendigkeit zwingt alle deutschen Staaten in die engste Gemeinschaft zu treten; alle alten Rivalitäten haben ein Ende. — Ueberhaupt wird sich forthin jeder Continental-Krieg (wie jeder See-Krieg) in Bündnisse auflösen, weil die Gefahr von Seiten der beyden vorherrschenden Mächte so überwiegend ist, daß nur durch Bündnisse ihr widerstanden werden kann.

Das Schlimmste ist, daß jene furchtbare Präponderanz, und das dadurch erzwungne Verhältniß sämmtlicher Staaten, nicht

etwa (wie in frühern Fällen) das Werk einzelner hervorragender Menschen, sondern der Natur der Dinge ist, gegen welche Niemand sich aufzulehnen vermag. Diese Natur der Dinge hat das heutige Staaten-System so gestellt, daß es keine andre Garantie darbietet, als den guten Willen der Regierenden. Dans le fond, l'*Europe* n'a plus de garantie, que la *Sainte Alliance*; car voila où elle en est réduite.

Die Parallele zwischen dem alten und neuen Zustande von Europa war, wie aus diesen treuen Auszügen deutlich erhellt, nicht zum Vortheil des letzten gemeint; und wenn hiemit die Sache geschlossen wäre, so müßten wir freylich das alte politische System, ja, wie sich weiterhin zeigen wird, sogar das Napoleonische lebhaft zurückwünschen. Die Gutmüthigkeit des Herrn v. Pradt ist aber mächtiger als seine Logik; und bald wird er die mit der einen Hand willkürlich erschaffnen Besorgnisse, mit der andern wieder zu begraben wissen. Doch ehe wir ihn gegen sich selbst auftreten lassen, wollen wir unsre eignen geringen Kräfte an seiner Darstellung versuchen.

1. In jedem Zeitpunkte der neuern Geschichte hat es vorherrschende (präponderirende) Mächte in Europa gegeben; und, was man das System des Gleichgewichts nannte, war stets die Maxime, oder die wirkliche Existenz einer planmäßigen Vereinigung Mehrerer, in der Absicht, die Präponderanz Einzelner zu verhindern, oder den Fortschritten einer bereits erworbnen Einhalt zu thun. Die sämmtlichen Kriege des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bis zum Utrechter Frieden, auch noch einige der spätern, ja selbst die, wenn gleich lange verfehlten, welche die Französische Revolution veranlaßt hatte, waren Produkte solcher Vereinigungen, bald gegen das Uebergewicht der Oesterreichischen Macht, bald gegen das der Spanischen, bald gegen das der Französischen gerichtet. Daß damals jeder großen Macht eine andre von gleicher Stärke zur Seite, oder gegenüber gestanden hätte, ist notorisch falsch, und die Unterscheidung zwischen vorherrschenden und ausschließend vorherrschenden Staaten nichts als eine Sophisterey. Ausschließend vorherrschend sollen, nach Hrn. v. Pradt, diejenigen genannt zu werden verdienen, »welche alle übrigen in einen Zustand wirklicher Unterwerfung versetzen, und sie zwingen, ihr Heil in beständigen Bündnissen zu suchen.« Jenes (die wirkliche Unterwürfigkeit) war nie der Fall, und wird und kann es nie seyn. Keiner vorherrschenden Macht (bis auf Napoleon, und auch diesem offenbar nur sehr unvollkommen, und sehr vorübergehend) ist es gelungen, die übrigen in Vasallen zu verwandeln, und Europa förmlich und regelmäßig zu unterjochen.

Und so lange dieses Europa ein aus mehrern, durch Abstammung, Sprache, geographische und politische Abrundung geschiednen, dabey aber ungefähr gleich-cultivirten, gleich-selbstständigen, und gleich-kriegerischen Nationen zusammen gesetztes Ganze seyn wird, kann ein Zustand wirklicher Suprematie, so wenig in der Gestalt einer Zweyherrschaft, ja so wenig in der einer Vier- oder Fünf-Herrschaft, als in der einer Alleinherrschaft über uns verhängt werden. — Daß aber die Schwächern genöthiget sind, ihr Heil in Bündnissen zu suchen, ist keinem Zeitalter besonders eigen, und war im alten System gerade nicht mehr und nicht weniger der Fall als im neuen. Die ausschließend-präponderirenden Mächte müssen wir also dem Herrn v. Pradt, als seine Erfindung zurückgeben, und uns mit den (schlechtweg) präponderirenden begnügen, die wenigstens keine Erfindung unsrer Zeit sind.

2. Die Schilderung des Verhältnisses, in welchem nach Hrn. v. P. das gesammte Europa gegen die beyden colossalen Mächte stehen soll, ist beynahe zu abgeschmackt für eine ernsthafte Kritik. Wie gering muß der Mann von seinem Publikum denken, der es zu überreden glaubt, daß Rußland und England die ganze übrige Masse unabhängiger Staaten, vollständig beherrschen, umklammern, belagern, ihnen weder Ruhe noch Rast gönnen? — Rußland und England sind allerdings präponderirende Staaten; in welchem vernünftigen, in welchem erträglichen Sinne aber, dürfte man sie die einzig-präponderirenden nennen? Und wer (außer Hr. v. P.) sollte es wagen, gegen allen Augenschein zu behaupten, daß die nicht-präponderirenden Staaten sich in einem Zustande von Vasallen-Abhängigkeit befänden? — Einem Franzosen steht es ganz besonders schlecht an, von ausschließender Präponderanz anderer Mächte zu sprechen. Ihm kann nicht unbekannt seyn, und Hr. v. P. hat es oft genug in Erinnerung gebracht, daß selbst, nachdem Frankreich seine neuesten Eroberungen verloren hat, der große Bund der Europäischen Mächte sich nur eben stark genug glaubt, diesem einen Staate das Gegenwicht zu halten. Folglich muß Frankreich an und für sich gewiß ein präponderirender Staat, und gewiß nicht der geringste von dieser Klasse seyn; ein Satz, den auch noch Niemand bezweifelt hat. Der Unterschied zwischen heute und gestern ist nur, daß die Parole (le mot d'ordre) nicht mehr in Paris eingeholt werden darf; welches, wie Hr. v. P. mit kindlicher Naivetät bemerkt, »weit bequemer war.« Da aber Frankreich nie zugemuthet worden ist, sie auf einem andern Punkte von Europa einzuholen,

so wäre es wohl billiger und bescheidner, vorauszusetzen, — daß überall keine mehr ausgegeben wird.

3. Ueber die eiserne Nothwendigkeit, die Oesterreich und Preußen mit Deutschland zusammenschmiedet, haben wir uns bey einer frühern Veranlassung bereits erklärt. Man sollte glauben, die Welt sey aus ihren Angeln gehoben, weil eine Masse von Staaten, welche die Natur der Dinge — diese Lieblingsgöttin des Hrn. v. Pradt, — durch tausendjährige Bande mit einander vereiniget hatte, in veränderten Formen wieder zusammen tritt, und ihre künftige gemeinschaftliche Sicherheit durch gemeinschaftliche Beschlüsse zu begründen sucht. Von allen einzelnen Beweisen der Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit des heutigen Europäischen Föderativ-Systems ist das gerade der stärkste. — Ueberhaupt scheint der Verfasser nur die See-Bündnisse, durchaus aber nicht die Continental-Bündnisse zu lieben; im tadelnden Tone bemerkt er, daß künftig alle Kriege des guerres d'alliance seyn würden, welches doch weder tadelhaft, noch bedauernswürdig, noch neu ist.

4. Die heilige Allianz ist weder die einzige noch die unmittelbare Garantie des gegenwärtigen politischen Systems. Die Bürgschaften, auf welchen dieses System zunächst ruht, sind die von sämmtlichen größern und kleinern Mächten abgeschlossenen Verträge, und die in diesen Verträgen, oder in andern feyerlichen Akten von gleicher Kraft aufgestellten, von allen Theilnehmern anerkannten bestimmten völkerrechtlichen Grundsätze. Dieß sind die positiven Garantien; die Urkunde, der man den ehrwürdigen Namen der heiligen Allianz beygelegt hat, ist eine wechselseitige persönliche Verpflichtung der Souverains, diese Grundsätze und jene Verträge heilig zu halten; sie hat den für sich bestehenden positiven Garantien, nur eine neue moralische und religiöse Sanction verliehen, und ist in sofern allerdings die höchste Garantie. Das ist die wahre Verfassung des Europäischen Gemeinwesens, auf die wahre lebendige Natur der Dinge, auf Ordnung, Gerechtigkeit und Ehrfurcht vor Gott gegründet, über seichten Tadel, und ohnmächtigen Spott hoch erhaben. Europa genießt unter dieser Verfassung zugleich die Vortheile des alten und des neuen politischen Systems. Die Elemente des Gleichgewichtes sind in eben der Vollkommenheit, vielleicht, weil sie einfacher geworden, in noch größrer vorhanden als sonst; und ein Bündniß gegen die Uebermacht würde heute nicht schwerer zu stiften seyn, als in irgend einer Epoche des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts. Solche Bündnisse aber entbehrlich zu machen, den Uebeln, die nur durch sie geheilt werden könnten, von fernher vorzubeugen, und die Ein-

tracht zwischen den unabhängigen Staaten, die man sonst nur durch Waffen-Gewalt, oder Cabinets-Künste gesichert glaubte, durch Veranstaltungen von höherer Art zu verbürgen — das war das Ziel aller Bestrebungen, das war das offne und doch tausendfältig verkannte diplomatische Geheimniß der besten Staatsmänner unserer Zeit. Alle Menschenwerke sind vergänglich; alle Verträge können übertreten, alle Grundsätze verletzt, alle Gelübde gebrochen werden; daß aber je ein politisches System beßre Grundlagen und würdigere Garantieen gehabt hätte, als das jetzige — darüber laßt uns ohne Furcht den Ausspruch der Zukunft erwarten.

Von diesen Betrachtungen kehren wir nun wieder, nicht ohne ein unbehagliches Gefühl, zu Hrn. v. Pradt zurück; aber auch sein Zeugniß hat seinen Werth, weil, wenn es für die jetzige Ordnung der Dinge günstig ausfällt, gewiß kein Verdacht der Parteylichkeit oder der Vorliebe darauf haftet. Wer hätte nach seiner bittern, drohenden, finstern Kritik die folgenden Erklärungen vermuthet? — Wir geben sie, damit nichts von ihrem Nachdrucke verloren gehe, in seinen eigenen Worten:

En se rappelant les principes des guerres continuelles, qui ont agité *l'Europe*, on ne retrouve rien dans l'état actuel des choses, qui l'expose aux mêmes conflits. — — Toutes les causes des guerres du dix-huitième siècle manquent dans celui-ci; *la matière contentieuse est épuisée.* La *fixation* et la *simplification* des intérêts en ont comme tari la source. Elles feront éprouver aux songeurs politiques le désespoir de ne pouvoir remuer la masse immense des intérêts entrelacés entre eux, qu'il faudroit ébranler à la fois pour produire un mouvement sensible. Par conséquent l'*Europe* est vouée a un état de fixité et d'immobilité permanente. On peut dire d'elle avec le pöete: *stat mole sua* (p. 243).

Ferner: Le tems des agitations est passé. La tempête Européenne est calmée. *Une force irrésistible* assigne à chacun ce qu'il a pu en retirer. — — *Devenus tous également pierres de l'édifice*, ils doivent rester à la place, à laquelle la main de l'architecte les a placés; enchainés par la prudence, comme par la foiblesse. A vingt-cinq ans d'agitation succèderont de longs jours de tranquillité (p. 251).

Endlich: Ainsi *par un détour inattendu* comme invraisemblable, ce sera du sein de la guerre la plus vaste et la plus acharnée, que sortira *la plus longue paix dont elle ait joui* (p. 277).

Zu weitrer Bekräftigung so erfreulicher Aussichten führt der Verfasser noch eine Menge von Neben-Umständen an, welche

für die Dauer des Friedens in Europa sprechen; als: die allgemeine Erschöpfung der Finanzen — (bey welcher Gelegenheit einer der beyden Colossen unversehens in einen Abgrund fällt: La charge de sa dette est telle, qu'elle ne suppose pas plus d'hypothèque possible que d'acheteurs; *elle n'a aucune valeur vénale ni acquérable*, — die Englische Staatsschuld! — et la conduit chaque année vers un *nouvel abime*) — die persönlichen Gesinnungen der Souverains — das Streben aller Völker nach friedlicher Industrie, Verbesserung ihres Zustandes u. s. f.

Doch, gleich als würde ihm vor seinen eignen Geständnissen bange, oder als wohnten wirklich zwey Menschen in ihm, wovon der eine verwünschte, was der andre nicht umhin kann zu preisen, legt sich der Verfasser mitten in seiner beruhigenden Darstellung des gegenwärtigen Systems, die höchst unnütze Frage vor: ob die Form, die Napoleon dem Europäischen Staatengebäude zugedacht hatte, dem allgemeinen Interesse dienlicher gewesen wäre, als die jetzt bestehende, und beantwortet sie so, daß der Vorzug des Napoleonischen Planes sofort aus jedem Worte hervorspringt. Sein Werk, sagt Herr v. Pradt, habe freylich noch manche Lücke, und manche fehlerhafte Stelle gehabt, die aber verschwunden seyn würden, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, es zu vollenden. Für sich würde er bloß Frankreich, Belgien, Holland, und alles, was am linken Rheinufer liegt, behalten haben; Italien und Spanien hätte er den Seinigen überlassen; der Rhein-Bund, Preußen, das Herzogthum Warschau, Oesterreich und Illyrien (gerade in dieser Ordnung werden sie aufgestellt) hätten die glorreiche Bestimmung gehabt, die Vormauern des Französischen Reiches gegen die vorwärts strebende Barbarey des Nordens zu bilden. Ueber die Hanse-Städte und Rom, die er nur als Vorposten, oder aus augenblicklicher Erbitterung in Besitz genommen, würde anderweitig verfügt, sogar das Großherzogthum Berg — der Westphälischen Monarchie einverleibt, und so alles aufs schönste und zur allgemeinen Zufriedenheit geordnet worden seyn. Zugleich der Vergangenheit und der Gegenwart spottend, setzt er hinzu: Dans ce plan, il est vrai, la *suprématie* étoit du côté de la *France*; mais celle-là étoit *moins menaçante* (nachdem sie alles schon verschlungen hätte!) et plus *rémédiable*, que celle de la *Russie* (die noch nie existirt hat!) Zum Unglücke, fährt er fort, fand sich in diesem Plane kein Platz für England, und der große Mann sah ein, que *sous peine de mort* il falloit triompher d'un ennemi, qui, seul entre tous avoit su apprécier sa position, ses côtés vulnérables, et les moyens de le blesser; und als er (zur ge-

rechten Ahndung eines so schweren Vergehens, übrigens aber) »aus rein-Europäischen Motiven, die nur Haß und Kurzsichtigkeit verkannten,« eben damit beschäftigt war, jener rebellischen Macht die letzten Streiche zu versetzen, ließ Europa sich durch das verdoppelte Alarm-Geschrey der brittischen Regierung verleiten, ihre Sache für die seinige zu halten, und stand (gegen seinen Wohlthäter) auf. Jetzt, da Englands Anstrengungen »einen nur zu glücklichen Erfolg« gehabt haben, wird man wohl inne werden, was diese herrliche Befreyung (cette merveilleuse libération) gekostet, was man dabey gewonnen hat, »ein Joch mit dem andern zu vertauschen, und aus wie vielen Gründen es nöthig ist, den zerstörten Plan, so weit er sich noch ausführen läßt, wieder aufzunehmen;« mithin — denn das wäre die unmittelbare Folge — allen vorhin aufgezählten Vortheilen, der Vereinfachung, der Festigkeit, der Ruhe, »dem längsten Frieden, den Europa je genossen haben wird,« mit heroischer Gleichgültigkeit zu entsagen.

Aus diesem Labyrinth von Widersprüchen eignen wir uns zu, was der Wahrheit gehört, und lassen Herrn v. Pradt mit dem übrigen schalten, wie es ihm beliebt. Der allenthalben in seine Lobsprüche verflochtne giftige Tadel des neuen politischen Systems, sein unverkennbarer Unmuth über den Schiffbruch der Unternehmungen Napoleons, alle Seiltänzer-Künste seiner falschen Dialektik, alle Kreuz- und Quer-Züge seiner nie erröthenden Inconsequenz, vermögen nichts wider die Geständnisse, welche die Evidenz der Thatsachen und der Resultate ihm abgedrungen hat. — Wir überschätzen das Gute, das uns zu Theil geworden ist, nicht; wir überlassen uns keiner täuschenden Hoffnung auf leichte und sorgenfreye Tage. Wir verkennen den Charakter unsrer Zeit nicht; es ist eine Zeit gewaltiger Gährung, gefahrvoller Aufgaben, schwindelnder Uebergänge, rastlosen Wirkens und Gegenwirkens. Eins aber ist gewonnen, so weit der menschliche Blick mit den Bürgschaften der Gegenwart ausgerüstet, die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft umfassen kann. Die äußern Verhältnisse der Staaten sind auf lange hinaus geordnet und befestigt; der politische Friede in Europa ist, mehr als er es seit Jahrhunderten war, gesichert; und was auch das fernere Schicksal des einen und des andern Bestandtheils dieses bewegten Körpers seyn mag, das System, welches das Ganze zusammenhält, der Geist, der es gebildet hat, und der fortdauernd darüber waltet, wird auch dem Einzelnen oft eine willkommne Zuflucht in der Noth, und stets einen Ruhepunkt darbieten.

Chapitre VII. *Affaires générales à venir.* Die ersten Worte dieses Capitels werden hinreichen, uns einer weitern Zergliederung

desselben zu überheben. Dans l'état *régulier*, où se trouvent les affaires de l'*Europe*, on n'apperçoit dans son sein rien qui soit de nature à devoir troubler la paix dont elle jouit. Pour lui trouver un objet *d'occupation générale* (wir haben beym dritten Abschnitt gesehen, was der Verfasser hierunter versteht) il faut sortir de son enceinte, et porter ses regards *sur l'Amérique.* Hierauf folgt dann ein sehr überflüßiger Nachtrag von Klagen über die schlechte Politik der Höfe, die an den Süd-Amerikanischen Unruhen nicht Theil nehmen mögen, — Betrachtungen über die allgemeine Geldnoth in Europa (die der Verfasser mit vieler Eleganz une strangurie générale nennt, und die nach seinen tiefen Einsichten in die politische Oekonomie, von dem Tage an aufhören muß, wo die Amerikanischen Händel — als wenn die sogenannte Geldnoth nur daher rührte! — zweckmäßig beendigt seyn werden) — und heftige Ausfälle gegen die Spanische Politik. Alles in der Gattung von Wiederholungen, die man auf gut Französisch rabâchage nennt!

Chapitre VIII. *Déclarations du Congrès d'Aix-la-Chapelle.* Der Verfasser eröffnet seinen Feldzug gegen diese Declarationen mit einer eben so feinen, als glaubwürdigen Anekdote. Ein Deutscher Publizist soll einst gesagt haben: »Ce qui est clair est *Français;* ce qui n'est pas clair est *Allemand.*« Der Name dieses geistreichen Mannes wird nicht genannt; es muß ein seltsamer Publizist, und ein seltsamer Deutscher gewesen seyn.

Die Declarationen von Aachen waren, nach Herrn von Pradt, zwar »in der Sprache der Mäßigung und der Moral« abgefaßt; aber es fehlt ihnen schlechterdings an Klarheit und Präzision; sie haben eine Tendenz zum Mysticismus, »der in der Politik dieselbe Wirkung hervorbringt, wie der Ossianismus in der Literatur;« sie erinnern zu sehr an die heilige Allianz, die ein witziger Spötter (diesmal aber nicht Hr. v. Pradt) l'apocalypse de la diplomatie genannt hat.

Nach solchen Anklagen durfte man allenfalls eine motivirte, mit einigen Beyspielen belegte Kritik des Styls jener Declarationen erwarten; eine Arbeit, die aus den Händen eines Mannes, der seine Sprache mit so ausgezeichneter Reinheit, Klarheit und Bündigkeit schreibt (wie fast alle in diesem Artikel angeführte Stellen, und hundert andre nicht angeführte noch mehr beweisen), besonders lehrreich gewesen seyn könnte. Diese Erwartung aber bleibt unerfüllt. Nicht eine der fernern Bemerkungen des Herrn v. Pradt trifft den Styl der Declarationen, sie sind sämmtlich gegen den Inhalt gerichtet; und es ergibt sich am Ende, daß der Zorn des Herrn v. Pradt nur deßhalb so sehr

gegen diese Aktenstücke entbrannt ist, weil er eine Menge von Aufschlüssen darin vermißt, die sie, nach seiner Meinung, nothwendig enthalten sollten.

Er lobt den Geist, in welchem die Declarationen geschrieben worden, er lobt die erhabnen Gesinnungen der Souverains, in deren Namen sie ergangen sind; er lobt besonders, daß sie der seit 1813 bestehenden Quadrupel-Allianz ein fünftes Mitglied beygesellt haben, und verfällt also von neuem in den unverzeihlichen Irrthum, der oben (S. 284 dieses Artikels) bereits gerügt wurde, und der zur Genüge beweiset, mit wie wenig Aufmerksamkeit, oder mit wie wenig Sachkenntniß Herr v. Pradt diese Dokumente gelesen haben muß.

Darum glaubt er sich indessen nicht minder befugt, an die Unterzeichner derselben eine lange Reihe von Fragen zu stellen: Quel est ce *nouveau tribunal* qui s'élève en *Europe?* Est-ce un tribunal amphictionique, comme il le fut parmi un peuple célèbre de l'antiquité? Quel est le principe de son autorité? Où en sera le terme? Qui le mettra en mouvement? A qui appartiendra-t-il de le faire? — Si des différends s'élèvent, comment les divisés resteront-ils unis pour se mettre d'accord? Et comment sans accord resteront-ils unis? *Tout cela*, comme on voit, *manque de précision et de clarté, ces deux élémens de la langue diplomatique.*

Beym ersten Blicke auf diese fragenden Vorwürfe ergibt sich, daß es dabey keineswegs auf die diplomatische Sprache ankömmt, und daß die Worte: Tout cela manque de précision et de clarté, sich, selbst nach ihrer natürlichen Construction, wohl auf die eben vorgetragnen Ausstellungen des Hrn. v. Pradt, nicht aber auf die Achner Protokolle beziehen können. Denn diese möchten übrigens Mißgeburten diplomatischer Schreibart, oder Muster von Klarheit und Präzision seyn, sie würden deßhalb nicht mehr und nicht weniger über alle die Fragen geschwiegen haben, die Hr. v. Pradt hier so gebieterisch aufwirft.

Da wir uns nicht einer ähnlichen Anmaßung schuldig machen wollen, so würden wir diese Fragen, wenn sie auch an und für sich gegründeter und vernünftiger wären, als sie sind, nie zu beantworten versuchen. So aber wie die Sache liegt, glauben wir wenigstens bemerken zu dürfen, daß Hr. v. Pradt durch nichts in der Welt berechtiget, noch auch nur veranlaßt war, den Achner Congreß über seine Klagepunkte zur Verantwortung zu ziehen. Wir, und vermuthlich alle, welche die Aktenstücke gelesen haben, finden darin kein Wort, das auf ein neues Tribunal, auf ein Amphictionen-Gericht, oder auf irgend etwas dem ähnliches gedeutet werden könnte. Die Souverains, oder ihre

Minister sprechen in diesen Dokumenten nie anders als in ihrem eignen Namen, von ihren eignen Verhandlungen, Grundsätzen und Wünschen; sie schreiben keinem andern Staate Regeln vor; sie maßen sich über Niemanden den entferntesten Schein von Suprematie oder Gerichtsbarkeit an; sie erklären, daß sie, selbst bey künftigen persönlichen Vereinigungen, wenn ihr gemeinschaftliches Interesse dergleichen rathsam machen sollte, sich nie mit den Angelegenheiten fremder Staaten, es sey denn, daß sie ausdrücklich dazu aufgefordert würden, beschäftigen wollen. Die Fragen: Wo ist die Vollmacht eines solchen Tribunals? Wo ist die Gränze seiner Befugnisse? Wer wird es zur Thätigkeit berufen? Wer hat das Recht dazu?« — so wie die noch thörichtern: »Was geschehen würde, wenn die Mächte, die das Tribunal constituiren, unter sich uneins würden, u. s. f.« sind folglich den Achner Deklarationen in jeder Rücksicht fremd; und Hr. v. Pradt kann sich nur darüber allein beschweren, daß es den Urhebern derselben nicht beliebt hat, Definitionen seiner eignen Hirngespinste für ihn in Bereitschaft zu halten.

Der größte Fehler von allen aber — und auch dieser wird höchst lächerlicher Weise, als ein Redactions-Fehler behandelt — war in den Augen des Hrn. von Pradt das Stillschweigen der Achner Protokolle über das wichtige Problem: »In wiefern den Mächten die Befugniß zustehe, sich in die innern Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen.« Von dieser Seite soll die Dunkelheit der Protokolle die schlimmsten Besorgnisse veranlaßt haben! Daß Hr. v. Pradt sich hier abermals mit seinem eignen Schatten herumschlägt, ist klar. Wer hat diese Frage zur Sprache gebracht? Freylich wäre für muntre Kritiker nichts erwünschter gewesen, als daß die Souverains sich herabgelassen hätten, über Gegenstände von so intrikater Natur, ohne alle Nothwendigkeit, ohne irgend eine praktische Veranlassung, ein Langes und ein Breites zum Besten zu geben. Davor hat ihre Weisheit sie geschützt. Die allgemeinen Grundsätze, die bey diesem und ähnlichen Problemen zur Richtschnur dienen, sind denen, deren Pflicht es ist, sie zu studieren, längst bekannt; und der Achner Congreß scheint keine Neigung gehabt zu haben, über irgend ein Capitel des Staats- oder Völker-Rechts neue Grundsätze aufzustellen. In wiefern Einschränkungen und Ausnahmen Statt finden, das untersuchen verständige Männer nur, wenn außerordentliche Fälle und dringende Umstände sie dazu auffordern.

Ob es dem Hrn. v. Pradt in Frankreich gelingen wird, die Achner Verhandlungen herabzusetzen, oder verdächtig zu machen, können wir freylich mit Bestimmtheit nicht entscheiden. Doch so viel hat keinen Zweifel, daß die Anzahl derer, die über die-

sen Punkt mit ihm nicht gleichförmig denken, groß ist, und daß man überhaupt gewaltig irren würde, wenn man diesen Schriftsteller in irgend einer Frage von Wichtigkeit als das Organ der bessern Köpfe, und des edlern Theils der öffentlichen Meinung in Frankreich betrachten wollte. — Im übrigen Europa hat sich, so viel wir bis jetzt vernommen, gegen jene Verhandlungen keine Stimme erhoben. Daß Viele sie ungenügend finden würden, ließ sich voraussehen; vielleicht liegt eben hierin nicht ihr kleinstes Verdienst; sie der Dunkelheit und des Mysticismus zu beschuldigen, das war einem hellern und schärfern Kunstrichter, hoffentlich aber auch nur ihm vorbehalten.

Hier glauben wir diesen ohnehin langen Artikel schließen zu müssen. Die beyden übrigen Capitel: *Esprit des peuples de l'Europe*, und *Armées et dettes publiques* — lassen wir unberührt. Unser Zweck war, die Darstellung, oder richtiger, das wüste Chaos von Darstellungen des Europäischen Staaten-Systems zur Zeit der Achner Conferenzen, womit der größte Theil der Schrift sich beschäftiget, zu prufen, und, so weit wir uns dazu fähig glaubten, zu berichtigen. Ueber Gegenstände der innern Politik, Constitutions-Systeme, Militär-Organisationen, Finanz-Maßregeln, und alles, was Hr. v. Pradt in seinen zwey letzten Capiteln abhandelt, wollen wir uns nicht mit ihm messen. Auf diesem Felde fühlen wir uns zu schwach, gegen einen Schriftsteller, der alles mit apodiktischer Gewißheit und unerschütterlicher Zuversicht vorträgt, und der unsre furchtsamen Zweifel bey einer Menge sehr problematischer Sätze, die aber in seinen Augen längst abgethan sind, nur verlachen könnte. Eben so wenig mögen wir uns über einen kleinen Anhang seiner Schrift, worin er die Frage: Ob Schweizer-Truppen länger in Frankreich geduldet werden können? — erörtert, und wie sich von selbst versteht, kategorisch verneint, Bemerkungen erlauben, die gänzlich außerhalb unsrer Sphäre liegen. Die diplomatischen Irrthümer des Hrn. v. Pradt glaubten wir nachweisen zu können; seinen Meinungen über den Geist, die Rechte, die Bedürfnisse der Völker könnten wir höchstens andre Meinungen entgegen stellen; und wäre dieß unsre Absicht, so würden wir den Stoff zur Discussion bey bedeutendern Schriftstellern aufsuchen.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. V.

Literarische Notizen.

Literatur des Alterthums.

(Die Chronik des Eusebius.)

Herr Abate Mai, Doctor des Ambrosianischen Kollegiums in Mailand, gibt uns einen neuen Beweis seines unermüdlichen Eifers für die Beförderung klassischer Gelehrsamkeit. Denn, nicht zufrieden, selbst fortwährend unbekannte Bücher und Fragmente aus den Handschriften des Ambrosianums hervorzuziehen und herauszugeben, verweigert er auch andern Gelehrten seine Mitwirkung nicht, um so durch vereinte Kraft auch dasjenige, so in ihrem Besitze ist, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Diesem energischen Wirken für die Wissenschaft hat man es zu verdanken, daß die zwey Bücher der Chronik des Eusebius, deren eines verloren, das andere unvollständig und übel zugerichtet war, nach so vielen Jahrhunderten endlich der Vergessenheit entrissen, neu ans Licht getreten sind. Und, wenn auch dieses kostbare Denkmal alter Geschichte nicht in der ursprünglichen Gestalt, im griechischen Texte nämlich, wieder erscheinet, der vielleicht gar nicht mehr existirt, so ist darum diese Wiedererscheinung doch nicht minder wichtig; denn eine zierliche lateinische Uebersetzung schmücket das Werk, gelehrte Anmerkungen geben wichtige Aufklärungen darüber, und eine einsichtsvolle Vergleichung mit verschiedenen schon bekannten Stellen in der Ursprache gewähret den rühmlichsten Beweis für die Echtheit des neu gefundenen Werkes.

Die Armenier, welche sich im fünften Jahrhunderte mit den wichtigsten gelehrten Arbeiten beschäftigten, bereicherten ihre Nation mit vielen Uebersetzungen griechischer Autoren, so daß, nach der Meinung des gelehrten Villefroy, in jenen Gegenden des Orients noch reiche Schätze alter Codexe und fremder Gelehrsamkeit aufzufinden wären, wenn man größeren Fleiß auf das Studium der armenischen Sprache, und auf die Entdeckung ihrer Werke verwenden wollte, welche zerstreut durch die rauhen Stürme der Zeit, unbemerkt und unbeachtet in jenen Ländern noch liegen. Die Richtigkeit dieser Ansicht beweiset uns wieder diese Chronik des Eusebius, welche, vorlängst in's Armenische übertragen, auf diese Weise vom Untergange glücklich gerettet wurde. Ein gewisser Giorgio di *Giovanni* entdeckte im Jahre 1792 die Existenz dieses Schatzes, und Herr Doctor Zoharab, der gelehrten Welt schon lange durch seine rühmlichen Arbeiten im Fache armenischer Sprache und Literatur bekannt, ließ sogleich diese Chronik abschreiben, und brachte sie mit sich nach Italien, um sie in diesem Lande wieder an's Licht treten zu lassen, welches stets so reich an eigenen Schönheiten als gastlich und zuvorkommend gegen fremde gewesen. Das Glück begünstigte ihn auch bey Ausführung dieses Planes; denn es ließ ihn einen vortrefflichen Mitarbeiter an Herrn Abbate Mai

finden, einem Manne, der zum größten Ruhme unserer Tage geboren scheint, um dem gierigen Rachen der Zeit so viele schöne Werke zu entreißen, die diese Zerstörerin gleich dem fabelhaften Saturnus verschlingt.

Beyden sey daher der Tribut gerechten Lobes gezollt, und das gelehrte Europa freue sich, auf solche Art die Wünsche erfüllet zu sehen, welche einst der wißbegierige Sinn eines Scaliger, Tillemont und Fabricius zu hegen vermochte. Und in der That, wie viele Namen sind durch diese Auferstehung (so möchte ich das Wiedererscheinen dieses Werkes nennen) der Vergessenheit und jener Nacht entrissen, welche jede Kraft und Vollkommenheit so in ihrem Schooße vergräbt, als ob sie gar nie gewesen wäre? Wie viele Epochen, Gegenstände scharfsinniger Träumereyen und nie endender Streitigkeiten, werden nicht durch dieses Werk aufgeklärt? Wie sehr wird durch dasselbe die Wahrheit unserer heiligen Bücher bekräftiget, welchen würdigen Zweck Eusebius selbst im Auge gehabt zu haben scheint.

Nach einer kurzen Vorrede des Eusebius beginnen die chronologischen Ordnungen mit den entferntesten chaldäischen Alterthümern. Diese, wiewohl mit vielen fabelhaften Erzählungen vermischt, zeigen dennoch im Ganzen ihre Abkunft von den ersten Ueberlieferungen über die Erschaffung aller Dinge, die allgemeine Sündflut, und den babylonischen Thurmbau, welche in voller Reinheit in dem heiligen Texte der Schrift aufbewahret sind. Eben so findet man bey den zehn chaldäischen Dynastien vor der Sündflut von Alorus bis Xiturus die klare Anzeige der zehn Generationen bis Noe, und es dürfen weder die vielen Myriaden von Jahren, noch die veränderten Namen der Personen, die man hier trifft, Zweifel an der Richtigkeit der Angaben erregen; denn die ungeheure Entfernung der Epochen von einander entsprang entweder aus dem Stolze der Völkerschaften des Alterthums, die sich um so höher schätzten, je weiter sie von ihrem Ursprunge entfernt waren, oder sie ist die Folge unserer Unbekanntschaft mit der wahren Bedeutung ihrer Sprachen. Was aber die Verschiedenheit der Namen der Personen betrifft, so muß man bedenken, daß es eine sehr alte Gewohnheit der Orientaler ist, die Namen jedes geringen Umstandes wegen zu verändern, ferners, daß die Namen eine Eigenschaft der Person selbst ausdrückten, und daher in verschiedenen Sprachen verschieden gegeben werden mußten.

Es wäre leicht, zum Beweise dieser Namensveränderungen alte Zeugnisse anzuführen; ich will aber nur Beyspiels halber an eine erinnern, die in unseren Tagen geschah. Trapassi, der Name des Vaters der dramatischen Kunst in Italien, wurde durch Gravina in den Namen Metastasio verwand[illegible] weil Gravina, ein großer Kenner und Liebhaber des Griechisch[illegible] wollte, daß alles, und selbst der Name von ihm vorzüglich werthen Personen griechischen Zuschnitt annehme.

Auf die chaldäischen Alterthümer folgen jene der Assyrier, der Meder, der Lydier und Perser. Es werden nach Abydenus, Diodor, Castor und Cephalion die Regenten jener Völker in chronologischer Ordnung aufgeführt. Bey Behandlung der hebräischen Alterthümer wird die Abweichung der Chronologie der siebenzig Dollmetscher von jener des hebräischen und samaritanischen Textes gezeigt, und so liefert der gelehrte Eusebius eine vollständige Abhandlung über Ursprung und Alterthümer des hebräischen Volkes von der Erschaffung der Welt bis auf Christi Geburt.

Eben so wird in Hinsicht der ägyptischen Dynastien verfahren. Er

zeigt, dem Manetho folgend, die Regentenfolge von Menethes, dem ersten Regenten nach den fabelhaften Zeiten der Götter und Helden, bis zu der Zeit an, wo Darius, König von Persien, sich Aegyptens bemächtigte, und es beherrschte. Dann zählet er nach Porphyrius die Regenten aus dem Hause der Ptolemäer auf, bis zur Kleopatra, der letzten Herrscherin jenes Landes.

Von den auf solche Art durchgeführten orientalischen Chroniken geht Eusebius zu den griechischen über. Er beginnt mit den Königen von Sicyon, und den carnischen Priestern, in deren Hände die Herrschaft über jene Länder überging. Dann zählet er die argivischen Könige auf, wie der Sitz des Reiches in Argos noch, und wie er später nach Mycene übertragen war.

Er handelt darauf von Athen, wo er zuerst die Folgereihe der Könige beschreibt, dann zu den jedesmal für zehn Jahre gewählten Herrschern übergeht, bis endlich die Griechen, immer mehr zu den republikanischen Formen sich hinneigend, jährliche Obrigkeiten erwählten.

Die olympischen Spiele von ihrer Einführung bis zur 249sten und letzten Olympiade füllen mehrere Seiten dieses Werkes. Es werden hier nicht bloß die Namen derjenigen genannt, welche durch den auf der olympischen Bahn erworbenen Ruhm den Weg zur Unsterblichkeit fanden, sondern wir erfahren auch ihr Vaterland, die Kämpfe, die sie da bestanden, und sogar die verschiedenen Gattungen von Spielen, welche zu verschiedenen Zeiten hinzukamen, damit Kraft und Geschicklichkeit neue Gelegenheit erhalte, sich vor ganz Griechenland ruhmvoll zu zeigen, und damit dem Talente des Dichters und dem belebenden Meißel des Bildhauers neuer Stoff gegeben werde, das Andenken der Sieger zu verewigen. Diese ganze vortreffliche Abhandlung ist aus dem Cassius Longinus und Phlegon, zwey um die griechische Geschichte sehr verdienten Schriftstellern, gezogen.

Hierauf folgen die Nachrichten über die Könige von Corinth, von Sparta, und von jenen Völkern, welche einige Zeit über das Meer beherrschten, dann über die macedonischen Könige, vor und nach Alexander, über die Könige und Feldherren von Thessalien, und endlich über die asiatischen und syrischen Könige.

Die römischen Alterthümer beschließen dieses Buch. Hier finden sich die verschiedenen Meinungen über die Ureinwohner Italiens, die Ankunft des Aeneas in Latium, und über die angebliche Zeit der Erbauung Roms. Die Geschichten des Dionysius von Halicarnaß, des Diodor und des Castor sind die Quellen, aus welchen diese ganze Abhandlung geschöpft ist, und hier ist sehr zu bedauern, daß durch eine Lücke im armenischen Codex das ganze Hauptstück fehlt, in welchem die römischen Kaiser mit ihren gleichzeitigen Consulen aufgezählet werden. Der Werth dieses Buches der Chronik des Eusebius wird ungemein erhöhet, einerseits durch die Vergleichung mit Stellen aus griechischen auf den Text sich beziehenden Klassikern, und andererseits durch die beygefügten Anmerkungen. Die ersteren sind mit dem größten Fleiße und mit der größten Genauigkeit zusammengetragen, die letztern beweisen unendliche Gelehrsamkeit und richtige Kritik, und wenn Jemand wünschte, daß diese Anmerkungen noch zahlreicher wären, so bedenke er, daß nicht Beschränktheit der Kenntnisse, sondern nüchterne Bescheidenheit denselben ihr Maß bestimmte, eine Eigenschaft, die in der That um so schätzbarer ist, je seltener die Beyspiele davon in unserem so wortreichen Jahrhunderte werden.

Wiewohl erst das erste Buch dieses Werkes erschienen ist, dem binnen Kurzem das zweyte mit einer Einleitung nachfolgen soll, so konnten wir doch, von der Theilnahme bewegt, welche neue Entdeckungen jederzeit erregen, nicht länger dem Verlangen widerstehen, in diesen unsern Blättern davon Nachricht zu geben, überzeugt, daß Deutschland, welches alles Schöne gebührend schätzet, und Jenen, die es ehrenvoll ans Licht bringen, den Tribut gerechten Lobes zollt, uns dafür Dank wissen wird.

Spanische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans. Novemberheft 1818.)

Fuero Juzgo, en latin y castellano, cotejado con los mas antiguos y preciosos codices per la real academia espannola etc. Madrid 1815.

Das Fuero Juzgo ist eine Sammlung der Gesetze der Visigothen. Es ist ein in doppelter Hinsicht schätzbares Denkmal des Alterthums; denn einerseits enthält es die Gesetze, nach welchen dieses Volk, so lange es eine eigene Nation bildete, in Spanien sowohl als im südlichen Frankreich regieret wurde, und welche später selbst mehrere Völker, die an die Stelle der Visigothen traten, annahmen, und andererseits gibt sie uns in dieser, schon in einer sehr frühen Periode gemachten, Uebersetzung in kastilianische Sprache einen Begriff von dieser Sprache; man kennt beynahe kein bedeutendes Werk in derselben von früherem Datum, als das Fuero Juzgo, so daß der Text dieser Uebersetzung, den überdieß die spanische Akademie mit zahlreichen Varianten bereichert hat, einen wichtigen Beytrag zur Erklärung des Ursprunges und der Schwierigkeiten der kastilianischen Sprache liefert.

Man kennt mehrere Ausgaben des Fuero Juzgo im Originale, d. i. in lateinischer Sprache. Der gelehrte Peter Pithou, den man mit Recht den französischen Varro nennt, veranstaltete die erste im Jahre 1579. Die Gesetze, welche in dieser Sammlung enthalten sind, wurden in der Folge in Deutschland und Italien wieder abgedruckt. In Spanien war bisher bloß die alte kastilianische Uebersetzung herausgekommen. Als die spanische Akademie den Entschluß faßte, eine neue Auflage des lateinischen Originals und der kastilianischen Uebersetzung zu veranstalten, so suchte sie beym Könige von Spanien um Erlassung ausdrücklicher Befehle nach, und erwirkte dieselben auch unterm 8. Februar und 20. September 1785, wodurch nicht nur die Mittheilung der in der königlichen Bibliothek zu Madrid und in jener des heiligen Laurentius vom Escurial vorfindigen Handschriften an die Akademie gestattet, sondern auch den Universitäten, großen Kollegien, Klöstern und Kathedralkirchen des Königreiches aufgetragen wurde, auch die in ihren Bibliotheken etwa vorfindigen Handschriften an dieselbe einzuschicken. Gleichmäßig beeiferten sich Privatpersonen, welche Handschriften des Fuero Juzgo besaßen, sie der Akademie vorzulegen. Diese wählte nun aus ihrer Mitte einen Ausschuß von fünf Mitgliedern, deren einige allmählich ersetzt wurden, und welcher mit anhaltendem Eifer dieses schwierige Werk zur größtmöglichen Vollkommenheit zu bringen bemüht war.

Die Vorrede ist von Don Manuel Lardizabal y Uribe. Nach einer Einleitung, in welcher derselbe beweiset, daß die Visigothen

viele Anordnungen der römischen Gesetze beybehielten, theilt er die Gesetze derselben in vier Klassen: 1) jene, welche die Fürsten aus eigener Macht gaben, und worunter sich einige finden, die der Fürst gemeinschaftlich mit den Großbeamten seines Hofes und Pallastes erlassen zu haben erklärt. 2) Jene, die das Resultat der Berathschlagungen der National=Concilien waren, denen die Prälaten und Großen des Reiches beywohnten; der König, welcher diese Gesetze in Vorschlag brachte, sanktionirte sie nach erhaltener Beystimmung des Clerus und des Volkes. 3) Diejenigen, in welchen gar nicht ausgedrückt ist, auf welche Art sie verfaßt wurden; der Verfasser der Vorrede glaubt, daß diese Sammlung sehr alte Gesetze in sich begreift. 4) Endlich jene Gesetze, welche in der Folge der Zeit verbessert wurden, und welche öfters auch dieses Umstandes erwähnen.

Ich zeige hier diese Eintheilungen nur mit dem Beysatze an, daß der Verfasser eine umständliche Geschichte der Gesetzgebung der Visigothen liefert. Er sammelt die Texte der verschiedenen Schriftsteller über diesen Gegenstand, und führet viele sonderbare Thatsachen an, welche Rechtsgelehrte und Geschichtschreiber gewiß nicht ohne Theilnahme lesen werden.

Nach diesen Auseinandersetzungen über die Bildung des größten Theiles der im Fuero Juzgo enthaltenen Gesetze geht der gelehrte Akademiker zur Bestimmung der Epoche über, wo sie in die Landessprache übersetzt wurden. Das Resultat aller Meinungen und Aktenstücke über diesen Punkt der Geschichte ist, daß der König Ferdinand der Heilige diese Uebersetzung im Jahre 1241 anbefahl.

Im letzten Kapitel gibt der Verfasser die Länder an, in welchen die Gesetze der Visigothen galten, so wie jene, in denen sie auch noch nach dem Einfalle der Mauren beobachtet wurden. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß diese Gesetze im südlichen Frankreich nicht nur so lange beobachtet wurden, als die Gothen Herren des narbonensischen Galliens waren, sondern noch lange Zeit nachher, als schon die Könige von Frankreich ihre Herrschaft über dieses Land erstreckten.

Der erste Titel dieser Gesetzsammlung handelt vorzüglich von der Wahl des Königes, seinen Pflichten und Rechten, und von den Pflichten der Völker. Die darin enthaltenen Verfassungs=Grundsätze sind nicht ein neuer Vertrag zwischen Fürst und Volk, sondern die Erneuerung alter Gesetze. Der König Sisenand verlangt die Abfassung dieser Gesetze von der Versammlung der Visigothen, welche er paternorum decretorum memores nennt. Bekanntermaßen hatte sich Sisenand gegen den König Suintila, weil dieser seinen Sohn Ricimer zum Mitregenten genommen hatte, in eine Verschwörung eingelassen. Die Visigothen schlossen daraus, daß der Eine so wie der Andere die bisher durch Wahl ertheilte oberste Gewalt in seiner Familie erblich zu machen trachte. Sisenand glaubte daher ohne Zweifel, als er nach Absetzung des Suintila, der noch vier Jahre zu Toledo als einfacher Privatmann lebte, zum König erwählt wurde, er werde sich durch Wiederherstellung und Bestätigung der alten Gesetze bey der Nation beliebt machen.

Der erste Titel beginnt mit der Definition des Wortes König. Reges enim a regendo vocati sunt. Wenn der König nach Gerechtigkeit handelt, erhält er seine Würde; wenn er sündiget, verliert er sie. Darauf bezieht sich das altkastilianische Sprichwort: Rey seras, si fecieres derecho; è si non fecieres derecho, non seras rey, welches der Arragonier kürzer und kräftiger so gibt: Si non, no.

Der zweyte Paragraph dieses Titels betrifft die Wahl des Königs. »Die Wahl soll in der königlichen Stadt oder an dem Orte, wo der Fürst

»starb, durch die Versammlung der Prälaten und der Großen, mit Bey»stimmung des Volkes geschehen, nicht aber anderswo, oder durch die Ver»schworung einer kleinen Zahl, oder unter dem aufrührerischen Geschrey »des Landvolkes.

»Die Fürsten müssen sich zum katholischen Glauben bekennen.«

»In Handhabung der Gerechtigkeit seyen sie milde; eingezogen in »ihrer Lebensweise.«

»Für ihren Bedarf sollen sie von ihren Unterthanen nichts fordern, »als, was nöthig und erlaubt ist; ihr Vermögen geht nicht auf ihre Kin»der über, sondern auf ihren erwählten Nachfolger.«

Diese letztere Anordnung des Gesetzes dient zur Erläuterung einer geschichtlichen Thatsache in Betreff Sisenands und Dagobert des Ersten. Sisenand, entschlossen, gegen Suintila einen Aufstand zu erregen, war nach Frankreich gegangen und hatte Dagobert zur Unterstützung seines Unternehmens gewonnen. Der Nähe oder Anwesenheit von Dagoberts Heere verdankte Sisenand das Gelingen seines Unternehmens. Um sich seiner Schuld gegen den König von Frankreich zu entledigen, übergab er in Gemäßheit seines Versprechens den französischen Gesandten ein großes goldenes mit Edelsteinen verziertes Becken, im Gewichte von funfhundert Pfund, welches einst Aetius, der römische Feldherr in Gallien, dem Könige der Gothen, Torismund, geschenkt hatte; aber die Visigothen stellten einen Hinterhalt und nahmen dasselbe den nach Frankreich reisenden Gesandten wieder ab. Offenbar hatte nach den Gesetzen und Gewohnheiten der Visigothen der neue König nicht das Recht, einen so kostbaren Gegenstand aus dem königlichen Schatze ohne Einwilligung der Nation zu verschenken.

Die Gesetze der Visigothen fahren in Betreff der Könige fort: »Bey »dem, was dem Könige angeboten wird, hat er nicht seinen eigenen Vor»theil, sondern den des Vaterlandes und der Nation in Betracht zu ziehen.«

»Die Erben eines Königs sollen nur auf das Vermögen, welches »derselbe vor der Thronbesteigung hatte, Anspruch haben. Die Könige »leisten einen Eid, dessen Verletzung sie ihrer Würde verlustig macht.«

Die §§. 16 und 17 versichern den Kindern und Gemahlinnen der Könige einen anständigen Unterhalt.

Der §. 3 verordnet über die richterliche Gewalt: »Der König kann »für sich allein weder über Personen, noch über Eigenthum Recht sprechen; »Gericht muß mit Beystimmung des Volkes und in der Versammlung der »Priester gehalten werden, welche die Gnade des Königs anflehen sollen; »so soll durch öffentliches Gericht das Verbrechen den Häuptern der Erde »erwiesen werden, das Begnadigungsrecht aber den Königen vorbehalten »bleiben. So werden sich die Könige in ihren Völkern, die Völker in ih»ren Königen, Gott aber in beyden erfreuen.«

Auf die Pflichten der Könige folgen jene der Völker.

Der §. 11 ist durch seine Strenge merkwürdig. »Wiewohl das »göttliche Gesetz sagt: Der Vater wird nicht für die Kinder, und die Kin»der nicht für ihre Aeltern, sondern jeder für seine Sünde sterben,« und an einem anderen Orte: »der Sohn wird nicht die Bosheit des Vaters, »und der Vater nicht die Bosheit des Sohnes tragen; dennoch, um Ver»schwörung und Aufruhr vorzubeugen, wird hiemit erklärt, wenn Jemand »gesetzlich und kanonisch überwiesen wird, dem Könige nach Thron oder »Leben gestrebt, oder auf irgend eine Art durch Meuterey oder Ränke dem »Vaterlande oder der Nation geschadet zu haben, so sollen die Schuldi»gen, wenn ihnen der König nicht Gnade erweiset, mit ihrer gesammten

»Nachkommenschaft der Reichswürden verlustigt, und für ewige Zeiten dem »Privat=Fiskus als Knechte unterthan seyn.«

Durch den §. 18 wird verordnet: »Bey Eintritt einer neuen Re»gierung dürfen jene Großen, welche vom vorigen Könige Würden und »Gnaden erhielten, derselben nicht beraubt werden, wenn sie nichts ver»brochen haben.«

Die Ausgabe des kastilianischen Textes des Fuero Juzgo, welche im Jahre 1600 zu Madrid erschien, enthält diesen ersten Titel (aus dem die bisherigen Anzeigen genommen sind); in den Ausgaben mit dem lateinischen Texte ist er weggelassen. Allein jene Ausgabe, bey der Alphons von Valladiego blos die Handschrift der Kirche von Toledo und noch eine mit dieser zusammengehaltene zu Rathe gezogen hatte, hat keine Variante, wogegen die spanische Akademie am Ende der Seiten nach dem kastilianischen Texte, selbst die geringsten Varianten, die aus den verschiedenen Handschriften entstehen, einschaltete. Diese Varianten erklären oft den Text, oft sind sie in Sprachhinsicht schätzbar.

Der vorzügliche Zweck der spanischen Akademie war, die alte kastilianische Sprache kennen zu lernen, und ohne Zweifel wird ihre Bemühung für jede künftige Forschung nach dem Ursprunge und der Bildung dieser Sprache von großem Nutzen seyn. Ich wenigstens gedenke die nützlichen Andeutungen dieser Ausgabe zu benützen. Sie enthält auch ein Wörterbuch aller schwierigern Ausdrücke sowohl im Latein des Mittelalters, als im Altkastilianischen.

Es ist der einhellige Wunsch aller Freunde der spanischen Literatur, daß die spanische Akademie gleichen Eifer, gleiche Sorgfalt und gleiche Mittel auf die Herausgabe des Canzonero und Romancero, dieser zwey berühmten Ueberreste altkastilianischer Literatur, verwenden möge.

Französische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans. September Oktober November.)

Traité des maladies des yeux, avec des planches coloriées, représentant ces maladies d'après nature; suivi de la description de l'oeuil humain, traduite du latin de S. T. Soemmering par A. P. Demours. Trois volumes in 8vo, et un in 4to. Paris 1818.

Dieses Werk des Herrn A. P. Demours ist das Resultat einer funfzigjährigen Praxis seines Vaters, und einer zwanzigjährigen des Verfassers selbst. Es ist in vier Theile abgetheilt. Der erste handelt von allen Krankheiten des Auges nach einer systematischen Klassifizirung derselben; der zweyte enthält eine Sammlung von Bemerkungen, die theils vom Verfasser, theils von seinem Vater herrühren; der dritte Theil die Beschreibung des menschlichen Auges, aus dem Lateinischen des Sömmering übersetzt; im vierten endlich folgen die Kupferstiche mit ihrer Erklärung.

Die beyden ersten Theile des Werkes, welche den zweyten und dritten Band desselben ausmachen, sind ein Auszug aus einer vom Vater des Verfassers in sieben großen Quartbänden hinterlassenen, und vom Verfasser selbst fortgesetzten Sammlung von [illegible], die ihnen während ihrer vieljährigen Praxis vorgekommen, sammt der von ihnen angewandten Behandlungsart. Daß unter diesen dreyhundert und vier Krankheits=Ge=

schichten manche für das Interesse der Wissenschaft minder wichtige, oder auch ganz unbedeutende, manche auch wiederholt erscheint, ist wohl leicht zu begreifen. Eine andere Unvollkommenheit dieser Theile des Werkes, die Beybehaltung der nun veralteten Kunstsprache, die zur Zeit seines Vaters gäng und gebe war, wird den Kenner weniger als den Anfänger in der Kunst beirren, und ist als ein Bestreben des Sohnes, den Bemerkungen seines Vaters nichts an ihrer Originalität zu benehmen, verzeihlich. Der vierte Band, welcher in groß Quart ist, enthält fünf und siebenzig Kupferstiche, und deren Erklärung. Die dreyzehn ersten sind aus Sömmerings Werke: Icones oculi humani, kopirt, die zwey folgenden geben eine Abbildung von den verschiedenen Instrumenten zum Behufe der Operationen in Augenkrankheiten, alle übrigen stellen die verschiedenen Krankheiten des Augapfels, sorgfältig nach Entwürfen des Hrn. Demours Vater gezeichnet und kolorirt, dar. Herr Laguiche hat diese Kupferstiche mit besonderem Fleiße ausgeführt. Am Ende des vierten Bandes ist das Portrait des Hrn. Demours Vater, und zur Einleitung des ersten Bandes dienen einige Notizen über das Leben und die Schriften dieses Akademikers.

Histoire de l'astronomie ancienne, par M. Delambre etc. Deux Volumes in 4to avec figures. Paris 1817.

Der Gang, den der berühmte Delambre in dieser Geschichte der Astronomie der Alten beobachtet, ist sehr einfach. Er trägt nämlich so getreu als möglich einen Auszug aus den astronomischen Schriften und Ueberlieferungen der verschiedenen Völker des Alterthums vor. Die zwey ersten Bände, die bisher erschienen, handeln nach dieser Methode von der Astronomie der Chaldäer, der Griechen, der Inder und der Chinesen. Sehr wahr bemerkt Herr Delambre zum voraus, daß eine bloße Sammlung von Thatsachen, wenn sie zerstreut, und nicht auf allgemeine Grundsätze zurückgeführt sind, den Namen einer wissenschaftlichen Behandlung nicht verdiene. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann der Verfasser nach einer sorgfältigen Prüfung alles desjenigen, was die Geschichte von den Chaldäern uns überlieferte, denselben keine wissenschaftliche Kenntniß der Astronomie zuschreiben, und er findet in ihrem so gerühmten Wissen, selbst in der Art, wie sie sechs Mondesfinsternisse in den Jahren 719 und 720 vor der christlichen Zeitrechnung beobachteten, und der von ihnen gefundenen Periode von zweyhundert drey und zwanzig Mondeswandlungen, oder der achtzehn Jahre, nach denen die Mondesfinsternisse ungefähr in derselben Ordnung wiederkehren, nichts, was nicht aus einem länger fortgesetzten Anblicke des Himmels ohne alle Hülfe von Geometrie oder strenger Astronomie sich ergäbe. Eben so wenig als den Chaldäern, schreibt Delambre den Aegyptern wissenschaftliche Kenntniß der Astronomie zu, und zeigt, daß die von ihnen auf empirischen Wege gefundene Bestimmung des Sonnendurchmessers zur Aequinoctialzeit, die Orientirung ihrer Pyramiden, die Eintheilung des Himmels in verschiedene Kreise, ihre Kenntniß der ekliptischen Sonnenbahn u. d. m. entweder nur problematisch, oder auch nur das Resultat der Zeit und einfacher Beobachtung des Himmels gewesen.

In der Darstellung der Astronomie der Griechen beginnt Delambre bey den Ideen über Astronomie des Herodot, Plato, Thales, Anaximander, Anaximenes, Pythagoras und der übrigen griechischen Philosophen, welche vor dem Eratosthenes und Hipparchus lebten. Auch hier findet er noch keine Spur von

mathematischer Astronomie, und bestätiget diese Ansicht durch Auszüge aus den zwey Abhandlungen des Autolycus über die Bewegung der Erdkugel und über das Auf= und Untergehen der Gestirne, dem ältesten schriftlichen Ueberreste der Griechen über Astronomie. Dasselbe gilt auch von dem zweyten Werke des Autolycus über den Auf= und Untergang der Gestirne. Der Verfasser geht dann zu einem Auszuge aus den Elementen des Euclides über. In diesen trifft man zwar eine geometrische Auseinandersetzung der Verhältnisse der Himmelskreise untereinander, und ebenfalls geometrische Regeln über die Verhältnisse des Auf- und Unterganges der Gestirne, übrigens aber auch keine Spur von Trigonometrie. Zuerst zeigt sich die Astronomie im Gedichte des Aratus über die Erscheinungen und Vorbedeutungen, aber noch herrscht große Unbestimmtheit in allen Angaben. Der Verfasser zergliedert dasselbe, so wie das spätere Werk des Arist-archus über die Größen und Entfernungen und die Schriften des Manethon, eines ägyptischen Priesters zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus. Hier endet die dunkle Kindheit dieser Wissenschaft, die durch Eratosthenes und Hipparchus einen neuen Schwung erhielt. Das Journal des Savans verspricht, dem Gange des Verfassers in der weiteren Geschichte der Astronomie bey den Griechen, Indiern und Chinesen in einem der folgenden Hefte zu folgen.

Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV, et sur les altérations qu'il éprouva pendant la vie de ce prince; morceau servant d'introduction à une histoire critique de la France, depuis la mort de Louis XIV; précédé de nouveaux Mémoires de Dangeau, contenants mille articles inédits sur les évènemens, les personnes, les usages et les moeurs de son temps, avec des notes autographes, curieuses et anecdotiques ajoutées à ces mémoires par un courtisan de la même époque: par P. E. Lémontey. Paris 1818.

Dieses Werk ist ein Supplement zu dem Abrégé des Mémoires von Dangeau, welche Frau von Genlis herausgegeben hat, und zu den Auszügen daraus, die Frau von Sartory bekannt machte. Es hat dreyerley Gegenstände, die Herstellung des Textes, wo derselbe in der Ausgabe vom Jahre 1817 verändert worden ist, Bekanntmachung mehrerer bisher nicht herausgekommenen Artikel, und Beyfügung von Noten eines Zeitgenossen zu einer Abschrift der Memoires des Dangeau.

Der hergestellten Textes=Stellen sind vier und vierzig, deren Unrichtigkeit größtentheils in der Verschiedenheit der Handschriften dieser Memoires ihren Grund hat. Wichtiger, als diese Verbesserung des Textes, ist die Bekanntmachung von tausend neuen Artikeln, welche zwar nicht zu entscheidenden historischen Resultaten führen, aber im Ganzen interessanter sind, als alle bisher bekannt gewordenen Auszüge aus den Memoires des Dangeau. Sie betreffen Handlungen der obersten Macht, Verbannungen, Verhaftsbriefe, geistliche Angelegenheiten und einige Thatsachen, welche auf die Literargeschichte Bezug haben. Noch interessanter aber sind die diesen neuen Artikeln beygefügten Noten eines Kommentators, dessen zwar nachläßige, aber beißende uud zuweilen kräftige Schreibart einen Hofmann verräth, der an Umsicht und Thätigkeit, aber auch an Leidenschaft, Dangeau übertrifft. Wer dieser gewesen, konnte Herr Lémontey nicht ergründen. Die Züge seiner Handschrift sind von allen jenen verschieden,



deren Briefe oder Memoires uns bekannt geworden. Er schildert mit großer Freymüthigkeit mehrere berühmte Männer jener Zeit, wie Montansier, Pussort, Vauban, Mansard, La Fare, Villeroy, den Kardinal von Janson, den Bischof von Bayeux ꝛc. ꝛc. Bey dieser neuen Bearbeitung der Memoires des Dangeau vermißt man nur, was auch frühere Bearbeiter nicht lieferten, eine genaue Angabe des Zustandes und der Anzahl der Handschriften, und des Grades ihrer Glaubwürdigkeit. An die neue Bearbeitung dieser Memoires schließet Herr Lémontey eine andere Abhandlung an, welche durch die Neuheit der Ansichten sowohl als durch das Charakteristische der Schreibart alle Aufmerksamkeit verdient. Er arbeitet nämlich schon mehrere Jahre an einer kritischen Geschichte der Regierung Ludwig XIV. und XV., und schickt diese allgemeinen Betrachtungen über die Regierung Ludwig XIV. als eine Einleitung zu diesem Werke voraus. Sie zerfallen in zwey Haupttheile. Im ersten sucht der Verfasser zu zeigen, wie dieser König zuerst in Frankreich eine absolute und unbeschränkte Monarchie gründete; im zweyten setzt er die Aenderungen auseinander, welche dieses System vom Jahre 1683 bis zum Jahre 1715 erlitt. Die Gründe, aus welchen die so schnelle Gründung und das eben so schnelle Zusammenstürzen monarchischer Allgewalt in Frankreich erklärbar wird, findet Herr Lémontey in dem französischen Nationalcharakter, als dessen Grundzüge er Geselligkeit, Unbeständigkeit und Stolz auszeichnet. Die hauptsächliche Größe Ludwig XIV. findet er in den Handlungen seiner inneren Verwaltung. Das monarchische System dieses Fürsten erkläret er also: »ein absolutes und kostspieliges Königthum, strenge gegen das Volk, feindlich gegen das Ausland, gestützt auf das Heer, auf die Polizey, auf den Ruhm des Königs, und gemäßigt durch die Gerechtigkeit des Monarchen, durch die Weisheit seiner aus allen Klassen gewählten Räthe, und durch das Bedürfniß, die Zahl und das Vermögen seiner Unterthanen zum Behufe des Krieges und der Auflagen zu schonen.« Der zweyte Theil dieser Abhandlung entwickelt den schnellen Verfall dieses Systems absoluter Monarchie in Frankreich mit seinen Gründen. Schon in der zweyten Periode der Regierung Ludwig XIV. unterscheidet der Verfasser ein zweyfaches französisches Volk, ein von Colbert und ein von Louvois gebildetes, das erstere arbeitsam, sparsam, jung und voll von Hoffnung, in der Aufklärung und dem Gefühle seines Werthes vorwärts schreitend, das andere träge und verschwenderisch, aufgebläht durch die Vergangenheit, und seinen Verfall nicht ahnend. Die Widerrufung des Ediktes von Nantes erscheinet Herrn Lémontey als eine der unglücklichsten Maßregeln aus der Regierung Ludwig XIV. Der Styl dieses historischen Versuches ist ausgezeichnet, kraftvoll, frey von allen Gemeinplätzen, von jeder Einmischung fremdartiger Abschweifungen, durchgehends lichtvoll und ohne Anmaßung. Den Band, welcher der Gegenstand der gegenwärtigen Anzeige ist, schließen einige Aktenstücke über das Abenteuer des Balthasar von Fargues, und die Bemühungen Ludwig XIV., zum deutschen Kaiser gewählet zu werden.

Observations sur la langue et la littérature Provençales, par A. W. Schlegel. Paris 1818, *in* 8. *)

Als ich es unternahm, die Liebhaber unserer alten Literatur mit den in so tiefem Dunkel verborgenen Denkmälern derselben näher bekannt zu machen, und zu diesem Ende eine Sprachlehre der Troubadour-Sprache herausgab, zugleich auch eine Auswahl ihrer Dichtungen mit einem romanischen Glossarium ankündigte, so konnte ich doch zu meiner Ermuthigung keine Hoffnung mit minderem Grunde hegen, als diese, daß ich, vorzüglich außerhalb Frankreich, Männer treffen würde, denen es weder an Einsicht noch Geduld gebräche, meine Arbeit im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen zu prüfen, und mit voller Sachkenntniß und Unparteylichkeit zu beurtheilen. Kaum aber hatte ich meine zwey Sprachlehren herausgegeben, als ich Gelegenheit erhielt, in Herrn August Wilhelm von Schlegel durch mehrere Gespräche mit ihm einen befugten Richter in dieser Sache zu erkennen. Er hatte sich durch lange Studien über denselben Gegenstand eine genaue Kenntniß mehrerer Handschriften verschafft, in welchen Werke der Troubadours enthalten sind, und sammelte Materialien zu einem ausgedehnteren Werke, als das meinige. Ich will seine eigenen Worte über diesen Gegenstand anführen: »Ich hatte seit mehreren »Jahren die Materialien zu einem historischen Versuche über die Bildung »der französischen Sprache gesammelt; nun bin ich erfreut, daß man mir »zuvorgekommen ist. Die Untersuchungen des Herrn Raynouard ha»ben mir viel Licht verschafft. Sie benehmen zwar meinen Beobachtungen »den Werth der Neuheit, machen sie aber doch vielleicht nicht ganz über»flüßig; denn ich gedenke, den Gegenstand in größerer Ausdehnung »zu behandeln, und wo möglich eine Geschichte aller Sprachen zu liefern, »welche gleichzeitig und auf einander folgend in Gallien und in den Län»dern zwischen den Pyrenäen und dem Rheine gesprochen wurden.«

Das gegenwärtige Werk desselben von zwar nur 122 Seiten, enthält dennoch im Allgemeinen die interessantesten Ansichten, und in den einzelnen Theilen die schätzbarsten Beobachtungen; vor allem aber darf man sich von den gelehrten und scharfsinnigen Nachforschungen des Verfassers neues Licht über diesen so anziehenden Theil unserer alten vaterländischen Literatur versprechen.

Herr von Schlegel schickt seinen Untersuchungen über die Sprache und Literatur der Troubadours höhere Prinzipien über Grammatikal-Philologie voraus. Die Sprachen, sagt er, sind von dreyerley Art: Sprachen ohne allen grammatikalischen Bau, Sprachen mit dem Gebrauche von Affixis (Anhängesylben) und Sprachen mit inflexions (Biegungslauten). Die erste Klasse von Sprachen hat nur Wörter von einerley Gattung, ohne Abänderungen, ohne Abwandlungen, sie kennt keine abgeleiteten, keine zusammengesetzten Wörter; die ganze Syntaxis derselben besteht darin, die unveränderlichen Redetheile neben einander zu stellen. So ist, wie Herr von Schlegel sagt, die chinesische Sprache, aber ich besorge, daß er in dieser Hinsicht nur einem alten literarischen Vorurtheile folge.

Der unterscheidende Charakter der Sprachen der zweyten Art, welche Affixa gebrauchen, bestehet darin, daß diese Affixa, an andere Wörter geknüpft, dazu dienen, Verhältnisse und Nebenbegriffe auszudrücken, und

*) Ungeachtet die Jahrbücher eine eigene Beurtheilung dieses Werks liefern, glauben wir dennoch diese von Herrn Raynouard herrührende Anzeige, ihrer Wichtigkeit wegen, nach ihrer ganzen Ausdehnung aufnehmen zu sollen.

doch auch einzeln und für sich einen vollständigen Sinn haben. Nach des Verfassers Meinung scheinen alle amerikanischen Landessprachen zu dieser zweyten Klasse zu gehören. Zu dieser Meinung mag ihn das Resultat der gelehrten Nachforschungen des berühmten Alexander von Humboldt bestimmt haben, der in der Beschreibung seiner Reise nach den Aequinoctial=Regionen der neuen Welt die eigenthümliche Natur dieser Sprachen zeigte. In dieselbe Klasse scheinet Herr von Schlegel auch die baskische Sprache zu setzen, welche er für einen Ueberrest der Ursprachen des alten Europa hält. Bekanntermaßen hat Herr von Humboldt der ältere eine sehr merkwürdige und anziehende Abhandlung über diese Sprache im Deutschen geschrieben.

Die dritte Klasse von Sprachen endlich, welcher nach seiner Meinung der erste Rang gebührt, bilden die Sprachen mit inflexions (Biegungslauten). Die wunderbare Kunst im Baue dieser Sprachen besteht darin, daß sie eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von Wörtern darbieten, und die Verbindung der durch diese Wörter ausgedrückten Begriffe bezeichnen, und dieses mittels einer sehr geringen Anzahl von Sylben, welche, für sich betrachtet, keine Bedeutung haben, doch aber den Sinn des Wortes, dem sie beygefügt werden, mit Bestimmtheit darstellen. Durch Modificirung der Wurzelbuchstaben, und durch Hinzufügung von Ableitungssylben zu den Wurzeln werden in diesen Sprachen abgeleitete Wörter verschiedener Art, und wieder abgeleitete von abgeleiteten gebildet; um zusammengesetzte Begriffe auszudrücken, werden Wörter aus verschiedenen Wurzeln zusammengefügt; sie haben Abänderungen, Abwandelungen ꝛc. ꝛc. Diese Sprachen mit Inflexionen theilen sich wieder in zwey Unterarten, welche der Verfasser synthetische und analytische Sprachen nennt. Die analytischen sind an den Gebrauch des Artikels vor den Hauptwörtern und der persönlichen Fürwörter vor den Zeitwörtern gebunden, sie bedürfen der Hülfszeitwörter, bedienen sich der Vorwörter statt der Endungslaute und der Nebenwörter, um die Vergleichungsstufen auszudrücken ꝛc. ꝛc., während die synthetischen Sprachen aller dieser Hülfsmittel entbehren. Der Verfasser gesteht, daß man nicht bis zum Ursprunge dieser synthetischen Sprachen zurückgehen kann, und denket, daß die analytischen neueren Ursprunges, und daß diejenigen aus ihnen, welche wir kennen, sämmtlich aus der Zersetzung der synthetischen Sprachen entstanden sind; aber er gibt zu, daß die Bestimmung der Grenzen zwischen diesen beyden Klassen von Sprachen schwierig sey.

Die griechische und lateinische Sprache sind Muster der synthetischen Gattung, und die heilige Sprache der Indier ist noch wesentlicher und strenger synthetisch. Unter den europäischen Sprachen haben die französische und englische eine ganz analytische Sprachlehre. Die deutschen Sprachen bilden eine Zwischenklasse: synthetisch in ihrem Ursprunge, und mit einem noch immer erhaltenen Vorherrschen des synthetischen Baues neigen sie sich doch sehr zu den analytischen Formen.

Herr von Schlegel behauptet, daß der Uebergang vom synthetischen Systeme zum analytischen mit Schnelligkeit geschieht, wenn sich in einem eroberten Lande zwischen der Sprache der Eroberer und jener der alten Bewohner Streit erhebt: aus dem länger fortgesetzten Streite der zwey Idiome, und aus der endlich erfolgten Vermischung der Sprachen und Völker sind im mittäglichen Europa die provenzale, französische, italienische, spanische und portugiesische Sprache, im nördlichen aber die englische hervorgegangen. Herr v. Schlegel vergleichet die alten und neueren Sprachen so passend und glücklich mit einander, daß ich seine Meinung ohne



alle Abkürzung hier vortragen zu müssen glaube: »Ein glänzender Vortheil »der alten Sprachen ist ihre große Freyheit in Versetzung der Worte. Der »Logik war Genüge geleistet, die Klarheit der Rede durch wohlklingende und »betonte Inflexionen gesichert; nun konnte der beredte Prosaiste, der begei»sterte Dichter durch unendliche Abwechslung im Ausdrucke, und durch »besonders geschmackvolle Verflechtung der Worte mit immer neuem »Reize Phantasie und Gefühl ergreifen. Die neueren Sprachen entgegen »sind strenge an den logischen Gang gebunden; denn da sie einen Theil »der Inflexionen verloren haben, so sind sie genöthigt, die Verhältnisse »der Begriffe durch den Platz selbst anzudeuten, welchen die Wörter im »Satze einnehmen. So ist eine unzählige Menge von Inversionen, die »in den alten Sprachen gäng und gebe waren, ganz unmöglich geworden, und »auch die kleine Anzahl derselben, welche noch anwendbar sind, dürfen »nur mit großer Mäßigung gebraucht werden, weil sie, dem allgemeinen »Systeme zuwider laufend, leicht als gezwungen und anmaßend erschei»nen. Die neueren Sprachen unterscheiden aus Mangel von Declinatio»nen den Nominativ von den übrigen Endungen (das sujet vom régime) »dadurch, daß sie dieselbe entweder vor, oder nach dem Zeitworte setzen. »Die alten dagegen setzten den régime vor das Zeitwort, und das Zeit»wort vor dem Nominativ, und dieß in der gewöhnlichsten Umgangssprache »eben so wohl, als in dem erhabensten Style. Die Iliade, die Odyssee »des Homer, und die Annalen des Tacitus fangen alle sogleich mit »einer Inversion an, welche eben so natürlich, als in jeder analytischen »Sprache unnachahmlich ist.«

Nach diesen Vorbegriffen, geht der Verfasser zur Provenzalsprache selbst über, von welcher er als ein Mann von Einsicht spricht, der durch tiefes Studium und eindringenden Scharfsinn die unschätzbaren Vortheile ersetzt, welche anderen Gelehrten der stete Gebrauch dieser seit der Zeit der Troubadours wenig veränderten Sprache gewähret. Ich will hier nicht anführen, was Herr v. Schlegel über die romanische Sprache und über die von mir herausgegebenen Sprachlehren sagt. Der Beyfall, den er mir im Allgemeinen schenkt, ist für mich schmeichelhaft; nicht minder sind es die kritischen Bemerkungen, die er zuweilen macht; denn einerseits ist es meine Arbeit, welche zu denselben die Veranlassung gab, und andererseits erkenne ich in ihnen mit Vergnügen einen Sprachforscher, der in seinen Gegenstand tief eingedrungen ist. Die Verschiedenheit unserer wissenschaftlichen Meinungen muß zu Erörterungen führen, welche für die Wissenschaft nur nützlich seyn können. Ich will unter diesen Erörterungen vor der Hand nur eine herausheben, bey der das sich ergebende Resultat an den Grundsätzen und Regeln der romanischen Sprache nichts ändert, und die doch von grammatikalischem Interesse ist. Sie betrifft die Untersuchung der Frage, ob es eine romanische Ursprache gab, die zwischen der lateinischen und dem Provenzalen, Französischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen in der Mitte stand, oder ob diese verschiedenen Sprachen sich ohne Hülfe eines gemeinschaftlichen Typus gebildet haben! Ich erkläre mich für die Allgemeinheit der romanischen Ursprache, wobey ich jedoch zugebe, sie sey von jedem dieser Völker allmählich und so modificiret worden, daß daraus diese verschiedenen Landessprachen entstanden. Herr v. Schlegel entgegen glaubt, die Annahme dieser Zwischensprache widerspreche den Analogien, die man in der Geschichte der Sprachen wahrnehme.

Ich halte es daher für geziemend und selbst für nützlich, die Gründe meiner Meinung anzugeben. Ich habe fünf Landessprachen gefunden,

welche in den allgemeinen Grundsätzen übereinstimmen, und sich nur in einigen Gegenständen der genaueren Ausführung, großentheils nur in Inflexionen (Biegungslauten) unterscheiden. Ich habe daraus geschlossen, daß sie aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sind, und es schien mir weit wahrscheinlicher, daß fünf Landessprachen von gleicher Grundlage, und alle aus der Verderbung der lateinischen hervorgegangen, von deren Formen sich beynahe keine Spur mehr in ihnen findet, von einem einzigen gemeinschaftlichen Typus abgeleitet seyen, als daß sich jede derselben ihren eigenen, und alle denselben Typus gebildet haben sollten. Ich nenne hier Typus (Grundcharakter) dieser Landessprachen den Inbegriff der Fügungen und Regeln, aus welchen die Ablegung der Ausgänge der lateinischen Casus, der Gebrauch der Vorwörter, um die Stelle der Endungen zu vertreten, die Bildung und Anwendung der Artikel, die Zulassung der Hülfswörter Haben und Seyn, die eigenthümlichen Bildungen in den Abwandlungen, als z. B. die unbestimmte Art mit dem immerwährenden Ausgange in re oder r, die künftige Zeit, gebildet durch die unbestimmte Art mit Beyfügung der gegenwärtigen Zeit des Zeitwortes Haben, die bedingt zukünftige, ebenfalls gebildet durch die unbestimmte Art mit Beyfügung des unterscheidenden Ausganges der halbvergangenen Zeit von demselben Hülfszeitworte Haben, die Bildung der Nebenwörter durch den Ausgang in ment, die Modifikation der übrigen Nebenwörter, Vorwörter und Bindewörter nach allgemeinen und gleichförmigen Regeln, und noch viele andere gleiche Zusammensetzungen und ihnen allen gemeinsame Spracheigenheiten hervorgegangen sind.

Behauptet man, das jedes von den Völkern, deren Landessprache die Fortsetzung der romanischen Ursprache zu seyn scheint, seine Landessprache abgesondert bearbeitet, und aus dem verdorbenen Latein nach Grundsätzen, welche bey allen diesen Völkern dieselben bleiben, eine abgesonderte Landessprache gebildet habe, so muß man ohne weiters gestehen, daß der Zufall allein nicht im Stande war, diese literarische Erscheinung hervorzubringen, und dann ist man genöthigt zu behaupten, daß alle diese Völker von einem gleichen Instinkte, einem natürlichen Gefühle beseelt waren, welches in seiner Anwendung auf dieselbe Geistesbeschäftigung durchgehends gleiche Resultate herbeyführen mußte. Vielleicht wird man sagen, daß der Zustand von Entwürdigung, in dem sich die lateinische Sprache befand, unvermeidlich diese synthetische Sprache in eine analytische verwandeln mußte, und daß durch die Natur der verdorbenen lateinischen Sprache selbst die Art der Umwandlung unwiderruflich bestimmt war. Es scheinet mir aber leichter, derley Gründe aufzustellen, als ihnen Eingang zu verschaffen. Wahrlich, welche und wie viele Glücksfälle hätte es gebraucht, um bey Zusammensetzung von Landessprachen aus den Trümmern der lateinischen Sprache in Spanien, Frankreich und Italien zu denselben Resultaten zu gelangen!

Die lateinische Sprache hatte Casus (Endfälle), die neueren Landessprachen verwerfen sie. Jene hatte keine Artikel: diese lassen sie nicht nur zu, sondern erschaffen sie, und zwar alle dieselben Artikel. Ich erwähne nichts von der Anwendung der Vorworter de und ad, die sich von selbst darbot, aber ich will auf die Anwendung dieser Vorwörter bey den Artikeln selbst aufmerksam machen. Ich übergehe mit Stillschweigen den Gebrauch und die Bildung der persönlichen, zueignenden und beziehenden Fürwörter ɩc., der Vergleichungs=, Bey= und Nebenwörter, deren fast durchgängige Gleichförmigkeit in Erstaunen setzen würde, selbst, wenn diese Sprachen keine andere Aehnlichkeit hätten; was soll man aber den=



ken von der Bildung der Abwandlungen, von den Unregelmäßigkeiten selbst, in diesen Sprachen, deren eine durch die andere erkläret wird; von diesen ihnen gemeinsamen Hülfszeitwörtern Haben und Seyn, von dieser Anwendung des Zeitwortes Haben zur Bildung der künftigen und bedingt künftigen Zeit; vom Abgange der leidenden Bedeutung, die das Zeitwort Seyn ersetzt! Wenn man alle diese Verhältnisse und Aehnlichkeiten erwägt, kann man sich der Vorstellung erwehren, daß alle diese Sprachen einen Urtypus hatten, der diesen verschiedenen Völkern mitgetheilt wurde?

Aber wann und wo hat sich dieser gemeinschaftliche Typus gebildet, aus dem diese romanische Ursprache entstand? Statt diese Frage aufzulösen, will ich folgende Thatsachen darlegen. Die Länder, in denen die verschiedenen Idiome der lateinischen Sprache entstanden, wurden in zwey aufeinander folgenden Epochen von zwey Mächten besetzt, unter deren Herrschaft die Sprache allen gemeinsam werden konnte, von den Gothen im sechsten, und von Karl dem Großen im achten Jahrhunderte. Man kann annehmen, daß in der Periode von einer Epoche und einer Herrschaft zur andern die Ursprache entstand, oder wenigstens sich verbreitete, und dann in der Folge von jedem Volke modificiret wurde. Die auffallenden Aehnlichkeiten nöthigen uns, einen gemeinschaftlichen Typus anzunehmen, mehr aber noch, als die zahlreichen Gleichförmigkeiten, setzt mich der Abgang aller Unähnlichkeiten in Erstaunen. Hätte jedes Volk seine Sprache für sich gebildet, so würde ohne Zweifel manche dieser Sprachen mehrere wesentliche und unentbehrliche Formen enthalten, die in den übrigen sich nicht fänden, z. B. Beybehaltung der leidenden Bedeutung, wie bey den Lateinern. Ich kann hier nur Vernunftgründe anführen, aber in dem fünften Bande der Sammlung, die ich unter dem Titel: »Auswahl von Dichtungen der Troubadours herausgebe, gedenke ich, eine Darstellung der Uebereinstimmungen der verschiedenen Landessprachen zu liefern; sie sind zahlreich und charakteristisch, und je weiter man zu den ältesten Denkmälern jeder Sprache hinaufsteigt, desto auffallender werden die Aehnlichkeiten, ein Umstand, der meine Meinung nicht wenig unterstützt. Herr v. Schlegel trachtet, die Meinung einiger Gelehrten zu widerlegen, welche behaupteten, die Provenzal-Poesie sey aus der Nachahmung der Poesie der Araber in Spanien entstanden. Andrés hatte sogar den Anfang der Provenzal-Poesie auf das Jahr 1085 gesetzt, wo nach seiner Behauptung bey der Einnahme von Toledo die Ritter aus dem mittäglichen Frankreich mit der Dichtkunst der Mauren bekannt wurden. Herr v. Schlegel setzt dieser Hypothese das Gedicht über Boethius in romanischen Versen entgegen, welches offenbar älter ist, als das Jahr 1000, und welches von allen Gelehrten, die über das Alter desselben ihre Stimme zu geben hatten, für so alt erkannt wurde. Ich gebe dieses kostbare auf uns gelangte Bruchstück ganz heraus, und will diesem faktischen Beweise des Herrn v. Schlegel für das Alter romanischer Verse noch einen geschichtlichen Beweis beyfügen, den ein gültiges Dokument gewährt, welches dem Leben des heiligen Adhalard, Abtes von Corbie, der im Jahre 826 starb, beygefügt ist. Paschasius Ratbert, der selbst im Jahre 865 starb, führet eine Ekloge an, in welcher die romanischen und lateinischen Dichter zugleich eingeladen werden, die Tugenden des Adhalard zu preisen.

Rustica concelebrent Romana latinaque lingua
Saxo qui, pariter plangens, pro carmine dicat:
Vertite huc cuncti, cecinit quam maximus ille
Et tumulum facite, et tumulo superaddite carmen.

(Acta SS. ord. S. Bened. saec. 4. Pars 1. pag. 340.)

Aus dieser Stelle erhellet, daß es zur Zeit des ältesten Denkmals in romanischer Sprache, nämlich der so oft angeführten Eidschwüre vom Jahre 842, Verse in romanischer Sprache gab.

Herr v. Schlegel ist bey seiner Prüfung der von mir in Zwischenzeilen eingeschalteten Uebersetzung der in der Sprachlehre der Troubadours=Sprache vorkommenden Beyspiele in Hinsicht des Sinnes einiger Worte mit mir nicht einverstanden *); aber ich behalte mir vor, in dem Wörterbuche der romanischen Sprache, welches ich herausgeben werde, die Gründe zur Rechtfertigung meiner Uebersetzung, oder die Verbesserung derselben zu liefern, wenn ich Herr v. Schlegels Bemerkungen gegründet finden werde. Eben so werde ich die Gründe darlegen, warum ich beym Abdrucke des Textes der Gedichte der Troubadours keine orthographischen Accente anbrachte, sondern ihn so lieferte, wie er in den Handschriften ist, ein Benehmen, welches Herr v. Schlegel nicht billigt.

Ich habe es bereits gesagt, und ich glaube es wiederholen zu müssen; das Werk des Herrn v. Schlegel besitzt mehrere Vorzüge; es würde mich in Erstaunen gesetzt haben, hätte ich nicht schon gewußt, welche umfassende Gelehrsamkeit der Verfasser mit Scharfsinne verbindet. Er schließt sein Werk mit folgender Stelle, welche man mir erlauben wird,

---

*) Ich glaube inzwischen, wenigstens ein Beyspiel meiner Uebersetzung anführen zu müssen, welcher Herr v. Schlegel nicht beystimmet. Dieß sind seine eigenen Worte: »Herr Raynouard übersetzt beständig lausengier »und lausenjador durch lästersüchtig: inzwischen können diese Worte nach »ihrer Bildung nichts anderes bedeuten, als Schmeichler, im Provenzalen »lauzar louer etc.

Ohne Zweifel kann man glauben, daß lausenjador so viel als Schmeichler bedeute, wenn man nur auf die Wurzel, laus Lob, sieht; doch wäre noch zu untersuchen, ob enjador nicht ein verneinender (privativer) Ausdruck sey, aber ohne diese etymologische Frage zu erörtern, könnte ich es anders als mit lästersüchtig übersetzen, wenn der Sinn nicht bloß in einer, sondern in allen Stellen darauf hindeutete! Ich führte unter andern in der romanischen Sprachlehre S. 44 folgende Verse an:

Als durs, crus, cozens lausengiers
Enuios, vilans, mal parliers
Dirai un vers que m'ai pensat.

(D. i. Aux durs, grossiers, cuisans médisans
Ennuieux, vilains, mal parlans,
Je dirai un vers que j'ai pensé.)

Lausengiers in Begleitung des Beywortes cuisans (beißend) konnte man es mit Schmeichler übersetzen? Unter mehreren Beyspielen, durch welche ich den Gebrauch dieses Wortes in dem angedeuteten Sinne bewähren könnte, will ich nur folgende Verse anführen.

Aisso conosc ben dels lauzenjadors
Quan mi cugeron far mal m'an fait be,
E gracisc lor de la mala merce,
Quar suy de lieys estors et escapats
Guillaume Adhemar (non potesser).

(D. i. Cui je connois bien des médisans,
Quand ils me crurent faire mal m'ont fait bien,
Et leur sais gré de leur mauvaise merci
Car je suis d'elle délivré et échappé.)

Man sieht, daß der Dichter den Lästersüchtigen danket, weil sie ihm die Freyheit verschafften, indem sie bewirkten, daß seine Schöne ihn verabschiedete.

Ich könnte ähnliche Aufklärung auch noch über andere Bemerkungen des Herrn v. Schlegel ertheilen, ich werde aber Gelegenheit haben, sie unmittel= oder mittelbar in meinem Werke zu liefern.

anzuführen, weil ich sie viel mehr für eine Aufmunterung zur Fortsetzung, als für ein Lob meiner bisherigen Arbeiten, für die romanische Sprache betrachte, so daß daraus nützliche Folgen für diese Arbeiten selbst entspringen können.

»Die Unternehmung des Herrn v. Raynouard soll alle gelehrten »Vorsteher von Bibliotheken, in denen etwa eine bisher unbekannte Hand»schrift zu finden wäre, bestimmen, hierüber Nachforschungen anzustellen. »Man kann eine Provenzal=Handschrift nicht besser benützen, als durch »Mittheilung an den Herausgeber der Troubadours.«

Essais historiques sur le Béarn, par M. Faget de Baure. Paris 1818.

Schon der berühmte Petrus de Marca hinterließ eine gelehrte Geschichte des Bearn, welche aber nicht über das dreyzehnte Jahrhundert hinausreicht, und, als ein vor dem Jahre 1640 erschienenes Werk, bey vielen Vorzügen auch manche Unvollkommenheiten jenes Zeitalters an sich trägt. Herr Faget de Baure liefert nun eine Geschichte dieses Landes mit mehr Kürze, Vollständigkeit und Methode. Auch seine Geschichte erstreckt sich nur bis zur Thronbesteigung Heinrich IV., weil von dieser Epoche an die Geschichte Bearns, an jene Frankreichs, dem es einverleibt worden war, geknüpft, nichts enthält, als das traurige Gemälde von Religions=Zwistigkeiten, oder die uninteressanten Berichte einer Lokal=Administration.

In der Einleitung zu diesem Werke sind die Resultate aller Untersuchungen über den ältesten Zustand dieses Landes, und über die Revolutionen, deren Schauplatz es von Julius Cäsar an bis zum neunten Jahrhunderte war, zusammengestellt. Von diesem Zeitpunkte an unterscheidet der Verfasser fünf regierende Häuser im Bearn; das erste nennt er das Haus von Bearn oder von Clovis, die übrigen sind die Häuser Moncade, Foix, Albret und Bourbon. Herr Faget de Baure leitet die Vicomtes von Bearn nach einer Urkunde Karl des Kahlen für das Kloster der Jungfrau Maria zu Alaon von den merovingischen Königen ab. Diese Dynastie erlosch im Jahre 1173, und die Bearnenser bedienten sich des Rechts, sich einen König zu wählen. Ihre Wahl fiel auf zwey noch in der Wiege liegende Zwillingssöhne eines katalanischen Großen, wovon sie den einen zu ihrem künftigen Beherrscher ersahen. So kam das Haus Moncade zur Regierung im Bearn. Nach vier Regenten aus diesem Hause, dessen letztes männliches Glied im Jahre 1290 starb, kam nach langen Streitigkeiten die Herrschaft an Rüdiger Bernhard Grafen von Foix, den Gemahl einer Tochter des letzten Regenten aus dem Hause Moncade. Die Periode des Geschlechtes Moncade schließt der Verfasser mit einer sehr merkwürdigen systematischen Darstellung der Gesetze, Gewohnheiten, Civil= und Criminal=Richtersprüche, der Finanzen und inneren Verwaltung des Bearn im dreyzehnten Jahrhunderte.

Unter den Grafen von Foix, welche in Bearn herrschten, war Gaston der Zehnte, auch Gaston Phöbus genannt, der berühmteste. Der Verfasser liefert aber nur die Geschichte seines Lebens und seiner Regierung in Auszügen aus dem Geschichtschreiber Froissard. Mit dem im Jahre 1483 plötzlich in frühester Jugend verstorbenen Grafen Franz Phöbus erlosch das Geschlecht der Grafen von Foix und Katharina, Schwester des Franz Phöbus, welche auch die Krone

von Navarra und die ganze Erbschaft der Grafen von Foix besaß, gab in Johann d'Albret, dem sie in Folge eines Beschlusses der Stände von Bearn ihre Hand reichte, dem Lande einen neuen Regentenstamm. Johanna, eine Tochter Heinrichs von Albret, und Enkelin jenes Johann von Albret, brachte durch ihre Vermählung mit Anton von Bourbon die oberste Herrschaft in Bearn an das Haus Bourbon. Aus dieser Ehe entsprang Heinrich, der sich selbst den Bearnenser nannte, und in der Folge unter dem Namen Heinrich IV. den Thron von Frankreich bestieg. Ohne sich näher in die Geschichte dieses so merkwürdigen Prinzen einzulassen, beschränkt sich der Verfasser auch in diesem letzten Zeitraume der Geschichte von Bearn, wie in den früheren, auf die Darstellung der Gesetze, der politischen Gewohnheiten und der Regierungsformen des Landes. Alles, was nicht auf diese Gegenstände Bezug hat, ist mit der äußersten Kürze, zuweilen selbst in der trockenen Gestalt eines chronologischen Verzeichnisses von eigenen Namen und Jahrzahlen abgehandelt. Die Schreibart ist rein und zierlich. Von ihr und dem Geiste des Verfassers kann folgender kurze Ueberblick, den er über die ganze Geschichte von Bearn macht, einen Begriff geben: »Sechzehn Fürsten haben von Gaston de Moncade bis auf Heinrich von Bourbon in Bearn geherrscht. Die Dauer ihrer Regierung umfaßt vier und ein halbes Jahrhundert. In diesem langen Zeitraume hat kein Feind die Grenzen von Bearn überschritten; nur ein Einfall geschah in dem bürgerlichen Kriege unter der Königin Johanna, einem Kriege, der selbst auch in der Entstehung erstickt wurde. Man nehme dieses Jahr aus unseren Annalen, und man wird in ihnen nichts finden, als ununterbrochenen Frieden. Aber noch mehr; unsere Annalen gewähren eine in der Geschichte der Regierungen einzige Erscheinung. Sechzehn Fürsten haben in demselben Lande durch vier und ein halbes Jahrhundert geherrschet, ohne den geringsten Eingriff in die Privilegien desselben zu versuchen. So verschieden ihr Charakter, so verschieden ihre Lage seyn mochte, in Mitte des Unglücks und im Schooße des Ruhmes, unter den Lockungen der Macht und unter den Rathschlägen dringender Noth haben sie nie im Geringsten die Freyheit ihrer Unterthanen zu schmälern versucht.

Mémoires de l'Institut Royal de France, classe d'histoire et de littérature ancienne. Tomes 3 et 4. Paris 1818.

Nach dem Verlaufe zweyer Jahre erscheint dieser dritte und vierte Band von den Memoires der französischen Akademie, welcher die Arbeiten derselben bis zum Jahre 1812 umfaßt. Da jeder Denkschrift nur nach zweymaliger Vorlesung und strenger Prüfung die Ehre zu Theil wird, unter die gedruckten Verhandlungen der Gesellschaft aufgenommen zu werden, so finden sich unter denselben nur gediegene, besonderer Aufmerksamkeit würdige Ausarbeitungen.

Der dritte Band beginnt, wie gewöhnlich, mit Auszügen aus jenen Abhandlungen, welche der Raum nicht gestattete, ihrem ganzen Inhalte nach in die Sammlung aufzunehmen. Unter diesen sind besonderer Beachtung würdig, eine Untersuchung über die Pharmaceutria oder die Zauberin des Theocritus, vom sel. Levesque, worin der Vorzug der griechischen Idylle vor der lateinischen Nachahmung des Virgilius gezeigt wird; die Untersuchungen des Brial zur Verständniß des fünften Briefes des Ivo von Chartres; zwey andere Auszüge

desselben Verfassers, der eine ein Vorschlag zu einer neuen Ableitung des Namens Capets, Stammvaters der dritten französischen Dynastie, der zweyte eine Widerlegung der allgemein angenommenen Meinung, daß die Säulen mit einem darüber stehenden Kreuze, welche vor der Revolution auf dem Wege zwischen Paris und St. Denis standen, vom Könige Philipp dem Kühnen zum Andenken an die Uebertragung der Gebeine des h. Ludwig errichtet worden seyen, um die Haltungspunkte des Begleitungszuges anzuzeigen; ferners zwey Stücke des berühmten, den Wissenschaften zu früh entrissenen Herrn M. Visconti, wovon eines ein in Sicilien gefundenes gemaltes Gefäß mit den Worten: ΔΕΧΕ, ΤΕΡΕ, ΠΑΕΟ, welche Herr Visconti so übersetzt: Genießet, Bewahret, Besitzet, zum Gegenstande sehr gelehrter kritischer Untersuchungen macht, einiger Auszüge von Herrn Mongez, eines Berichtes von Sylvester de Sacy über die Nachsuchungen in den Archiven von Genua u. dgl. nicht zu erwähnen. Unter den vollständigen Abhandlungen beschäftigt sich die erste mit der Untersuchung des Ursprunges der lange in Zweifel gezogenen Verehrung, welche die Drusen der Figur eines Kalbes erwiesen, und hat ebenfalls Herrn de Sacy zum Verfasser. Derselbe geht zu diesem Ende zur Entstehung dieser Sekte und zu ihrem Stifter, dem grausamen und aberwitzigen Hakem, zurück, dessen Name die Annalen des Islamismus befleckt. Er zeigt die schnellen Fortschritte dieser Sekte, und beweiset durch zahlreiche Stellen aus Hamsa, dem Oberpriester der Drusen, und aus Boha-ed-din, einem der ersten Diener dieser Sekte, daß, was gewiß sonderbar ist, das Kalb und der Büffel ursprünglich den Gliedern derselben ein Gräuel waren, und durch einen aus der Natur des Fanatismus und blinden Parteygeistes nicht unerklärbaren Wechsel achtzehn Jahre nach Entstehung der Sekte durch einen gewissen Sekkin, geistlichen Vorsteher dieser Fanatiker in Ober-Syrien, zu einem Gegenstande ihrer Verehrung wurde.

Eine zweyte Denkschrift des Herrn de Sacy hat zu ihrem Gegenstande, die Dynastie der Assassinen, dieses durch die Geschichte der Kreuzzüge so berüchtigten Volkes, und den Ursprung ihres Namens zu ergründen. Der gelehrte Verfasser bringt hier mehrere Sekten, welche den Orient überschwemmten und sämmtlich aus jener der Ismaeliten, die eine unbeschränkte Denkfreyheit an die Stelle der Offenbarung setzten, entsprangen, zu näherer Kenntniß, und zeigt ihre Verbindung unter einander. Ueber die Benennung dieses Volkes bemerkt er, daß arabische Geschichtschreiber die Ismaeliten oder Assassinen durch den Namen Haschischis oder Haschaschis bezeichnen. Diesen Namen nun leitet de Sacy von dem arabischen Worte Haschisch ab, welches überhaupt Kraut, in einem ausgedehnteren Sinne aber ein berauschendes Getränk aus der Hanfpflanze bedeutet, dessen Gebrauch nach vielfältigen Zeugnissen im Oriente, besonders in Persien und Aegypten, allgemein verbreitet ist, und dessen sich die Führer dieses Banditenstammes wohl häufig bedienen mochten. Im dritten Theile seiner Untersuchung führt der Verfasser die mannigfaltigen Benennungen an, unter welchen die Assassinen in orientalischen Schriftstellern vorkommen.

Von dem verstorbenen Clavier sind in diesen zwey Bänden zwey Denkschriften erschienen. Die erste gibt Aufklärungen über die Geschichte einer der ersten Familien von Athen, der Familie Callias, welche durch zwey Jahrhunderte auf alle wichtigen Ereignisse dieses Staates bedeutenden Einfluß hatte. Mehrere wichtige Punkte der Geschichte des atheniensischen und der übrigen griechischen Freystaaten, als z. B. die Ge-

sandtschaft Callias II. an den König von Persien, in Folge deren der König Artaxerxes mit der langen Hand die Freyheit der griechischen Städte in Kleinasien anerkannte; die angenommene Behauptung, daß Miltiades wegen Unvermögenheit, eine ihm aufgelegte Geldstrafe zu bezahlen, im Gefängniß starb, und andere, erhalten hier erwünschte Berichtigung.

Die zweyte Abhandlung des Hrn. Clavier in diesen zwey Bänden hat Apollodor, Tyrann von Cassandrea, zum Gegenstande. Ihr vorzüglichstes Verdienst besteht darin, daß die Epoche des Anfangs dieser Tyranney durch scharfsinnige chronologische Kombinationen bestimmt wird. Denn da vier Fürstinnen des Namens Eurydice vorkommen, deren eine den Kassandreern, die ihnen von Apollodorus geraubte Freyheit verschaffte, so beweiset Hr. Clavier durch zahlreiche geschichtliche Zeugnisse, daß jener Eurydice, welche Mutter des Ptolemäus Ceraunus war, dieser Ruhm gebühre, daß die Befreyung der Kassandreer in das Jahr 279 vor Christi Geburt, und die Usurpation des Apollodorus zwey Jahre später falle. Diese Abhandlung gehört unter die lichtvollesten und sorgfältigsten Arbeiten dieses Verfassers.

Die Fortsetzung dieser Anzeige wird im Journal des Savans versprochen.

Jeanne d'Arc ou la France sauvée, poëme en douze chants; par Pierre Duménil. Paris 1818, *in* 8.

(Aus dem Journal des Savans. Jännerheft 1819.)

Herr Peter Dumenil, durch ein größeres Gedicht, Orestes, schon früher bekannt, tritt gleichsam als Ehrenretter der berühmten Jungfrau von Orleans auf, welche durch Chapelains schlechte und Voltaires gute Verse gleich mißhandelt, und selbst von Shakespear auf unwürdige Art beleidigt worden ist. Das Gedicht umfaßt die Begebenheiten ihrer Geschichte, von ihrem Scheiden aus dem väterlichen Hause bis zur Krönung des Königs. Gott hat Johanna d'Arc erwählt, Frankreich zu befreyen. Ein Erzengel erscheint, ihr dieß zu verkündigen, sie zu beschützen und zu leiten. Sie tritt vor den König, erhält Hülfe für Orleans, führet das Heer, und zwingt den Feind nach mehreren Gefechten, die Belagerung dieser Stadt aufzuheben. Sie fordert nun, daß der König sogleich auf Rheims rücke, um sich krönen zu lassen; da aber der Kriegsrath des Königs ihr nicht beystimmt, so muß sie vorher Clerjeau, Meun und Beaugemi angreifen, deren Belagerung, so wie die siegreiche Schlacht bey Patay der Dichter ausführlich beschreibt. Neue Hindernisse setzen sich dem Vorrücken nach Rheims entgegen. Auxerre weigert sich, den König in seinen Mauern aufzunehmen, Troyes, von achthundert Engländern unter der Anführung Cliffords vertheidigt, erhält eine ehrenvolle Kapitulation; endlich kömmt der König vor den Thoren von Rheims an, Abgeordnete der Stadt eilen ihm entgegen, es erfolgt die Krönung des Königs, und Johanna, zu den Füßen des Königs, verheißt ihm nicht nur die Befreyung von Frankreich, sondern sagt alle Ereignisse der späteren Geschichte, selbst die Revolution und die Wiedereinsetzung der Bourbons vor.

Das dem Charakter des gewählten Gegenstandes angemessene Wunderbare erhält das Gedicht durch das Eingreifen zweyer Engel in die Handlungen der Jungfrau, des Erzengels Eliel und des liebenswürdigen

Selia, welcher insbesondere über Johannens Geschick wacht, und denen entgegen nicht nur mehrere böse Geister, sondern auch ein Engel, der wohlthätige Salem, zum Schutze Englands wirken

Man sieht aus dem bisher Angeführten, daß das Gedicht allzu viele untergeordnete Ereignisse, als Belagerungen, Schlachten, Stürme und andere kriegerische Auftritte in sich faßt, in deren Schilderung neueren Dichtern theils wegen Vermeidung der Monotonie, theils wegen der in jetziger Zeit nicht mehr so lebhaften Theilnahme an derley Beschreibungen eine weise Mäßigung nicht genug zu empfehlen ist. Die Episoden des Gedichtes, wie z. B. jene des jungen Guitry, der in der Hoffnung, die Hand seiner Geliebten zu verdienen, ein tollkühnes Unternehmen wagt, und bey einer andern Gelegenheit seinen Fehler wieder gut macht, sind nicht originell, und nicht anziehend genug.

In Anwendung des Wunderbaren bey diesem Gedichte erweckt das Gegeneinanderwirken der Engel, welche Frankreich und England beschützen, kein Interesse, noch weniger der Kampf der für England thätigen bösen Geister gegen die Engel, dessen Ausgang gleich im Beginnen nicht zweifelhaft seyn kann; einen noch unangenehmeren Eindruck aber machen die langen Reden, die der Dichter Gott selbst halten läßt. Ueberhaupt ist Johannens Charakter, wie ihn die Geschichte darstellt, schon schön, mystisch und wunderbar genug, um einwirkende Engel und andere außer dem Charakter der Heldin liegende Wunder überflüßig zu machen.

An einzelnen schönen Stellen und gelungenen Versen fehlt es wohl dem Gedichte nicht, doch vermißt man am Style des Dichters jene Zartheit und Würde, welche unerläßliche Eigenschaften des Heldengedichts sind. Die Benennung der Jungfrau, l'ointe du Seigneur, welche so oft vorkommt, ist besonders unglücklich gewählt. Als eine gelungene Erfindung in einem Gedichte, dessen religiöse Tendenz unverkennbar ist, erscheinet der Beschluß des Ewigen, wodurch er die Seelen der Franzosen, die im Kampfe für ihr Vaterland und ihren König umgekommen waren, von der schmerzlichen Prüfung des Fegfeuers befreyt. Auch die prophetische Begeisterung, welche die Jungfrau bey der Krönung des Königs ergreift, und mit deren Ergießung das Gedicht sich schließt, spricht das Gemüth des Lesers an.

Eine günstige Vorstellung von den Talenten des Verfassers zu geben, mag folgende Beschreibung eines Meßopfers dienen, welches in freyem Felde in Beyseyn des gesammten Heeres abgehalten wird:

Le pontife, incliné sur les sacrés azymes,
Prononce lentement les mots mystérieux.
C'en est fait; l'homme-Dieu déscend du haut des cieux,
Et d'un pain qui n'est plus la vulgaire apparence
Dans un espace étroit renferme l'Etre immense.
O prodige d'amour! à la voix d'un mortel
Le verbe ainsi déscend de son trône éternel.
Soudain devant son Dieu le prêtre s'humilie,
Et tenant dans sa main la vénérable hostie
Il la montre aux regards de tous les assistans;
Des trompettes alors les accens éclatans
Font retentir les airs de fanfares pieuses. — —
Les guerriers à genoux ont présenté leurs armes;
Le peuple contre terre au loin s'est prosterné;
De l'auguste Eliel le front tombe incliné,
Et ses anges tremblans à l'ombre de leurs ailes
Ont caché, comme lui, leurs faces immortelles.
Dieu lui-même, du haut du céleste séjour,
Attachant sur son fils ses regards pleins d'amour
Reçoit avec plaisir le parfait sacrifice
Que ce fils bien-aimé présente à sa justice.

Johannens Geschichte hat im Englischen Robert Southey in einem Heldengedichte von zehn Gesängen behandelt, welches mit vielem Beyfalle aufgenommen, und mehrere Male aufgelegt wurde. Neun Gesänge der englischen Epopöe schildern die Befreyung von Orleans, und ein einziger die Schlacht von Patay und die Krönung des Königs. Herr Dumenil scheint von der Existenz dieses englischen Heldengedichts nichts gewußt zu haben. Raynouard.

Bayerns geschichtliche Literatur und deren sonderheitliche Ausbeute für Oesterreich.

Bayerns politische Geschichte, von Andreas Sebastian Stumpf, königl. bayerischem Legationsrathe des auswärtigen Ministeriums, Staatsarchivar, Dirigenten der königl. Ministerial-Archivs-Kommission, der königl. Akademie der Wissenschaften zu München ordentlichem, und der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt außerordentlichem Mitgliede. Erster Band, erste Abtheilung. München 1816. Gedruckt bey Franz Seraph Hübschmann;

und

Die Geschichte der Landstände in Bayern, erzählt von D. Ignaz Rudhart, der Rechtswissenschaft ordentlichem öffentlichen Lehrer an der Universität zu Wurzburg. Zwey Bände. Heidelberg 1816. In Kommission bey Mohr und Winter.

Herr Legationsrath Stumpf, war der gelehrten Welt schon seit der, das erhabene Haus Wittelsbach, zu dessen trefflichsten Dienern er gehört, sehr vergrößernden Epoche der allgemeinen Sekularisation in Deutschland, aus seiner fränkischen Heimat, auf das vortheilhafteste bekannt. — Gelegenheitlich des vorliegenden Werkes, können wir nur über Eines in Zweifel seyn: ob wir uns mehr erfreuen sollen, über die seltene Gründlichkeit und Unparteylichkeit des Buches selbst, über einen so schätzbaren Beytrag zur verhängnißvollen Regierungsgeschichte Karl V., oder über den, das Unternehmen und Gelingen seiner Arbeit entscheidenden Entschluß der königlich bayerischen Regierung. — Wer mit parteylosem Sinne das Gedeihen echt nationaler Wissenschaft und Kunst auf deutscher Erde betrachtet, der muß München, bey dem Zusammenflusse so vieler berühmter Namen, bey so ernstem und vielseitigem Streben für heimische Geschichte, Verwaltungskunst, naturhistorisches und technologisches Wissen, ehrend die Palme darreichen, die einst unter so viel größern Städten des gemeinsamen Vaterlandes, das kleine Weimar unübertroffen behauptete — und welche Morgenröthe bricht dem deutschen Historiker, Künstler und Sänger, nicht in dem erlauchten Kronprinzen Ludwig herauf? Welches Denkmal haben seiner hohen Liebe für deutsche Historiographie, nicht die Briefe Johannes Müllers gesetzt?

Stumpf wird der Flassan des pfalzbayerischen Hauses, in ungleich höherer Vollendung als jener vielgerühmte Franzose dem auch hier S. 76 ꝛc. die seiner Nation so geläufige Leichtigkeit und Unvollständigkeit nachgewiesen wird. — Jeder Band soll ein gehaltvolles Urkundenbuch enthalten, der erste von 1514 vom Tode Albrechts des Weisen, bis 1597 reichen; der zweyte die bereits durch Wolff, wie-

wohl ungenügend beleuchtete Epoche des dreyßigjährigen Krieges und des großen Churfürsten Maximilians I. umfassen; der dritte Ferdinand Marias Hoffnungen, Maximilian Emanuels Ehrgeiz, Waffenglück und Unglück bis zum Rastädter Frieden beschreiben; der vierte endlich mit der Erlöschung der Wilhelminischen Linie mit dem Teschner Frieden 1778 endigen.

Die bayerische Regierung vergönnte dem Verfasser nicht nur, wie er dankbar rühmt, die uneingeschränkte Benützung der bayerischen, pfälzischen, neuburgischen und zweybrückischen Staatsurkunden, sie machte ihm vielmehr solche Erweiterung der Geschichtskunde zur süßen Berufspflicht. — Die späte Einführung der Erstgeburt und Untheilbarkeit, war eben so eine Hauptursache, warum die Wittelsbacher mit ihren kraftvollen, treuen, in Stamm und Sprache durchaus urdeutschen Landen, gleichwohl so spät zu der gebührenden Stufe von Einfluß und Größe gelangten, als innerer Zwiespalt. — Ludwig der Bayer hatte im Kampf gegen jenes unerreichte Dioskurenpaar, Friedrich den Schönen und Leopolden, die Blume der Ritterschaft, den gefährlichsten Feind am eigenen Bruder, Pfalzgrafen Rudolph, der Winterkönig Friedrich an dem Stammesvetter Maximilian. In solchem Bruder- und Vetternzwist, gingen Tyrol, Holland, die Mark Brandenburg wieder verloren, und wie benützten nicht die Nachbarn, zur Schwächung beyder Linien, nach Georgs des Reichen Tode, den landshutischen Erbfolgekrieg? — Aber eben dadurch, daß die beyden Häuser Bayern und Pfalz, einer divergirenden Politik folgten, enthüllen ihre Urkunden und Bündnisse, den Gang und die Geheimnisse beyder Theile, der Union, wie der Ligue, Oesterreichs und Frankreichs und der meisten entgegen gesetzten Parteyen.

Ein Auszug, wie das merkwürdige Buch ihn verdient, liegt außerhalb der Grenzen dieser Jahrbücher. Wir heben nur aus, was auf Oesterreich besonderen Bezug hat. — Unter den vielen romantischen Entwürfen Max I., von der Kreuzfahrt zur Vertreibung der Osmanen aus Europa, bis zur ernstlichen Bewerbung um die dre fache Krone, war auch, sein geliebtes Tyrol zum Churfürstenthum zu erheben. Hier wird S. 6 nachgewiesen, der Kaiser habe die Chur und das Erzamt, gelegenheitlich der Aechtung Ruperts, von der Pfalz nehmen, und auf das, bey eben diesem Anlasse, aus dem landshutischen Erbe, durch Kufstein, Rattenberg und Kitzbühel ausgerundete Tyrol übertragen wollen.

S. 59. Gelegenheitlich der Wahl Ferdinands I. zum römischen Könige, bemerkt der Verfasser, wie Bayerns und Oesterreichs nun so glücklich verbundene Stellung (mit der kurzen Ausnahme gemeinsamer Türkengefahr) von dort an, fast immer entgegenstrebend gewesen sey. Bayerns Anneigung an fremde, undeutsche Mächte. Doch können wir keineswegs dem verdienten Verfasser darin beystimmen, Oesterreichs beständiges Ziel sey gewesen, den kleineren Rivalen, dem es den Flug bereits abgewonnen, vollends zu zerstören. — Die Mittel der Vergrößerung Rudolphs von Habsburg und Karls V. dürfen nicht erröthen bey dem Vergleiche mit jenen Ludwigs des Bayern. — Leopolds I. Recht für das gesammte spanische Erbe, war wohl eben so unbezweifelt, als Ferdinand I. unbezweifelt dem älteren Bruder Karln V. nachgefolgt wäre, hätte diesen ein früher Tod erblos hinweggerafft. Napoleons uner-

hörtes Glück, und die medicischen Geschenke an seine Alliirten ausgenommen, hat der französische Bund nur Maximilian Emanuel und Karl VII. aus der Burg ihrer Väter vertrieben, und ihr Land unter fremde Willkür gestellt. Zu keiner Zeit hatte das Anschließen an Oesterreich so bedenkliche Folgen für Wittelsbach.

§. 11. Aeußerst merkwürdige Beyträge zur Wahl Ferdinands I. zum böhmischen Konige, wiewohl mit gänzlicher Verkennung des zweifellosen Erbrechtes seiner Gemahlin, der jagellonischen Anna. — Wenigstens werden wir künftig jene, vom Chorherrn Kurz (Archiv 1815, Nro. 64) urkundlich in ihrem ganzen Ungrund enthüllte, in Schrift, Gesang und Bild hochposaunte Großmuth Albrechts III., womit er die der bedrängten Waise Ladislavs angehörige böhmische Krone ausgeschlagen haben soll, nicht noch ein zweytesmal anhören müssen. — §. 9 und 10. Würtemberg vergrößert das österreichische Besitzthum in Schwaben. — Hätte Karl V. das alte erloschene Herzogthum der Hohenstauffen seinem Hause beharrlicher bewahrt, und mehr im Sinne Ludwigs des Bayern gehandelt, hätte er sich nach Gattinaras Rath an die Spitze des §. 10 erwähnten großen Bauernkrieges gestellt, Deutschland hätte höchst wahrscheinlich keinen dreyßigjährigen Krieg, und keinen rheinischen Bund erlebt. — Bey der Beurtheilung von Ferdinands Benehmen im Bauernkriege, muß man nie vergessen, mit welcher äußersten Gefahr durch selben, das Herz seiner Erblande bedroht war, wie in Trient und Brixen des Aufruhrs Flamme hoch emporloderte, in Untersteyer über achtzigtausend Windische für ihre stara Prauda, Dreschschlägel und Morgenstern erhoben, wie der Salzburger Erzbischof Matthäus Lang in seiner Hauptstadt, von seinen Unterthanen belagert, der Landeshauptmann Dietrichstein, durch der Bauern Feldobersten, Michael Gruber, bey Schladming auf's Haupt geschlagen, zwey und dreyßig seiner Ritter enthauptet, Klöster und Schlösser zerstört, viele Herrn vom Adel grausam ermordet wurden.

§. 14, 16, 20. Wie nach der böhmischen, strebt Herzog Wilhelm auch nach der römischen Konigskrone, und weigert Ferdinanden die Anerkennung, selbst mit protestantischen Fürsten zu diesem Ziele verbündet, — Allianz mit Frankreich, England, Dänemark, mit dem ungrischen Afterkönig Johann Zapolya, durch ihn mit dem Erbfeinde der Christenheit, dem großen Suleymann, welcher Wien belagert, und bis an die Enns streifen läßt, §. 12, 18, 20, 22, 27, ungemein viele schätzbare Berichtigungen Häberlins, ja sogar des biedern Vordermannes, des bayerischen Kanzlers Adelzreitter. — §. 38, 39. Vertrag zu Kadan, Ruckstellung Würtembergs an Herzog Ulrich, die bayerischen Herzoge stehen allein und endigen die offene Rivalität mit Oesterreich durch den Vertrag zu Linz, am 11. Dezember 1534 (II. §. 41). Bekräftigung des Linzer Vertrages, Heiratsabrede, Anlaß der Ansprüche Karls VII. gegen Maria Theresia und die pragmatische Sanktion, seiner Zeit gehörig erläutert und beantwortet durch Bartenstein und Schrötter. §. 43, 50, 58, trotz jenes Heirats= und Bundesvertrages fortgesetzte Einverständnisse mit Zapolya, §. 40, 52, 54, 62, 77, der kaiserliche neunjährige Bund. §. 56, 57, 60, 61, 63, 71, 74, der schmalkaldische Bund und die demselben entgegengesetzte christliche Einigung, — Bayerns heimliche und offene

Ansprüche auf die Kur, auf das Herzogthum Neuburg, der pfälzischen Stammensvettern. §. 67, 80, 85, 91.

§. 88. Anfang des schmalkaldischen Krieges, der Sieg von Mühlberg, Gefangenschaft des Churfürsten Johann Friedrich und Philipps des Großmüthigen, Landgrafen zu Hessen, — §. 92, Jesuiten in Bayern. — Im Jahre 1550 sterben drey in Bayerns politischer Geschichte merkwürdige Männer: »Herzog Wil»helm der Beständige (hätte man ihn lieber den selbstständi»gen heißen können!); bald folgte ihm sein intriguenreicher und thaten»armer Kanzler, Leonhard von Eck, in einigen Monaten sein unruhiger »Schwager, Herzog Ulrich von Würtemberg.« — Das beygefügte Urkundenbuch ist vom hohem Werthe, und muß im Fortschreiten des Werkes unendlich an Wichtigkeit steigen, wie es unsern Zeiten näher rückt, wird aber auch alsdann ungleich weitere Grenzen in billigen Anspruch nehmen.

Der dieser mühevollen und gründlichen Arbeit an die Stirne gesetzte Kernspruch aus unserem Tyrtäus, Freimund Raimar, spricht die Wesenheit und Richtung derselben freundlich aus. In der Vorrede gedenkt der Verfasser, wie billig, des mannhaften und freymüthigen Ideen-Umtausches über Stände und Verfassung in unsern Tagen und des noch häufigern, unreifen Geschreyes hierüber, das nur zu oft und zu lebhaft an die babylonische Sprachverwirrung der konstituirenden Nationalversammlung erinnert, und an ihre unglückseligen Experimente der Amputation, ehe noch der Verband bereit war, an ihre schweren Träume von Freyheit und Gleichheit, von unverjährbaren Menschenrechten, aus denen man, mit schwerem Kopfe, mit blutendem Herzen oder blutiger Hand, erschreckend oder erschrocken, wieder erwachte. Weder Lamezans, noch Kollns Strohfeuer, noch die gutmuthige Einseitigkeit und echt weibliche Rechthaberey der Frau von Stael, in ihren sonst unübertrefflichen Betrachtungen über die französische Revolution, könnten es verzeihlich, ja nur begreiflich machen, daß er an diesem leichtblütigen Geschlechte unrettbar vergeudet und verloren seyn solle, der Unglückscyclus dreyer beyspiellosen Jahrzehende, daß in bodenlosen Metaphysikastereyen Rath zu holen sey und nicht in der Erfahrung, nicht in der successiv und stätig wirkenden Natur, daß jemals irgend eine heilsame Reform von unten hinauf, in thöricht verkehrter Ordnung gegangen sey, und nicht allemal von oben herab.

Keine »kurze, leicht übersichtliche und hübsch durchsichtige« Geschichte (VI. 7. XVIII) will der wackere Verfasser liefern, sondern er will recht individualisiren, die Charaktere der Regenten und ihrer Räthe, den ganzen Hergang der Verhandlungen auf den Landtagen, der Künste, wodurch der Fürsten Räthe gegen die Stände gestritten, des Muthes, der Reden einzelner Stände und der Leidenschaften geben, womit sie die eigene Macht untergruben. — Sehr wohl beobachteter Unterschied zwischen Einheit und Einförmigkeit. — Nicht darin, daß alles Deutsche eine Masse sey und einen Herrn habe, nicht darin liegt das Heil, sondern in der möglichst freyen Entwickelung der verschiedenartigsten Kräfte, in der individuellsten Nationalität, aber in konvergirenden Hauptinteressen und im festen Zusammenhalten.

Wir finden das Buch um so trefflicher, je mehr es sich neueren Zeiten nähert; in der älteren aber, einen seltsamen Conflikt des Bestrebens, den Landständen ein ehrwürdigeres Alter beyzulegen, als sie wirk-

lich haben, bloße Lehensverhältnisse, Beachtung der Mächtigern oder Verwaltung der Rechtspflege damit zu vermengen, und dann doch wieder, durch Wort, Schrift und Thatsachen, auf das Unzweydeutigste zu bestätigen, Landstände in unserer heutigen Bedeutung, hätten sich erst im vierzehnten Jahrhunderte und fast ohne Ausnahme, durch das Schuldenwesen der Landesherren entwickelt.

Der Carolinger ehrwürdiger Heerbann und Landwehre, in Verbindung mit der Gauen- und Centen-Verfassung, mit der gesetzlichen Erneuerung und Erfrischung durch die Kammerboten und königlichen Abgeordneten, hätte längeres Verweilen wohl verdient. Mit vollem Rechte heißt das Lehenwesen der kriegerische Wurm, welcher den väterlichen Heerbann verdarb. — S. 9. Wird der Uebergang der Herzogthümer und Grafschaften, vom Amte zu Lehen und Allod offenbar zu hoch hinauf datirt. Wir möchten es doch staatsrechtlich und urkundlich bewiesen sehen, daß Heinrich IV. 1059 Welfen, das Herzogthum Bayern als Erblehen übertragen, daß Heinrich der Leu es von Friedrich I. als Erbgut, Allod 1156 zurückgefordert habe?!

S. 13. Ueber die Herzogs-Dietinen und über das vermeintliche Wahlrecht viel längst Widerlegtes. Aventin, unstreitig der bayerische, so wie Tschudi der schweizerische Herodot, aber doch eben so unstreitig ein fruchtbarer Vater der Lügen, überall als unstreitige Quelle angeführt, und wie käme sein gefabelter Tag von Tuln unter die wirklichen Landtage, unter die wahren Abzeichen und Beweise ständischer Verfassung?? Wie höchst irrig vollends Heinrichs des Löwen Placitum zu Enns über des Stiftes Reichersberg Gut, Münster, gerade hier zitirt werde, findet sich in einer eigenen kleinen Abhandlung umständlich bewiesen (Archiv für Geographie rc. Nro. 23 Februar 1816) und in welch einer entsetzlichen Anwendung auf Ottos von Wittelsbach Gelangung zum Herzogthum Bayerns 1180, steht vollends das alte: sic redit ad *dominum*, quod fuit *ante suum*.«

Auch die Entwickelung der Landeshoheit S. 23 wird hier treibhausähnlich beschleuniget, die von den gelehrten Münchner Akademikern vorlängst ausgestoßenen Träumereyen von einer Zersplitterung des bayerischen Staatskörpers nach Heinrichs des Löwen Aechtung wiederholt; Steyer, Oisterreich mit Meran (!) seyen bey der Belehnung (!) weggefallen? — Allerdings geschah in Deutschland das Umgekehrte was in Frankreich. Die herzogliche Amtes-Macht schwand mehr und mehr, Haus-Macht ersetzte sie. Ihr oberstes Richteramt, ihre Allode, dort die baillifs, die cas royaux, das jus eminens, die Kromdomainen, die Erlöschung, die Geldnoth mächtiger Geschlechter, die Kreuzzüge rc. machten sie zu Herren. Die Immunitäten der Kirche sind uralt, dem Begriff der Hierarchie entsprungen, und im großen Investiturstreit vollends verknöchert. Darum suchten ja Herzoge und Grafen so eifrig die Schirmvogteyen der Klöster und Hochstifter. — S. 30, 31. Hofmarksrechte, Dorfgerichte.

S. 44. Erste Bündnisse des Adels, der Prälaten und der Städte, aus dem Schuldenwesen der oberbayerischen Herzoge, — der bayerische Bauer immer unterthänig. — Die 1302 auf dem Rittertage zu Schnaitbach verwilligte Vieh- oder Klauen-Steuer, involvirt trotzige Bestätigung der Steuerfreyheit, 1307 Zusammentreffen der Prälaten und Städte mit den Rittern zu einer neuen Viehsteuer, der Städte zu besondern Beyträgen nach Selbsttaxation. 1311 Handveste des niederbayrischen Otto, vertriebenen Sommerkönigs von Un-

gern, verkaufter Gerichtsbarkeit, Steuerfreyheit, Befugniß zur Selbsthülfe! — Si licet magna componere parvis, keine geringe Aehnlichkeit zwischen diesem Otto und den Königen Andreas und Johann ohne Land, — der englischen magna charta, dem ungrischen Andreanum und der niederbayerischen Handveste. — S. 89. Hausgrundgesetz zu Pavia und dennoch die endlosen Nutztheilungen und Zersplitterungen! — S. 105. Erbliche ewige Bünde des Adels und der Städte. In der Note 207 vielerley Stoff für Glossatoren. — S. 154. Hemmende Einwirkung der Reichslandfrieden und des grundgelehrten, ausgedorrten Römerrechtes, auf das männlich kräftige, deutsche Leben und Streben.

S. 157. Tyranney des jungen Heinrichs von Landshut, in seinem Alter ein Geizhals, »der Fürst mit weiten Aermeln.« Wider ihn Bundeshauptmann, jener bayerische Bayard, Kaspar der Torringer, der, als der Bund unterlag, zerfiel, als seine Stammburg ein rauchender Schutthaufen war, den obsiegenden Herzog auf Westphalens rothe Erde, vor den Stuhl der heiligen Vehme lud. Der Torringer aber, blieb aus am Gerichtstage und Niemand sah oder hörte mehr von ihm.

S. 201. Repräsentationsrecht, Petitionsrecht, durch das Zusammenfallen der Ingolstädter Landschaften zu der Landshuter, — Konkurrenz der Landstände zu gewissen Regierungshandlungen. — S. 254. Der Löwenbund wider Albrecht IV., — am 10. Februar 1505, von eben diesem Herzog, die ganze bayerische Landschaft von München und Landshut, von Straubing und Ingolstadt zum ersten Male vereiniget!

II. Vormundschaftliche Regierung nach Albrechts Tode. Erklärung und Mäßigung der Landesfreyheiten. S. 13. Wann die niederbayerischen Handvesten und Freyheitsbriefe auch auf Oberbayern ausgedehnt worden? — Wechselseitige Ränke zur Einschränkung oder Behauptung, — ein herzoglicher Minister, Hieronymus von Stauff, stirbt auf dem Blutgerüste, — Verfall der Landstände, — die Noth des dreyßigjährigen Krieges, — Zuwachs der Oberpfalz, eigennutziges Benehmen der Stände, herrliche Monita paterna des schwergeprüften Maximilian, — übergroße Gewalt der Ausschüsse. Sie selbst zerstören ihre Rechte und ihre Mittel, — unter Max Joseph III. Verderbniß des Städtewesens, immerfort verkehrtes Thun der Stände, — Licht und Schatten der Regierung Carl Theodors, — Schuldentilgung, — päpstliches Indult, — der jetzige König als Churfürst, — Macht der Meinung, — große Sekularisation, — die trefflichen Aebte, Karl von Benediktbeuern und Rupert von Prüfling, Redner ihres Standes, — 1806 durch den Preßburger Frieden, Königreich Bayern, — 1807 gänzliche Aufhebung der Steuerfreyheit und der Landstände, — am 1. May 1808 das feyerliche Versprechen einer einzigen, allgemeinen Repräsentation und Grundzüge derselben, so ziemlich nach dem französischen Urbild, — endlich nach neuen Kriegesstürmen 1818, eine ständische Verfassung, im Sinne der Wiener Kongreßakte, des Frankfurter Bundestages, des bayerischen und des gesammten deutschen Volkes.

Nachrichten
von Seltenheiten böhmischer und mährischer Bibliotheken, von J. Ch. Meinert.

In dem Bücherschatze des Prager Domstiftes, der mir durch die Güte der gelehrten Domherren, Pallas und Pöllner, geöffnet ward, befindet sich unter andern Seltenheiten:

1. Ein deutscher Dalemil (Chronik von Böhmen) in Reimen aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, als Sprachdenkmal der Bekanntmachung nicht unwerth.

2. Eine Sammlung meist ungedruckter lateinischer Gedichte M 79 auf den böhmischen Mäcenas des sechzehnten Jahrhunderts: Johann Hodiejowsky von Hodiejowa, Vicejuder des Königreiches, die, nach seinem und seiner Gemahlin Wappen auf dem Einbande zu schließen, ihm selbst angehörte, und die Namen mehrerer damaliger Dichter aufbewahrt, worunter Martin Cuthenus (von Kuttenberg) und Mathias Collinus (von Kollin) am rühmlichsten bekannt sind. Der erstere beklagt unter andern den großen Brand vom 2. Junius 1541, wodurch die böhmische Landtafel und auch das Haus des Hodiejowa mit einem der reichsten Bücherschätze zu Grunde ging:

> Abstulit una dies tabulas quoque juraque regum,
> Quae scripsere pia sedulitate patres.
> — — — — — —
> Arce sub excelsa Pragae sed in urbe Minorie
> Non procul a gelido flumine porta fuit;
> Huic adjuncta stetit nostrae Vicejudicis orae
> Hodiciovini non inamoena domus.
> Illius hic arcus, hic illius arma fuere,
> Qualibus ipsa uti docta Minerva solet.
> Illa domumque simul deperdidit omnia saevus
> Ignis et Aetnei gens inimica jugi,
> Huic instructa novis authoribus atque vetustis
> Sumptibus haud modicis bibliotheca fuit.

Kaum Philadelphus, heißt es weiter, kaum der Herzog von Sachsen hatten eine ansehnlichere, und im Vaterlande vielleicht nur (Bohuslaus) Hassenstein eine eben so zahlreiche Büchersammlung. Hierauf wird von Werken, die verbrannten, ein Cicero genannt, und — nun das Merkwürdigste!

> Historiae Titi pars, integer atque Menander
> Interiit, nullo damna levanda modo!

Hodiejowa besaß also im Jahre 1541 noch die uns fehlenden Bücher des Fürsten der römischen Geschichtschreiber und des Schöpfers der neueren griechischen Komödie in den zwey einzigen, damals bekannten und wohl überhaupt vorhandenen Handschriften. Die Buchdruckerey war schon so lange erfunden und wurde, auch in Prag, zur Vervielfältigung tagiebiger Schriften gemißbraucht, während solche Gemeingüter des menschlichen Geistes untergehen mußten!

3. *Marci Pauli di Venetiis* de conditione et consuetudinibus orientalibus. Hds. in Fol. aus dem vierzehnten Jahrhundert. In der Vorrede sagt der Uebersetzer: compellor ego, F. *Franciscus Pipinus* de *Bononia*, Ordinis Fratrum Praedicatorum, a plerisque patribus et dominis meis veridica et fideli translatione de vulgari ad latinum reddere. Eine andere Hds. N. 162 in Fol. desselben Werkes aus

dem 14ten Jahrhundert besitzt die fürstl. Dietrichstein'sche Bibliothek zu Nikolsburg. Sie fängt an: Narrationem morum, operationum sive occupationum et virtutum diversarum gentium, habitantium in diversis provinciis ad orientalem plagam constitutis narrat nobilis et discretus vir, dominus *Marcus*, civis Veneciarum. Der Vorredner erzählt hierauf, ohne sich als Uebersetzer zu nennen, in der Kürze das Leben seines Schriftstellers, und gibt zuletzt den Inhalt des Werkes also an: Quamvis autem dominus *Marcus* narrat de multis et diversis provinciis et eorum conditionibus et viribus gentium earundem: generaliter tamen et praecipue intendit narrare de quinque provinciis, quae in multas provincias dividuntur et linguas: Et primo narrat de *Armenia*, 2do de *Perside*, 3tio de *Turchia*, 4to de *Mangi*, 5to de *India*.

4. Fr. *Odorici* de *foro Julii* descriptio gestorum Tartarorum O. 9 in Fol.

5. Fr. *Odorici* de Moribus hominum O. 10 in Fol. beyde Hdsn. aus dem 14ten Jahrhundert und eines und desselben Werkes — der Reisebeschreibung nämlich, die der, von seiner freywilligen, neunjährigen Bekehrungsreise nach Indien und China im Jahre 1330 zurückgekommene Franziskaner Oderich von Portenau auf seinem Todbette in die Feder sagte, die (s. Sprengels Beyträge zur Geschichte der geographischen Entdeckungen) Heinrich von Glatz im Jahre 1340 zu Prag aus dem Gedächtnisse niederschrieb, und von der ich in der eben genannten Bibliothek zu Nikolsburg eine Verdeutschung entdeckte, die den Verfasser richtiger: Ulrich von Portenau nennt, und also schließt: So hatt dasselb Puechlein ayn Layphaff, genant Chunradt der Stekkel von Tegernsee in slechtew, vngereimtew vnd vngeziertew Deusch pracht cze Wienn in der Statt. Do man tzalt von Cristi Gepurd drewtzehenhundert Jar vnd in dem newnundfunftzigistn Jar, an der heylign *) Weter Herren Tag Johannis und Pauli ward ez volbracht

Des mach In Gott vnd ewch all reich
An der Sell in dem ewigen Himelreich!
Amen.

Ausführlichere Nachrichten, sowohl über jene Handschriften als über die Verdeutschung Ulrichs von Portenau behalte ich mir für die Vorrede (des Franziskaners und päpstlichen Legaten) Johannes von Marignola Reise in das Morgenland zwischen dem Jahre 1338 und 1350 vor — einem Buche, durch welches ein Missionär, der durch die Wüste Cobi nach China (Kathay) vordrang, und über Indien, den persischen Meerbusen und Palästina nach Europa zurückkehrte, seinen verdienten Platz in der Geschichte der Länderentdeckungen erhalten wird. — Des verwandten Inhaltes wegen, erwähne ich einer lateinischen Handschrift von Mandeville's Volksbuche, die, in Folio aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, dem oberwähnten Nikolsburger Marco Polo beygebunden ist. Sie führt den Titel: Itinerarius Johannis de *Mandeville*, Militis de Anglia, und fängt an mit: Brevis recomendatio

---

*) Wetterherren heißen die beyden Heiligen, weil der Tag ihres Festes ein Loostag war.

Sie haissnt noch in allen Landn
Die wetherherren vberall,

sagt diese unten anzuführende Universalchronik im Kap. vom Kaiser Julian.

Buchstabe auf die Verse merken, doch stehen diese Striche nicht immer am rechten Orte, sondern sind willkürlich vertheilt. Ich habe versucht, das Gedicht strophisch wieder herzustellen, und es würde dieß auch wenig Mühe gekostet haben, wäre uns das Ganze nur in einer besseren Rezension überliefert worden. Wie es scheint, hat es der Schreiber in seiner jetzigen Gestalt aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet, was füglich der Fall seyn konnte, da das Lied wahrscheinlich als Volkslied bekannt war, und nach einer ihm eigenen Weise abgesungen wurde. Einige überlange Zeilen sprechen für jene Behauptung, obwohl die alte Volkspoesie das ängstliche Sylbenmaß der neueren Zeit durchaus nicht kennt, sondern frey und aus innerer Kraft schäumt und übersprudelt. »Was wir Takt nennen, oder darunter verstehen, das fehlt dem Volksliede, und wer die alten Melodien gut singen hört, wird fühlen, wie Wort und Weise in jeder Zeile oder jedem Satz zusammen gehen, eins und das andere sich zu Gefallen längen und kürzen, und so verschweben. Daher thut es gar nichts, daß äußerlich ein Paar Sylben mehr oder weniger zu seyn scheinen können.« (Altd. Wälder, Bd. 2, S. 162). — Daß die vorliegende Dichtung als Volkslied lebte, läßt sich aus mehreren Gründen mit ziemlicher Gewißheit behaupten. Im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte fing man immer mehr an, in den neuentstehenden Poesieen die urdeutsche Sage auszuschließen, und diese allein dem Volke anheim zu geben. (S. die Königshoven'sche Chronik, auch A g r i c o l a unter dem Spruchworte: du bist der trewe Eckhart, du warnest yederman.) Die mit provenzalischer Dichtkunst und morgenländischen Mythen vertrauten Sänger mißkannten die einfache Größe des Vaterländischen, und nahmen dafür den schimmernden Prunk des Auswärtigen. Ueberdieß hatten die Kreuzzüge dem Zeitgeiste eine Richtung gegeben, welche keineswegs den Ueberlieferungen aus heidnischer Zeit günstig war. Alles eiferte für den Glanz der christlichen Kirche, und so war es natürlich, daß fromme Erzählungen und Legenden jene Lieder einer un-

ys dauchte den meister alsus, das ys hysse lucidarius. Nun folgt das, auch als Volksbuch bekannte Zweygespräch des Meisters mit dem Schüler. Von Bl. 159 b. — 163 a. Wieder ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria. Anfang: Gelobet seystu Maria rc. (Nicht ohne poetischen Werth.) — Von Bl. 163 b. — 188 a: »Hy hebit sich an das spil von der besuchunge des grabis vnd der von der vfirstendunge gotis.« Anfang. Precorsor: Hut vnd tret mir aws dem wege, Das ich meine zache vor lege rc. Dieses geistliche Spiel schließt mit folgendem in Musik gesetzten Gesange: Silete, silete, silete, si ete, sileucium habete. Wir wollin czu dem grabe gan, Jesu der wil uf irstan, Ist das wor ist das wor, Zo sint goldin vnszer hor. — Von Bl. 188 b. — 194 a. folgen a l l e r l e y H a u s r e g e l n, vorzüglich medizinische Gegenstände betreffend. — Von Bl. 194 b. — 204 b: Die S y b i l l e n = W e i s s a g u n g e n, später auch als Volksbuch bekannt. Anfang: Got der was y vnd ist ymmer, vnd seyn wesin czuget nymmer rc. — Von Bl. 205 a. — 233 b. folgt jetzt d a s L e b e n d e s h e i l i g e n O s w a l d. Anfang: Deme noch frewden mere, Stet alle seyn begere., Der hore czu gar ebin, Von sente oswalden lebin rc. (Nicht werthlos.) — Von Bl. 233 b. — 239 b: das hier mitgetheilte Lied vom K o n i g i m B a d e. — Von Bl. 239 b. — 242 b: »V o n d e m g e b a w i r.« Anfang: Nv sweiget vnd nemt yn ewer synnen, Dy worheit wil ich begynnen rc. (Der Dichter beklagt den harten Stand des Bauern sehr gemüthlich.) — Von Bl. 243 a. — 253 b. macht d a s L e b e n d e s h e i l i g e n A l e x i u s den Beschluß. Anfang: In eynem buche man vncz lassz, das hy vor czu rome eyn hirre was, Geweldig vnd reich rc. (Diese Dichtung verdient unstreitig den Druck.) Hinter ihr steht noch folgende Bemerkung des Abschreibers: Dys buch hot eyn ende, Got von hymmel vns seynen heiligen engil czu troste musse sendin. Finis adest operis, mercedem posco

geschlachten Riesenwelt verdrängen mußten. Der Fabelkreis des heiligen Grales und der Tafelrunde wurde der rechte Mittelpunkt aller heimischen Dichtkunst, dessen Strahlen alle christlichen Mysterien glänzend beleuchteten, und das Heldenbuch mit seinem Sagenkreise in's Dunkel zurückdrängten. Ueberdieß begann eine günstigere Periode für die Wissenschaft, und die Zahl der Dichter nahm von Jahr zu Jahr zu. Um nun nicht eintönig zu bleiben und um allgemein anzusprechen, mußten neue Lieder erfunden werden; was war also natürlicher, als nach den Heiligensagen zu greifen, die eben die schicklichsten schienen und zur Hand lagen? So entstanden die Dichtungen vom König Rother, Herzog Ernst, dem heil. Georg u. a., in denen die alte Mythe nur noch schwach durchschimmert, und kurze Zeit darauf schon ganz verschwunden ist, in den vielen poetischen Lebensbeschreibungen der Heiligen, in den Lobgesängen auf Maria, und in der großen Zahl von Minneliedern, von denen nur ein Theil bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Wenn auch das Andenken an die frühe Heldensage unter dem Volke noch bis in's funfzehnte Jahrhundert fortlebte, so waren diese Erinnerungen doch nicht mehr die mit der Muttermilch eingesogenen; sie wurden nicht mehr aus dem Volke heraus, sondern durch Einzelne in dasselbe hineingesungen, und so kam es denn auch, daß sich selbst in den Gebirgen keine deutliche Spur mehr, sondern nur dunkle, leider immer mehr verschwindende Sage davon erhalten hat.

Eines der vielen Lieder des dreyzehnten Jahrhunderts mag nun auch das unsrige seyn, dessen Heimat der Niederrhein ist. Es trägt mehrere epische Elemente unverkennbar in sich: das wiederkehrende, verstärkende al, dann die volksmäßigen Sprachformen V. 73, 90, 145; die alten Ausrüfe und Betheuerungen, die gerichtlichen Ausdrücke, V. 27, 31, 185, und dann insbesondere die eigenthümliche Strophe selbst, die an die Form der früheren Leiche erinnert, obwohl das Gedicht selbst kein eigentlicher Leich ist. »Der Leich unterscheidet von dem Liede sich dadurch, daß dieses aus gleichmäßig wiederkehrenden Strophen besteht, jener aber, nach Art der Cantaten, aus mehrformigen Gliedern ein Ganzes bildet, deren Anordnung, und was selber zum Grunde liegt, wir nur unvollständig zu erklären vermögen, da uns die Kenntniß der begleitenden Musik mangelt, welche hier unstreitig auf die Bildung und Entwickelung der Theile einen noch größeren Einfluß hatte, wie die bloße poetische Zusammenfügung.« (Docen, in Schelling's Zeitschrift von Deutschen für Deutsche, S. 430. — Siehe auch: Grimm, über den altdeutschen Meistergesang, S. 63—70, 72). — Auf jeden Fall verdient diese Dichtung bekannt zu werden, deren Stoff das Mittelalter in so verschiedenen Formen und Bearbeitungen kennt, und deren Moral mit den Worten ausgesprochen wird:

swer ie sich selbe vf wezende
an prise was, der wart hinab gesetzet.
Tyturel, Str. 4539.

Als Einleitung wird es nicht unzweckmäßig scheinen, einige Worte zu sagen über die ausgedehnte Literatur des hier mitzutheilenden Liedes:

Vor allem weist der Name seines Helden auf die Bibel zurück, die uns (Daniel, Kap. 4.) den Uebermuth des Königes Nebucadnezar oder Nabuchodonosor erzählt, aber zugleich auch seine Strafe kund thut;

---

laboris. Est michi precium frang, vbi nichil sequitur nisi habe dang. Et est finitus in die peessi anno 72 (1472) Decima nona per me Johannem nescio q.is.

denn er ward von den Leuten verstoßen, und er aß Gras wie Ochsen, und sein Leib lag unter dem Thau des Himmels und ward naß, bis sein Haar wuchs so groß als Adlerfedern, und seine Nägel wie Vögelklauen wurden. — Eben so übermüthig als Nebucadnezar ist sein Sohn Belsazar, doch auch ihn demüthiget Gott; und König Herodes, (Apostelgeschichte 12, 21 — 23) der sich über alle Schranken erhebt, wird mit dem plötzlichen Tode gestraft. — Alle Völker des Alterthumes haben ähnliche Sagen von schnell gedemüthigtem Stolze; so erzählen die Perser von ihrem Könige Dschemschid, daß er siebenhundert Jahre höchst glücklich regiert habe, bis ihn endlich das Glück zu dem Wahne verleitete, er sey unsterblich, worauf er mehrere Statuen von sich verfertigen ließ, und ihnen göttliche Ehre zu erweisen befahl. Um diesen Hochmuth zu beugen, ließ ihm Gott an einem Neffen, Schedad, dem Sohne Ad's, König von Arabien, einen Feind aufstehen, dem es leicht wurde, das Krieg entwöhnte Land zu unterjochen, und seinen Beherrscher zu vertreiben! — Eine ähnliche persische Mythe ist die von Dhohak oder Zohak, dem fünften Regenten in der ersten Dynastie der persischen Könige. Er war ein verabscheuungswürdiger Tyrann, und wurde es immer noch in höherem Grade, nachdem ihn einst der Teufel auf die Schultern geküßt hatte, und sich augenblicklich zwey Schlangen auf der Stelle des Kusses zeigten, die von des Königs Fleisch zehrten. Der Teufel rieth ihm, zur Linderung der Schmerzen täglich das Gehirn zweyer Menschen auf die Wunden zu legen; zuerst werden demnach die Verbrecher hingerichtet, bis dann die Reihe auch an ganz Unschuldige kommt, worüber das Volk sich empört, den Tyrannen vertreibt, und ihn in eine der schrecklichen Höhlen der Gebirge von Damavend verbant.

Vorzügliches Interesse scheint der diesen Sagen verwandte Stoff in Deutschland selbst erregt zu haben So finden wir

1) schon in den Gestis Romanorum eine Erzählung, die ganz hieher gehört, und ebenfalls Quelle späterer Bearbeitungen gewesen seyn mag. In der deutschen Ausgabe vom Jahre 1489 (angezeigt bey Panzer, S. 178) ist sie unter dem Titel aufgeführt: »Von Jouiniano dem keiser wie der vmb seinen übermut gebessert ward, den er durch einen Gedanken het, darumb er vil leiden mußt.« Der übermüthige Kaiser reitet mit seinem Hofgesinde auf die Jagd, und badet sich in einem entlegenen Wasser, weil ihn die Hitze sehr belästiget. Während dieß geschieht, sendet Gott seinen Engel, der des Kaisers Gestalt annimmt, dessen Gewand anzieht, und nach Hofe reitet; Jouinianus aber wird in einen Thoren verwandelt. Auch so sucht er seine Ansprüche noch geltend zu machen, wodurch er sich die größten Mißhandlungen zuzieht, bis er endlich genug gedemüthiget ist, und wieder zu Ehren gelangt. — Herr Professor von der Hagen hat diese Sage in Büsching's Erzählungen, Dichtungen 2c. des Mittelalters, Bd. 1, S. 116 ff. aus einer Dresdner Handschrift abdrucken lassen; doch heißt der Kaiser hier Damianus, sonst ist zwischen beyden Ueberlieferungen kein wesentlicher Unterschied.

2) Eine zweyte, ältere und poetische Bearbeitung desselben Gegenstandes hat den mit Recht geruhmten steyermärkischen Ritter und Sänger, Herrant von Wildon (um 1240) zum Verfasser. Sie befindet sich in dem Ambraser Codex des Heldenbuches, zahlt sechshundert sechs und siebenzig Verse, und beginnt: Welt Jr nu hoeren vnde dagen, so will ich euch ein maere sagen, das ich ee gelesen han, ein (in einer?) teutsche(n) Cronica: da es [an] ungereimet geschriben was, da ich dasselbe maere las, da daucht es mich vil wunderlich, da pat ein fraw mynniclich, mich daz ich es tichte, vnd es gereymet richte, Nu han Jchs durch sy getan,

Vnd pitte weyb vnd man, daz sy mich lassen spotes frey, ob es nit wol getichtet sey, Vnd haben die arbeit mein fuer guot, het ich ze tichten weysen muot, da dienet ich Jr gern mit meinem leib, so lieb ist mir dasselb weib. Das Ende lautet: so schaff daz ich werde, hie gar meiner sunden bar, vnnd ewigklichen wol gefar, das geer ich armer Herant, Von Wildenaw genannt. Amen.« Der gebesserte Kaiser heißt hier Gorneus; auch ist die Erzählung von der eben erwähnten sehr abweichend, sie muß demnach eine andere Quelle haben. Welches ist wohl aber die »teutsche vngereimte Cronica,« aus der Herrant schöpfte?

Von den späteren handschriftlichen Ueberlieferungen und den verschiedenen Abdrücken der Dichtung von dem Könige im Bade, gibt der von den Herren von der Hagen und Büsching verfaßte Grundriß zur Geschichte der altdeutschen Poesie, Seite 364 ff. Auskunft. Da ich die verschiedenen Rezensionen der Sage abschriftlich vor mir habe, so will ich ihrer mit kurzen Worten Erwähnung thun:

3) Die Wiener Handschrift, in dem unter Conrad's von Würzburg Namen gehenden Codex altdeutscher Erzählungen, dreyhundert vier und dreyßig Verse stark, noch nicht gedruckt.

4. Die Colocza'er Handschrift, in dreyhundert acht und funfzig Reimzeilen, mitgetheilt durch Kovachich in v. Schlegel's deutschem Museum, Bd. 4, S. 424—436. Sie stimmt sehr überein mit der vorhergehenden, und beyde haben wieder das Meiste gleich mit unserem Liede.

5. Das Hamburger Manuscript, dreyhundert fünf Verse, bekannt gemacht von Eschenburg, in Brunns Beyträgen zur kritischen Bearbeitung unbenutzter Handschriften, S. 123 ff. Wo unser Gedicht dolling liest, hat diese Handschrift dalen, das (nach Eschenburg) für dalme, kaum, schwerlich, zu stehen scheint. Die übrigen Manuscripte lesen talang und talanc. Nach dieser Erklärung mußte V. 105 eine andere Interpunktion bekommen.

6) Derselbe Gegenstand, ganz gut bearbeitet von Hanns Rosenplüt, in hundert acht und vierzig Reimzeilen, also von geringerem Umfange als alle früher genannten Rezensionen. A. G. Meißner ließ dies Gedicht aus einer ihm gehörigen Sammlung Rosenplütischer Erzählungen in dem deutschen Museum abdrucken, 1782, Stück 10, S. 344 ff.

Außer dieser Sage vom Könige im Bade, haben wir noch zwey andere, bekannte Dichtungen, in denen der Hochmuth eines Kaisers gebrochen wird: Von Kaiser Otto und von Kaiser Otto dem Rothen. Beyde sind, trotz dem verwandten Titel, ganz verschiedenen Inhaltes; man sehe darüber den Grundriß zur Geschichte der altdeutschen Poesie S. 184, 321, 325. Ich besitze von der ersteren eine Abschrift aus den hiesigen Manuscripten, und die Herren Brüder Grimm haben sie in dem zweyten Bande der deutschen Sagen, S. 156 ff, aus funf verschiedenen Quellen erzählt *). Das Gedicht Kaiser Otto der

*) Um den Kaiser Otto war es folgendermaßen gethan: »waz er pey dem parte geswur, daz liez er allz war, er het rötelochtes har, vnd waz mit all ain vbl man!« Das Schwören bey dem Barte ist eine alte Sitte, und beruht auf der angestammten Würde des männlichen Bartes. Die Concordanz führt achtzehn über den Bart sprechende Stellen aus der Bibel an, die sämmtlich sein großes Ansehen bekunden. Noch heute haben die Serbier den Trumpf: Tako mi brade! Brada je owo! (Als mir der Bart! Ich habe einen Bart! — Man sehe die serbische Volkssage: der Knabe und der Bartlose, von mir bekannt gemacht in Büsching's wöchentlichen Nachrichten). — Der Kaiser hatte rothes Haar, und dieß stempelte ihn schon in der Volksmeinung zum weniger guten Menschen. In dem Al-

Rothe (Wiener Handschrift Nro. XLIII. Siehe altdeutsches Museum, S. 581) sagt uns, wie der Kaiser mit seiner Gemahlin lange Zeit sehr tugendhaft lebte, bis endlich Otto es wagte, Gott zu bitten, ihm den Lohn seiner Tugend schon jetzt kund zu thun. Eine himmlische Stimme antwortet etwas zornig: da er nur aus Ruhmsucht so edel gehandelt habe, so sey er weniger zu belohnen, als ein Kaufmann von Kölln, der gute Gerhard genannt, der stets sich höchst fromm erwiesen. Der Kaiser erschrickt sehr über diese Antwort, und beschließt auf der Stelle mit wenigem Gefolge nach Kölln zu reisen, um von dem guten Gerhard Weisheit zu lernen, und seine Schicksale zu erfahren. Er läßt dem dasigen Erzbischof seine Ankunft melden, und dieser zieht ihm mit großem Pomp und Schall entgegen u. s. w.

Panzer erwähnt S. 208 eines alten Druckes der Erzählung vom König im Bade, und auch Hanns Sachs hat eine »Comedia mit neun Personen zu agiren. Julianus der Kaiser im Bad, und hat funf Actus.« T. III. p. 2. (Jahr 1555).

Der König im Bade.

1.

Ez was gewaldig eyn richir kunig sas,
Der hatte eyn czirlich [illegible] eyn pallas
Do[illegible] welde her gewaldiglichen [illegible].
Eyn grosser bewart her do sas,
5. [illegible] kunig sich vorgas,
Des muste her [illegible].

2.

Her [illegible], das her
Eyn gewaldiger kunig wer
Ober alle [illegible] rich.
10. [illegible] bewart her do [illegible].
Dy welde [illegible] uf eynen tag,
Der alle dinge [illegible].

3.

Her hatte [illegible] und hundert lanth.
Nabchodonosor was hers genant.

[illegible] Wigelais heißt es von dem rothen [illegible]: »[illegible] und har, rot [illegible], Von den [illegible] hort ich sagen, [illegible]. Des [illegible] han ich nicht. — [illegible] Agricola der Sprichwörter: [illegible]; [illegible] machen, [illegible] gehört das altdeutsche Gedicht »Von dem [illegible] in den altd. Wäldern, Bd. 1, S. [illegible].

Vers 1. [illegible]. — V. 2. [illegible]. — V. 3. [illegible], Schlösser. — V. 4. [illegible]. — V. 6. [illegible]. — V. 10. [illegible]. — V. 11. [illegible]. — V. 13 — 14. Ueber den Namen dieses Königs mag hier eine Bemerkung D'Herbelot's stehen, aus seiner Bibliothèque Orientale etc. pag. [illegible]: »Nabocadnassar. Les Arabes appellent ainsi celui que nous appellons vulgairement Nabuchedonosor. Ce mot Arabe est assez conforme au nom que les Hebreux lui donnent. Les mêmes Arabes appellent plus ordinairement ce Prince, qui étoit Roi des Assyriens et des Babyloniens, Bakht-en Bokht al Nassar, nom qui est aussi le plus en usage chez les Persans et chez les Turcs. Les Historiens Orientaux, et principalement les Persiens, donnent aussi à ce Prince les noms de Raham et de Gudarz.« Eine über die äußere Macht dieses Königs [illegible] Stelle findet sich auch bey D'Herbelot, Suppl. Pag. [illegible]: »Les cent vingt Provinces, ou Satrapies, que Daniel met sous la domination de Nabuchodonosor, et au nombre desquelles étoient la Judée, l'Egypte, l'Ethiopie, l'Idumée, l'Ammonitide, la Syrie et l'Ajam, c'est-à-dire, la Perse, comme le témoignent les Prophetes inspirés du Saint-Esprit, ne composoient-elles pas un des plus grands Empires qui fût jamais?«

In dieser ersten Strofe sind von mir schon einige Veränderungen gemacht worden. Im Msc. steht Vers [illegible] Nabchodosefer.

15. Her sprach: Alhy mich nymant kan vortreibin
Mir ist von crist also vil gesayt,
Wy das her mechtic wer, vnd wy das mir nicht behayt;
Her sprach: Ir herrn, dy rede loth bleibin!

4.

Mir ist von crist also vil gesayt vnd das ich nichten glewbe;
20. (Her glewbit sam eyn tommer gouch)
Ich glewbe nicht, das crist hoet vnd nedirt ouch! —
(Alle der synnen wart der konig (sint) berawbith.

5.

Der konig yn eyne vesper trath,
Eyne rede vornam her yn dem magnificat:
25. »Nu sweiget, ir herrn, also lip ir wolt genesin!«
Eyn verse heyst: »deposuerunt potentes«
Den lys her vorbyten bey dem halse,
Den versin torste nymant singen noch lesin.*

6.

In allim seynem lande weyt lys her dy boten sendin
30. Mit briuen, her swerlich vorbot
Den selbigin versin von dem lebin czu dem tode. —
Dy vngenode mochte nymant wedir wendin.

7.

Is werte do sebin Jor,
Der verse do vorswegen war;
35. Das ist wor, alzo ichs euch wil bedewtin.
Do nw got das vorhing,
Nw mogit ir gerne horin, wy ys dem konige irging,
Also ys noch geschit vil vffte den tummen lewten.

V. 15. statt vortreibin, vorterbin; V. 16. gesagit. — Vers 20. sam, als. gouch, Schalk. — V. 23. die Vesper ist die vorletzte der sieben Tagezeiten oder horas. Um diese Zeit ißt man in einigen Gegenden Deutschlands das Vesperbrot, in Süddeutschland die Jausen genannt. — V. 27. vgl. V. 31 und 185. Parallelstellen dazu sind folgende: Sust wart geboten yn der fride Bey dem swerte vnd bie der wyde! (Herzog Ernst, 1433 — 34); Do wart geboten yn der fride Bie dem halse vnd bie der wide! (Herzog Ernst, 4363 — 64.). In der deutschen Alexandreis spricht Alexander der Große: Wir gebiten by der with Einen steten land frid Vff wasser vnd uff strossin Sol man die lute czihin lossen Welche das brechin Das sal man an en rechin Mit einer eichenen with etc. — V. 28. torste, durfte. — V. 29. Ueber das Botenwesen des Mittelalters finden sich in den altdeutschen Dichtungen vielfältige Bemerkungen; jedoch sind sie bis jetzt nirgends vollständig zusammengestellt worden. Man sehe auch den geistreichen Aufsatz des Herrn J. Grimm: »Vom Singen und Springen der Boten« in den altdeutschen Wäldern, Bd. 3. S. 238 f. f. Schnelligkeit und Klugheit sind die hervorstechenden Eigenschaften jener Boten, von denen das Rittergedicht Wigolais zwey Beschreibungen liefert. so auch Briberts Tristan, Vers 1153 — 1208 und 1227 — 36. In der deutschen Alexandreis verkleidet sich Alexander der Große als Bote, zieht schlechte Kleider an, bindet ein Brieffaß an den Gürtel, und hebt sich vor Tage von dannen. — Nächst den Knappen oder Knaben (garçons) ist auch der Spielmann Bote, Rathgeber und verschlagener Ausspäher. Vergl. König Rother, 1710 — 13, 3061 — 72, 3121 ff., 4298 — 4300. Tristan V. 7449 — 57. Als solch einen schlauen Gesellen zeigt sich ebenfalls der heidnische Spielmann Turcis, den König Pharao an die Gemalin des Königes Salomo absendet (vergl. das Gedicht Salomon und Morolf.). — V. 30. swerlich, bey schwerer Strafe. — V. 32. vngenode, wie sonst vngeschicht, Leiden, Mißgeschick. — wedirwendin, widerwenden, ändern. — Uebrigens steht im Mscr. V. 20 statt gauch, gach, und V. 32: wedir wendir, Vers 33. sebin, sieben. — V. 36. Als Gott das jetzt verhängte, beschloß. V. 38. ys, es. vil vffte, sehr oft. —

8.

Do ys got nymme wolde han, wy schire her ys irdochte,
40. Her sante seynen botin dar,
Vn vormelt des konigis schar
Bys das her seynes herren gebot vorbrachte.

9.

Der konig ging yn das bat,
Do quam der engil vnde satczte sich an des konigis stat;
45. Czu hant sich seyne hoffart do vorwante,
Der engil gewan des konigis gestalt,
Alczuhant do vorloß der konig alle seyne gewalt,
Al yn der bade stobe yn do nymant kante.

10.

Im wart eyn swinder qwesten-worff, der begunde ym sere czu vorsmoen;
50. Der badir czu dem konige sprach:
»Mich dunckit, geselle, du wilt han vngemach,
Du setczt dich meynem herren alczu noen!«

V. 39 mahnt an die Stelle im Tristan, 5340—42: Da wart div warheit wol schin Des sprichwortes, daz da giht: Daz schulde ligen vnd fulen nicht. — schire, bald. — V. 40. Immer wird der Engel als Bote gesendet, wie dies schon sein Name bekundet. S. D'Herbelot's Bibliothèque Orientale, pag. 326: »Firischteh, c'est le nom d'un Ange, en langue Persienne; car Firischten, dont ce mot est le participe, signifie en cette langue Envoyer, aussi-bien que le mot Grec, duquel celui d'Ange est dérivé. Les Hébreux l'appellent Melak, de la racine Lak, laquelle ne se trouve point dans la langue Hebraïque, mais qui s'est conservée dans l'Ethiopienne, et signifie aussi envoyer. Les Arabes ont tiré leur mot de Melek ou Melik, qui signifie aussi chez eux un Ange, du Melak des Hébreux. — V. 41. vnvormelt, unbemerkt. — V. 43. Beschreibungen der früheren deutschen Bäder liest man hier und da in Handschriften und gedruckten Werken, so z. B. in Seyfried Helblings Sittengemälde der Zeit Kaiser Albrecht I., Vers 2915 ff.; deßgleichen in Heinrich von Veldecks Herzog Ernst, wo aber das Historische dem Poetischen untergeordnet ist, eben so wie dieß in dem Rittergedichte Wigamur der Fall ist, das uns von dem üppig gezierten Bade unter dem rothen Felsen Aptor erzählt. Stieg einer in dieses Bad, dem stets die Tugend heilig war, der vergaß hier all seiner Schwere; sein Leib ward leicht, das Herz froh, die Kraft stark, das Gemüth jubelnd; er wurde der Sinne mächtig, und der Körper stand ihm nach Preise. So lebte der Badende einen ganzen Monat fort, und keine Art Noth konnte ihn von Freuden trennen. — Aehnliche Kraft mit diesen Zauberbädern zeigt in der deutschen Mythe der Jungbrunnen. Herr v. d. Hagen hat in dem Museum für altdeutsche Literatur mehrere Beschreibungen von ihm nachgewiesen; außerdem geschieht seiner noch in dem Wigamur Erwähnung, wie auch in dem Schlaraffenleben bey Hanns Sachs. Unsere Märchen und alten Volkslieder erzählen von dem verjüngenden Wasser, und zusammenhängend mit dieser anmuthigen Dichtung ist der Glaube an die Wunderkraft einzelner Quellen, den auch ich in den norischen Alpen und noch anderwärts getroffen. Lesenswerth ist in dieser Hinsicht, was Valvasor im zweyten Theile seiner »Ehre Krains« anführet. — V. 44 stat, Stelle. — V. 45. Czuhant, alsbald verkehrte sich seine Pracht. — V. 47. vorloß von verliesen, verlieren. — V. 48. al, vergl. V. 57, 97, 101, 105, 109, 180. Dieses al wird eben so häufig verstärkend vorgesetzt als un, en, ne, n rc. abschwächend, oder den Begriff ganz umkehrend. Auch im Tyturel kommt es häufig vor, Str. 1103, 1254, 1679 rc. Es hebt das einfache sam stärker heraus (Str. 2104, 2124, 2144 rc., tritt vor da, selbst wenn dieß von der Zeit, nicht vom Orte gilt (Str. 1965), so auch vor czuhant (wie hier V. 47 und 205), und erscheint häufig als epische Wiederholung und Einschaltung. — Vers 34 steht im Msct. statt [illegible], wart. V. 49. Schnell wurde er mit einer Bade-Quaste (einem Abreiber) geworfen, das er sehr übel aufnahm. —

11.

Der konig sprach yn czornis neyth:
„Jo schaw, liber, ap den nicht der tewfil reit!“
55. Mit eyme eymer warff her en swinde;
Der badir stunt uf alczuhant,
Al mit den horn her sich des konigis vnderwant, —
Czuhant quam das stobin gesinde,
Jy slugen yn vnd rofften en gar swinde.

12.

60. Der engil tet, alz ym an czam.
Mit allen notin [das] her en dem volke kawme nam,
Der engil ging auß vnd lys den konig switczin.
Der engil ging alczuhant,
Do her des konigis wot vnd kammerer fant,
65. Sy czogen en an, vnd satczten ym uff eyne crone (mit witczin).

13.

Ein czeldir-pherd her obirschreit,
Mit dem hofegesinde der engil czu hofe reit, —
Dy fraw entphing den herrn also schone: „Eya, liber hirre meyn,
wo wart ir so lange?
Wenne ir wol wisset, das meyn muth
70. Vnd meyn hercze seendin sufftzen noch euch tut,
Mir ist noch euch gewest zo bange!“

14.

Fraw, wir haben lost gehat
Sprach sich eyn groue; eyn tor qwam czu vns yn das bat,
Her satczte sich nome bey meynes herren seyte,
75. Eynes grosien konigis rede her do phlag,
Des wart ym mancher herter worff vnd slag;
Hette her gesessin von meynem herren weyte,

15.

So wer her nicht so zere gerofft noch geslagin,
Das hofe gesinde quam
80. Czumole mit allin notin, das en meyn herre yn kawme nam;
Lebet her noch, zo darff hers nymande clagin!

16.

Der narre yn dem bade sas,
Her leyt gar grosin spot, dorczu ir allir has,
Seyn rumen kunde her ny gelosin:
85. „Ach, wy torlich ich nw thu,
Ich was eyn gewaldiger konig hewte morgen fru,
In allin landin, uf allin breiten strossin.

V. 57. Er fasite den König bey den Haaren. — V. 60. an czam, geziemte. V. 61. kawme, krank, schwach, ganz erschöpft, s. Wachters Gloss. sub voce kaum, oder auch geradezu unser kaum: mit Mühe, schwerlich, was jedoch wieder auf languor, aegritudo zurückweist, wie es so auch bey Tatian und Otfrid vorkommt, vgl. V. 80, 173, 177. — V. 64. wot, wat, Gewand. — Das Mscr. hat V. 52 statt noen, none, das wohl richtig ist, obgleich es hier gegen den Reim steht, vgl. V. 74. — V. 66. Er bestieg einen Zelter. In den norischen Alpen sagt man statt unserem einfachen reiten, — ob's Roß reiten. — V. 68. die alte Sprache ist reich an kosenden und schmeichelnden Namen. Mann und Frau reden sich gegenseitig etwa mit folgenden Liebesworten an: friedel, fruidilinna, friedelin, mein traut geselle, mein traut gelück, du selden schrin, mein hübsches Zart, sonneschin, herze breche, Zeit vertreib, meyen blut, gantzer vreuden aneblik u. s. w. — V. 72. Lust gehabt. — V. 73. sprach sich, dieser alte, epische Sprach-Gebrauch wiederholt sich hier V. 145. — Die Beschreibung eines Thoren findet sich auch in Vriberts Tristan, V. 5097 — 5115, 5127 — 43, 5233 — 38 ff.; eben so in der Erzählung „von der halben Birn“ in dem hiesigen, unter Conrads von Würzburg gehenden Namen altdeutscher Dichtungen. — V. 74. none, nahe, wie V. 52. — V. 76. des, deshalb. —

17.

So wosin! wy ist mir geschen, adir was hot mich betrogin!
Sy schreen alle gemeynniglich:
90. Seyt irs eyn konig, das hot vns zere wunderlich,
Adir seyt ir aws fremden landen entphlogin?!

18.

Sy frogeten en, wo seyn gesinde wer?
Der badir sprach: ys ist irtruncken yn dem mer,
Her wil vnserm herren seyn reich abe kewffin!
95. Her treib nawr vor sich seynen syn,
Her schrey: »Woffin, ach vnd ymmer me! wo sol ich hin?«
Al mit der rede begunde her sich czu rewffin.

19.

Mit aldin questin worffin sy en, das her en muste enttrynnen,
Her hup sich swinde an eynen loff,
100. Muternackt, vor grosin forchtin, das her troff,
Al vor des schaffers hoff her lyff heneyn.

20.

Der torwertir sprach: wer ist do vor?
Her sprach: »ich byns, eyn konig czu desim lande!«
Der torwertir stunt uff, vnd sach en an
105. Al vmb dy rede: Wirstu tollig hereyn gelon,
Zo steestu doch nackt, zo phey sulcher schande!

21.

Der torwertir seyn spotte czu ym sprach: wo ist doch deyn gesinde?
Her schrey lawte, das ys irschal
Al uf dem hofe, vor dem engil yn dem sal;
110. Der schaffir sprach: wer ruffet also swinde?

22.

Warte, wer ist do vor?
»Werlich, herre, sprach der eyne, das ist der tor,
Sy habin en aws der badestobe nagkt getrebin!«
Man sal en lossin durch got,
115. Sprach der schaffir, wenn her stet yn donner wot,
Her ist hinder seynem folke blebin!

Vers 88. Wosin! ein alter Ausruf des Schmerzes und Zornes (vrgl. Bd. I. dieser Jahrb. S. 196). adir, oder. — V. 90. das nimmt uns sehr Wunder. — V. 99. Er lief schnell davon. — V. 105. tollig, vergl. Salomon und Morolf S. 34: »Das kan doling ergan.« Es scheint dasselbe zu seyn mit tolme, dalme, oder dolme (V. Scherz-Oberlin) = vielleicht, endlich. Siehe oben. — V. 110. Wer ruft so geschwind, laut? — V. 111. warte, schaue. — V. 115. wenn, denn, s. V. 128. — Er steht in dünnem Gewande. — V. 116. Unter dem folke sind hier die farenden diet gemeint, das fahrende Volk, die Schüler, Narren, Spieler, Fiedler u. dgl. Die in der k. k. Hofbibliothek unter Nro. 87 liegende, um 1450 geschriebene Handschrift zählt viele Mitglieder dieser weitverbreiteten Genossenschaft auf. Da die Stelle noch nicht gedruckt ist, so mag sie hier ihren Platz finden: »Hantspiler, Czwetrager(?), Wunscher, Raytter (latro? Oberlin s. v. Reiter), Raycher(?), Lewchter(?), Leicher (etwa die Spieler und Sänger einzelner Leiche?), Wurfelleicher, Gedenkcher, Scholdrer (s. Oberlin), Placzmeister, Auftrager, Polczraicher, Engstl, Fulsinger, Luedrer, Swelicher, Geber, Anseczer, Anchreyder, Pulyan, Puebyn, Puebinin Ruffian (s. Oberlin), Aufmacher, Auffmacherynn, Perntreyber, Pheyffer, Sprecher, Fidler, Singer, Lautner, Sneller (Fingerlin snellen? alla Mora). Chlinger, Pritschner, Purczler vnd Springer, Loterphaffen vnd Spekloter, Leyrer vnd auch Leyrerynnin.« Ueber dieses fahrende Volk sehe man die altdeutschen Wälder der Herren Brüder Grimm, Bd. II. Seite 49 — 69, wo in der daselbst mitgetheilten Dichtung auch der Lotterphaffen Erwähnung geschieht. Es ist zu beklagen, daß ein so treffliches Werk, wie die altdeutschen Wälder sind, nicht gehörig unterstützt wird; hoffentlich wird auch dieß in der Folge anders. Unsere Zeit scheint leider noch leichterer Speise zu bedürfen!

Der schaffer [illegible]
[illegible]
Vor grofem [illegible]
120. [illegible]

Der schaffer [illegible]
Her [illegible]
Her sprach: [illegible]
[illegible]
125. Ich habe [illegible]
[illegible]

»Eya, schaffer, liber [illegible]
Wenn [illegible]
[illegible]
130. Ich [illegible]

Der [illegible]
Das was [illegible]
[illegible]
Das was [illegible] —
135. [illegible]
Der [illegible]

Eya schaffer, liber [illegible]
Wenn ich der [illegible]
Der schaffer sprach: [illegible]
140. Deyner rede [illegible]

Der schaffer vor dem engil [illegible]
Vor [illegible]
Her sprach: [illegible]
Ich habe den [illegible] —
145. »[illegible], sprach [illegible]
Her ist [illegible] .«

Der engil [illegible] der frawen sprach: [illegible]
Jo — — »Jo ich, herre, [illegible]

Vers 117. was, war. — V. 119. [illegible] famus spisous. — V. 121. [illegible] ser genommen. — V. 122. [illegible] Wort ist in Süddeutschland [illegible] — [illegible] irclayn, beklagen. — V. 124. [illegible] nach altem Schnitte. — V. 136. [illegible] Ich kann sie vor der Haut [illegible] — [illegible] der Schaffer brachte dem Engel die [illegible] drücken die altdeutschen Gedichte häufig [illegible] sen, so: Parcifal [illegible]. Nibel. [illegible] — V. [illegible] statt vor vielleicht von? — V. 143. [illegible] — V. [illegible] Er ist berede, redereich. — V. [illegible] so —. V. 148. Jo, ja, fürwahr. [illegible] höriger Schwur. Das deutsche Mittelalter war nicht [illegible] an Betheuerungen, als es die heutige Zeit ist. Hier nur einige ehemals gebräuchliche zum Beweise: benamen (bi namen [illegible] Gottes, [illegible] wahrlich!), so mir daz heilische licht, daz weiz der heilige Crist, [illegible] sele vnd lypp, samir got vnd min selbes lip, sam mir got der gute, sam mir die Heilig nacht heunt, sam mir sant Johanns, sam mir tauffe vnd Chresem, sam mir die Heilige Zeit, als helff mir Christ, bei Liebs hulden, auf mein warheit, sam mir miniv ere, gote weiz u. s. w. Gleichzeitige Schriftsteller eifern auch sehr gegen dieses übermäßige Betheuern und Lügen, so sagt z. B. Freydank: »Kost teglich lugen ein koelnisch pfunt Man luge nit so manige stunt« (15[illegible] — 72) und weiter: »Steche iegliches eidt als ein dorn So en : wurde nit als vil gesworn« (1569 — 70). Heinrich Teychner klagt auch darüber (s. Bd, I. dieser Jahrb. Intelligenzb.). Von einer solchen Betheuerung trägt Oester-

Seyner torheit welle wir icht gemeylisch seyn,
150. Ap wir sy von ym icht gelernen!«

30.

Her brachte den tor yn das pallas,
Do der engil bey der schonen frawen sas.
»Seyt willkomen, konig ane lant« sy schregyn!
Do her ane sach dy konigynne,
155. Ich wene, das mancherley gewesin seyn seyne synne:
»So worzn bin ich armer mensch gedegin!«

31.

Der tor gar forchtiglichin sprach: »Von wanne kommet euch der herre?
Wenn ich hynte eyn der nacht bey euch lag,
Mit armen vmbfangin bys an den lichten tag!«
160. Dy fraw irschrag der rede vnmosin zere.

32.

Dy fraw czu dem engil sprach:
Vil liber herre, das ich den torn y gesach!
Her hot mir meyn volles blut gerotit! —
Eyn junger groue das irhort;
165. »Ach, ir schalk, wy tort ir reden sulche wort
Vor meyner frawen? ys wirt an euch genotit!«

33.

Her slug en zere an seynen halß, vnd stys yn mit den fussen;
Dy schiltknechte nomen seyn war,
Vor grosin slegin wart seyne hawt semisch, ez (ist) wor. —
170. Der engil sprach: das ist dy dritte bussen!

34.

Der engil sas hoch vnd merket ebin,
Her hatte surge, das sy ym benemyn das lebin;
Der engil stunt uf, vnd nam en dem volke rawme,
Her nam den torn vnder seynen arm,
175. Her sprach: meyn liber frunt, mir ist gar rechte warm,
Wiltu wol, wiltu wol, so fure mich uf das gerawme!

---

reichs Herzog: Heinrich Ja so mir Gott! den Beynamen. (Eben wird hier in Wien eine kleine Schrift über ihn gedruckt, die den verdienstvollen Herren Edlen von Bergenstamm, n. ö. Landschafts=Sekretar, zum Verfasser hat.) Das Sprüchwort Herzog Albrecht VI., Bruder Kaiser Friedrich IV., war: Poz hinkender Gans! eben so brauchte man damals die Betheuerungen: por leber, por lungel, por Jammer! sam mir got oder der tyeffel helff! und dann fernerhin: »sey dem nicht also, als ich gesprochen, so mues ich erplinten oder erkrumpen oder ein gähen tod angeen, oder das mort oder der schawer erslahen, oder dy tyefel schullen mich mit leyb vnd mit sel hinfueren, und ich für den anplikh goz nymer chomen« (aus einem Mscpt. über die zehn Gebote Gottes). Noch jetzt schwört man in Oberösterreich: Mainoad! Agricola führt in seinen Sprüchwörtern (1519) eine große Schaar ähnlicher Verwünschungen auf. — V. 149. Seiner Thorheit wollen wir uns etwas erfreuen. — Vers 153. sy schregyn, sie schrieen. — V. 156. gedegin, geworden, von gedeihen, werden. — V. 157. forchtiglichen, voll Furcht. Von wanne, woher. — V. 158. hynte, heute. — V. 162. y, je, jemals. — V. 163. Beyspiele vom Rothwerden aus züchtiger Scham finden sich in unseren frühesten Dichtungen nicht selten. Tyturel, Nr. 1454, 1490 ꝛc. Man sehe auch Agricola, unter den Sprüchwörtern: »Er ward fewerrot vnter augen und: Er ward wie ein blut vnter Augen.« — V. 165. tort, dürft. — V. 166. genotit, gerochen — V. 168. Die Schildknechte nahmen ihn in Gewahrsam, oder: mißhandelten ihn ebenfalls. — V. 170. Drey Bussen oder Strafen mußte der Konig erdulden: die erste im Bade selbst, die zweyte vor der Wohnung des Schaffers und die dritte vor der Königin. Dies Gericht ist doch aber immer noch ein gelindes, gegen jenes betrachtet, das über den hochmüthigen Jovinianus erging, nach den Gest. Romanor. Der Dichter hat überhaupt aus dem Propheten Daniel nicht vielmehr entlehnt, als den Namen seines Helden. — V. 171. merket ebin, gab wohl acht. — V. 176. Das gerawme, das Geräumige, wo es weniger voll ist. — V. 153. heißt im Manuscript: Sy schregyn seyt willkomen konig ane lant. —

35.

Das her en dem volke kawme benam, des worn sy zere vordrossin,
Her furte yn hyn vñ eyn gemach,
Do man ym dy bloen slege uf seyme rocke sach,
180. Al in dem gemache blebin sy beyde vorslossin.

36.

»Awe, du armer tore bloß,
Glewbistu noch, das cristus ist also gros?
Du dich host gesaczt also nedir;
Gedenckistu an den versin: deposuerunt potentes,
185. Den du list vorbitten bey dem halße vnd bey der wot,
Den mache frey, vnd (du) wirst geweldig wedir!«

37.

Der konig dem engil czu fusse vil, me wenn hundert stunt:
Genode, hirre ihesu crist,
Wenn ich irkenne, das du meyn irlosir bist,
190. Wenn ich habe ander trost funden!

38.

Seyt irs, von dem ir mir nv sayt,
So ewgent euch durch ewer hochwirdikeit,
Adir ich muß an allen trost vorterbin!
Der engil sprach aws clugem rot:
195. »Ich bin seyn nicht, ich byn eyn engil vnd seyn bot,
Deße ding hys her mich czu dir werbyn!

39.

Czu den erstin mol, zo befele ich dir witwen vnd weisin,
Des bys gut richter, hore, das ist meyn rot:
Noch des pristers lere saltu dynen got,
200. Zo wedirfert dir nymmer sulche reyse!

40.

Mit trewen globe ich dir den eid,
Glewbistu ouch, das cristus den tod vor dich leyt?«
Her sprach yn heymlichim galme,
Her gap ym wedir seyn gewant, —
205. Alczuhant der engil von dem konige vorswant,
Do stunt der konig zam ym qwalme.

41.

Gar vorchtiglichen tat her uf, her vorchte sich gar vnmaßin zere;
Do sprungen czwene grouen dar,
Alz man sulchm herren sal czu rechte (nemet war!),
210. Do qwam der konig wedir an seyne ere.

42.

»Eya, liber herre meyn,
Sprach dy fraw, wo mag nw der tore seyn?
Lot en vor dem hoffe, zo thut ir meynen willen!«
Fraw, ich seyn nicht vorsweigin mag,
215. Yo, ich byns gewest der thore, hewte deßin tag! —
Sy dirschrockin alle, vnd swegin do methe stille.

Vers 177. Deßhalb waren sie sehr übel gelaunt. — V. 182. Glaubst du noch, daß Christus so groß (d. h. so wenig groß) ist? — V. 183. Du selbst hast dich in diesen niedrigen Zustand versetzt. — V. 186. Laß diesen Vers der Bibel wieder frey singen und sagen. — V. 187. hundert stunt, hundert mal — V. 190. ander, an dir? — V. 191. sayt, saget. — V. 192. Laßt Gnade ergehen, wie sie Gott der Ewige sonst gewährt. — V. 93. an, ohne. — V. 196. Diese Dinge trug er mir auf, bey dir zu vollführen. — V. 197. ich befehle in deinen Schutz. — V. 198. Dessen sey. — V. 199 — 200. Nach des Priesters Lehre sollst du Gott dienen, so trifft dich kein solcher Unfall mehr. — V. 201. gelobe, schwöre. — V. 203. yn heymlichim galme, leise, ohne Geräusch. Galm ist Schall, Klang, auch Echo, kommt schon bey Otfrid vor. — V. 206. zam ym qwalme, als ob ihn eine Ohnmacht anwandelte? qualmen, exhalare, evaporare. — Die Handschrift liest V. 186: vnd wirt geweldig wedir. — V. 207. Daß der Dichter den König hier furchtsam auftreten läßt, ist bey weitem natürlicher, als hätte er ihn nun plötzlich wieder voll Lust und Freude vor seine Großen kommen lassen, wie dieß doch fast alle anderen Bearbeiter des nämlichen Stoffes gethan haben. — V. 216. Dirschrockin, erschracken; dieses der statt er lebt noch heute in den Mundarten. do methe, damit.

43.

Sy wenten ouch alczu mol: sy hetten den leip vorlorn.
Der ym den backin slag gap,
Der do schrey: Woffin, das ich nicht gelet byn yn eyn grap,
220. Adir das ich y czu der werlde bin geborn! —

44.

Dy fraw seyn glewbin wolde nicht,
Das an dem herrn wer geschen dy vngeschicht;
Sy sprach: liber hirre, ir moget vnser wol spotten!«
Off meynen eyd, ys ist geschen! —
225. Her furte sy hen, vnd lys sy mit den owgen sen, —
Das rockelyn lag noch yn der kemmenoten.

45.

Dy frawe dem konige czu fusse vil, das sy seyn mit spottin also hatte gephlogin,
Dy irsufftczte aws eres herczin trene (treue?); sy ir gap
Mit susfczin manchin slag,
230. Der frawen gingen trene zere aws erin owgin!

46.

»Fraw, stet uf vnd weynet nicht,
Sprach der konig, wenn der czorn ist kegin mir gar vorricht,
Wir sullen cristo dynen bas an vnser ende;
Was ist ys vmb dy slege vnd vmb den spot,
235. Sint her mich zo mechtiglich gehoet hot!
Her darf mir seyner boten nymme senden!« —

47.

In alle seyme lande gebot her den versin zu singen;
Der konig wart eyn bedirmann! — —
Alle dy meyne hulde wollin han,
240. Dy dynen crist, en mag nicht misse lingen! — Amen.

Vers 217. Sie wähnten auch insgesammt. — V. 219. gelet, gelegt. — V. 220. werlde, Welt. — V. 221. glewbin, glauben. — V. 222. dy vngeschicht, das widrige Ereigniß; die Vorstecksylbe un steht hier auch verneinend, wie sie überhaupt in den verschiedenen Dialekten in dieser Bedeutung noch häufiger vorkommt, als in der Büchersprache, z. B.: ungut, übel, schlimm; unöd, lustig u. s. w. — V. 225. hen, hin, dahin. sen, sehen. — V. 226. kemmenot, Kammer. — V. 227. Daß sie ihn so verspottet hatte. — Im Mscpt. steht Vers 226 kemmenot. — Die fünf und vierzigste Strophe erscheint mangelhaft. Da ich nicht weiß, ob die Schuld an meinem Zusammensetzen, oder am früheren Abschreiber liegt, so theile ich sie eben so mit, wie sie die Handschrift hat: Dy frawe dem konige czu fusse vil dy irsuffczte aws eres herczin trene mit suffczin gap sy ir manchin slag das sy seyn mit spottin also hatte gephlogin der frawen gingen trene zere aws erin owgin. — V. 32. Denn mein früherer Zorn ist ganz und gar verschwunden? — V. 235. sint, sintemal, da. — V. 239 — 40. Die Ermahnungszeilen des Dichters an seine Leser oder Hörer.

Jahrbücher der Literatur.

Sechster Band.

1819.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.





Inhalt des sechsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. VI.

Seite

Jahrbücher der Literatur.

April May Juny 1819.

Art. I. **Politik nach platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit.** Von Friedrich Köppen. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1818. 352 S. in 8.

Vorliegendes Werk besteht aus sechs Abschnitten unter den Titeln: Einleitung, Herrschaft, Staat, Regierung, Gesetzgebung, Recht. Ein gedrängter Auszug soll, zur besseren und unparteyischen Verständigung, dem Urtheile des Rec. über jeden der einzelnen Abschnitte vorangehen.

I. Einleitung. Der Verfasser setzt in derselben die Leser auf den Standpunkt einer Uebersicht, für den Umfang und die Wichtigkeit des Ganzen, und behandelt zu diesem Zwecke die mancherley Unterschiede in der politischen Ansicht der antiken von der christlichen Welt. Ein Hauptunterschied ist dieser, daß die Alten von moralischer Güte und dem eigentlichen Rechte nicht mit solcher Geschiedenheit sprachen, als dieß in unsern Lehrbüchern zu finden ist. Der Verfasser hebt nun einige Züge des politischen Bildes in Bezug auf diese Hauptdivergenz heraus. Dem Plato, sagt er, erschien der Staat wie der einzelne Mensch, und was dem letztern zum Besten gereicht, das ist auch zur Vollkommenheit des Staates erforderlich. Daher war das Staatswohl, nach Plato, ein ethisches Gut, ohne Sittlichkeit der Bürger nicht denkbar. Zur Sittlichkeit aber, fährt er fort, führten 1) Pädagogik, die Zucht des werdenden Geschlechtes; 2) Legislation, das Werk des gerechten Willens, und zur Unterstützung desselben zugleich.

Der Verfasser geht nun auf die Gegensätze der neuern Politik über.

In dieser, sagt er, erscheine das Staatswohl keineswegs als ethisches Gut, sondern es ist selbst ohne tugendhafte Gesinnung der Bürger denkbar, ja es solle in seiner Reinheit, ohne Rücksicht auf Gesinnung aufgefaßt werden. Pädagogik finde daher gar keinen Platz, und Legislation sey gar nicht das Werk des gerechten Willens zur Unterstützung desselben, sondern bloß eine Schranke des ungerechten Thuns, dessen Ungerechtigkeit erkennbar sey, aus der nothwendigen Bedingung eines äußeren Beysammenseyns unter Naturverhältnissen. Das eigentliche Staatswohl sey daher die Vollständigkeit dieser äußeren Ordnung, die gereihete Gleichförmigkeit des physischen Nebeneinanderseyns.

Der Verfasser läßt sich nun ein auf die Ausmittelung des Einflusses dieser Begriffsscheidungen, auf die Staatsrechtstheorie.

1. Erscheine, meint er, der Staat allemal als reine Zwangsanstalt, der keine Gesinnung, nur Legalität fordere. In einer solchen Anstalt sey Politik und Recht ihrem Wesen nach nur das Erzwingbare. Da nun aber nicht jeder Zwang gerecht, sondern auch ungerecht seyn könne, so sey das Gerechte nur der erlaubte Zwang. Fragte man nun aber, woher die Erlaubniß, so entstehe die Antwort: Aus einem Vertrage, kraft welchem jeder Einzelne von seinem Rechte, nicht gezwungen zu werden, so viel aufopfere, als ein menschliches äußeres Beysammenseyn fordere.

Der Verfasser läßt sich nun in eine genauere Beantwortung der Frage ein: Ob die Lehre vom Urvertrage, entschiedene Grundlage der Staaten sey. Er nennt die Ansicht erkünstelt, keinesweges natürlich und historisch. Denn Verträge gehörten wohl zur historischen Entwickelung, aber keineswegs zur Entstehung und Begründung der Staaten. Verträge seyen wohl Wiederherstellungsmittel für Abweichungen vom Zwecke der Staaten. Denn der Mensch lebe recht eigentlich im Staate, sey recht eigentlich zu solchem Leben geboren, und habe nicht erst durch willkürliches Zusammentreten dieß Staatsleben erschaffen und eingesetzt. Er nennt daher mit Burke's Worten den Staat: die ewige ehrwürdige Gesellschaft für die erhabensten Zwecke des menschlichen Daseyns, die sichtbare und unsichtbare Welt verbindend, die höhere und niedere Natur im Menschen verknüpfend, eine Gemeinschaft der Lebenden mit den Todten, und denen die künftig geboren werden, eine Ordnung für körperliche und geistige Natur.

Diese Definition, besser Description des Staates, sagt nach Recensentens Meinung zu Viel und zu Wenig. Zu Viel im Worte Ewig, denn die Menschheit ist älter als ihr Absfall vom Gott der ewigen Liebe, welcher den Staat nothwendig gemacht hat. Denn wäre Liebe das herrschende Princip in der Menschheit, so lebte sie auf Erden das Leben der Heiligen im Himmel, ohne Zwang.

Zu Wenig in dem Worte ehrwürdig. Denn der Staat ist eine mittelbar-göttliche Institution; er besteht durch ein Naturgesetz für die Coexistenz freyer und ungleicher Kräfte. Zu Viel, wenn es heißt, für die höchsten Zwecke. Denn der Zwecke höchster und letzter ist das dynamische Produkt zweyer Faktoren, nämlich: der Gnade (Kraft Gottes), und der Freyheit des Menschen; denn er heißt: Vereinigung des Menschen mit Gott in Liebe. Gnade aber in obigem Sinne kann der Staat nicht spenden, denn nur die Kirche ist eine unmittelbar-göttliche

Institution. Wer dem Staate der Kirche Geschäft aufbürdet, der erdrückt ihn. Etwas ganz Anderes ist es, wenn es heißt: Im Staate nur geht der Mensch den erhabensten Zwecken entgegen. Ja mit Riesenschritten; denn welche Macht gleicht der Staatsgewalt, sie möge nun dem Guten goldene Brücken bauen, oder die gebauten zerstören.

Rechtfertigen soll der Verlauf vorliegender Arbeit diese wenigen Andeutungen. Im Betreff der Einleitung und ihres Hauptgedankens findet Recensent Folgendes zu rügen.

Ganz recht behauptete der Verfasser, daß dem Plato der Staat wie der einzelne Mensch erschien, und was bey dem letztern seine innere Tugend ausmachte, auch zur Vollkommenheit des Staates gehörte, und die Grundlage seiner Einrichtungen ausmachte. Allein nun entsteht allerdings auch die Frage: Wie erschien der Heidenwelt und dem Plato in ihr der Mensch?

Recensent glaubt vom Verfasser nicht mißverstanden zu werden, wenn er kurz antwortet:

1) Der Mensch erschien dem Plato im Abfalle, und ohne Hoffnung auf Wiederherstellung — man unterscheide aber die dunkle Ahnung in reinen Gemüthern von der Zuversicht.

2) Die Menschheit erschien also Plato'n mit all ihren Bedürfnissen und ihrer Befriedigung auf sich selbst angewiesen. Und da der Staat, als bereits stehende Institution, vielen zeitlichen Bedürfnissen abhalf, so erschien

3) die Menschheit dem Plato auf den Staat angewiesen.

Daher kam es dann, daß dem Griechen der Staat als das Non plus ultra aller Schöpfungen in dieser Zeitlichkeit galt — ferner daß das Problem des heidnischen Staates: die Realisirung aller menschlichen Zwecke — Gewährung aller Güter, der ethischen und rechtlichen — Abhülfe aller Bedürfnisse der Menschheit war.

Daher kam es ferner, daß der Grieche, in der Theorie, die Sonderung des Moralischen vom Legalen in Bezug auf das Staatsleben nicht vornahm, wiewohl ihm in der Speculation diese Distinction so wenig als uns fremd war. Ferner, daß die Legislation der Griechen nicht bloß eine juridische, sondern im eminenten Sinne eine ethische war, d. h. nicht bloß Schranken setzend, dem ungerechten, äußerlichen, sondern auch dem ungerechten innerlichen Thun. —

Endlich, daß Pädagogik und Religion, die Erziehung des Menschen für dießseits und jenseits, dem Staate anheim fiel, daß dieser, als Institut des öffentlichen Lebens, alle Privaterziehung in eine öffentliche umwandelte, und daß der Verwalter der

Staatsangelegenheiten auch der Verwalter der religiösen, kurz der Beamte auch Priester in derselben Person seyn konnte.

Daher kam es auch, daß die alte Welt vom Staate als einer Zwangsanstalt wenig wußte, desto mehr von ihm, als der ersten Erziehungsanstalt. Demungeachtet war den Griechen der Staat doch auch eine Zwangsanstalt, weil Erziehung ohne Zwang so wenig gedacht werden als bestehen kann, allein a potiori fit denominatio.

Daß der Grieche den Staat als Zwangsanstalt nicht durch die juridische Fiction eines bürgerlichen Vertrags rechtfertigte, kam wohl größtentheils daher, weil die Heidenwelt, vorzüglich die griechische, bey der Schärfe ihres objektiven Sinnes, auch in ihrer Spekulation vom Leben aus- und aufs Leben zurückging, kurz, über der Idee das Leben nicht vergaß. Frägt man sich aber: War der alten Welt geholfen mit dieser Anweisung an den Staat, d. h. an die regierenden Glieder in ihm, dann können uns ihre großen Gesetzgeber Antwort und Aufschluß mit Nein geben. Konnte ihr vielleicht gedient seyn mit jener Anweisung, auch wenn nach Plato's Wunsche Philosophen der regierende Theil der Nationen gewesen wären?

Was macht denn den Menschen zum Philosophen? Ein großer Grieche gibt uns hier zur Antwort: zu wissen (mit Klarheit) daß er nichts weiß. Also ein klares Wissen um die Finsterniß seines Auges, Vernunft genannt, und er hätte noch hinzufügen können: Ein klares Wissen um die Erbärmlichkeit des Willens, im Handeln nach Wissen und Gewissen; und um die Ohnmacht des Menschen als Gesetzgebers, wenn er nicht sagen kann: Du sollst nicht gelüsten, — und er kann es nicht, weil er als Mensch kein Gewissen binden kann, ja nicht einmal darf, weil er das Gewissen nicht gesetzt.

So viel wiegt der Mensch auch als Philosoph, dem freyen Menschen gegenüber.

Und das fühlten tief die großen Gesetzgeber des Alterthums; darum traten sie allemal auf unter der Aegide einer Gottheit, als Organe göttlicher Einsicht, göttlichen Willens, wenn sie gesetzgebend auftraten; so Lycurg, so Numa, aber nicht so Moses, nicht Christus. Warum nicht? Denn was allgemeines Bedürfniß der gesammten Menschheit war, dem mußte doch wohl einmal abgeholfen werden, d. h. es mußte dem Hülfsbedürftigen in vollem Maße zur freyen Aneignung angeboten werden.

Seit der Stiftung der christlichen Kirche nun hat sich das Verhältniß des Menschen zum Staate geändert. Mit der Existenz der Kirche erklären sich nun viele Erscheinungen im Leben und in der Wissenschaft von selbst. Daher z. B. die scharfe Son-

derung in Theorie und Praxis, der Moralität und Legalität, wovon die letztere dem Staate als einer außeren Zwangsanstalt zukömmt. Daher die Ansicht, daß die Legislation des Staates nur schrankensetzend sey, dem ungerechten Thun, und zwar ohne Nachtheil für das bürgerliche Leben, so lang der Staat die Kirche in ihrer Würde und Wirksamkeit als göttliche Institution neben sich anerkennt.

Daraus aber folgt noch gar nicht, wie der Verfasser behauptet: 1. daß im neuern Bilde des Staates das Staatswohl keinesweges als ethisches Wohl erscheine, weil es daselbst ohne tugendhafte Gesinnung der Bürger denkbar sey.

Hier hat der Verfasser auffallend das Staatswohl mit dem Staate selbst verwechselt. Der Staat kann nicht nur, sondern er besteht wirklich ohne tugendhafte Gesinnung der Bürger, aber nicht sein Wohl. Daraus folgt noch gar nicht, 2. daß der Staat als Zwangsanstalt keine tugendhafte Gesinnung, sondern nur bloße Legalität von seinen Bürgern verlange. Denn ein Anderes ists, was der Staat fordern kann und muß, um Staat zu seyn, und ein Anderes, was er zwar nicht fordern, doch auch nicht entbehren kann, um ein glücklicher Staat zu werden. Denn die Leistung jenes Unentbehrlichen zu seinem Wohle kann nie seine Sache seyn. Ad impossibile nemo tenetur. Alles, was er hierin thun kann, ist entweder Versuch, wenn er außer und ohne Kirche, oder Unterstützung der Kirche, wenn er in der Kirche lebt.

Endlich folgt daraus noch gar nicht 3. daß die Legislation des Staates, deßhalb, weil sie nur Schranke des ungerechten Thuns ist, aufhöre ein Werk und Unterstützung des gerechten Thuns zu seyn — und daß bey dieser Ansicht des Staates gar keine Rede seyn könne von ethischer Herrschaft des Willens über sinnliche Begier.

Kann das gerechte Thun des Menschen nicht auf zweyfache Art unterstützt werden, negativ durch Beseitigung der Störungen von fremder Freyheit, positiv durch mittel- und unmittelbare Stärkung des Willens? Was aber den gänzlichen Mangel ethischer Herrschaft betrifft, kann man Folgendes antworten:

In jedem Falle bleibt der Staat doch auch eine Zwangsanstalt zur Sicherung der Rechte, d. h. meiner äußeren Thätigkeitssphäre, um als freyes Wesen frey meine Bestimmung entweder zu erreichen oder zu verfehlen. Und er erhält als diese für beyde Fälle seine Garantie von der Vernunft, der Mutter aller Rechte, und zwar nicht etwa in sofern, als die Vernunft im kategorischen Imperative auch zugleich den Zwang einschließt für unbedingte Unterwerfung der Sinnlichkeit unter das Sittengesetz, jene möge eigene oder fremde seyn; sondern bloß in sofern, als in jenem

[illegible] und zugleich die Bedingung der [illegible] des [illegible]-[illegible], die Freiheit [illegible], in [illegible] gekommen seyn, mit welcher man zugleich in Bezug auf [illegible] hat, nicht aber auf Gott, der nur wohl eine Welt, aber kein Recht der Sache eingeräumt, die Befugniß eingeräumt ist zur [illegible] des [illegible]. [illegible] Glauben nicht [illegible], weil es [illegible] nicht [illegible], und zur Be-folgung des [illegible] zu [illegible].

Eben so wenig ist [illegible] der Theorie des Socialcontracts, in welchen jene durch diese sich zu [illegible] gebracht, indem das Unterthanenverhältniß [illegible] einen Vertrag zum Erlaubten werden könne. Diese Behauptung liegt ein [illegible] und [illegible] zugleich [illegible], nämlich daß zum erlaubten Zwange immer die Einwilligung des Gegen-[illegible] gehöre.

Der Socialcontract verdankt sein Entstehen der [illegible]-heit des Verstandes vom Leben: seiner [illegible] Herrschaft über den Staat sowohl für [illegible] als [illegible] Sinn.

In dieser Abgerissenheit unterscheidet er die formalen Gleichheit und Freiheit der Menschen [illegible]. Ebenso kann aber die [illegible] Ungleichheit freier Menschen allerdings nur aus der Freiheit bedingt werden, d. h. mit andern Worten: durch freyes Uebereinkommen — durch Vertrag. Fragt man aber weiter: Seit wann spielt der zum Diener bestimmte Verstand den Herrn im Hause, so dürften uns die Anfänge seiner Herrschaft viel Auskunft geben.

Schon das älteste protestantische Kirchenrecht behandelt die Kirche als eine ursprünglich gleiche Gesellschaft, deren spätere Ungleichheit durch freyes Uebereinkommen eingeführt worden sey. Die Uebertragung dieser Ansicht auf das Staatsrecht ist also unstreitig spätern Ursprungs.

Der Verfasser schließt die Einleitung mit der Beantwortung der Frage: Was kann es helfen, den Gesichtspunkt der Alten in der Politik wieder zu erfassen, da es selbst in den griechischen Staaten nach dem Zeugnisse eben jenes Plato nicht besser herging, als in unsern? Der Verfasser meint sogar, es sey dort noch schlechter hergegangen, und zwar aus mehreren Gründen, wovon Recensent nur den triftigsten anführt, nämlich, weil das Christenthum und die ritterlichen Grundsätze von Ehre mächtig in die neuere Zeit eingewirkt, und dadurch den schädlichen Folgen des Mechanisirens in Staaten vorgebeugt haben.

Der Nutzen aber des alten Gesichtspunktes in der neuesten Politik soll darin liegen: »Weil ohne Annäherung zum Muster-

bilde des Vollkommenen kein Staat auch nur mit mäßiger Vollkommenheit denkbar sey.«

Sehr wahr, auch der Staat muß sein Ideal haben. Ein Anderes aber ist die Frage: ob sein Ideal unter die erreichbaren oder unerreichbaren (nur eine Annäherung ins Unendliche zulassenden) gehöre, und ein Anderes ist die Frage: ob es, sey es erreichbar oder unerreichbar, gerade das griechische seyn müsse?

Alle die erhabenen Zwecke (Ideale), die die Vernunft für fremde Freyheit aufstellt, sind deßhalb, weil ihre Realisirung von fremder Freyheit bedingt, folglich problematisch wird, noch nicht unerreichbar zu nennen. Die partiale Realisirung ist allerdings noch keine totale, aber das Ideal selbst deßhalb noch gar nicht unerreichbar zu nennen.

Uebrigens bleibt es auffallend genug, daß unser Philosoph bey dem eingeräumten Vorzuge der christlichen vor den heidnisch-griechischen Staaten nicht auf den Gedanken kam, daß mit der griechisch-platonischen Staatsansicht der Stein der politischen Weisen noch nicht gefunden seyn könne, und daß eben daher keineswegs mit der Ansicht des Staats als einer Zwangsanstalt (die der Verfasser die mechanische nennt), alles Unglück in die Staaten gekommen seyn könne, daß also im Felsen des Christenthums (aus dem später auch das Ritterwesen hervorging) eine Kraft geborgen liegen müsse, die nur zu Tage gefördert zu werden brauche, um unser Volk vor dem Verschmachten zu sichern.

Freylich, um im Christenthume, auch für das politische Leben, den Weg, die Wahrheit und das Leben zu finden, darf es nicht, wie der Verfasser Seite 11 thut, als klimatisch in seiner asiatischen Abstammung, also für europäischen Boden als etwas ursprünglich Fremdartiges (weil nicht aus europäischem Leben hervorgegangen) betrachtet werden. Könnte er das Christenthum solarisch statt planetarisch auffassen, so würde er die Frage leicht gelöset haben: warum die Griechen die Trennung des Moralischen und Rechtlichen in ihren Staatstheorien nicht zuließen, und warum im Gegentheile die neuern Politiker jene Trennung nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis nicht scheuen durften, und wie bey all dem die Völker der christlichen Zeit glücklicher, als die der alten Welt regiert werden konnten?

Ueber die Ansicht des Verfassers, das Christenthum betreffend, steht Recensenten unmittelbar kein Urtheil zu, weil er sich im vorliegenden Werke das Christenthum nicht zum unmittelbaren Objekte seiner Spekulation gemacht hat; nur die Resultate aus jener Ansicht für den Staat berührt unser Urtheil. Vorzüglich aber diejenigen, die einen Mißkredit für katholisches Volk und Regierung bey ihrer entgegengesetzten Ansicht über Christenthum

einleiten, in welchen sich unser Herr Verfasser nicht wenig gefällt. — Allein, wenn es wahr ist, daß überhaupt nur zwey Weltansichten als die höchsten möglich seyen, wie der Planet selbst, den wir Sterbliche bewohnen, nur zwey Ansichten (der Licht- und Schattenseite) darbietet; warum sollen die Bekenner der einen Weltansicht nicht fordern dürfen von der andern Partey, sie ungestort (sey es im Lichte, sey's im Schatten) ruhen zu lassen, da es ohnehin keiner von beyden gelingen kann, der andern den Erweis objektiv und anschaulich zu machen: daß sie allein im Lichte einherwandle, weil beyde aus sich selbst herausgehen müßten, d. h. das, was sie sind, nicht seyn müßten.

Jene doppelte Weltansicht der Geister ist aber allein das Korollar ihrer freyen Selbsttaxirung.

Die Beantwortung der Frage: Bin Ich Licht oder nur Auge für das Licht? bin Ich Planet oder Sonne, kurz: bin Ich wie Gott (meinem Wesen nach mit Ihm Eins, wenn auch dem Grade nach unendlich verschieden) setzt den Markstein des Scheideweges für alle intelligente Wesen des Alls. — Mit dieser doppelten Weltansicht ergibt sich auch der doppelte Standpunkt in der Wissenschaft und für jedes ihrer Fächer. So ist z. B. in Bezug auf Religionswissenschaft nach der einen Weltansicht alle Religion (geoffenbarte und natürliche) höhere oder geringere Manifestation der menschlichen Vernunft — Moses, Christus und Mohammed stehen auf derselben Linie, verschieden bloß in geistiger Potenz — wie in historischer Distanz. Nach der andern gibt es nur eine geoffenbarte, vom Vater des Lichtes für das lichtempfängliche Auge, Vernunft, in den nach Wahrheit dürstenden Seelen. »Hier ist Christo ein Name gegeben über alle Namen, wie Paulus sagt, vor dem sich alle Knie beugen im Himmel und auf Erden.« Er ist der Unvergleichbare, weil der ewige Sohn des ewigen Vaters. — Wir wissen, auf welchem Standpunkte unser Verfasser steht. Unser Geschäft bleibt es nun, die einzelnen Zweige der Politik von seinem Standpunkte aus in kurzem Auszuge vor die Augen des Lesers zu führen, und vom entgegengesetzten Standpunkte zu beleuchten, oder zu beschatten.

II. Herrschaft. Bevor der Verfasser vom Staate, seiner Aufgabe und den Mitteln, sie zu lösen, spricht, behandelt er die Herrschaft als den Mittelpunkt aller Staatsverfassung und alles Rechts, ohne welche gar keine Politik denkbar wäre. Die Hauptgedanken des Verfassers hierüber sind in der Ordnung folgende:

1. Herrschaft ist: der selbstständige Gebrauch der Macht, welcher Gebrauch in der Freyheit wurzelt. 2. Freyheit aber ist Idee des Unbedingten in der Philosophie, d. h.

des durch sich selbst Anfangenden, des sich selbst Bestimmenden, sonach auch des von Anderm Unabhängigen, sonach auch über Anderes Herrschenden. 3. Alle Freyheit aber und Herrschaft muß auf einen Zweck gerichtet seyn, sonst wäre sie bloß blinde Macht. 4. Mit dem Zwecke aber ist der Begriff des Mittels als eines Dienenden, und zugleich der Begriff der Nothwendigkeit gesetzt als eine Reihe von Mitteln. Diese Nothwendigkeit in Bezug auf Zeitfolge heißt Gesetz. Es besitzt für sich keine Herrschaft, sondern es ist nur Ausfluß der gesetzgebenden Freyheit. Ein Werk der Vernunft, gegeben vom Herrschenden, genommen von Dienenden. 5. Die Freyheit aber in ihrer höchsten Bedeutung fällt mit der Idee der Vernunft in Eins zusammen, so daß nur das Vernünftige als regierend angenommen wird. Aller Herrschaft Ursprung ist demnach die Seele in ihrer eigenen freyen Machtvollkommenheit. 6. Aus dem Gedanken ethischer Herrschaft gewinnt die Menschenwelt die Begriffe von Pflicht und Recht. In der Pflicht wird das Verhältniß der zwey kriegführenden Triebe im Menschen geordnet. Im Recht wird die Menge, der das Angenehme ein Gut zu seyn scheint, dem wahren Gute entgegengeführt. 7. Dauernde Herrschaft in der Zeit ist: Regierung im Staate. 8. Regierung ist das sichtbare Abbild der Vernunftherrschaft.

Recensent hätte hier ein Doppeltes zu leisten: 1. Das Deducirte und 2. die Deduktion zu prüfen. Das Deducirte aber ist wiederum ein Doppeltes, nämlich a) Pflicht und Recht aus Vernunftherrschaft; b) die Regierung im Staate, aus derselben Quelle abgeleitet.

Die Deduktion der Pflicht und des Rechtes verschiebt Recensent füglicher auf den Abschnitt: Staat, wo der Verfasser noch einmal und umständlicher davon zu reden kömmt. Hier also indessen nur von der Begründung der politischen Herrschaft durch ethische Vernunftherrschaft.

Recensent glaubt, daß, wer die Regierungen als sichtbare Abbilder der Vernunftherrschaft in dem Sinne des Verfassers ehrt, denselben einen Dienst erweise, wie weiland, nach der Fabel, der Bär dem Einsiedler. Er schlug die Fliege auf der Stirne seines Wohlthäters mit einem Steine, und den Alten selbst todt. Der Verfasser stützt nur zu deutlich das Befugniß, über Andere zu herrschen im Staate, auf die subjektiv-realisirte Herrschaft der Vernunft über Sinnlichkeit im Herrschen. Der Regent ist daher das objektive Abbild der Vernunftherrschaft, in wiefern er selbst das subjektive Musterbild ist. S. 41 sagt er sogar: »Im Verhältniß der Geister zu Geistern ist der freyere der bessere, der bessere der herrschende, so wie der schlechtere als

minder freye der dienende. Die Idee des Guten gibt den Vorrang der Seelen, welche zwar alle des Herrschens fähig, aber nicht alle würdig sind, weil sie sich selbst nicht beherrschen. Drum ist der höchst freye, der höchst herrschende — Gott.«

Die Herrschaft also im Reiche der Geister ist vom Gesetze der Güte, diese von der größeren oder geringeren Freyheit bedingt. Wenn nun aber der Regent, der nach dem Rechte der Succession den Thron inne hat, kein Abbild der Vernunftherrschaft ist, so steht ein menschliches Gesetz einem Naturgesetze, menschlicher Wille dem göttlichen Willen feindlich gegenüber? — ? —

Daß solche politische Dogmen in unserer leselustigen Zeit nicht eben von Kanzeln und Kathedern verkündet werden dürfen, und daß ferner die Throne eben nicht von Neronen besetzt seyn müssen, um nach jenen Dogmen, wenn auch kein Streben, doch den Wunsch in ihr herbeyzuführen, den Bessern an die Stelle zu setzen, ist wohl leicht einzusehen. Und einer gereizten Gegenwart würde es auch nie an Gelegenheit fehlen, einen verschlossenen Wunsch laut werden zu lassen.

Man wende ja nicht ein, daß der Philosoph hier bloß ein Ideal entworfen habe, das auf keine totale Realisirung, wenn auch auf Annäherung dringe. Ist's nicht schon genug, wenn das Bestehende, und zwar auf der angebeteten und beneideten Höhe des bürgerlichen Lebens, als natur- und vernunftwidrig betrachtet werden kann?

Und dann jene Ideale, denen man sich bloß zu nähern, sie aber nie zu erreichen braucht, sind sie im politischen Leben nicht die gefährlichsten, indem man für sie nie genug vom Bestehenden stehen lassen, aber auch nie genug einreißen kann, weil das Ideal, oder besser Idol, immer noch in unendlicher Ferne stehen bleibt, und das Dort niemals Hier wird??

Damit es aber nicht das Ansehen habe, als wolle Recensent das Unhaltbare der Ansicht einzig und allein nur auf den politischen Nachtheil stützen (der die Wahrheit doch noch nicht zur Lüge macht), so muß das Unzulängliche derselben noch auf einem andern Wege gezeigt werden.

Die Regierung im Staate oder politische Herrschaft muß allerdings ihr Fundament in der Vernunft haben; allein das Fundament in der Vernunft ist noch nicht das Fundament der ethisch herrschenden Vernunft, realisirt im politisch-herrschenden Individuum.

Schon in der Einleitung ist die Behauptung des Verfassers widerlegt worden, die uns hier zu statten kommt, und auf welche wir zurückweisen; nämlich: daß im Staate, als Zwangs-

anstalt betrachtet, die Vernunft keine Herrschaft über sinnliche Begier ausüben könne und dürfe. Hier soll auch das dort kurz Angedeutete noch erweitert und ergänzt werden. Dort wurde gezeigt, daß das freye Wesen gegenüber dem freyen Wesen ein Befugniß habe, von dem freyen Wesen neben sich zu fordern: als freyes Wesen behandelt zu werden, selbst im Falle des Mißbrauchs der Freyheit, so lang dabey fremde Freyheit nicht verletzt wird. Ja selbst in dem Fall, wenn fremde Freyheit mein sittliches Ich als Selbstzweck, meine Kräfte aber als Mittel dazu, behandeln wollte.

Dem freyen Wesen steht für beyde Fälle dieses Recht zu, weil Niemand als das freye Wesen selbst, für den Gebrauch der Freyheit, verantwortlich gemacht werden kann und darf. Ihm steht dieses Recht zu, in wiefern es durch sein unsittliches Betragen die äußere Freyheit Anderer nicht beschränkt, von der innern kann ohnehin keine Rede seyn, weil kein böses Beyspiel so bös ist, daß es zur Unsittlichkeit nöthige. Ihm steht dieses Befugniß im Verhältnisse zum Menschen zu, weil ihm sogar im Verhältnisse zu Gott die Wahl zusteht, dem Sittengesetze, dem göttlichen Willen, Gehorsam zu leisten, Gehorsam aufzukünden. Allein wohl gemerkt: nur die Wahl, aber noch kein Recht! Dieses kann nie von der Wahl begründet werden im Verhältnisse des Menschen zu Gott. Warum? Weil Gott dem Menschen die Freyheit nicht der Freyheit wegen geschenkt, die Wahl nicht zu Gunsten der bloßen Wahl, sondern nur der Einen Richtung wegen in der Wahl, die Wahl gelassen hat. Weil in der Zwangslosigkeit von Seite Gottes wohl die Möglichkeit der entgegengesetzten Richtung, die Gott nicht wollte, aber noch kein Befugniß zu derselben, eben weil Gott eine andere wollte, liegt.

Wo sich nun der Mensch neben mir herausnimmt, nämlich mich zur Sittlichkeit positiv oder negativ anzuhalten, und mit Zwange, da maßt er sich an, was nur Gott zukäme, hätte Er selbst mich nicht als frey geschaffen. Und die Vernunft selbst gibt dem Menschen das Befugniß: den Gegner an seine eigene Menschheit mit Nachdruck zu erinnern, ihn mit Gewalt an seine Stelle zu bringen. Wenn solche Befugnisse dem unsittlichen Ich in Betreff und zu Gunsten seiner Freyheit zukommen, um wie viel mehr der Freyheit, die der Sittlichkeit dient, wenn fremde Freyheit in diesem Dienste sie störet.

Allein jedes Individuum hat nicht immer die Macht (ist nicht immer im Besitz der Mittel), sein Recht zu realisiren. Denn so wie die Geister an die Körper gebunden sind, ihr geistiger Konflict ein physischer (und umgekehrt) wird, so sind sie auch in Behauptung ihrer Freyheit an die Qualität der Körper angewiesen.

Das Recht des Stärkern in Sachen der Freyheit für die Freyheit übt also der Regent. Der Regent herrscht, d. h. vertritt die Vernunft in Sachen der Freyheit.

Er ist sichtbares Bild der Vernunftherrschaft; ist objektives Bild (nicht Nachbild) objektiver (nicht subjektiver) Vernunftherrschaft.

Nebstdem hat der Verfasser ganz vergessen, daß die Herrschaft des Gesetzes im Menschen, so wie dieser selbst Doppelwesen ist, doppelt seyn könne. Das Gesetz herrscht, wenn es das Erkenntnißvermögen, es herrscht, wenn es das Willensvermogen — ergreift. Jenes kann ohne diesem bestehen, das Gesetz mag das Sitten- oder Rechtsgesetz seyn. Dasselbe gilt vom Regenten im Staate, immer ist er Repräsentant der Vernunft für die Freyheit — wenn auch ihr Gesetz den Willen in ihm noch nicht für das Gesetz gewonnen hat.

Eben so wenig hat der Verfasser den Sinn getroffen, der im alten Herrschergruße an die Nation liegt: Wir N. N. von Gottes Gnaden, wenn er ihn nur dadurch gerechtfertiget zu haben glaubt, daß die ethische Geistesüberlegenheit des Regenten die Gemüther der Unterthanen eben so beherrsche, wie Gott als der freyeste die freyen Geister, oder die Herrschaft im Staate bestehe nach dem Weltgesetze, dem mittelbaren Willen Gottes, vermöge welchen der freyere-bessere über den schlechtern herrsche. Dies Weltgesetz mag wohl jedem sonderbar vorkommen, der da weiß, daß der Herr der Welt in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt und gesagt hat: der Kleinste hier ist der Größte im Himmelreiche. Es gibt aber ein ander Weltgesetz, und der Regent ist von Gottes Gnaden

1) in Bezug auf das Objekt, das er vertritt: die Freyheit, so ganz Gottes Sache in ihrem Ursprunge und ihrer Bestimmung.

2) In Bezug auf den Zweck, der heißt: Vermittlung der freyen Kräfte im Streite. Vermittlung heißt das Weltgesetz für nothwendige und freye Naturen im Konflicte.

3) In Bezug auf das Mittel: die Stärke als höhere Kraft, die unverdiente Gottesgabe ist.

Die Stärke ist freylich noch kein Recht, wie alle äußere Natur kein Recht, keine Freyheit ist. —

Aber in ihr liegt ein Recht für Vernunftwesen, weil eine Aufforderung zur Vermittlung, ja die materielle Bedingung zur Realisirung des Rechtes in ihr liegt.

In ihr kann ein Unrecht, aber eben deßhalb auch ein Recht liegen. Das Thier Löwe muß die Stärke üben, aber der Löwe Heinrich kann und soll das Recht der Stärke für das Rechte üben.

Und weil die Freyheit im Conflicte mit fremder Freyheit, wenn diese keine Vermittlung annimmt, sich als Freyheit behaupten darf, auch mit dem Untergange von dieser (und sie darf es, weil sie zuerst bleiben will, was sie ist, ja muß, bevor sie Etwas Höheres soll); so streicht der Regent, als Vertreter der Freyheit, aus dem Buche des Lebens den Frevler der Freyheit, d. h. Sein ist das Recht über Leben und Tod. Deßhalb aber ist die Souveränität noch nicht vom Volke, weil der Träger derselben der Freyheit Rechte in ihm vertritt, oder weil es den Träger derselben wählen kann. Beym Volke nur liegt das Bedürfniß und die Noth, die laut sich ausspricht in der Wahl. Im Objecte der Wahl liegt die Abhülfe, in dieser die Souveränität. Wer jene gegeben, von dem allein kömmt die Souveränität.

Recensent steht nun an der Beleuchtung der Deduction selbst, in der der Verfasser der Bestimmtheit und Strenge viel schuldig geblieben ist. So z. B. wenn der selbstständige Gebrauch der Macht, die Herrschaft nämlich, in der Freyheit wurzelt, warum bestimmt der Verfasser nicht, worin die Macht bestehe und wurzle? Er hat sich wahrscheinlich gescheut, die Macht, als den Inbegriff der Kräfte eines Wesens, auch in der Freyheit wurzeln zu lassen, was er hätte thun müssen, da er die Freyheit als das Unbedingte angibt, d. h. das durch sich selbst Anfangende, sich selbst Bestimmende. So wird nun freylich die Freyheit von jener Philosophie definirt, die in dem unbeholfenen Menschenkinde einen Diminutiv-Gott findet, zwischen Leidenschaft und Dummheit geboren.

In dieser philosophischen Weltansicht ist freylich Freyseyn und Gottseyn Eins und dasselbe. Was kann nun aber wohl in einer solchen Philosophie der Freyheit Zweck und Ziel seyn, den der Verfasser ebenfalls bloß erwähnt, aber nicht bestimmt hat? Allerdings wieder nur Freyheit, denn wornach kann das Unbedingte, und doch Beschränkte, und durch sich beschränkte, streben, als die Schranken von sich zu werfen? Selbst das Gesetz ist nach jener Ansicht nichts, als selbst gesetzte Schranke der Freyheit, und die Vernunft deßhalb, als Codex der Gesetze, Eins mit Freyheit. — Ganz anders lautet es in jener Philosophie, die eine planetarische Stellung des Geistes zu Gott festhält. In ihr ist Vernunft und Freyheit deßhalb noch nicht Eins, weil sie in einem und demselben Subjecte unzertrennlich als die zwey Seiten desselben vorkommen. Vernunft ist demnach das passive Vermögen des Geistes, Gott und Göttliches, und sich selbst zu vernehmen, Freyheit, das active, sich nach der gegebenen Wahrnehmung entweder für oder gegen dieselbe zu bestimmen.

Die Vernunft [illegible] und des [illegible].

Die Vernunft [illegible] das [illegible] über [illegible].

Das [illegible] ist also [illegible] des Menschen [illegible] und [illegible] dem Menschen [illegible]. Die [illegible] das sich [illegible] Bestimmung [illegible].

Der [illegible] Zweck ist darum die [illegible]. Der [illegible] Zweck ist [illegible] und die [illegible].

Nach dieser [illegible] Werth im Menschen, und [illegible] Werth. Die [illegible] die Wurzel [illegible]. Denn aus einer Wurzel entwickelt sich [illegible] das [illegible] aber eingepflanzt in dieselbe [illegible] werden. [illegible] Die Wahl ist [illegible] — [illegible] und [illegible] das [illegible] zu zeigen möglich. [illegible]

III. Staat. In diesem Abschnitte werden zwey Hauptgegenstände behandelt. A. Das Wesen und der Zweck des Staats. B. Die Kirche im Verhältnisse zum Staate. Die Gedankenreihe ist folgende:

1. Ohne den Staatsbegriff zu definiren, sagt der Verfasser, daß alle Verschiedenheit des Begriffs über denselben auf der Trennung oder Verbindung des [illegible] und [illegible] beruhe. Es [illegible], erhalte man die Idee [illegible] einer Zwangsanstalt, und [illegible] ein [illegible] Gemeinwesen unter Herrschaft der Vernunft.

2. Der Verfasser zeigt nun den Einfluß beider Grundansichten auf die Vorstellung vom Ursprunge rechtlicher Staaten. So sagt er: „Die Zwangslehre denkt sich [illegible] die Wirkung allgemeiner Noth der Schlechtigkeit, und weil [illegible] gleichförmig

von Allen gefühlt wird, so soll ein für Alle gleichförmiger Zwang derselben ein Ende machen.«

[Richtiger hätte der Verfasser so gesagt: Die Zwangslehre denkt sich ihn, als die Wirkung des allgemeinen Abfalls der Freyheit, und weil derselbe von Allen gefühlt wird, nebst der Unzureichbarkeit der individuellen Macht, seine eigene Freyheit zu sichern, so lassen sich Alle eine Vertretung der Freyheit durch und von der Stärke gefallen.] Der Verfasser fährt fort:

»Nach ethischer Ansicht entsteht der Staat aus dem Daseyn ethischer Oberherrschaft, als nothwendige Folge einer natürlichen Ungleichheit der Menschen, die durch wirkliches Regieren ausgesprochen wird.«

[Sehr wahr! nur muß das Regieren und regiert werden nicht identisch mit moralischer Ungleichheit genommen werden, so daß der Regierende der moralisch Bessere sey, oder doch etwa seyn solle. Nebstdem muß auch die Ungleichheit nicht bloß als eine bloß natürliche angegeben (wie z. B. die Ungleichheit der Geschäfte und der Glücksgüter) wenn ein Staat und sein Entstehen erklärt werden soll. Jene Ungleichheit ist immer nur Veranlassung zu der moralischen Ungleichheit im Freyheitsgebrauch, die nie ausbleibt, da der Mensch in alle Verhältnisse, in die er tritt, sich selbst, den Abgefallenen, mit hineinträgt.]

Der Zweck des Staats ist ihm ein ethischer, nämlich: Erziehung der Bürger zur Selbstständigkeit. Zur Deduction dieser Behauptung, und des rechtlichen Zwanges bringt der Verfasser den Staat in eine Parallele mit der Familie. Die Hauptpunkte der Parallele sind folgende:

»Die väterliche Gewalt in der Familie, die der Souveränität im Staate entspricht, trägt einen vollkommnen ethischen Charakter, indem die Regierung der Aeltern sich das Erwachsenseyn der Kinder zum Zwecke setzt, mit dieser aber zugleich die freye Selbstthätigkeit der Kinder eintritt, so gut sie nur den Aeltern selbst zukommen mag.«

»Aber auch im Staate ist der ethische Zweck gesetzt, und wäre eine Einschränkung des Herrschergebrauchs nothwendig, so würde diese aus ethischem Gesichtspunkte hervorgehen. Selbst der Begriff des Zwangs, der von wirklichen Regierungen nicht ausgeschlossen werden kann, erhält seine Würdigung aus dem Zwecke der Erziehung, dem er als Mittel dient. Der Zwang für diesen Zweck nämlich: sittliche Entwicklung, angewandt, ist gerecht, für einen andern ungerecht.«

»Nimmt man daher dem Zwange die Verbindung mit Erziehung, so fehlt ihm sein inneres Leben. Staaten erscheinen dann

als Freyheitsbändigungs-Anstalten. Und wozu, damit Menschen länger leben, besitzen und genießen können?«

[Allein nicht zu vergessen: Nicht wie das Vieh, sondern als Personen, freye Wesen.]

Endlich hat sich der Verfasser ganz ohne Rückhalt ausgesprochen, und den Zwang aus der Erziehung deducirt. Da nun aber das Zwangsrecht kein für sich bestehendes Recht, sondern eine nothwendige Ingredienz jedes Rechtes ist, um dasselbe geltend zu machen; so folgte nach dem Verfasser, daß dem Menschen nur in sofern Rechte zukämen, als er erziehend aufträte.

Nun geschieht das freylich nach der Ansicht des Verfassers instinctartig in jedem besseren Menschen in Bezug auf den schlechtern. Allein, wer sollte nicht gleich gewahr werden, daß die durch moralische Geistesüberlegenheit bewirkte psychologische Herrschaft noch nicht die politische ist, von der hier allein die Rede seyn kann.

Dieß ist nun die Wirkung des alles Leben zersetzenden und gleichsetzenden Verstandes, der für das Heterogenste im Leben Eine Quelle sucht, und sie gefunden zu haben glaubt, wenn er das Ungleichartigste unter die Haube Eines und desselben Begriffes gesteckt hat.

Die Quelle aller Rechte und Pflichten ist freylich nur eine, der freye vernünftige Geist, in wiefern er, als dieser, das Subject von beyden ist, aber verschieden fällt die Stellung dieses Einen Geistes in der Idee und Wirklichkeit aus, und diese Stellung wird dann die verschiedene Quelle von Rechten und Pflichten.

Von Rechten ist nur dann die Rede, wenn der Geist sich in seiner freyen Persönlichkeit, und diese nebstbey in der Coexistenz mit fremder Persönlichkeit erfaßt, übrigens aber abgesehen von allen andern Beziehungen seines Ichs, selbst von denen auf Gott.

Denn auch in dieser Losgerissenheit findet die Frage ihre Antwort: Was darf ich thun — Was muß ich unterlassen, auch wenn ich Niemanden als Mir gefallen will? — Pflichten aber gibt es nur, nicht, weil es einen Gott für Menschen, sondern, wenn es auch einen Menschen für Gott gibt.

Pflichten setzen ein subordinirtes Verhältniß der Freyheit zu Gott — Rechte ein coordinirtes Verhältniß der Freyheit zur Freyheit voraus.

Rechte gibt es, ohne Gott im Kopfe und im Herzen, Pflichten gibts mit Gott in beyden. —

Endlich findet Recensent es nicht ungelegen, Allen, die in der Familie den Maßstab für den Staat gefunden haben wollen,

das Motto ins Gedächtniß zu rufen: Quaevis similitudo claudicat.

Es ist keineswegs nach allen Richtungen wahr: Daß die Familie der Staat im Kleinen, und der Staat die Familie im Großen sey. Es ist aber auch keineswegs nothwendig, daß zwischen Staat und Familie keine andere Differenz als eine numerische obwalte, um sagen zu können, der Staat sey die Familie im Großen. Es will und kann ja ohnehin nichts anders mit jenem Ausdrucke gemeint seyn, als: daß aller Coexistenz der Freyheit ein Urtypus zum Grunde liegen müsse, und daß daher Staat und Familie sich in demselben wieder finden müssen, mit Ausschluß dessen, was den Staat zum Staate, die Familie zur Familie macht. Und so ists auch; denn es findet sich nun in Familie und Staat, 1) Ungleichheit der Glieder, 2) eine Gewalt, und diese 3) ohne Vertrag, sondern durch Geistesüberlegenheit auf der einen, und Hülfsbedürftigkeit auf der andern Seite, vor. — Allein in der Familie wirkt die Gewalt erziehend — im Staate nur vermittelnd, doch beyderseits mittelst Zwang (wenn die Güte nichts ausgibt). —

Denn die väterliche Gewalt hat es mit Unmündigen, die Staatsgewalt mit Erwachsenen von freyem Vernunftgebrauche zu thun.

Man wende ja nicht ein, daß auch die Staatsgewalt in die Erziehung eingreifen könne, und müsse? Wer läugnet dieß?

Daraus folgt aber noch keineswegs, daß ihr letztes Ziel die Erziehung der Bürger sey. Denn 1) muß sie als Pflegerin der Gerechtigkeit, die auch in den Verhältnissen der Unerzogenen verletzt werden kann, in die Erziehung allerdings eingreifen. 2) Kann sie sich derselben annehmen, weil auch der Staatsgewalt nebst den bestimmten oder sogenannt vollkommenen Rechtspflichten auch unvollkommene ethische Pflichten zukommen; mit andern Worten: die Staatsgewalt kann von der ihr zustehenden Machtvollkommenheit einen Gebrauch machen, zu dem sie der Zweck ihres Daseyns nicht verbindet. 3) Endlich kann sie sich sogar der Erziehung annehmen, als eines Mittels zur Erreichung ihres Zwecks. Sie darf sich nämlich durch die Erziehung der Gesinnung der Bürger versichern, und mittelst dieser ihre Autorität sicher stellen, um den Gesetzen und dem angedrohten Zwange Nachdruck zu verschaffen. Was ihr aber als Mittel zusteht, kann ihr nicht als Zweck zukommen. Auch ist der Dienst nicht so groß, als man glaubt, den diejenigen dem Staate dadurch zu erweisen wähnen, wenn sie der Souveränität in ihm, die Erziehung der Bürger überantworten.

Wie viele bisher unvollkommene Pflichten werden zu voll-

kommenen, die, wenn sie unerfüllt bleiben, zu eben so vielen Waffen in der Hand der Nation werden, um die Leistung zu erzwingen.

Unter die Nachtheile dieser unzeitig zugedachten Ehre gehört auch: daß die Kinder der Staatsfamilie mit der Zeit von Volljährigkeit und Emancipation zu murmeln anfangen. Zum Glück ist die Frage im Naturrecht selbst noch nicht entschieden: Ob die Volljährigkeitserklärung einseitig von der Bestimmung der Aeltern, oder auch von der der Kinder zugleich mit abhänge. Sie ist vielmehr immer noch zu Gunsten der Aeltern entschieden worden. Wie aber auch immer die Entscheidung ausfallen möge, das Volk mag bittend oder fordernd für Emancipation dastehen, der Titel der Bitte und der Forderung ist das gefährlichste: Man bleibt lieber — über die Zeit — gedrückt, als, über die Zeit — ein Kind.

Und so zeigt es sich abermal, daß unsere Politiker die Souveränität im Staate mit einem Judas-Kusse an den großen Haufen verrathen, wenn sie den Staat als Kirche begrüßen. Und so stünde Recensent bey der zweyten Unterabtheilung dieses Abschnittes, der vom Verhältnisse der Kirche zum Staate handelt.

Daß der Verfasser nur ein historisches, nicht aber das juridische darunter verstehe, wird sich alsbald in der Uebersicht zeigen.

Der Verfasser beginnt von dem Christenthume zu sprechen, als der einzigen Ursache, von der mechanischen Ansicht des Staates; anderseits aber als der einzigen Ursache, daß dem Staate bey all der mechanischen Ansicht doch noch einiges Leben geblieben ist, beydes aber, in wiefern das Christenthum nicht in seiner ursprünglichen Reinheit betrachtet wird, sondern als Kirchenthum. Denn S. 81 sagt er: Indem sich nun für den Zweck des Christenthums ein besonderes Institut ausbildete mit eigenthümlichen Einrichtungen, entstand ein Staat im Staate, ein Kirchenstaat, sich verbreitend durch alle weltliche Reiche. Die ethische Gesinnung der Gläubigen war nun der Kirche zugewendet. Diese allein hatte demnach den wahren Begriff des ethischen Gemeinwesens überhaupt realisirt, nämlich: ein ethisches Gemeinwesen unter Herrschaft der Vernunft, auf Glauben an eine göttliche Offenbarung gegründet. Was blieb aber nun den wirklichen Staaten übrig, frägt der Verfasser weiter??

»Nur ein äußerer Zwang für äußere Legalität, eine äußere Zucht für physische Bedürfnisse.« Er fährt fort:

»Mit der Reformation aber ward dies Verhältniß dahin entschieden, daß die Kirche ihr gesondertes Streben aufgeben, und

den weltlichen Herrscher als ihr höchstes sichtbares Oberhaupt anerkennen mußte.

Einer richtigen Politik mußte dieser Gesichtspunkt willkommen seyn; denn sie hatte das verlorne Gebiet der sittlichen Erziehung wieder gewonnen.« — Der Verfasser führt noch einen andern Nutzen an, dieses veränderten Standes der Kirche zum Staate, der darin besteht, daß in der Kirche der totale Unglaube, im Staate aber der Wunsch nach Beseitigung des Zwanges (die Wurzel aller Revolutionen) verhütet wird, weil jener Unglaube und dieser Wunsch nur dann im Staate zum Vorschein kömmt, wenn die Kirche (in Aeußerlichkeiten verloren) den Einfluß auf die Gesinnung der Bürger, und der Staat, in seiner Getrenntheit von der Kirche, die Aufforderung zu einer bestimmten Theilnahme verliert, und im Fall der Theilnahme, Widerspruch von Seite der Kirche erfahren muß.

»Auf diese Weise verliert die Kirche das Herz der Ueberzeugung — der Staat die Anhänglichkeit des Patriotismus seiner Bürger.« Der Verfasser schließt daher mit folgenden Worten: »Unsere Ueberzeugung ist hinreichend dargelegt worden, daß in dem Bilde des vollkommenen Staates keine Trennung des Kirchlichen und Weltlichen vorkomme, sondern beydes im höchsten Einklange, die Seele des ethischen Gemeinwesens — des Staates — ausmache.« Vollkommen dargelegt — sehr wohl — aber auch vollkommen dargethan? und die Injurien erwiesen, womit der Verfasser katholisches Volk und seinen Glauben an Pranger stellt? Doch auf diese soll geantwortet werden in dem Abschnitte Gesetzgebung, wo er sie noch derber uns auftischt. Seine Schlußbehauptung ist von größerer Wichtigkeit.

Niemand zweifelt daran, daß Weltliches und Geistliches im höchsten Einklange die Seele des ethischen Gemeinwesens — des Staates — ausmache — und wer wünscht es nicht, vorzüglich heut zu Tage, wo sich Alles nach Veränderungen sehnt — aber wer kann diesen harmonischen Zustand erkaufen wollen dadurch, daß die Kirche entweder den Staat, oder der Staat die Kirche verschlingt, welches nicht ausbleibt, sind nur erst die Marksteine der einen oder der andern Macht von der andern niedergerissen.

Trennung oder vielmehr Unterscheidung (sowohl in der Theorie als im Leben) macht den Einklang nicht zur Unmöglichkeit, weil bey aller Geschiedenheit und Abmarkung zweyer Elemente doch ihre Wechselwirkung keineswegs untergraben wird.

Muß der Geist, der Götterfunke eben, zur physischen Triebfeder — zur Seele — werden, oder die thierische Seele zum unsterblichen Geiste, damit der Krieg im Menschen aufgehoben werde?

Und wäre dann die Menschenmaschine wirklich edler, wenn sie ruhiger wäre? —

Im Thiere ist allerdings kein Staat im Staate; aber im Menschen, und gerade, was den Menschen zum Menschen macht (zum edeln oder unedeln) ist der Geistesstaat im physisch- animalischen Staate des Menschen. Jedes der beyden Elemente hat seine Thätigkeitssphäre, hat seine Rechte im Hervortritt, jedes macht geltend die seinen, und nur dadurch wird das eine von dem andern wechselseitig gehoben und verstärkt.

So ist der Mensch Staat und Kirche im Kleinen, und Staat und Kirche der Mensch im Großen.

Nur Schade, daß der Verfasser den Begriff der Kirche nirgends bestimmt aufgestellt hat, was er doch als Philosoph nicht hätte unterlassen sollen. Wie kann ein entscheidendes Urtheil über coordinirtes oder subordinirtes Verhältniß beyder Institutionen abgefaßt werden, ohne beyder Wesen in den Begriff bestimmt aufgefaßt zu haben?

S. 80 sagt der Verfasser ausdrücklich: »Wir wollen uns über die verschiedenen Bestimmungen dieses Begriffs (Kirche) nicht verbreiten, welche bekanntlich in Rücksicht des Alters der Kirchenentstehung und ihrer Form von einander abweichen; nur die historische Wahrheit der bestimmten Ausbildung kirchlicher äußerer Verfassung werde zum Grunde gelegt, und sie ist in ihrer späteren Gestalt nicht in dem ursprünglichen Christenthume vorhanden gewesen. Wenigstens scheint es sehr unpassend, Christum als einen Hierarchen anzusehen, der ein weltliches Reich der Gläubigen habe stiften wollen, da er doch deßhalb mit der jüdischen Hierarchie in Kampf gerathen.«

»Das Reich Gottes, welchem der Christ angehört, fällt mit dem Begriffe einer unsichtbaren Kirche zusammen, aus welcher allerdings wohl auch eine sichtbare Kirche hervorgehen kann, keineswegs aber mit ihr Eins und Dasselbe ist, sondern sich etwa wie das Abbild zum Urbilde verhält.« So der Verfasser. — Warum denn nicht, wie der Leib zur Seele? So wenig es je einem Psychologen eingefallen ist, beyde als eins und dasselbe anzugeben, wiewohl keines ohne dem andern seyn kann, ohne ihr Leben und Wirksamkeit aufzuheben; so ist es auch nie einem katholischen Theologen eingefallen, denselben Unsinn in den Begriff seiner Kirche zu bannen. Und wenn der Psycholog behauptet: die Seele baut sich ihren eigenen Leib, so wird wohl der Kanonist sagen dürfen: die unsichtbare Kirche muß sich (nicht bloß, kann) ihren sichtbaren Leib, die äußere Kirche bauen. Und so wie jener von einer Seele ohne Leib, uns nicht viel zu sagen haben würde; so auch dieser von einer un=

sichtbaren Kirche, ohne sichtbare. Warum? In einem Wesen, das aus Innerem und Aeußerem besteht, muß das Unsichtbare sichtbar werden, das ist Naturgesetz.

Und nach Art und Wesenheit des Inneren wird auch sich das Aeußere gestalten. Das Aeußere ist Form des Inneren. Aeußeres zu haben um Inneres zu seyn, ist wesentliche Form des Innern, also nicht zufällige; zufällig ist das Wechselnde in der Form, nicht die Form selbst. —

Es käme also nur auf die Natur des Innern in der Kirche und im Staate an, um ihr Verhältniß in der Erscheinung zu reguliren. Beyder Objekt und Ziel ihrer Thätigkeit ist der Mensch, seine Freyheit mit Freyheit mißbrauchend seit seinem Abfall von Gott. Der Staat will nun den Ausfall der Freyheit hindern. Und was steht ihm auf dem Wege dahin zu Gebote? Was der freyen Kraft des Individuums nicht immer zu Gebote steht (im Conflicte mit der Kraft), die verstärkte Kraft nämlich oder was dasselbe: die Gewalt, im Hervortritt heißt sie Zwang.

Und was setzt der Zwang? die Strafe — Das Gegentheil von dem, was die Freyheit zum Ausfall bestimmte, sinnliches Uebel. Und realisirt der Staat durch das Letztere den Frieden auch in jeder Hinsicht? den äußeren, wohl, doch in die Tiefe der Gewissen zu dringen, und einen innern Frieden dauerhaft und fest zu begründen, dieß liegt außer der Gränze seines Gebietes. Was leistet nun die Kirche? das erfährt man, wenn man fragt: was sie wolle? —

Die Kirche will den Abfall der Freyheit von Gott aufheben, die Quelle alles Ausfalls der Freyheit. Die Kirche will erlösen, wiederherstellen die Verbindung des freyen Geistes mit Gott in Liebe. Was steht ihr dahin zu Gebote?

Nichts Menschliches. Denn zu einer Verbindung gehört die beyderseitige Zustimmung und Einstimmung dessen, der sich, und dessen von dem er sich trennte. Wer kann die Zustimmung des letztern leisten als er selbst? Ja wer kann sich selbst zur Verbindung hingeben, als er selbst? Darum steht der Kirche Göttliches zu Gebote, und zwar

a. Göttliches Wort, als Zusage, das zu ergreifen in Glauben, und darzustellen ist in Liebe als Entschluß.

b. Göttliche Kraft, um die Darstellung zu vollenden in Liebe als Werk der Liebe — und hinieden schon in Liebe zu einigen mit Gott in seiner Kraft.

Kurz der Kirche steht zu Gebote: Lehre und Gnade, jene im (geschriebenen oder ungeschriebenen) Worte; diese in den Sakramenten. Was setzt die Kirche? Unterweisung und

Spendung für jeden, der da will. Sie zwingt nicht, und kann nicht zwingen, so wenig als der, der sie gestiftet und den freyen Geist geschaffen, das Wort, durch das Alles ist, was da ist.

Was leistet sie?

Was der leistete, dem alle Gewalt gegeben war im Himmel und auf Erden, und der sagte: Viele sind berufen, wenige auserwählt. Denn sie begehrt Glauben und Selbstverläugnung, Unterwerfung des freyen Geistes im Erkennen und Wollen. Kurz sie will Umwandlung des Gesammtwesens des Menschen, der im Abfall von Gott in Eigenliebe und Stolze befangen, nichts seyn will, als ein Ich. Wer aber ihr Heil, das sie anbietet, ergreift, muß es auf eine, von ihr vorgezeichnete Art ergreifen. Die Bestimmung der Art und Weise ist aber nicht die Sache des Menschen, des mächtigsten, und des ohnmächtigen nicht, sondern ursprünglich Sache desjenigen, der das Heil uns verschafft und gebracht hat.

Und dieser, der es uns brachte, brachte es uns als Gemeingut für Alle — im Genusse, aber nicht als Gemeingut für Alle — in der Spende. So war die Kirche in ihrer Entstehung schon eine ungleiche Gesellschaft in den Wenigen, die da hatten um zu geben, in den Vielen, die da brauchten, um zu nehmen. So war die Kirche in ihrem Anfange schon ein nach ihrer inneren Organisation abgeschlossenes Institut, und trat als solches in die Staaten der Menschheit ein, die sie aufnehmen wollten. Und so erhielt

die Kirche von ihrem Stifter, und besitzt deßhalb aus göttlichem Rechte, was sie im Verlauf der Zeit (die einer Theilung der Arbeit und der Geschäfte, und einer Centralisirung derselben in einem leitenden Oberhaupte nie abhold war) auch von Menschen erhalten haben, und aus menschlichem Rechte besitzen würde. Und selbst im letzteren Falle, wer könnte behaupten, was der Verfasser behauptet S. 84: daß der Staat in seinem wahren Wesen eben die äußere Kirche selbst sey, und daher das Ethische nicht fahren lassen dürfe.

Ist denn die innere Kirche nichts anders und nichts mehr, als der innere Mensch, daß sich der Staat die äußere Kirche nennen darf?

Fällt denn alles Aeußerliche am Menschen deßhalb schon dem Staate zur Leitung und Beurtheilung heim, weil es ein Aeußerliches ist? Oder entsteht zuvor die Frage um die Wurzel, der es sein Daseyn verdankt? Wenn nun also die Wurzel von der Kirche gepflanzt worden wäre?

Oder ist der Staat deßhalb die äußere Kirche zu nennen, weil er das Ethische im Menschen nicht fahren lassen darf?

Beweist das nicht vielmehr die Unzulänglichkeit der Mittel, die dem Staate zu Gebote stehen, um auf das Innere zu wirken, und so das Aeußere zu reguliren??

Ferner, beweist denn die Unzulässigkeit des Staats, im Staate das Ethische fahren zu lassen, auch schon seine Zulänglichkeit, das Ethische in guten Stand zu setzen??

Was wollen nun aber die Worte S. 81 sagen, wo der Verfasser von dem Unterschiede der sichtbaren und unsichtbaren Kirche und beyder Anhänger Folgendes aussagt:

»Der wahre Zweck ist beyden gemeinschaftlich, nämlich: religiöse ethische Bildung, zu welcher die Anhänger der unsichtbaren Kirche durch unmittelbaren Glauben an Jesum Christum, und durch freye Aneignung des Evangeliums; der Genosse der sichtbaren Kirche aber durch hierarchischen Zwang und äußere Zucht mittelst Lohn und Strafe erzogen wird.«

Wenn die Vorsteher der unsichtbaren Kirche, sie mögen nun ex jure humano oder divino Vorsteher und Wächter ihres Zwecks seyn, mehr als bloße Redemaschinen sind; so wird wohl auch bey aller Unsichtbarkeit eine sichtbare Zucht, und für die Verächter der Zucht ein sichtbarer Zwang, wenn auch eben kein hierarchischer von Rom, sichtbar werden müssen; so wie im Gegentheile die sichtbare Kirche ihre Zucht und ihren Zwang, noch keineswegs für die sichtbare Himmelsleiter, ihren Gläubigen ausgibt.

Hat die Kirche einmal einen vom Staatszwecke verschiedenen, keineswegs aber heterogenen Zweck zu realisiren, so muß ihr auch die Wahl und Verwaltung der Mittel zur Erreichung desselben zu Gebote stehen. Ihr muß zustehen, nebst der Wahl auch die Beurtheilung und Entscheidung über Handlungen derjenigen Menschen, die sich zu ihr und für ihren Zweck, folglich auch für ihre Mittel erklären, in wiefern dieselben mit ihren Handlungen in die Sphäre ihrer Mittel fallen. Deßhalb aber kann man noch nicht behaupten: daß die Kirche bürgerliche Verhältnisse regiert.

Daß die Kirche in diesem ihrem äußeren Walten mit dem Staate oft in Kollision geräth, indem beyde oft zu gleicher Zeit auf dieselben Subjekte greifen; dieser Umstand leitet doch wohl noch keinen unausbleiblichen Krieg zwischen den beyden Mächten ein? am allerwenigsten in einem Staate, der sich in Haupt und Gliedern zur Kirche bekennet. Da Staat und Kirche keinen Richter über sich erkennen, so können solche Fälle nur durch beyderseitiges Einverständniß in Liebe, ohne Nachtheil beyder, beygelegt werden, welches in Konkordaten geschieht.

Das leichteste Mittel, solchen Kollisionen und ihren Schlich-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Wie, wenn es nun auch in protestantischen Staaten mit der Kirche, nach ihrer gewünschten Emancipation, dahin käme, wohin es nach des Verfassers Meinung mit in katholischen Ländern gekommen ist, nämlich, daß sich die Kirche in Aeußerlichkeiten verliert, und so ihr Einfluß auf die Gesinnung aufhört, und der weltliche Staat keine Aufforderung zur bestimmten Theilnahme hätte, ja selbst Widerspruch erführe von der Kirche!!

Der Verfasser kann hier freylich zur Antwort geben: In Aeußerlichkeiten kann sich die Kirche nicht verlieren, die keine mehr hat. Mag seyn: allein kann sie sich nicht in etwas Anderem verlieren, z. B. in Innerlichkeiten: Uebel, die sich zu den Aeußerlichkeiten verhalten, wie [illegible] zum [illegible].

Wenn nun ebenfalls im Staate der Wunsch nach Befreiung des Zwanges, in der Kirche Aberglaube (beyde die Wurzel aller Revolutionen) mit jedem Tage wüchsen! — (der Verfasser scheint auf die Revolution des katholischen Volks der Franzosen hinzudeuten). Dann hätte freylich das protestantische Volk viel Ursache, jene Emancipation zu verwünschen. Indessen scheint solch ein Fehler doch keineswegs in der Trennung zu liegen, sondern vielmehr in dem Wesen der Kirche selbst, die sich erstens so weit verlieren und so tief versinken kann, dann aber zweytens, daß sie in diesem Falle, statt in sich selbst ihre Restauration zu suchen, vom Staate ihre Hülfe erwartet.

So übel sind aber nicht alle Kirchen daran, in Betreff eines Verfalls, am allerwenigsten diejenige, die ihren Rücken durch eine Zusicherung gesichert hat, daß sie die Pforten der Hölle

nicht überwältigen werden — daß sie der Geist der Wahrheit in alle Wahrheit leiten — daß ihr Stifter selbst bey ihr bleiben wird, bis ans Ende der Welt. In einer solchen Kirche kann es wohl allerdings sogar dahin kommen, daß eine Verbesserung in Haupt und Gliedern selbst den Besseren erwünscht wäre; sie aber von der Welt erwarten, das werden selbst die Schlechteren in ihr nicht, so lang sie den Glauben: daß die Kirche als Gottes unmittelbare Schöpfung nur von Gott erhalten seyn will, nicht verloren haben.

Auf die Zumuthung, als seyen nur katholische Staaten revolutionslustig und fähig, wollen wir dem Verfasser an einer gelegenen Stelle antworten. Jetzt nur noch ein Wort als nothwendige Folgerung aus dem bisher Gesagten über das Verhältniß der Kirche zum Staate zur Beseitigung des Verdachtes, als bedrohe die Autorität der Kirche die Freyheit des Staats, und als putzten nur solche die Kirche auf, die als theoretische Kronenräuber bey ihr ein Asyl suchen wollten.

Das Verhältniß beyder Institute ist ein coordinirtes, die höhere unmittelbar göttliche Autorität des einen begründet noch keine rechtliche Herrschaft über das andere, so wenig die mittelbar göttliche Autorität des andern eine Unterwürfigkeit einleitet, weil die Kirche keineswegs das höhere Genus ist, das den Staat als Species in sich und unter sich einschließt.

Kirche und Staat stehen in coordinirtem Verhältnisse, wie Gnade und Freyheit, diese zwey dynamischen Kräfte der Geisterwelt. Und so gut die Freyheit für die Gnade, und umgekehrt die Gnade für die Freyheit da ist, eben so leicht kann Freyheit ohne Gnade, Gnade ohne Freyheit bestehen. Sie können beyde in ihren Wechselbeziehungen doch ewig sich fliehen. — Die Gnade will Erlösung, doch die Freyheit kann auch bleiben was sie ist — Abfall. Bleibt sie aber was sie ist, so bleibt sie nothwendig auch: Ausfall, störend der andern freye Kräfte, freye Coexistenz.

Alle Kräfte im Streite (physische und moralische) stehen unter dem Gesetze der Vermittlung. Diese Vermittlung freyer Kräfte leistet allein die höhere Kraft, die Stärke. Wo diese gegeben, und gefunden ist, da wird sie vermittelndes Centrum der Vermittlung bedürftigen Kräfte. Beyde, vereint, bilden den Staat. Der Staat ist also ein geschlossenes Freyheitsinstitut, und steht so wenig unter der Kirche, als der freye Mensch, eben weil er frey, gerade ein Erlöster seyn und werden muß, wenn er auch kann und soll.

Als ein solches Institut trat der Staat einst historisch in die Kirche — in seinen Gliedern, die Gnade ergreifend, und mit

ihr die Erlösung. Allein auch dieser Eintritt leitet keineswegs eine Abhängigkeit des Staats ein, denn durch den Eintritt der Staatsglieder in die Kirche ist der innere, jetzt aufgehobene Abfall der Freyheit, nicht unmöglich gemacht, in seiner Wiederholung als Rückfall, eben weil die Freyheit frey, und die Gnade nicht nöthigend ist.

Für den Rückfall der Freyheit bleibt also der Staat fortwährend in seiner Würde und Kraft.

Mit dem Amte des Staats kann die Kirche sich nicht befassen, selbst wenn ihre Glieder keinem Staate angehören, ohne sich selbst hindernd in den Weg zu treten zu ihrem höheren Zwecke. Es würde in diesem Falle ein Staat sich als Ableger in der Kirche bilden, und unabhängige Form in ihr gewinnen. Samuel würde den Saul salben. Destoweniger ist dieß der Fall, wo die Kirchenkinder früher Staatsglieder waren, und die Kirche Rechtsverhältnisse keineswegs deßhalb schon beherrscht, weil sie dieselben veredelt. — Ja selbst die wohlthätigste Wechselwirkung beyder Institute leitet begründend keine Subordination ein — die Kirche mag nun veredelnd auf den Staat, der Staat schützend auf die Kirche wirken, so wenig als die Erde in Abhängigkeitsverhältnissen zum Monde steht, deßhalb, weil sie von ihm Licht erhält. Die Vermittlung der Stärke, die der Staat leistet, ist nicht immer, und nicht allseitig Vermittlung der Vernunft für Vernunftwesen.

Vernünftige Vermittlung leistet die Stärke allein in der Liebe. Nur in der Liebe, als vermittelndes Princip im Conflicte moralischer Kräfte ist die Coexistenz der Vernunftwesen gesichert; denn in der Liebe nur ist Abfall und Ausfall gehoben, wie in der Eigenliebe beyde gesetzt.

Also auch in der Kirche nur, der sichtbaren Erziehungsanstalt der Menschheit zur Liebe, geht der Staat der Verklärung seiner Würde, seines Amtes, mit aller Unabhängigkeit entgegen. Warum? weil er nicht aus seiner Rolle fällt. Beyde, Kirche und Staat, sind also zwar mit dem Abfalle der Freyheit von Gott, gesetzt.

Beyde streben auch zu dem sehr edlen Zwecke ihm zu begegnen. Allein im Streben dahin ist der Staat auf sich selbst angewiesen, daher nur bloß verhindernd den Ausfall. Die Kirche nur hat, und gibt Weisung an ein höheres Mittel; das radical dem, der da will, Genesung gibt.

Das Schwert nur führt der Staat, womit er, ein Göttersohn, wie der hohe Alcide, die Schlangenköpfe vom Rumpfe der

Hydra trennt — aber den stets neu sie zeugenden Blutquell zu stillen reicht ihm allein die Kirche die Fackel.

Also hinweg mit dem faden Geschwätz, so philosophisch und patriotisch als es auch klinge — von verlorner Würde des Staats durch die Kirche, von wieder gewonnener ohne Kirche — qui bene distinguit, bene docet. — —

IV. Regierung. Dieser Abschnitt behandelt drey wichtige Hauptgegenstände. A. Das Wesen aller Regierung. B. Staatsverfassung im Allgemeinen. C. Insbesondere über Repräsentation im Staate. Der Ideengang des Verfassers folgt auch hier wieder im Auszuge.

A. 1. Regierung ist die nothwendige sichtbare Herrschergewalt im Staate, nicht die Gewalt des Staates.

Die Gewalt des Staates ist: der Gesammtwille und die Gesammtkraft aller Bürger.

Diese sind aber keineswegs das Herrschende im Staate, sondern die gerecht Gehorchenden unter einer Regierung.

2. Volkssouveränität ist deßhalb ein ganz unrichtiger Begriff, das Volk bezeichnet eine beherrschte Menge.

3. Von der Chimäre der Volkssouveränität unterscheidet der Verfasser: den reellen Volkswillen und die Volksgesinnung, die als Quelle der Huldigung des letztern ist: das unmittelbare Vertrauen zur Regierung.

Wirkung der Huldigung ist: Folgsamkeit gegen fremde Führung, bessere Einsicht, höhere schützende Macht.

Dadurch ist die Regierungsgewalt im Staate ursprünglich ohne bestimmte Einschränkungen. Wo Einschränkungen vorkommen, ward das Zutrauen schon gestört. Tugendlosigkeit führt die Völker zur Abhängigkeit von Regierungen, und die Regierungen zur Abhängigkeit von Gesetzen und Staatsverträgen.

4. Der Inhalt der letztern bezieht sich auf die Regierungsweise, in welcher eigentlich die gesetzliche Verfassung besteht, welche den vorhandenen Gegensatz zwischen Volksgesinnung und Regierungsweise ausgleichen soll.

B. Und so steht der Verfasser bey den Regierungsformen oder Staatsverfassungen.

1. Den Hauptunterschied derselben setzt der Verfasser in das Mehr oder Minder, und in die besondere Art der Regierungs-Einschränkung mittelst Staatsgesetzen. Regierung

ohne alle Einschränkung heißt er Despotie. In ihr mangelt nicht die Verwaltung, aber Verfassung.

2. Ein anderer Unterschied der Staatsregierungen ist in Absicht des Zweckes, welchen sie zu erreichen suchen. Da stehen einander entgegen, vernünftige, unvernünftige Regierung. Despotie gehört zur unvernünftigen, zur vernünftigen die verfassungsmäßige Gewalt.

3. Indessen gesteht doch der Verfasser: daß der innere Werth der Regierungen unabhängig sey von äußeren Verfassungsformen, und daß er fast zu einer Gleichgültigkeit gegen dieselben führen könne, weil sie keineswegs immer dem Verderben zu wehren scheinen, und also nicht das höchst Entscheidende in der Politik sind.

4. Indessen bleibt es doch Aufgabe der Politik (als Staatswissenschaft und Staatskunst), durch die Form dem Zwecke möglichst nahe zu kommen, und zu beurtheilen, was irgend eine Verfassung für das Heil des Staats zu leisten vermag.

5. Und nun folgt eine Vergleichung und Würdigung der drey Hauptgestalten der Verfassungen als Monarchie, Aristokratie und Demokratie mit der Beantwortung der Frage: Welche Form für den Staatszweck die angemessenste sey.

Der Verfasser antwortet, daß es gleichgültig sey, ob man von Einem oder Mehrern regiert wird. Das Vernünftige nur entscheide über den Werth der Regierung.

Aber ein anderes wird erreicht durch den Antheil Mehrerer, ein anderes durch den von Wenigen, welches nach Beschaffenheit der besonderen Zwecke den einzelnen Staaten sehr vortheilhaft seyn kann.

Sucht man sein Heil in Veränderungen, so ist die monarchische Regierung vortheilhaft. Kömmt es auf Beybehaltung des Alten an, so verdienen Aristokratien den Vorzug, und so kömmt

C. er endlich von der ständischen oder repräsentativen Verfassung zu reden.

1. Er unterscheidet beyde wohl von einander, indem er überhaupt im Staate folgende drey Begriffe als Verschiedenheiten des Wirkens der Einzelnen unterscheidet, nämlich: Kaste, Stand, Amt. Stand bezeichnet die Beschäftigung eines Menschen. Amt bezeichnet die Wirksamkeit für gewissen Zweck, vermöge eines fremden Auftrags. Kaste bezeichnet die durch Geburt und Abstammung bestimmten Geschäftskreise des Standes oder Amtes.

2. In europäischen Staaten finden sich zwey

bedeutende Aemter, das Amt der Geistlichkeit und der Krieger.

Den Stand der Krieger haben die freyen Grundeigenthümer im Mittelalter mittelst Hofämter gewisser Vortheile wegen auf sich genommen. Da aber doch das Streben nach Unabhängigkeit vorwaltend blieb, suchte man allmählich die Amtsverhältnisse aufzulösen, die damit verbundenen Vortheile dem Stande als solchem zuzueignen, welches durch günstige Umstände und Schwäche der Regierung häufig gelang, und woraus der hohe und niedere Adel Deutschlands hervorging. (Unter deutschen Ständen wird demnach der Adel auftreten, nicht vermöge seiner Ahnenzahl als Kaste, nicht vermöge seiner Belehnung mit Hofämtern, sondern kraft seines Grundbesitzes.)

3. Anders steht die Sache mit dem Amte des Geistlichen, das kein Staatsamt ist, sondern ein göttlicher Beruf, Glauben und Liebe zu verbreiten. Er faßt in dieser Hinsicht den höchsten Zweck des Staates ins Auge, ethische Gesinnung der Bürger. Wenn nun gar der Besitz von Grund und Boden hinzukömmt, so nimmt die Geistlichkeit auf ähnliche Weise Platz unter den Ständen, wie der Adel, abgesehen vom Amte.

4. Dem Adel und der Geistlichkeit tritt bey fortschreitender Kraft der bürgerlichen Gewerbe ein dritter Stand zur Seite. Ihm gewährt statt des Bodens das Geld die Bedeutung, weil es selbst zur Erwerbung von Grundstücken führen kann, weil selbst der Ackerbau im gewissem Maße vom Gelde und Verkehr abhängig ist.

5. An die Bürger können sich die kleinern Grundbesitzer, welche sonst im Verhältniß zu den größeren unkenntlich werden, als freye Bauern anschließen.

Nach dieser Ansicht ruht die ganze Ständeschaft auf dem Eigenthum, und trifft zusammen mit der historischen Entwicklung.

6. Der Verfasser behauptet aber, daß die beyden Fragen: Was soll repräsentirt werden, und Wer soll repräsentiren, nicht wie gewöhnlich nach Eigenthums-Rücksichten zu entscheiden seyen: daß keine Repräsentation dem Staate vollkommen angemessen geachtet werden dürfe, welche nicht eben sowohl Geschicklichkeit als das Eigenthum darstellt. Daher wendet auch der Verfasser nichts dagegen ein, wenn man den Klerus als Repräsentanten der geistigen Bildung eines Volkes (der Intelligenz) betrachtet, indem alle Volksbildung aus Religionsüberzeugungen hervorgeht. Desto mehr aber hat er einzuwenden gegen ihre Repräsentation

durch Güterbesitz mit Beybehaltung des Verbandes römischer Hierarchie. Hieraus können nur nachtheilige Folgen erwachsen, als Thätigkeit für fremde Zwecke, welche mit dem Staatswohl nicht zusammenhängen. Widersetzlichkeit gegen Maßregeln, welche der Hierarchie gefährlich werden. Innerer Zwiespalt bey öffentlichen Verhandlungen, kurz: Mangel an ständischer Haltung.

7. Die Frage, wer soll repräsentiren, findet sich nicht direkte beantwortet vor, wenn nicht bey der Erwähnung der Schwierigkeiten, bey Einführung ständischer Verfassung auf deutschem Boden, wo sich die eine Schwierigkeit: daß das Volk für das Gedeihen ständischer Verfassung keine hinlängliche politische Bildung habe, in die Frage einkleiden ließe: Ob sich das Volk repräsentiren dürfe. In folgenden Gründen beantwortet, Seite 191, sie der Verfasser mit Ja.

Einmal besitzt jedes Volk zu allen Zeiten ein gewisses Maß jener Bildung, weil es im Staate auferzogen worden. Dann ist bey allen Ständen gesunder Verstand für ihre Angelegenheiten herkömmlich, weil sie recht gut wissen, was ihnen schadet und nützt.

Endlich sind ständische Versammlungen als Sprecher der öffentlichen Meinung zu betrachten; so gehören ja auch die beschränkten Ansichten mit zu ihrer Gestalt.

8. Der Verfasser schließt seine Ansichten über ständische Verfassung mit der Frage: Ob ständische Verfassungen in einer oder zwey Kammern organisirt seyn sollen? Er ist der Meinung, daß sie mit zwey Kammern, und ohne dieselben bestehen und gedeihen können. Ferner, daß die Nachahmung des Oberhauses in England (als einer Darstellung der großen Massen des Grundeigenthums und des erblichen Besitzes) in jenen Staaten keine Anwendung finden könne, wo die adeligen Geschlechter an Grundeigenthum den andern Bürgern keineswegs überlegen sind, weil es dann mehr eine Kastenvertretung bloßer Geburt und leerer Titel wäre. (Das brittische Oberhaus steht in enger Verbindung mit der Erbfolge des Erstgebornen, und mit dem Zurücktritt des Jüngern in die des bürgerlichen Standes.) So der Verfasser. — Vor allem Andern aber darf es nicht unbemerkt bleiben, daß die Frage: Was soll repräsentirt werden, wenn sie bloß nach Eigenthumsrücksichten entschieden wird, nothwendig ihre Gegner findet, und zum Vorschlage einer Repräsentation nach Geschicklichkeiten — diese aber in strenger Konsequenz auf das andere Extrem, nämlich einer Volksmassa-Repräsentation, gleichviel, ob in zwey oder einer Kammer, führe.

Inkonsequent aber vom Verfasser war es dann, die Frage:

Ob der Geist keinen Antheil an der Ständeschaft haben solle, mit Nein zu beantworten, und zwar aus dem angeführten Grunde, weil der Geist sich weder Stand, Amt, noch Kaste bildet, wohl aber, durch alle Stände sich verbreitend, ihnen erst das Leben ertheilt. Das heißt wahrlich patriotisch denken, wenn man Seiner und der Mitrepräsentanten des höhern Bewußtseyns in der Nation so ganz vergißt, daß man das Holz der weiland gelehrten Bank zum Rostrum für Bierbräuer hingibt — da man doch anderseits dem Klerus, als Repräsentanten der geistlichen Bildung des Volks, eine Bank zukommen läßt. Soll der Geist keinen Antheil an der Ständeschaft haben, wie kömmt der Priester, wie der Prediger, zu Sitz und Stimme, da doch der Gelehrte und Professor davon ausgeschlossen bleiben?? —

Auf diese Weise erlebt freylich der Staat nie die goldene Zeit, wo seine Führer die Philosophen sind, wenn er nicht vor der Zeit die Zeit erlebt, daß ein philosophisches Volk sich selbst regiert, d. h. keine Regierung braucht.

Philosophisches Streben läßt sich nun aber jenem Volke bestimmt nicht absprechen, das angefangen hat, theoretisch zu backen, zu schneidern, zu schustern und zu wuchern.

Wie konnte der Verfasser so ganz auf Sitz und Stimme der intelligenten Korporationen — der Universitäten vergessen? Diese auffallende Inkonsequenz aber ist eine nothwendige Folge des organischen Fehlers seiner projektirten Repräsentation, in welcher er — heterogene Prinzipien gemischt, zum Grunde gelegt hat.

Alle Repräsentation kann nur eine doppelte seyn, entweder quantitative oder qualitative.

Das Prinzip von jener ist Geschicklichkeit, oder wie man es sonst nennen mag, Kopf, Geist, Intelligenz, und führt nothwendig auf eine Repräsentation nach Köpfen, da sich kein Vernunftwesen bey der formellen Gleichheit der Rechte und Köpfe — den Kopf absprechen, und in einen sprachlähmenden Kropf verwandeln läßt.

Das Prinzip von dieser ist das Interesse, das wechselseitig Seelen vereinigt und Seelen bindet, also korporativ sich gestaltet. Dennoch könnte man von diesem Prinzipe im Gegensatze von jenem leicht sagen: daß es zu einer Repräsentation nach Herzen führe. Und da es vorzüglich die Interessen sind, welche die Menschen im Staate einzeln, und in Massen in Rechtskollisionen bringen, wo dann die Staatsgewalt, als Rechtsbestimmung und Vermittlung dazwischen tritt, so müssen jene Interessen in einer Nation der Quantität und Qualität nach erhoben, und denselben öffentliche Gestaltung zugestanden werden.

Ihre Erhebung und Ausmittlung unterliegt gar keiner Schwie-

rigkeit, wenn die Elemente des Staates und ihre Hauptseiten bekannt und gegeben sind, die der Staat denn doch nur wieder mit dem Menschen (in der Idee) gemein haben muß, wenn der Staat als moralische Person nichts anders als der Mensch im Großen ist, was der Verfasser gewiß nicht in Abrede stellen will, da er den Staat die Familie im Großen heißt, die im Grunde doch nichts anders ist: als der vollendete Mensch.

Folgende aphoristische Sätze sollen sie darstellen:

1. Jener, wie dieser, hat demnach eine ideale und reale Seite.

2. Jede von beyden ist ihrer Natur nach ein Seyn und Werden, hat ihr permanentes, ihr variables Element.

3. Das permanente auf der realen Seite des Staates ist: Land, sein Interesse wird repräsentirt von den freyen Eigenthümern der Scholle — Adelstand.

4. Das variable auf derselben Seite ist: Arbeit (vorzugsweise). Ihr Interesse, das städtische, wird repräsentirt von Künstlern und Handwerkern — Bürgerstand.

5. Das bleibende auf der idealen Seite ist: die göttliche Idee — Religion, dargestellt und vertreten in den Dienern der Kirche — Prälatenstand.

6. Das veränderliche auf derselben ist: der menschliche Begriff. Wissenschaft, dargestellt und vertreten in ihren Verehrern — Universitäten.

Auf jeder Seite aber, ohne eben einen besonderen Stand zu bilden, kann sich ein Tertium gestalten als verbindendes Mittelglied der beyden Interessen.

7. Auf der realen Seite ist dieses der Handel.

8. Auf der idealen muß es allein die Kirche in ihren öcumenischen Koncilien seyn.

9. Zwischen allen und jeden aber steht als vermittelnde Einheit — der Souverän.

Da in diesem Schema nur Erwähnung geschieht von freyen Grundbesitzern, und nicht vom unfreyen und sogenannten Bauernstande, auch nicht von einem Anschließen der letzteren an den Bürgerstand, so entsteht nun allerdings die Frage: Ob sie nicht in freye umzuwandeln seyen mittelst Emancipation von ihrer Grundherrschaft. Die Zeit ruft von allen Seiten: Emancipation und Ablösung. Frägt man um den Grund, so erhält man statt des Rechts den Nutzen zur Antwort; man kann es uns also nicht verargen, wenn man in der Darstellung des Unrechtlichen jener allgemeinen Forderung auch den Nachtheil vorzugsweise in Rechnung bringt, da das Unrechtmäßige, Jemanden zur Verzichtleistung auf seine Gerechtsame zu zwingen, ohnehin in die Augen springt.

Indessen hat die ablösungs- oder besser auflösungslustige Zeit auch ihren Rechtsgrund schon oft angeführt. Er heißt: Das erwachte Gefühl der Persönlichkeit, welches ein unabhängiges Individualeigenthum begünstigt und begründet, im Gegensatze mit dem abhängigen Lehen- und Korporativ-Eigenthum auf der untern Stufe der Agrikultur.

Der Vortheil dieser Rechtsforderung aber ist: Allseitige Kultur des Landes.

Wenn sich nun aber zeigen ließe, daß mit der totalen Emancipation der Ruin der größern Güterbesitzer eingeleitet werde, und daß mit diesem Ruin auch die Nationalsubsistenz bey aller sonstigen Kultur des Bodens gefährdet sey? Können die heutigen Volksdemagogen Bürgschaft leisten, daß in keinem Zeitmomente der Nationalthätigkeit das merkantilische Interesse das Hauptinteresse der Nation wird, das die übrigen, besonders das Landinteresse, wenn auch nicht vertilgt, doch überflügelt, Grund und Boden als Waare behandelt, die von Hand in Hand geht, weil nicht mehr die Liebe für ökonomische Beschäftigung, sondern die Geldgewinnsucht den Kaufer und Verkäufer spielt?? Wo ist in diesem Falle dann der Damm gegen den Güterschacher??

Man wende ja nicht ein, daß Industrie und Handel an und für sich schon das Agrikultur-Interesse steigre. Kann denn aber die Agrikultur selbst nicht eine mehr merkantilische als ökonomische Richtung nehmen?

Hat nicht auch der Landbau seine Luxusartikel der wandelnden Mode, die weniger auf die Subsistenz der Nation berechnet sind, und deren Produktion nur die Hauptangelegenheit derjenigen werden kann, die ihre kleine Scholle mit eigener aber sorgsamer Hand bebauen, keineswegs aber derjenigen, die ihr größeres Grundeigenthum von fremden aber auch nachläßigeren Handen müssen bearbeiten lassen?

Nun ist es doch klar, daß, je geringer die Zahl der letztern ist (und im projektirten Falle, wenn gar keine Zahl vorhanden ist), desto mehr die Nationalsubsistenz gefährdet sey, vorzüglich bey eintretenden Mißjahren, und bey einer angehäuften Volksmenge, die bey der Zunahme der Industrie nie ausbleibt, wenn nicht etwa fremde Welttheile in Kontribution oder Nachbarstaaten ins Mitleid gezogen werden, bey denen aus konstitutionellen Ursachen dieses Volksmiserere nicht einreißen kann.

So wahr ist es, daß, wie es im Verkehr Großhändler und Krämer geben muß, so muß es auch auf der Scholle Großbauern und Kleinbauern geben. Und Großhändler und Großbauern müssen ihren Segen mehr von den Elementen, als von ihrer persönlichen Verwendung erwarten. Ein bedeutender Umstand, der

[illegible]

[illegible]

In diesem Sinne kann man sagen, ist der Adel die Vermittelung zwischen Thron und Volk, nicht in dem [illegible], als [illegible] der Adel des [illegible] in Streitsachen zu Thron und Volk. Souveräner Richter kann er nicht seyn, aber das Prisma der Souveränität, und das nicht für alles Volk, sondern für eine Klasse, die an der unbeweglichen Scholle hängt. Diesen Zweck aber sind keine Friedensrichter zu realisiren im Stande, in denen sich allerdings die Majestät, aber nur für eine Seite des Privatlebens, nämlich des rechtlichen Seyns, nicht aber für die weit wichtigere des rechtlichen Habens bricht und widerstrahlt: daher kann Recensent mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, wenn er in dem Adel als Landstand sonst nichts als die Repräsentation des Landinteresse findet, worauf sich dann sein Vorschlag gründet, die Repräsentation desselben in einem Oberhause nicht zuzu-

lassen, wo er den übrigen Bürgern an Besitz des Grundeigenthums nicht bedeutend überlegen ist.

Das Landinteresse ist freylich die Basis des Adels, aber deßhalb noch nicht alles, was zum Wesen desselben gehört, wiewohl sich alles Andere auch auf diese Basis stützen wird. Und nun? Ist jenes Interesse nicht das älteste in der Nation? wird es nicht das letzte bleiben, so wie es das erste war (ohne es deßhalb zum höchsten und edelsten zu proklamiren), so lang Nationen Völker bleiben, und nicht Horden werden wollen? Und eben jenes Alter, was zugleich Alter des Volks ist, was sich in vielen Institutionen des Adels objektivirt hat, und objektiviren wird, so lang nicht aller Sinn in der Nation für ihr Alter und ihre Repräsentanten desselben verschwunden seyn wird? Eine Zeit aber, die in dem Adel nichts mehr finden wollte, als die Zahl der privilegirten Güterbesitzer, der würde es schwer werden, in der erblich regierenden Dynastie etwas Anderes, als Güterbesitzer mit der Anwartschaft auf die erste und höchste Beamtenstelle im Staate privilegirt und dotirt zu erblicken; diese Zeit müßte sehr inkonsequent seyn, wenn sie, nachdem sie einmal die Stammtafeln der adeligen Geschlechter, als Dokumente des nationalen Alters und der reinen Abstammung (zur Bewahrung des Standesinteresse) zerbrochen, und außer Kurs gebracht hat, den Gesetzestafeln der Souveränität nicht gleiches Loos erfahren ließe.

Eine nüchterne Politik, vergißt über der Wahrheit: daß Bänder oft zu Banden werden, nicht eine andere: daß sie deßhalb aus Banden Bänder zu machen, und nicht Bänder zu zerstören hat.

So viel zur Berichtigung über Repräsentation des innern Interesse, durch den Adelstand.

Recensent geht nun zu den Bedenklichkeiten über, die der Verfasser über Repräsentation des Klerus mittelst Güterbesitz, und mit Beybehaltung des römisch-hierarchischen Verbandes laut werden läßt.

Wenn das Heil katholischer Staaten einzig und allein von der ständischen Haltung ihrer Konstitution abhängt, und wenn jene einzig und allein nur möglich seyn soll in der Beseitigung des hierarchischen Bandes, so darf dem Verfasser gar nicht bangen: der katholische Klerus wird eher Güterbesitz und Repräsentationsfähigkeit aufgeben, als beyde mit der Vernichtung der hierarchischen Form seiner Kirche erkaufen wollen, die mit zu dem Wesen derselben gehört, so wie Seele und Leib die Eine ungetheilte Persönlichkeit des Menschen ausmachen. Jene Rangabstufung in der Kirche (aus göttlicher, nicht menschlicher Institution) bestand, ehe die Kirche einen Fuß breit Erde als ausschließendes

[illegible] Sitz und Stimme auf Reichstagen erhalten, und sie werden [illegible] ohne Land und ohne Stimme, so lang die Kirche bestehen wird, die ganze Stand der Geistlichen und zur Ehre Gottes [illegible] mehr [illegible] und mehr [illegible] mit dem [illegible] Schule.

Der Kirche Priesterthum hat zum Zweck die ganze Erde mit ihren [illegible]. Ihre [illegible] ist Gott, [illegible]. [illegible]: Aufhebung seines Abfalls durch Versöhnung des Menschen mit Gott [illegible].

Wer für diesen Zweck [illegible] ist, ist nicht für einen dem Staatswohl untergeordneten Zweck [illegible]. Und wer kann [illegible] und behaupten, daß die Kirche diesen Zweck je aus den Augen verloren habe: weil hier und da der [illegible] in ihr Nebenzwecke verfolgte?

Vielleicht liegt es nicht am unrechten Orte, da der Verfasser [illegible] bekannte: die neuere Kirche habe die ursprüngliche [illegible] nicht bewahret, und den ganzen Gebrauch der Erziehungsmittel verändert, auf eine logische Ketzerey aufmerksam zu machen, die in der Beurtheilung jener Nebenzwecke wie des historischen Wachsthums der Kirche überhaupt, häufig begangen wird, nämlich diese: daß man Streben nach Herrschaft mit Herrschsucht gleichlautend nimmt, wovon jenes doch nur dann erst den Namen Herrschsucht verdient, wenn es mit dem Zwecke des Gemeinwesens unvereinbar erscheint. Und nur jene Verwechslung macht es, daß Philosophen (die sich brüsten, die menschliche Natur in ihren geheimnißvollen Tiefen erforscht zu haben, die ferner über die Natur der Herrschaft und jedes erhöhten Gemeinwesens viel Wahres und Schönes selbst sagen oder sagen lassen) einem erhöhten Gemeinwesen, dessen Zwecke auf die Menschengattung eines ganzen Planeten berechnet sind, dieselbe Centralgewalt einräumen wollen, die sie einem Gemeinwesen zukommen lassen, das sich in die Peripherie eines warmen Ofens bringen läßt, ja oft noch ein viel schwächeres Centrum; da der Familien-Primat der väterlichen Gewalt doch gewiß in keinem Naturrechte ein Primatus honoris, sondern auch noch jurisdictionis genannt wird, obschon er das Recht über Leben und Tod dem Staate übertragen haben soll. Muß man sich nicht wundern, wenn ferner jene Philosophen mit dem ersten Grundsatze in der Statik moralischer Kräfte unbekannt sind mit dem Grundgesetze alles socialen und freyen Lebens, nämlich: daß das Vermittlende gleicher Natur mit dem Vermittlungsbedürftigen seyn müsse, oder was eben so viel ist: daß jenes, diesem an intensiver (nicht extensiver) Macht nicht nachstehen dürfe, wenn eine Vermittelung zu Stande kommen soll, ohne welche doch alle Socialität sich auflösen müßte.



Muß man nicht die Schulweisheit belächeln, die einerseits von einer unsichtbaren Kirche für sichtbare Menschen auf einer sichtbaren Welt spricht; ferner von Religion, als der tiefsten Wurzel des geistigen Lebens; anderseits von einer unsichtbaren Kirche für sichtbare Menschen auf einer sichtbaren Welt schwatzt, weil sie nicht überlegt, daß eine Wurzel nicht Wurzel bleiben kann, wenn sie lebendig ist, kurz daß innere Religion äußeres Kirchenthum werden müsse — daß jene als solche auch alle Verhältnisse des Lebens durchdringen müsse, und daß sich deßhalb dieses, nach den drey Grundverhältnissen des öffentlichen Lebens, eine Privat-, Staats- und völkerrechtliche Form annehmen könne, ohne das Geringste von ihrem unsichtbaren Wesen, dem Prinzip der Versöhnung, zu verlieren.

Bringt man diese wenigen Sätze, die sich aus der Natur der Religion ergeben, in Verbindung mit dem obigen Axiome der Statik moralischer Kräfte, so springt es ja in die Augen: daß die Kirche bey ihrem Eintritte in den Staat, der auf Grund und Boden basirt ist — abhängiges Grundeigenthum und Standschaft wie bey ihrem Eintritte in unabhängige Staaten eines ganzen Welttheils für ihr vermittelndes Centrum ein unabhängiges Grundeigenthum mit Souveränität gewinnen mußte, wenn die Kirche das leisten sollte, was sie konnte, nämlich: das freye politische Leben der sie konfessionirenden Staaten nicht bloß mit dem ewigen Interesse, sondern auch unter einander selbst mit den zeitlichen Interessen zu versöhnen. Mit einem Worte: das Oberhaupt einer freyen Kirche, die freye unabhängige Staaten als Kirchenkinder zählt, kann den Charakter einer freyen unabhängigen Kirche nicht mehr behaupten, ohne freyes unabhängiges, d. h. souveränes Eigenthum, noch weniger aber den Charakter einer vermittelnden Macht zwischen ihnen als moralischen Personen, versteht sich aufgefordert, nicht aufgedrungen. Und nur in dem letztern liegt Herrschsucht, im ersten Herrschaft.

Uebrigens fällt es Recensenten gar nicht ein, wenn er jene Verwechselung der Herrschaft rügt, zu läugnen: daß die Herrschaft in der Kirche die Herrschsucht vieler Päpste begünstigt habe, die sogar den Grundsatz aufstellten: daß alle Macht (geistliche und weltliche) nur Ausfluß der päpstlichen Machtvollkommenheit sey: aber, wer wagt es auszumitteln, ob der Verstand oder das Herz größeren Antheil an jenem Irrthume hatte? So viel ist gewiß, daß Päpste im Glauben an die Wahrheit jenes Satzes, lebten und starben. — Beweis genug, daß derselbe keine politische Finte war, und daß Päpste, wenn auch nur eines Dorfes unabhängige Herren jenem Grundsatze gemäß gehandelt haben würden — denn unterstützt wurden sie hierin von der herrschenden Denkweise der

damaligen Welt, die die Kirche gleich dem Papste, den Papst gleich Christo dem Herrn setzte, dem alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden.

Auch zeigt es die Kirchengeschichte der mittlern Jahrhunderte auf jedem Blatte: daß Rom in dem Grade die Welt in die Kirche einschleichen ließ, als die Kirche in die Welt einzog. Weltsinn gibt Anlaß zu Aergerniß, am meisten in der Kirche; allein, was nie vergessen werden darf: Aergerniß zwingt nicht, und berechtiget nie zum Abfall von der Kirche, so wenig als der Mißbrauch der Souveränität zur Aufkündigung des Gehorsams. Und nur zu oft schon hat es die Geschichte gepredigt: daß Völker um keinen Kopf größer, wenn ihre Könige um einen Kopf kürzer werden. Es würde auch die gesammte Menschheit Europas um keinen Kopf größer werden, wenn es auch jemals bewerkstelligt würde, die Kirche entweder um ihr Haupt zu bringen, oder den hierarchischen Verband zwischen Haupt und Gliedern abzuschneiden.

V. Gesetzgebung. Dieser Abschnitt kann zur leichtern Uebersicht in zwey Unterabtheilungen gebracht werden, wovon die erste die Gesetzgebung im Allgemeinen, die zweyte aber das wichtigste Objekt derselben, Erziehung betrifft. Recensent liefert den Gang der Hauptgedanken im Auszuge.

A. 1. Der Verfasser unterscheidet gleich anfangs Gesetzgeben — Befehlen.

Jenes ist ihm: ein vernünftiges Befehlen, mit gleichförmigem Fortschritt in der Zeit und hingestellter Regel. Damit das Gesetzgeben nicht in bloßes Befehlen ausarte, kam man auf die Idee der Theilung der Gewalten. Allein wahre Bedeutung für den Staat besitzt nur eine Einschränkung des Machtgebrauchs, nicht aber eine Theilung der Macht, welche das Regieren von Grund aus vertilgt, weil alles Regieren in seiner Ausübung begriffen, zugleich ein Gesetzgeben seyn muß. 2. Zweck alles Gesetzgebens ist allezeit die Wohlfahrt des Beherrschten — des Volks — die ethische Vollendung der Bürger als höchstes Gut. 3. Daraus ergibt sich der Werth einer guten Gesetzgebung, und ihre große Schwierigkeit.

Weil das Werk von Menschen begonnen wird, die über ihr Zeitalter erhaben seyn müßten, gleichsam einer höhern Weihe theilhaftig, um das Beste zu leisten. Gesetzt aber auch, die Besten hätten das Geschäft übernommen; so bliebe dennoch die Vermuthung einer Mangelhaftigkeit, die ihre Verbesserung von der Zukunft erwartet, welche mit neuen Bedürfnissen das Gesetz überbietet. Alle Gesetze haben demnach, wie der Staat selbst, eine innere Beweglichkeit und Unbeweglichkeit.

4. Daher die doppelte Forderung an jede Gesetzgebung. 1. Gesetze sollen fortschreiten mit dem Volke und der Menschheit, mithin abgeschafft werden, wenn die Bedürfnisse der Zeit sich geändert. 2. Gesetze sollen geschichtliche Wurzel treiben, sollen sich mit Sitten und Gewohnheiten vereinen, sollen bleiben, wenn sie aus alten Zeiten stammen. — 5. Diese Requisite zeigen nun auch auf die Quelle einer guten Gesetzgebung hin.

Sie sind Philosophie und Kenntnisse der wirklichen Verhältnisse und Bedürfnisse des Volks (Historie). Jene ist nach Plato Aufgabe und Gewinn des ganzen Lebens (aller Gedanken und Erfahrungen) eine Wiedererinnerung der Seele an das höchste Wahre, Gute, Schöne, bey der fortgesetzten Betrachtung irdischer Dinge. 6. Beyde Prinzipien haben sich in ihrer Getrenntheit Anhänger und Schulen gebildet, wovon die eine sich die historische, die andere sich die historisch-philosophische nennt, welche beyde bey Gelegenheit der neuerdings für Deutschland aufgeworfenen Frage: über die Nothwendigkeit der Abfassung eines neuen deutschen Gesetzbuches, zur Sprache gekommen sind.

Der Verfasser protokollirt nun den Streit beyder Schulen von Seite 232 bis 261 mit vorzüglicher Rücksicht und Anwendung seiner divergirenden Prinzipien auf ein bestimmtes Objekt, nämlich das römische Recht.

Sein Endurtheil ist: daß eine Ausgleichung beyder Grundansichten unmöglich ist, indem ihr Unterschied beruhe — auf der Annahme einer einzelnen bestimmten Rechtsoffenbarung, und der Annahme vieler abweichend gestalteter Rechtsoffenbarungen unter allen Völkern und zu allen Zeiten. Es sey mit den Juristen derselbe Fall, wie bey den Theologen, deren Streit bereits Jahrhunderte dauert, ohne Annäherung zu einer Vermittelung, die doch bey ihnen leichter wäre, wegen des gemeinschaftlichen Begriffs des Glaubens an das Unsichtbare, welches über den menschlichen Verstand hinausliegt, wenn der Glaube auch aus verschiedener Quelle stamme.

7. Ein Hauptgegenstand der Gesetzgebung soll die Erziehung seyn. Sie wird den rechten Erziehungsgang im Staate ordnen, weil nur auf diese Weise Vollkommenheit der Bürger erreichbar ist. Und so stünde der Leser an der zweyten Abtheilung dieses Abschnittes.

Der Verfasser hat in der ersten Abtheilung einen sehr wichtigen Punkt in der Gesetzgebung berührt, nämlich die Beweglichkeit und Unbeweglichkeit der Gesetze. Der Verfasser bedingt die Beweglichkeit durch die Zeitbedürfnisse, und setzt die Beweglichkeit selbst in eine Abschaffung.

Die Unbeweglichkeit aber setzt er in ein bloßes Herkommen, und bedingt sie durch die reine Antiquität. Es ist aber einleuchtend, daß auf diese Weise ein Widerspruch gesetzt ist, sobald die Beweglichkeit als das vorherrschende Prinzip, in sofern sie als Abschaffung gebietend auftreten darf, zur Legislation hinzugelassen wird. Denn dann ist nichts so alt, was nicht eben in dem Alterdiplom den Todtenschein trüge. Dann kennt die Gesetzgebung unstreitig nur ein aktives Prinzip, das andere ist passiv und precär, d. h. kein Prinzip.

Zu dergleichen Resultaten aber muß jede Untersuchung über Gesetzgebung führen, die das Element der Unbeweglichkeit nur auf das reine Alter, d. h. auf die Zeit fundirt. Denn was ist die Zeit, heiße sie, wie sie wolle, anders als das Bewegliche. Wenn der Verfasser die Beweglichkeit auf Bedürfnisse der Zeit — d. h. der Gegenwart gründete, warum denn nicht auch die Unbeweglichkeit auf ein Bedürfniß. Die Philosophie, die in ihren Forschungen über Mensch und Staat noch nicht auf ein solches Bedürfniß gestoßen ist, kann selbst noch nicht festen Grund gewonnen haben. —

Die Frage aber, was darf die Legislation im Staate nach dem Charakter der Beweglichkeit und Unbeweglichkeit behandeln? findet allein ihre Beantwortung in der Frage: Gibt es im Menschen ein Bewegliches und Unbewegliches, und zwar nur deßhalb, weil der Staat nur der Mensch in Großen, ein Bild nach seinem Bilde geschaffen seyn kann.

Nun hat aber der Mensch seine ideale geistige, seine reale physische Seite, jede Seite ihre irdische oder überirdische Basis. Und jede der beyden Seiten ihr permanentes, jede ihr vorübergehendes Element. Jedes Element seine versiegbare oder unversiegbare Quelle. Es muß nämlich auf jeder etwas seyn, was sich verändernd vervollkommnet, aber auch etwas seyn, was als unveränderlich die Vervollkommnung durch Veränderung erst möglich macht, kurz, ein Seyn und ein Werden. Von Beyden und von ihrer Anwendung im vergrößerten Maßstabe auf den Staat ist in dem Artikel — Regierung bereits Meldung geschehen, wohin Recensent nur zu verweisen braucht.

Diese Ansicht und ihre Folgerungen gelten freylich nur, so lang keine ephemere Philosophie, selbst in das Gebiet des Unbeweglichen und Unveränderlichen, die verbotene Waare Bewegung hereinschwärzt. Dann aber wird freylich in der Politik nicht lang mehr Rede seyn können, von einer Grundfarbe des Staats, auf welche sein Gemälde aufgetragen wird. Er wird dastehen wie der Regenbogen, sein Grund ist die Luft und Wasser. Solche

Philosophie ist jene, die als das höchste und letzte Ziel der freyen Menschheit, die Idee der absoluten Freyheit aufstellt, eine Idee, die wiewohl an sich unerreichbar, weil unendlich, doch aber eine Annäherung ins Unendliche zuläßt, durch eine unendliche Evolution der Freyheit, die frey sich selbst Schranken setzt, frey sich Schranken aufhebt; eine Idee, für welche die thätigen Geister nie zu viel umwerfen, die trägen nie zu viel stehen lassen, weil sie, gleich den thörichten Jungfrauen im Evangelium, ohne Oel in ihren Ampeln schlafen können, so lang sie wollen, weil für sie der Bräutigam die Thür nicht abschließt. Ist die Manifestation jener Idee Aufgabe der gesammten Menschheit; dann ist auch absolute Bewegung das höchste Gesetz der Staaten. Dann wird aber bald ihr stützendes Knochensystem zu Wasser werden, die Säfte sich krystallisiren, Grund und Boden zur Waare, die Waare zu Boden werden wollen. Doch Freyheit kann der Freyheit Zweck nicht seyn, so wenig als die Sehne am Bogen des Bogens halber haftet.

Der Freyheit hohes Ziel ist Liebe, nur ihr Objekt allein das Geliebte, zu dem die Freyheit alle Kräfte als Liebespfeile freudig sendet, sich selbst in der Annahme des Willens des Geliebten Schranken setzt, diese aber, von der zugleich gesetzten Erweiterung der Liebe für Erweiterung der Freyheit achtet.

In der Liebe, fühlt die Freyheit sich als frey. Und was kann der Sohn der Gottheit lieben, als Gott und die Menschheit in Gott, das Nachbild im Urbilde, das Urbild im Nachbilde. In der Liebe also ist dem Menschen die Rennbahn ohne Meta angewiesen, denn diese ist der Ewige in seiner unendlichen Persönlichkeit, wie die Liebe selbst schon hienieden das Ewige in der Zeit ist. Was aber vom Menschen als Individuum, das gilt von der Menschheit als Gattung, das gilt vom Staate, in dem Staate der Menschheit. Also in der Intensivität der Liebe als vermittelndes Prinzip im Staate geht die Politik auch ihrer Perfektibilität entgegen, keineswegs aber in der Extensität, äußere Schrankenlosigkeit, eigentlich Verbandlosigkeit. Demnach gibt es also in der Gesetzgebung ein Prinzip der Beweglichkeit, bedingt vom Bedürfnisse der Zeit. Aber auch ein Prinzip der Unbeweglichkeit, bedingt von der Unsterblichkeit des Staates — die das Bedürfniß ist der Bedürfnisse, und eben so wie jenes in der Natur des Staates, wie diese in der Natur des Menschen gegründet. Demnach hat auch der Souverän als Repräsentant des unsterblichen Staates, kraft seines Mittleramtes die Zeit mit der Ewigkeit des Staates, d. h. die Gegenwart mit der Vergangenheit und Zukunft auszusöhnen, also keineswegs auch dem schreyendesten Bedürfnisse

der Gegenwart ausschließlich Recht zu verschaffen, wenn sie für den Mord der Vergangenheit votirt, weil sie dadurch sich selbst das Todesurtheil spricht, selbst nie Vergangenheit in der Zukunft zu werden.

Was die zweyte Unterabtheilung desselben Abschnittes wichtig macht, ist: daß der Verfasser sich einläßt auf eine Darstellung des Einflusses des Christenthums überhaupt und seiner beyden Hauptformen des Katholicismus und Protestantismus auf Erziehungsmethode, der bisher in den Urtheilen über Erziehung noch sehr wenig beachtet worden seyn soll.

Der Verfasser schickt zuvor noch Einiges über Zweck und Mittel aller Erziehung voraus. Jener ist ihm vollkommene Ausbildung des physischen und geistigen Menschen. Dieses von jeher angewendet, ist ihm Abrichtung und Erweckung. Jene bezieht sich auf Erweckung gewisser Fertigkeiten, welche nur durch Uebung gewonnen. Diese bezieht sich aber auf den freyen Gebrauch dieser Fertigkeiten und Gewohnheiten. Fehlt dieser, so ist aller Gewinn durch Abrichtung nur scheinbar, der Geist hat den Mittelpunkt seiner Kräfte nicht gefunden, ihm mangelt die Meisterschaft, das Reich seiner Kräfte zu lenken. Und so wie sich die Erziehung des Menschen in religiöse, sittliche, wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung des Geistes theilt, so wird auch in jeder von dieser Abrichtung und Erweckung Platz greifen, welche Ausdrücke das nämliche bezeichnen, was bey den Griechen die Namen Gymnastik und Musik. Das Christenthum nach seiner ursprünglichen Gestalt erscheint bloß für religiöse und sittliche Bildung einflußreich, und in ihm findet sich fast gar keine Anstalt zur Abrichtung, sondern die innere Erweckung ist Anfang und Ende der christlichen Bildung. (Je mehr der Glaube wächst, desto größer der Gewinn, ohne Geist und Wahrheit ist aber überall keiner vorhanden.)

Die christliche Zucht sey wohl die Folge der innern Erweckung geworden, aber nicht umgekehrt, so daß man dem Christenthum einen umgekehrten Erziehungsplan, als den früher gewöhnlichen im Juden- und Heidenthume zuschreiben könnte. Wenn auch das Christenthum späterer Zeit durch den Hinzutritt der Abrichtung jenen beyden Anstalten wieder ähnlich wurde, so bleibt doch seinem Wesen eine vorherrschende Richtung auf Gesinnung und innere Glaubenskraft eigenthümlich, so daß gerade diese nur den einzigen Maßstab jedem unbefangenen Beobachter, jeder christlichen Einrichtung darbieten. Aber nun entsteht die Frage: Woraus und woher wird uns die Erweckung nach Jahrhunderten? Der Verfasser antwortet: Wir wissen kein anderes

Mittel an der ursprünglichen Erweckung theilzunehmen, als den Gebrauch der Bibel.

Nach dieser allgemeinen Erörterung über Erziehung und den Einfluß des Christenthums, geht er nun zum Einfluß des Katholicismus und Protestantismus auf dieselbe über, und zwar anfangs auf die religiöse Erziehung. Zweck derselben ist die vernünftigste und christlichste Ueberzeugung aus der verständigsten Einsicht und der lebendigsten Theilnahme des Gemüths erwachsen. Der katholische Unterricht wirkt darauf hin, durch vorherrschende Abrichtung, der protestantische durch Erweckung des Verstandes. Das Princip aber der strengsten und reinsten Abrichtung geht aus dem Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche hervor, welche dann allerdings nothwendig vorschreibt: 1) die Wahrheit, als ein vollständig Gefundenes zu erlernen und zu glauben, nicht durch eigene Untersuchung zu finden und zu bestätigen. 2) Die Erweckung des Verstandes nicht bloß für unnöthig, sondern auch für gefährlich zu achten; daher sie nicht bloß zu vernachläßigen, sondern auch zu verhindern. Der Protestant aber erwartet seine festeste Stütze des Glaubens vom Verstande des Unterrichteten, er muß ihn daher allmählich während des Lernens stets zu erwecken suchen.

Aus dem Gesagten kann nun der Leser statt dem Verfasser den Schluß leicht ziehen, daß das Christenthum sich reiner im Protestantismus als im Katholicismus vorfindet, eben weil dieser, gleich dem ursprünglichen Christenthum, mehr als jener abrichtet, welcher zwar auch mit der Abrichtung beginnen müsse, aber nicht dabey stehen bleibt, sondern, sie als Mittel benützend, zur Erweckung auf Gesinnung und Glaubenskraft übergeht. Die Behauptung des Verfassers aber kann keinen wundern, dem seine Ansicht über Judenthum bekannt ist. Wem das letztere eine Vorschule des Christenthums ist, von demselben gestiftet, der das Heil des Christenthums zur Erde brachte, dem wird es wohl nicht leicht einfallen, das Christenthum ohne Abrichtung auftreten zu lassen. Und wer auch diese Ansicht vom Judenthume nicht hätte, dem sollte doch die Stimme des Rufenden in der Wüste am Jordan, des Johannes: »Thut Buße!« auf andere Gedanken bringen. Dieselbe Sprache führte der Heiland selbst, wenn er sprach: Wenn ihr nicht wie die Kinder seyn werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen, oder: Wer nicht aus dem Geiste und dem Wasser wiedergeboren ist, kann ins Himmelreich nicht eingehen. Zeigen diese Worte nicht alle auf eine Abrichtung hin, die der Mensch an sich selbst vornehmen

mußte, und wozu das Christenthum Wink gab, um des Heils, daß das Christenthum brachte, theilhaftig zu werden? Allein Christus könnte heut zu Tage noch zu den Weisen unserer Nation sagen, was er damals zu Nicodemus sagte: »Du bist Meister in Israel, und weißt das nicht?«

Wir gehen nun zu den übrigen Behauptungen über. Hätte unser Herr Verfasser nur behauptet: daß das Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche einen andern Gang in der religiösen Erziehung einleite, wer würde ihm widersprechen? aber wer kann nicht nur nicht widersprechen, sondern auch kalten Blutes bleiben, wenn man die Consequenzmacherey des Verfassers liest? Und nun, um auf den ersten Punkt derselben zu antworten, müssen wir fragen:

Tritt die protestantische Kirche nicht auch mit einem dogmatischen Lehrsystem im Unterrichte, und nebstdem auch mit einer Unfehlbarkeit auf, weil jedes Religionssystem seiner Natur nach, ausschließend verfährt? Muß das Kirchenkind sich nicht dasselbe als ein gefundenes oder gegebenes eigen machen, d. h. erlernen? Was wird nun wohl das hochgerühmte Selbstfinden und die Selbstbestätigung der Wahrheit für einen Sinn haben? — Gewiß keinen andern, als das Gegebene mit den inneren Bedürfnissen und Gesetzen des menschlichen Geistes in Uebereinstimmung bringen, und dieselbe mit mehr oder weniger Klarheit zu durchschauen??

Thut nicht dasselbe der katholische Unterricht? Weiß der Katholik vielleicht nicht, sich und Andern selbst über seinen Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Kirche Rechenschaft aus Vernunft und Bibel zu geben?

Oder ist vielleicht sogar auch dieses Wissen, nur wieder das Werk der Abrichtung? Dann weiß der Verfasser selbst nicht, was er weiß und will. Oder glaubt vielleicht der Verfasser, daß es bey der Uebung und Erweckung des Verstandes (dessen Thätigkeit doch nur in einem Gleichsetzen und Ungleichsetzen des Aeußern und Innern besteht) so viel auf die Farbe der Figuren seines Rechenbretes ankomme, daß z. B. die Uebereinstimmung der Gnadenwahl nach protestantischem Dogma mit den innern Gesetzen und Bedürfnissen des Geistes den Verstand verständiger mache, als die der Gnadenwahl nach katholischen Grundsätzen?

Aus dem Gesagten kann der Verfasser nun leicht ersehen, daß auch die christliche Ueberzeugung des Katholiken das Produkt der Einsicht, des Verstandes und der Theilnahme des Gemüths sey, daß folglich auch der Katholik eine feste Stütze des Glau-



bens vom Verstande des Unterrichteten erwarte, weil alles, was vom Menschengeiste nicht bloß oberflächlich erhascht, sondern fest ergriffen und in sein Eigenthum verwandelt werden soll, von tiefer Einsicht in die Grundbedürfnisse seines Wesens bedingt ist, kurz von einem γνωθι σεαυτον, das der Verstand zu leisten hat. — Daß endlich der Katholicismus all und jede Verstandesbildung und Erweckung, als durchaus gefährlich, schlechterdings zu verhindern keineswegs gebieten könne. Des Verstandes feste Stütze ist aber noch nicht die einzige und festeste zugleich.

Der Verstand kann nichts zum Stehen bringen, wo noch nichts vernommen; und nichts vernehmen, wo noch nichts ist. Wenn nun in einzelnen Menschen gewisse Bedürfnisse noch nicht erwacht sind, oder gar nicht erwachen können, so lang ihm, von einer fremden Macht gehalten, die Einkehr in sich erschwert wird, so tritt der Verstand als Läugner gerade jener Thatsachen des Bewußtseyns auf, auf welche viele Tausende das Gebäude ihres Glaubens aufführen, das von einer Festigkeit ist, wie der Satz: Ich bin; weil das seyende Ich gleich ist dem bedürftigen Ich.

Wir können also keineswegs bey einem nehmenden, sondern bey einem gebenden Vermögen, bey einem setzenden, nicht zersetzenden Akte des Geistes stehen bleiben.

Ist nun aber der Verstand, das unser Selbst vernehmende und zersetzende Vermögen; so erhellet: daß bey ex diametro entgegengesetzten Verständigungen gleiche Verstandesschärfe, und bey dieser doch entgegengesetzte Systeme zum Vorschein kommen, mithin jedes Glaubenssystem dem Verstande gleich hold ist, und daß der Verstand, der aus Gründen als Thatsachen des Bewußtseyns dem Menschengeiste eine planetarische Natur beylegt, die des Lichtes von Außen bedarf, eben so gescheidt sey, als der Verstand, der aus gleichen Gründen sein Ich als Sonne begrüßt, die ihr eigenes Licht im Heidenthum, Judenthum, Christenthum und Mohammedanismus ausgestrahlt hat.

Allerdings werden sich beyde Geister und ihre Glaubenssysteme bey übrigens gleicher Verstandesschärfe bedeutend unterscheiden, ohne daß die Folgen auf Rechnung des Verstandes geschrieben werden können.

Der Fixstern im Hochgefühl seiner Lichtnatur wird sich fremdes Licht nur so lang gefallen lassen, als es ihm noch im gebundenen Zustande liegt; und wird übrigens kein chemisches Mittel, auch von dem ersten besten Quacksalber, z. B. sokratische Methode von N. N. angerathen, ungenützt lassen, um den Lichtstoff so bald als möglich zu entbinden.

Ganz anders verhält es sich mit dem zweyten Geiste. Er

erblickt zwar sein Ich, und die Sonne im schönen Lichtglanze, und hätte die Wahl, die kleine entfernte Sonne für ein Produkt seiner flüssigen Lichtnatur, für einen concentrirten daher hellern Niederschlag in der Höhe zu halten, wenn ihn der periodische Wechsel von Tag und Nacht nicht einen Thoren schelten würde.

Sein Bestreben wird also bey dem Gefühl seiner eigenen Ohnmacht und Abhängigkeit, wenn es sich um das Licht handelt, keineswegs dahin gehen, das höhere Sonnenlicht etwa in Säcken aufzufangen, um es in die Gemächer seines Geistes desto sicherer zu tragen, sondern das Auge stets rein von Nebeln und offen zu erhalten, um dem Lichte freyen Zutritt zu verschaffen.

Ein Anderes aber ist wohl gewiß die Frage: Welcher Kraft des Weltkörpers ist es zuzuschreiben, wenn er im Systeme des Geisterreichs seine Stellung verändert? Die Sache ist zu klar, darum die Antwort so allgemein: keinem nehmenden sondern gebenden Vermögen, und dem setzenden Akte in ihm.

Und da der Mensch solcher Vermögen nur eins zählt, nämlich: die Freyheit des Willens, so ist es auch keineswegs der Freyheit des Verstandes zuzuschreiben, der ohnehin als Diener die Farbe des freyen hochgebornen Willens trägt, wenn er seine Centripetalkraft in eine Centrifugalkraft verwandelt, und im Universum der Geister so lang den Kometen spielt, der Unglauben statt weiland Aberglauben bekräftigt, bis ihn der Vater der Geister als Sternschnuppe zur Erde wirft, mit den Donnerworten: Gebet dem Geiste, was des Geistes ist, und Gott was Gottes ist. Worauf die gewitzigte Menschheit antwortet: Amen! mit dem Beysatze: Und gebet dem Verstande was des Verstandes, und dem Willen was des Willens ist.

Sollte sich aber doch der Verstand bey der neuen Constellation etwas zu Schulden kommen lassen, wenn er z. B. den Geist dazu motivirt hätte, durch das Versprechen, ihm auf seiner Reise durchs Universum die onerosa des Willens, die Sünden zu tragen, da er ohnehin sehr leicht bepackt ist, höchstens mit einem Secirapparat; so müssen auch die Protestanten mit so einem Verstande unzufrieden seyn, weil er ihnen, es dürfte nicht lang anstehen, auch die Bibel umstoßen, und einschmelzen könnte.

Man wird freylich Zeter schreyen. Was wird es aber helfen? Der Verstand wird Stille gebieten beynahe mit denselben Worten, die der Verfasser S. 4 über das Studium der Historie (und Bibel ist auch Historie) ausspricht. Dort heißt es:

Der Gewinn des Forschenden beruht wie bey Götterorakeln größtentheils auf der vorgelegten Frage selbst, und auf

der Auslegung erhaltener Antwort, so daß man im gewissen Sinne sagen könnte, Philosophie und Historie (hier Exegese und Bibel) wüßten auf Jegliches zu antworten, nur mit derselben Verschiedenheit des Inhalts, als die Fragenden verschieden gewesen.

Viele sind froh, daß die Bibel doch nicht ganz außer Kours gesetzt worden ist; sie bleibt doch noch in sofern das Mittel, an der Erweckung des ursprünglichen Christenthums Theil zu nehmen, als sie gleich der Außenwelt den Impuls zum Denken gibt.

Einige wären noch froher, wenn sie auch diesen Vorzug noch einbüßte, weil nur dann erst das Christenthum in seiner Reinheit hergestellt wäre, da sein Stifter selbst nichts schrieb, und nichts zu schreiben, sondern zu predigen befahl.

Der Vorschlag wäre nicht übel, wenn nur die Tradition die Bürgschaft vor jeder Deterioration in sich hätte. Unser Verfasser selbst behauptet S. 276, daß sich in der Welt die religiösen Lehren und Gebräuche immer durch eine abrichtende Tradition unter den Völkern fortgepflanzt haben.

Der Katholik meint, daß am Ende derjenige wohl am besten zu erhalten verstehen wird, der zu geben vermochte, und der war: Des Vaters ewiges Wort — Gott in Christus, jetzt zwar entnommen der Erde, aber sein Arm ist darum nicht verkürzt. Er spricht in der Bibel: Ich bleibe bey euch, bis ans Ende der Welt.

Freylich wurzelt und lebt die Kirche dann im Wunder. Allein, lebt nicht auch die physische Schöpfung im Wunder, nach der Behauptung selbst akatholischer Theologen: daß die Erhaltung der Schöpfung eine fortgesetzte Schöpfung aus Nichts — ein Wunder also — seyn müsse, weil sie sonst in ihr Nichts zurücksinken müßte.

Sollte die Wiedergeburt der Menschheit, diese moralische Schöpfung, der physischen nachstehen?? — Man fürchte ja nicht, daß dann die moralische Welt den Kern ihrer Würde, die Freyheit verliere. Ewig bleibt alle Wiedergeburt das dynamische Produkt zweyer Kräfte, der Gnade von oben, der Freyheit von unten. Gott erhält in seiner Kirche ja nur das Opus operatum zum Besten des freyen Operanten.

Der Verfasser fährt fort, den Charakter vorherrschender Abrichtung des Katholicismus in Bezug aufs Gebet nachzuweisen. Hier findet er denselben ausgedrückt und beybehalten in der Verbindung viel äußerer Form mit dem Gebete, als da ist: Kreuzmachen, Weihwassergebrauch, Niederknien, Wiederholung der

selben Formel, geordnete Meßopfer, Gnadenorte. Das alles führe zu einer verstandeslosen Gewohnheit des Mitmachens, denn der durch jene Formen Abgerichtete wird schwer vermeiden, ihnen eine selbstständige Bedeutung zu geben, so sehr auch der Unterricht das Innerliche als wesentlich hervorheben mag.

Daß der Mensch, selbst der Gebildete, über der Form öfters das Wesen vergißt, ist leider zu wahr, und Folge und Beweis zugleich seines Falles, wenn er über dem Sichtbaren das Unsichtbare, das ihm doch näher liegen sollte, vergessen kann; daher begegnet ihm auch das Unglück nicht bloß in religiosen, sondern auch bürgerlichen Verhältnissen.

Daraus folgt aber noch keineswegs die Formenabschaffung, die ohnehin nur in so weit möglich ist, als die alten von neuen verdrängt werden. Denn es kann wohl eine Form geistlos werden, nie aber der Geist formlos seyn. Das sitzt gewiß nicht tief im Geiste, was durch ihn noch nicht äußerlich geworden ist.

Wenn daher der Verfasser S. 291 behauptet: daß alle öffentliche Aeußerlichkeit Gemüth und Verstand vielfach beleidige, indem die Sache eine zu hohe Würde besäße, um mit irdischer Eitelkeit verunstaltet zu werden; so ist er gewiß von nichts mehr ergriffen, als von einer Formscheu, die ihn jede Form zu fliehen zwingt.

Wir wollen auch deßhalb den Verfasser mit einer Darstellung des Geistes der oben gerügten Formen gar nicht belästigen, wiewohl es ihm nicht schaden könnte, wenn er mit der Bedeutung des Kreuzmachens vertraut würde. Denn es ist besser, seine Gedanken während des Schreibens unter die Kreuzform, als nach dem Schreiben das Publikum unter das Kreuz zu bringen. Wir wollen nur fragen:

Gesetzt, wenn nun auch die Aeußerlichkeiten den Katholiken zur verstandlosen Gewohnheit des Mitmachens führen; wohin führte denn der Mangel aller Aeußerlichkeit den Protestanten? Aus dem Munde ihrer geistlichen Vorsteher kommt die Antwort: zur herzlosen Gewohnheit des Nichtsmachens. Was ist nun besser? Schon Mancher hat Manches mitgemacht, und ist durchs Mitmachen zum Rechtmachen gelangt, nie aber der nichts mitgemacht.

Das bleibt der entschiedene, selten beachtete, Werth der Form, auch wenn sie ohne Geist, nur aber treffend, da steht, daß sie die hölzerne Hand am Meilenzeiger ist für den, der den Weg nicht weiß, oder wieder verloren hat; wenn es sonst wahr ist: daß der äußeren Natur Würde und Werth darin besteht, Spiegel und Nachbild des Geistes zu seyn. Treffend sagt also der heil. Augustin: Weil wir ins Zeitliche und Räumliche verschla-

gen worden, und Liebe zu beyden uns den Zugang zum Ewigen wehrt, so ist eine zeitliche und räumliche Arzney nothwendig, und die Erste der Zeit nach, nicht aber der Vortrefflichkeit nach. Denn, wo Jemand fiel, da muß er eben gegen den Boden anstreben, um wieder aufzustehen. Darum konnte derselbe, der auf Sinai sprach: Du sollst dir kein Bild machen, die Erwartung der Völker, den Verheißenen im auserwählten Volke in so vielen Formen der Zeit und des Raums vor ihre Augen stellen, auf daß ihnen die Verheißung und die darauf gegründete Hoffnung allgegenwärtig unvertilgbar zugleich werde, bis die Fülle der Zeit eintreten und das Vorbild der Sache weichen mußte. Das Judenthum mit seinem Ceremoniendienst ist der sprechendste Beweis: Was die Form, auch die mißverstandene, für die Idee zu leisten vermag.

Daher kann der Verfasser den Katholiken eben nicht viel Furcht einjagen, wenn er S. 293 von der größeren Sinnenerregung in unserem Kultus den einzigen Ersatz, den er uns Gott lob! läßt — für die geringere Verstandserweckung spricht: daß dadurch das Christenthum sehr leicht dem Juden- und Heidenthume wieder ähnlich werden könne. Die Formen und ihre Zahl machen keinen Kultus zum heidnischen, sondern die Idee, die von jenem getragen wird.

Doch diese Gefahr, und die S. 293 erwähnte Schaulust ist nicht der einzige Nachtheil der größeren Sinnenerregung des Katholicismus. Der Verfasser zählt S. 296 noch auf, den unheilbaren Unglauben, und zum Beweise führt er an die Revolution des allerchristlichsten Frankreichs. Denn kaum gibt es, sagt er, einen Mittelweg zwischen blinder Anhänglichkeit an äußere Formen und der gänzlichen Wegwerfung aller religiösen Wahrheit. Daher soll auch bey gleich schlimmer Lage des Unglaubens im Protestantismus (der durch Vielfachheit der Auslegungen häufig Schwanken der Ueberzeugung, Lauheit im öffentlichen Gottesdienste, bewirkte) der Rückweg viel leichter zu finden seyn, weil der ungehemmte Verstandesgebrauch gar bald die Unentbehrlichkeit des Glaubens, und den Werth des Christenthums einsehen lernt — durch sich selbst und ohne fremdartigen Zwang.

Es wird hoffentlich vom Recensenten nicht zu viel behauptet seyn, wenn er sagt: daß der Verfasser anfängt, ehrenrührig zu schwatzen. Wie, wenn man nun dem Verfasser die Protestanten alle herzählte, die die Revolution als ein Kind der Reformation angeben? — indem dieselben Grundsätze, die in der Reformation gegen die Kirchengewalt, in der Revolution gegen die Staatsgewalt geltend gemacht wurden und mußten, da es im Reiche der Geister keinen Stillstand gibt. Er würde freylich antworten, dann

waren sie keine Protestanten mehr. Gut, dann war auch das revoltirende Frankreich nicht mehr katholisch; daß aber der Strom der öffentlichen Meinung, wenn er einmal den Damm durchbrochen hat, in einem katholischen Staate mehr brauset, hangt gar nicht von der Hohe der Flut ab, sondern von der Menge der Gegenstände, die er niederzureißen vorfindet. Eine reiche Kirche brennt heftiger und länger, als ein leeres Bethaus.

Was aber den Vorzug des Protestantismus betrifft, nämlich: Die leichtere Rückkehr zum Glauben und Christenthum (bey gleicher Lage des Unglaubens und der Lauigkeit) ist der Verfasser sehr irrig daran, wenn er glaubt, daß der Verstand dem Willen goldene Brücken baut, der abhängige dem unabhängigen.

Jedem Unheile entgeht aber der Mensch auf der Mittelstraße (die der Verfasser so stark bezweifelt) zwischen blinder Anhänglichkeit und gänzlicher Wegwerfung. Möglich und wirklich wird sie sogar mit Hülfe des Verstandes, und sie heißt: Bewußtvolle Anhänglichkeit an äußere Form: wer aus Gründen handelt, ist nicht blind. Es gibt Gründe, die monarchische Form eines ethischen Gemeinwesens aus einem Naturgesetze als mittelbaren Willen Gottes herzuleiten. Es gibt Gründe, die moralische Form eines religiösen Gemeinwesens sich rein historisch und aus dem Naturgesetze aller Existenz zu konstruiren, oder dieselbe Form biblisch-dogmatisch zu erheben, nachweisend: daß der Gründer des Gemeinwesens jenes Naturgesetz zum positiven Gesetz, den mittelbaren Willen Gottes als Gott-Mensch zum unmittelbaren Willen Gottes potenzirte. Und dann bedarf es keiner Gründe mehr: daß der Gewaltträger als Souverän im religiösen Gemeinwesen nicht bloß ein socialer Central- und Einheitspunkt sey, sondern nach der Natur des Gemeinwesens, ein religiöser Central- und Einheitspunkt, d. h. des Glaubens, daß er nicht bloß ruhestiftend für den Willen, sondern auch ruhestiftend für die Einsicht auftrete. Allein, wohl gemerkt, nicht durch und aus sich, sondern durch den Geist der Wahrheit, dessen passives Organ er bloß ist, und nicht in und für sich — sondern in der Versammlung der Kirche, deren Sohn er ist, und für die Kirche, deren Vater er zugleich ist.

Aber auch nur solche Begriffe über Aeußerlichkeit und Form, wie sie der Verfasser hat, gehören dazu, um das zu schreiben, was derselbe über die Divergenz beyder Kirchen in Bezug auf die Mittel sittlicher Abrichtung, die beyden gemein sind, schrieb, nämlich:

Ehre und Schande — Furcht und Hoffnung, S. 299. Das Maß der Ehre vor Gott ist unstreitig in beyden Kirchen, sagt der Verfasser, die Heiligung des Gemüths. Allein durch mancher-

ley Einrichtungen des Katholicismus kann sich leicht ein anderes Bild der Ehre darnebenstellen. Unter jene Einrichtungen zählt der Verfasser die vielen äußern Zeichen der Ehre, die Gott selbst (nach ihrer Lehre) verlangt. Das falsche Bild der Ehre aber ist dann die mehr aufs Aeußere als aufs Innere gerichtete Ehre, oder die falsche Meinung, durch äußern Diensteifer erwerbe man Verdienst. Selbst für das Aergste gewährt die kirchliche Absolution großen Trost. Freylich geht ihr voran: genaue Beichte und auferlegte Büßungen, aber damit ist auch die Ehre vor Gott vollständig hergestellt. Weil der simpelste Leser unsern Herrn Verfasser zur Widerlegung auf den ersten besten Schulkatechismus verweisen könnte, diesem nun auszuweichen, setzt er gleich hinzu: Was eine wohl verstandene dogmatische Theorie diesem Gesichtspunkt entgegenstelle, bliebe, auch bey wiederholter Ermahnung, für die Praxis ohne Wirkung. Er gibt aber auch gleich die Ursache an: Warum? Weil die Kirche nie gerade erklären will: Das Aeußere sey nur Nebensache, bewirke für sich nichts, an dem Inneren sey Alles gelegen.

In Betreff der Vorstellungen aber von Furcht und Hoffnung, Lohn und Strafe soll ihr Gewicht im Katholicismus größer seyn, und in der Anwendung entschiedener; jenes, weil es in ihm verschiedene Verstärkungsmittel gibt, z. B. den Kirchenbann und das Fegfeuer, dieses, weil die alleinseligmachende Kirche auch im Besitz verschiedener Milderungsmittel ist, z. B. Messen, Ablaß, Gebet. Die Folgen hievon aber sind: 1) Leichtfertigkeit und Verwilderung der Sitten. Es ist kein Widerspruch, unbesorgt sich Ausschweifungen in die Arme zu werfen, und doch hernach in gehöriger Ordnung durch Buße den Himmel erwerben. Dann 2) die überwiegende Richtung der Sitten auf Legalität und Unentschiedenheit der inneren Moralität.

Wie ganz anders stehe der Protestantismus in seiner sittlichen Bildung neben dem Katholicismus. Jener könne zwar auch nicht aller sittlichen Verwilderung vorbeugen, weil seine Mittel nicht allemal auf die Gemüther wirken; aber sobald sie Einfluß erhalten, nähre er: 1) die Unsittlichkeit nicht in seinem Schooße, eben weil er weniger abrichtet als erweckt, und in der äußern Zucht keinen Ersatz findet für den Mangel des Innern. 2) Ehrgeiziger Verdiensteifer sey ihm fremd, er verlange sittliche Gesinnung, verbinde damit alle Vorstellungen der wahren Ehre — doch sey der Gewinn nur ein innerer, die Ruhe des sittlichen Bewußtseyns — ohne Heiligsprechung.

Wenn der Verfasser bey der Gelegenheit, als er vom römi-

schen Rechte in dem Abschnitte Gesetzgebung zu sprechen kam,
für nothwendig fand, zu gestehen, daß er nichts weniger als
mischer Rechtsgelehrter sey, was wir ihm jetzt gern glauben,
er unmoglich wissen kann, was eine Injurie ist; so thäte es ih
hier noch mehr Noth zu gestehen, daß er nicht nur kein katho
scher Dogmatiker, sondern daß er auch nie etwas Anderes üb
Dogmatik gelesen, als die Schimpfereyen einiger seiner Gla
bensgenossen, die sich seit einiger Zeit mehr als je häufen. D
her kommt es denn auch, daß er wie der Blinde von der Far
spricht, wie konnte er auch sonst von Gegenständen, als Fe
feuer, Messe, Ablaß und Gebet für Verstorbene, so hölzern la
werden, Gegenstande, die, so wie sie mit zarten und unsichtb
ren, aber doch starken Fäden mit der Seele des Geisterreichs,
der Liebe und ihrer Allgewalt zusammenhängen, auch eben so z
behandelt seyn wollen. Und liegt nicht eben in der Zartheit ih
Natur der Grund sowohl des Mißbrauchs als der Mißdeutun
Auch die Liebe will nur von ihres Gleichen gerichtet werden. Ve
stand aber in seiner Emancipation wohl allerdings frey, aber au
schrankenlos, ist der größte Egoist und der Mörder aller Liebe.

Unzahliges liegt in der unendlichen Tiefe des Gemüths, w
das Auge der Liebe, erleuchtet vom Strahle der Offenbarung,
blickt, und der Verstand in seinen dogmatischen Theorien nur st
weise und in gebrochenen Lauten zur Sprache bringt. Aber wel
lacherliche Forderung an die Kirche, das lebendige Buch je
Laute, daß sie als Mutter ihren Kindern den ihr anvertrau
Perlenschmuck vergraben soll, weil sich das Eine oder das A
dere mit demselben in Koth der Leidenschaften wälzt? Und d
thäte sie, wenn sie erklärte: An dem Innern sey alles geleg
so sehr, daß das Aeußere, als Nebensache, für nichts zu ach
sey. Der Scharfsinn desjenigen aber müßte nicht weit her se
der nicht bemerkte, daß zwischen dieser Erklärung und jener,
der Verfasser eben ausgesprochen, und von der Kirche begehrt h
ein himmelweiter Abstand sey. Das, was der Verfasser schrei
ist von der Kirche schon geschehen — aber das, was er darun
meint, wird nie geschehen. — — Ist denn darum, weil
Aeußere Nebensache ist, und an und für sich nichts bewir
an dem Innern alles und allein gelegen? Können denn n
zwey Sachen von ganz ungleichem Werthe, wovon obendrein
eine in Abhangigkeitsverhaltnissen zur andern steht, doch be
zum Wesen eines Dinges geboren, mithin in diesem Sinne a
Hauptsachen seyn? Der wesentlich vom Körper, dem verwe
chen, verschiedene unsterbliche Geist macht allein eben so we
den Menschen, als der Korper, aus, sondern in Verbind
Beyder eine Person.

Soll die Kirche, die vermög göttlichem Auftrag eine Auferstehung des Fleisches lehrt — eine Verklärung dieser verweseten Nebensache bis zum Schauen Gottes (wo es nicht mehr lauten wird, wie in der alten Ordnung der Dinge, ist die neue erschienen, Niemand wird mich schauen und leben; sondern mit dem königlichen Sänger: Ich werde im Fleische meinen Gott schauen) — soll die Kirche, die als Bürgschaft und Typus dieser erhabenen Hoffnung eine Auffahrt in den Himmel feyert, dessen im Fleische, der Fleisch annahm, um die Geister im Fleische zu erlösen, der zu ihrer fortwährenden Erlösung in Zeit und Raum Sakramente einsetzte, d. h. sichtbare äußere Zeichen, und wirksame Zeichen des höhern Lebens, also Zeichen, an die die Mittheilung der Gnade gebunden ist, sich zu einer ihrer Wesenheit widersprechenden Erklärung herbeylassen? Die Kirche, die als Ausspenderin jener sichtbaren Zeichen, ein sichtbares Institut des Unsichtbaren für sichtbare Geister ist, von denen sie eben deßhalb die unsichtbaren Bedingungen der fruchtbaren Spende auch nur wieder in sichtbaren Zeichen verlangen muß und kann — diese Kirche, heiße sie, wie sie wolle, soll erklären: Am Innern sey Alles und allein gelegen — weil das Äußere nur Nebensache sey? Oder hadert und eifert der Verfasser vielleicht nur gegen die Cumulation des Aeußern? Wozu dann aber jene Zumuthung an die Kirche? Wenn jene Formen einst, als lebendige Kinder eines zeugungsfähigen Geistes, in die Welt traten, ohne den Geist, der sie trug, zu erdrücken, wenn sie ihn heut erdrücken, was folgt daraus? Nichts als seine Schwäche. Und wenn derselbe heut lebendig seyn will, ohne Zeugung, so sey er lebendig, aber er prahle nicht mit seiner Mannskraft und seiner platonischen Liebe, und schelte nicht Fleischlichkeit, was geheiligte Vermählung des Geistes mit der Natur ist. Und wenn sieben Kinder den einen Vater, der sie alle nährte, nicht mehr ernähren wollen, so liegt die Schuld nicht am Vater, der die Siebenzahl gesetzt, sondern an dem bösen Willen der Kinder.

Warum also in der Formenzahl den Grund suchen, wenn Katholiken schlechte Menschen werden? warum diesen vorzugsweise Verwilderung und Leichtfertigkeit so zur Last legen, als gebe es gar nicht mehr ein caeteris paribus zwischen beyden?

Ein Etwas gibt es allerdings, was den schlechten Menschen, wenn er Katholik ist, in der Erscheinung zum Zerrbilde macht; dann ist es aber eben das, was seine Ehrenrettung liefert, nicht der Schlechtigkeit, da sey Gott vor, sondern des Zerrbildes. Jenes Etwas heißt: Achtung vor der Form (des Heiligen) die gepaart mit moralischer Verachtung des Wesens das Subjekt von beyden noch unter den Satan stellt, dem Form und Wesen gleich

unhold seyn muß. Und es wird wohl keinem Moralisten die Entscheidung schwer fallen: Wer von zwey Bösewichtern schlechter ist, der ohne oder der mit Achtung vor der Form? — Man thut sich gewöhnlich sehr viel darauf zu Gute: Daß Rom und Italien Banditen zählt, die noch eine Messe hören, bevor sie morden. Zum Glück gibt es nur römische Banditen. In Wien, Paris, Pesth und Madrid, München, wußte man von jeher, so lang sie katholisch sind, nichts von ihnen.

Hat nun aber unser Herr Verfasser in Rücksicht der Schattenseite die Katholiken mit den Protestanten kontrastirt, so hätten wir aber auch von seiner Billigkeit erwartet, die Lichtseiten gegen einander zu halten; oder hält vielleicht der Verfasser die planetarische Natur des Katholicismus eigentlich gar keiner Lichtseite fähig, und ist die Schattenseite in der solarischen Natur des Protestantismus nicht mehr als ein oder der andere Sonnenflecken? Dagegen stellt er bloß, das freylich nur sehr leicht in zwey Zügen geschlossene Bild, der sittlichen Vollendung des Protestanten auf. Sie sind: sittliche Gesinnung und ihr innerer (kein äußerer) Gewinn: Ruhe des Bewußtseyns — ohne äußere Heiligsprechung. Der Verfasser hat aber vergessen, vielleicht auch nicht, wenn er schon einmal die Heiligsprechung berührte, hinzuzusetzen: auch ohne innere Heiligsprechung. Jene innere Ruhe, allerdings im Innern empfunden — und gewöhnlich gutes Gewissen genannt, ist so wenig das Werk (das autokratische) des selbst gerechten Menschen, so wenig die Vernunft die autokratische Gesetzgeberin, so wenig das gute Gewissen, nur das Produkt der Harmonie des Willens mit ihren Gesetzen, so wenig endlich Offenbarung (religiöse) nur die Manifestation des innern Menschen ist — und zwar eben, weil die Vernunft nur ein passives Vermögen des Empfangens, nicht ein aktives des Gebens ist, aktiv allein ist der Wille in ihm, in wie fern er, sich für oder gegen das Empfangene zu bestimmen, die Kraft ist.

Jene Ruhe ist, wie Paulus sie nennt (Philipp IV.) der Friede Gottes, der allen Verstand übersteigt, aus Gott geboren, und Gott die Ehre gebend, zu Gott zurückkehrend, so wie das Gewissen selbst nur das Licht ist, das da erleuchtet einen jeden, der in diese Welt kömmt, und die Stimme des Worts, durch das alles gemacht ist, was gemacht ist, im Innern vernehmlich, wie es der Erste der Menschen nach seinem Falle einst von Außen vernahm: Adam, wo bist du? — Daher sagt derselbe Paulus (Korinth. X.): Jeder, der sich rühmet, rühme sich nur im Herrn, denn nicht, wer sich selbst lobt, ist bewährt, sondern wer von Gott gelobet wird. So erkennet sich der Katholik in der geheimsten Regung seines innern Lebens ab-

hängig von Gott, wohlbewußt nach den Worten der Schrift: Daß er aus sich nie wissen kann: ob er des Hasses oder der Liebe würdig ist. Abhängigkeit aber erzeugt Demuth, von der Augustin sagt: Sie sey das Erste, Zweyte und Dritte im Christenthum. Demuth, die Magd des Herrn, die der stolzen Schlange in uns den Kopf zertritt. Und derselbe Paulus war es, der bereits gerufen vom ewigen Worte, und erleuchtet vom Strahle des Lichts, das seine Augen physisch geblendet, ungeblendet, und nicht verblendet, die weite Reise nach Jerusalem zum jüdischen Osterfeste unternahm, sich dort des Gelübdes der Hauptschur und der Faste unterzog — also kein Verächter der Form und der Aeußerlichkeit durch und im Christenthum geworden. Wenn es demnach nicht unter die Unmöglichkeiten gehören sollte, die Formen des Katholicismus geistig zu erfassen, sie zu beleben und von ihnen belebt zu werden, so sollte denn doch wohl der alte Kernspruch: **Mens sana in corpore sano** in seinem, obwohl uneigentlichen Sinne, dem Katholiken eigentlich nicht ein unholdes Urtheil sprechen, denn er spricht ja durch seine Form, wie Gott durch seine Welt. Sonderbar bleibt es immer, daß in einer Zeit, die den Verliebten für Kunst und Antiquität spielt, und in der Einige die Liturgie der römisch-katholischen Kirche als das gelungenste Meisterwerk in poetischer und artistischer Hinsicht erblicken, und darin sogar das Wehen des göttlichen Geistes gewahren wollen; wiederum Andere, eben von der Seite derselben Kirche, das **Memento mori** vorjammern.

Recensenten erübrigt jetzt noch ein Wort über den vom Verfasser S. 307 bemerkten Unterschied beyder Kirchen, in Bezug auf wissenschaftliche Bildung, fallen zu lassen. Auch hier soll der Katholicismus nur bey der bloßen Abrichtung stehen bleiben, selbst in den höhern Bildungsanstalten. Die hohe Schule (heißt es S. 317) sey ihm zuvörderst Landesschule, auf welcher die Landeskinder in gewissen Zweigen des Wissens unterwiesen, und für den Staatsgebrauch tüchtig gemacht werden. Und das verargt der Verfasser, dem doch der Staat das **Non plus ultra** aller menschlichen Institutionen ist? Dagegen sind Universitäten im protestantischen Sinne, nach S. 314, Anstalten für die freye Aneignung der Wissenschaften, für die Erweckung eines lebendigen Eifers zum Fortschreiten; sie vereinigen deßhalb die möglichste Vollständigkeit der Fächer mit der möglichsten Wirksamkeit für Gesammtbildung des Zeitalters und Verbreitung derselben. Im Einklange hiemit steht: Das Aufhören der Prüfungen über Lehrgegenstände. Der akademische Hörer ist kein Schüler mehr, und soll sich selber sagen können, was für Fortschritte er gemacht. Im Einklange hiermit von katholischer Seite steht noch Seite 311,

unhold seyn muß. Und es wird wohl keinem Moralisten die Entscheidung schwer fallen: Wer von zwey Bösewichtern schlechter ist, der ohne oder der mit Achtung vor der Form? — Man thut sich gewöhnlich sehr viel darauf zu Gute: Daß Rom und Italien Banditen zählt, die noch eine Messe hören, bevor sie morden. Zum Glück gibt es nur römische Banditen. In Wien, Paris, Pesth und Madrid, München, wußte man von jeher, so lang sie katholisch sind, nichts von ihnen.

Hat nun aber unser Herr Verfasser in Rücksicht der Schattenseite die Katholiken mit den Protestanten kontrastirt, so hätten wir aber auch von seiner Billigkeit erwartet, die Lichtseiten gegen einander zu halten; oder hält vielleicht der Verfasser die planetarische Natur des Katholicismus eigentlich gar keiner Lichtseite fähig, und ist die Schattenseite in der solarischen Natur des Protestantismus nicht mehr als ein oder der andere Sonnenflecken? Dagegen stellt er bloß, das freylich nur sehr leicht in zwey Zügen geschlossene Bild, der sittlichen Vollendung des Protestanten auf. Sie sind: sittliche Gesinnung und ihr innerer (kein äußerer) Gewinn: Ruhe des Bewußtseyns — ohne äußere Heiligsprechung. Der Verfasser hat aber vergessen, vielleicht auch nicht, wenn er schon einmal die Heiligsprechung berührte, hinzuzusetzen: auch ohne innere Heiligsprechung. Jene innere Ruhe, allerdings im Innern empfunden — und gewöhnlich gutes Gewissen genannt, ist so wenig das Werk (das autokratische) des selbst gerechten Menschen, so wenig die Vernunft die autokratische Gesetzgeberin, so wenig das gute Gewissen, nur das Produkt der Harmonie des Willens mit ihren Gesetzen, so wenig endlich Offenbarung (religiöse) nur die Manifestation des innern Menschen ist — und zwar eben, weil die Vernunft nur ein passives Vermögen des Empfangens, nicht ein aktives des Gebens ist, aktiv allein ist der Wille in ihm, in wie fern er, sich für oder gegen das Empfangene zu bestimmen, die Kraft ist.

Jene Ruhe ist, wie Paulus sie nennt (Philipp IV.) der Friede Gottes, der allen Verstand übersteigt, aus Gott geboren, und Gott die Ehre gebend, zu Gott zurückkehrend, so wie das Gewissen selbst nur das Licht ist, das da erleuchtet einen jeden, der in diese Welt kömmt, und die Stimme des Worts, durch das alles gemacht ist, was gemacht ist, im Innern vernehmlich, wie es der Erste der Menschen nach seinem Falle einst von Außen vernahm: Adam, wo bist du? — Daher sagt derselbe Paulus (Korinth. X.): Jeder, der sich rühmet, rühme sich nur im Herrn, denn nicht, wer sich selbst lobt, ist bewährt, sondern wer von Gott gelobet wird. So erkennet sich der Katholik in der geheimsten Regung seines innern Lebens ab-

hängig von Gott, wohlbewußt nach den Worten der Schrift: Daß er aus sich nie wissen kann: ob er des Hasses oder der Liebe würdig ist. Abhängigkeit aber erzeugt Demuth, von der Augustin sagt: Sie sey das Erste, Zweyte und Dritte im Christenthum. Demuth, die Magd des Herrn, die der stolzen Schlange in uns den Kopf zertritt. Und derselbe Paulus war es, der bereits gerufen vom ewigen Worte, und erleuchtet vom Strahle des Lichts, das seine Augen physisch geblendet, ungeblendet, und nicht verblendet, die weite Reise nach Jerusalem zum jüdischen Osterfeste unternahm, sich dort des Gelübdes der Hauptschur und der Faste unterzog — also kein Verächter der Form und der Aeußerlichkeit durch und im Christenthum geworden. Wenn es demnach nicht unter die Unmöglichkeiten gehören sollte, die Formen des Katholicismus geistig zu erfassen, sie zu beleben und von ihnen belebt zu werden, so sollte denn doch wohl der alte Kernspruch: Mens sana in corpore sano in seinem, obwohl uneigentlichen Sinne, dem Katholiken eigentlich nicht ein unholdes Urtheil sprechen, denn er spricht ja durch seine Form, wie Gott durch seine Welt. Sonderbar bleibt es immer, daß in einer Zeit, die den Verliebten für Kunst und Antiquität spielt, und in der Einige die Liturgie der römisch-katholischen Kirche als das gelungenste Meisterwerk in poetischer und artistischer Hinsicht erblicken, und darin sogar das Wehen des göttlichen Geistes gewahren wollen; wiederum Andere, eben von der Seite derselben Kirche, das Memento mori vorjammern.

Recensenten erübrigt jetzt noch ein Wort über den vom Verfasser S. 307 bemerkten Unterschied beyder Kirchen, in Bezug auf wissenschaftliche Bildung, fallen zu lassen. Auch hier soll der Katholicismus nur bey der bloßen Abrichtung stehen bleiben, selbst in den höhern Bildungsanstalten. Die hohe Schule (heißt es S. 317) sey ihm zuvörderst Landesschule, auf welcher die Landeskinder in gewissen Zweigen des Wissens unterwiesen, und für den Staatsgebrauch tüchtig gemacht werden. Und das verargt der Verfasser, dem doch der Staat das Non plus ultra aller menschlichen Institutionen ist? Dagegen sind Universitäten im protestantischen Sinne, nach S. 314, Anstalten für die freye Aneignung der Wissenschaften, für die Erweckung eines lebendigen Eifers zum Fortschreiten; sie vereinigen deßhalb die möglichste Vollständigkeit der Fächer mit der möglichsten Wirksamkeit für Gesammtbildung des Zeitalters und Verbreitung derselben. Im Einklange hiemit steht: Das Aufhören der Prüfungen über Lehrgegenstände. Der akademische Hörer ist kein Schüler mehr, und soll sich selber sagen können, was für Fortschritte er gemacht. Im Einklange hiermit von katholischer Seite steht noch Seite 311,

[illegible]

Ueber Lehrfreyheit bemerken wir im Sinne Folgendes: So wie Gewissensfreyheit in der Kirche ein Unding ist, weil das Gewissen von Gott dem Gesetzgeber gebunden, so ist die Vernunft im Vernehmen von den Gegenständen, die im Lichte der Offenbarung gegeben sind, gebunden, wenn sie sich überhaupt in einer Offenbarung erkennen will. Auch der Katholik soll wissen, was seine Zeit denkt, und treibt: er dringe in den Geist der Zeit, aber nicht die Zeit immer in ihn, er schwimme mit dem Strome, ohne im Strome unterzugehen, was ihm geschieht, wenn er den Polarstern, Christum in der Kirche, verliert. Darum ist es ein Anderes, die Ausbeute der Zeit bloß historisch, ein Anderes, dieselbe dogmatisch von Kathedern verkünden zu lassen. Ja, seitdem weise Regierungen auch der Religionswissenschaft eine Katheder eingeräumt haben, kann jener historisch-metaphysische Vortrag nur dann nachtheilige Folgen für das kirchliche Glaubenssystem der jungen Zuhörer haben, wenn jene Kathedern mit Männern besetzt werden sollten, die nur dem Namen nach Söhne der Kirche waren.

VI. Recht. Nach so vielem Unrechte, das der Verfasser gegen das katholische halbe Europa ausgestoßen, und nachdem er vom Staat und Regierung gesprochen, kömmt er endlich ans Recht. — Der ganze Abschnitt ist Wiederholung dessen, was über denselben Gegenstand bereits an mehreren Orten dieses Werks

gesagt worden ist. Recensent kann sich daher desto kürzer fassen im Auszuge und Beantwortung.

Er definirt es nach seinem subjektiven und objektiven Charakter. Nach dem letztern ist Recht: ein gewisses gleichförmiges Maß für menschliche Handlungen und Verhältnisse, in wiefern dieses Maß objektiv von einer äußern Gesetzgebung hingestellt ist; sonach gibt es auch ohne Staat kein Recht. Indessen weist doch jede Gesetzgebung, als Quelle des objektiven Rechtes zurück auf subjektive Gerechtigkeit des Gesetzgebers, wodurch sie zu Stande kommt. Das Recht wäre sonach älter als der Staat. Und Recht nach seinem subjektiven Charakter wäre: Vernunftherrschaft außerhalb und innerhalb des Staatlebens, aus welcher das objektive Maß hervorgehen, sonach der Staat selber seinen Ursprung nehmen muß. Der Verfasser spricht noch von einem vollständigen Rechte: das da sey subjektiv- objektiv, nämlich: das vernünftig- gesetzliche. Das subjektive Recht drückt er ferner in dem Satze aus: Ich bin gerecht, d. h. die Vernunft herrscht in mir über die Begierden. Das objektive Recht in dem Satze: Ich habe ein Recht, d. h. wenn nach Gesetzen der menschlichen Gesellschaft über gewisse Verhältnisse zwischen mir und Andern entschieden wird. Gerecht zu seyn ist unabhängig von allen Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens. Recht zu haben, ist unmöglich ohne Staat. Die ursprüngliche Quelle und das Wesen aber, sowohl des subjektiven als objektiven Rechtes des Rechthabens und Gerechtseyns ist: Vernunftherrschaft: Unterordnung des Schlechtern unter das Bessere. Aus dem Gesagten erhellet, daß des Verfassers vollständiges, subjektiv- objektives Recht auch zugleich die Quelle alles subjektiven und objektiven Rechtes sey. Sollte denn aber nicht billig die Quelle alles Rechtes vom Wesen alles Rechtes geschieden seyn?? — Die Quelle alles Rechtes ist die Freyheit in der Coexistenz mit Freyheit. Das Wesen des Rechtes besteht in der Befugniß zu handeln ohne Eingriffe in fremde Freyheit. Eben so auffallend hat der Verfasser den subjektiven Charakter des Rechts unter dem Ausdrucke: Ich bin gerecht, mit der Moralität verwechselt, die man auch die Gerechtigkeit nennen darf, weil sie in der Uebereinstimmung der Handlungen mit den Gesetzen besteht, worunter dann auch das Rechtgesetz gehört. Der Theil aber ist ja noch nicht das Ganze. Der Verfasser fahrt fort: Da es ein positives Recht, ein Rechthaben ohne Gerechtigkeit, und Vernunftmäßigkeit ohne Gerechtseyn gibt, das positive Recht aber im Staate erzwingbar äußerlich auftritt mit Wegsehen von allem Ethischen, so kam man auf den Gedanken einer Theorie des äußerlich Erzwingbaren, eines

Naturrechtes, aus welchem dann die mechanische Ansicht des Staates hervorging.

Und so steht der Verfasser bey dem zweyten Hauptgedanken dieses Abschnitts, nämlich bey dem eigentlichen Bedürfnisse der Zeit, zu deren Abhülfe sein Werk eigentlich Recept und Medikament ist.

Wir wollen auch hier die Gedankenreihe in aller Kürze anführen:

Das Recht, hervorgegangen aus einer mechanischen Gesetzgebung — äußerlich zwingend ohne ethische Beziehung auf Gerechtigkeit, artet aus in einen bloßen Rechtsformalismus. Seine Aufgabe soll seyn, S. 341: Eine allgemeine Rechtsmaxime zu finden, aus welcher sich logisch das einzelne Recht herleiten, und dessen Charakter darnach bestimmen ließe. Die Quelle dieser falschen Ansicht ist die falsche Voraussetzung: als könne der Verstand rein aus sich ohne ein Gegebenes — Wahrgenommenes, die Wissenschaft begründen und aufführen. Philosophisches Wissen aber ist etwas ganz anders, als die bloße Ableitung eines Begriffes aus dem andern. Es ist Vermittlung der Idee mit dem zeitlichen Leben. Dazu helfen aber gewisse allgemeine Merkmale des Begriffs vom Recht nicht aus, sie erschöpfen nicht die Anwendung der Idee auf jeden einzelnen Fall. Es kann nicht durch irgend einen (sonst ganz richtigen) Satz das Wesen der gesammten Gerechtigkeit (als Tugend der weisesten und besten Seele) ausgedrückt werden, womit sie das Leben ordnet. Denn nur Merkmale mehrerer bestimmten gerechten Handlungen lassen sich vom Verstande vergleichend auffassen, nicht aber die Merkmale des unsichtbar gerecht waltenden Geistes, dem die unendliche Reihe der Handlungen angehört.

Was für eine untergeordnete Rolle weist der Verfasser hier dem Verstande an, von dem er doch die festeste Stütze in Sachen des Glaubens erwartet, wie er sich im Artikel, Gesetzgebung, ausdrückte. Uebrigens hat der Verfasser die Zustimmung des Recensenten keineswegs, wenn er behauptet: daß sich das Wesen der Gerechtigkeit als Ausübung des Rechtes in keiner Hinsicht ganz ausdrücken lasse, am wenigsten aus dem Grunde, den er anführt. Der Verstand hat gar nicht nothwendig, die unendliche Reihe menschlicher Handlungen vergleichend aufzufassen, weil die Merkmale des Rechtes in jeder einzelnen liegen müssen; auch hat er gar nicht die Merkmale des unsichtbaren (gerecht waltenden) Geistes, sondern nur die Merkmale des sich in sichtbaren Handlungen des Rechtes manifestirenden Geistes zu sammeln. — Die Quelle der Schwierigkeit ist ganz eine andere: sie liegt beym Verfasser in der Verwechslung der moralischen und juridischen Ge-

rechtigkeit, oder besser in einer Verschmelzung beyder. Wiewohl nun beyde eine und dieselbe Quelle haben, weil beyde nur einem freyen oder vernünftigen Wesen zukommen können, so sind sie doch beyde wesentlich verschieden, weil beyde wieder von einem ganz verschiedenen Stande und Richtung der Freyheit bedingt sind.

Gerechtigkeit im juridischen Sinne kann ohne Gerechtigkeit im moralischen Sinne bestehen, weil die Freyheit, wenn sie auch keinen Gott über sich anerkennt, doch fremde Freyheit, die so frey wie sie selbst seyn will, anerkennen muß. So kann umgekehrt die Gerechtigkeit im moralischen Sinne, ohne Gerechtigkeit im juridischen bestehen (versteht sich ohne Coexistenz mit fremder Freyheit, sonst nicht), weil der Mensch wenn er auch keine Pflichten gegen Wesen seiner Gattung, doch Pflichten gegen sich und Gott hat.

Solche heterogene Principien lassen sich nun freylich keineswegs unter einen Hut bringen, ohne sie zu etwas Anderem zu machen, als sie sind.

Der Verfasser geht nun auf den politischen Nachtheil dieses Rechtsformalismus über.

Der größte Schaden bey dieser mechanischen Rechts- und Staatsansicht durch bloße Verstandes-Construction ist: *Die Außerachtlassung der ethischen Bewegung der Völker*. Nur ein bestimmter Mechanismus in seiner Zusammensetzung ist die vollkommenste Form für den Rechtsbestand der Völker, während das gesunde Leben und die ethische Bewegung in abweichender Mischung und Gestalten offenbar wird. Aller ethischen Bewegung aber ist der Gedanke an ein verlornes Gut gemeinschaftlich, welches die Dichter in die Vergangenheit verlegten, Philosophen in die Zukunft; kurz *ein Ideal* hat die ethische Bewegung, nämlich: *sittliche Vollkommenheit*, wo hingegen die mechanische Staatsansicht nur ein rechtliches Beysammenseyn (selbst unter einem Volke von Teufeln) bezweckt.

Darum hat die platonische Republik das Wesen alles Rechtes getroffen, nämlich: *sittliche Harmonie*, und suchte Mittel in der wirklichen Staatseinrichtung, um die wahre ethische Bewegung einzuleiten. Die Kennzeichen des vollkommenen Staates sind nach *Plato* und dem Verfasser:

Wo das wahre Recht = Herrschaft des Bessern über Schlechteres.
Das rechte Gesetz = das Vernünftige für sittliche Zwecke Ausgesprochene.
Die rechte Regierung = die für beydes wirkt — kurz: *sittliche Harmonie des Einzelnen wie des Ganzen*.

Die Wissenschaft hievon ist *wahre Philosophie* und *Politik*.

Auf alle diese und ähnliche Behauptungen ist bereits um-

ständlich im Verlauf dieser Recension, vorzüglich aber in der Einleitung und im Abschnitte Staat geantwortet. Hier also nur eine bündige Wiederholung nach dem Muster des Verfassers: Der Rechtsformalismus hat keineswegs den Mechanismus in die Staaten gebracht, wenn unter Mechanismus hier nichts anders zu verstehen ist, als das äußere Getriebe für äußeres Verhalten, wohl aber das Verlieren dessen, das allein Geist zu bringen im Stande ist. Wenn Christus dem Einzelnen schon zuruft: Ohne Mich könnt ihr Nichts, was wird denn der Einzelne über den Andern, oder über ganze Massen vermögen? Unsere Gegenwart wird daher wohl genöthiget seyn, ihr prosaisches Gewand mit dem dichterischen zu vertauschen, und statt mit der Philosophie ihr Ideal in der Zukunft, dasselbe mit der Kirche in der Vergangenheit zu suchen, aber nicht in der heidnischen, die da gesucht hat, ohne zu finden, und die Wahrheit deßhalb mit der Lüge suppliren mußte, und darin das Mittel fand, eine sittliche Harmonie einzuleiten. Wir brauchen nicht, wie ein Numa, die Weisheit von der Nymphe Egeria, nicht wie Lycurg sie von Apoll zu holen, sondern von dem, der da sprach: Ich bin das Licht der Welt. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Und wenn seit seiner Erscheinung die Welt noch nicht für die beste passirt, so sollen die Freyheitshelden doch wohl wissen, was Willensfreyheit ist, und daß das Deficit des Ideals nicht Ihm, sondern Ihr imputirt werden muß. Daher wird es auch kommen, daß weder die Gegenwart noch die Zukunft das Ideal eines vollkommenen Staates, so wie es der Verfasser entworfen (das allenfalls die Grundlinie des tausendjährigen Reiches enthält) selbst durch und in der Kirche als der fortgesetzten Erlösungsanstalt in seiner Ausdehnung auf die gesammte Gattung erreichen wird, wohl aber in der größeren oder kleineren Anzahl der erlösten Individuen.

Darum ist wahre Philosophie jene, der Christus das Band der Zunge gelöst, nachdem er ihr, der Taubstummen, früher seinen Finger in die Ohren gelegt hat. Darum ist wahre Politik jene, deren Wahlspruch ist: Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist, wohl eingedenk, daß dem ersteren das Seinige nur halb werden kann, bevor dem letztern das Seinige nicht ganz geworden ist. —

Unser Herr Verfasser läßt sich nun auch ein, auf eine Beurtheilung der wirklichen Staaten, da derjenige, wie er sagt, der das Musterbild des vollkommenen Staates in der Seele trägt, weit sicherer über die Mängel und das Gute der bestehenden urtheilen kann, als derjenige, der nur durch Abstraktion ge-

wonnene Begriffe von Recht im Kopfe hat. Sein Urtheil ist nun: »Die europäischen Staaten sind gewiß nicht die schlechtesten, bey weiten aber auch noch keine Musterbilder;« aus mehreren Gründen, wovon Recensent nur einige in Kürze anführt:

1. Die fortschreitende Bewegung zum Bessern ist nicht immer sichtbar, wohl sehr oft Rückschritt zu heißen.

2. Ein planloses Aendern hat gleich einer Pest die bürgerlichen Verhältnisse verwirrt.

3. Die Regierungen in ihrer oligarchischen Beschaffenheit sorgen schlecht für das Wohl der Beherrschten, bedenken mehr das Eigene, werden durch Gunst und Vorurtheil geleitet, dessen sich eben sowohl die Schlechten als die Guten zu erfreuen haben.

Auf diese Gründe läßt sich nun eben so kurz antworten:

1. Daß in der moralischen Welt die Fortschritte oft mit Rückschritten anfangen müssen, vorzüglich für jene Zeit, die von Irrwischen geleitet worden ist.

2. Daher ist auch nicht alles Aendern gleich planlos zu nennen, denn es gibt auch eine Konsequenz, die sich selbst zu Schanden macht, und in der man nie früh genug inkonsequent werden kann. Gegen das Verwirren aber der bürgerlichen Verhältnisse ist die Proklamation: Daß Freyheit, der Zweck der Freyheit, und Bewegung (absolute) das Lebensprincip der Staaten ist, eben kein Oehl für die Wunden, wohl aber ein Oel ins Feuer.

3. Der dritte Tadel aber geht rein hervor aus dem Fundamente der politischen Herrschaft, wie es der Verfasser angegeben, nämlich: Vernunft-Herrschaft. Ein Fundament, das alles Fundament der Zufriedenheit der Völker mit ihren Regierungen untergraben muß; denn auch die Herrscher sind Menschen, und werden Menschen bleiben, auch wenn durch die Sitz- und Stimmfähigkeit der Bauern die Oligarchie der Regierungen ein Ende haben wird, und überall wird der Neid und Stolz für die beneidete Höhe des Thrones ein besseres Subject in petto haben.

Um nun aber dem Mißverständnisse vorzubeugen, als wollte Rec. seine Weltansicht als die allein wahre, auch in objektiver Hinsicht aufstellen, und Andern aufdringen, findet derselbe sich bemüßigt, zu wiederholen, daß in dieser Absicht keine Ausfälle gemacht worden seyen. Denn so gewiß es ist, daß es nur eine Wahrheit geben kann, wenn es überhaupt eine gibt — und so gewiß es daher nur einen ex diametro entgegengesetzten Irrthum gibt; eben so gewiß ist's auch, daß beyde, Irrthum und Wahrheit, rechtlich von einander fordern können, sich wechselseitig bestehen zu lassen.

Hätte nun unser Herr Verfasser, vom Standpunkte seiner Weltansicht aus, den Staat betrachtet, so hätte eine Recension

wohl nichts anders enthalten können, als eine ruhige Erklärung, daß es auch noch einen zweyten Standpunkt gebe, von dem aus sich die Welt und ihre ersten Institutionen betrachten lassen, ohne zu entscheiden, so lang der Autor selbst nicht entscheidet, welcher von beyden der einzig wahre Standpunkt sey.

Wer kann aber wohl noch zweifeln, nach dem gedrängten Auszuge aus jeder Abtheilung des Werkes: daß der Verfasser sich wirklich zum Richter über die entgegengesetzte Weltansicht aufgeworfen habe — da ein politisches Leben nach und in seiner Weltansicht allen Segen, ein Leben nach und in der entgegengesetzten Ansicht allen Fluch über die Staaten gebracht hat, und bringen soll.

Ist es in diesem Falle vielleicht zu viel, auszurufen: Hieher und nicht weiter! Ist es zu viel, hier auf einen höheren Kampfrichter aufmerksam zu machen?

Bis zur großen Entscheidung, welche Jener an der Tage letzten aussprechen, und bis Er das Gute von dem Bösen sondern wird, muß sich jeder angreifende Theil gefallen lassen, wenn sein vermeintlicher Segen als Fluch, sein Fluch als Segen von der Gegenpartey dargestellt und behandelt wird; weil bis dahin auch im Reiche der freyen Geister, die keinen Richter über sich erkennen, als Gott, das Recht des Stärkern waltet.

Art. II. Stephan der Aeltere, Herzog von Bayern, wegen dem Verlurste (sic) der Grafschaft Tyrol gegen Johannes von Müller vertheidigt von J. G. Feßmaier, Ministerialrathe im K. B. Staatsministerium der Finanzen. 1817. 216 Seiten. 8. (München, bey Lindauer.)

Feßmaiers Arbeiten für Geschichte und Staatsrecht, der Oberpfalz sowohl, als des Gesammtkörpers des bayerischen Königreiches, sind als ernstliche und gründliche Forschungen zu vortheilhaft bekannt, als daß man auch in dieser kleinen Abhandlung, Anderes erwarten sollte.

Die Historie im höhern Sinne genommen, gewinnt wohl eben nicht allzuviel durch solche, an die Superfeinheiten der Dunsisten und Scotisten erinnernde kleinliche Streitfragen, etwa »de *Arnulfo male malo* cognominato« — und: ob bey Ottokars Unterwerfung und Lehensempfängniß, der Habsburger Rudolph die Wände des Gezeltes habe niederfallen lassen ꝛc.? — Gewöhnlich beweisen die Vertheidiger Etwas, was sie ganz und gar nicht vor den öffentlichen Richterstuhl zu ziehen gesonnen waren, und so auch im gegenwärtigen Falle. —

Herzog Stephan wird hier, mit vielem Aufwande von Gelehrsamkeit, gegen die aus Arenpeckh, einer bayerischen Quelle, entnommene Behauptung Johannes Müllers vertheidiget: »als habe Margareth die Maultasche, nach dem Tode Meinhards ihres einzigen Sohnes, Tyrol ihrem Schwager Stephan übergeben wollen. Dieser aber habe den Vollzug dessen verschoben, weil er vielen edlen Frauen versprochen, bey einem fröhlichen Hoflager in Heidelberg einzutreffen.« — Damit hätte Tyrols Losreißung von Bayern, und seine Uebergabe an Oesterreich, nur auf rascher Benützung einer augenblicklichen Wallung Margarethens, durch den schönen Erzherzog Rudolph beruht!?

Daß er für seinen Zweck zu wenig thue, kann Feßmaiern wohl Niemand mit gutem Gewissen vorwerfen. Er bringt vielmehr so Vieles bey, daß wir uns nur darüber billig verwundern, wie bey so entschiedener Vergrößerungsbegierde Ludwigs des Bayern, einige Neuere, den Ahnherrn der Habsburgischen und der Luxemburgischen Dynastie, Rudolph dem I. und Heinrich VII. es gar so hoch anrechnen konnten, daß sie, wenn gleich minder, als jene Wittelsbacher, doch Etwas dafür thaten, die schon so ziemlich entschiedene Ohnmacht des kaiserlichen Ansehens, durch eine eigentliche Hausmacht zu stützen und aufrecht zu erhalten!

Wahrhaftig! Kein listiges und lustiges Zuvorkommen entschied den Verlust Tyrols für Bayern. Das hieße Voltaire's Lieblingserklärung der *grands effets* par de *petites causes*, etwas gar zu dienstbeflissen handhaben. — Weit entscheidendere Ursachen waren: Margarethens Erbitterung über die, in späteren Tagen, von ihrem zweyten Gemahl Ludwig dem Brandenburger und den übrigen bayerischen Prinzen, seinen Brüdern, erfahrene Vernachläßigung und üble Behandlung, — eben jenes Ludwigs Günstlingsregiment, das in unvermeidlicher Folge, nach seinem Hinscheiden und in seinen drangvollen Tagen, schrankenloser Oligarchie einiger der mächtigsten Baronen des Landes Platz machte; — vorzüglich aber die Erbsünde des wittelsbachischen Hauses, jener innere Zwiespalt, aus den theilenden Gebrüdern, Heinrich von Niederbayern und Ludwig dem Strengen, mit der Theilung entsprungen, — zwischen Kaiser Ludwig und dem Bruder Rudolph, der verderblichste Gegensatz jener, die Jahrhunderte überlebenden Zärtlichkeit Friedrichs des Schönen und Leopolds, der Blume der Ritterschaft, noch lange unheilbringend im Verluste Brandenburgs, Hollands, in den Unruhen Ludwigs des Bärtigen von Ingolstadt, im Straubinger-, im Lands-

huter-Erbfolgekrieg, bey des Winterkönigs Aechtung, und noch bey der Unterhandlung des letzten Hausvertrages zwischen München und Mannheim, zwischen Max Joseph und Karl Theodor!

Die allgemeinen und die bayerischen Quellen, hat Feßmaier treu und emsig benützt, aber keineswegs in gleichem Maße, die tyrolischen und die österreichischen, nicht einmal des Jesuiten Anton Steyrer Commentarien. — Die viele Mühe, des jüngern Meinhards Todestag auf den 13. Jänner 1363 zu bestimmen, war überflüssig, Graf Coronini und Erasmus Fröhlich sind damit längst vorausgegangen. — Das in diesen Jahrbüchern II. 140, 141 enthaltene, archivalisch vollständige Verzeichniß der, Tyrols Uebergang an Oesterreich betreffenden Urkunden gibt über den eigentlichen Hergang ein ganz anderes Licht. — Karl IV. und sein Bruder Johann Heinrich, Margarethens der Maultasche erster Gemahl, verzichteten schon im Februar 1364 zu Brünn, alle Ansprüche auf Tyrol, bald darauf auch Graf Albrecht von Görz und die bayerisch-brandenburgischen Prinzen, Ludwig der Römer und Otto. — Herzogs Stephan und seiner Söhne gewaffnete Versuche zur Wiedereroberung Tyrols beschränkten sich darauf, alle Dörfer zwischen Kufstein und Zirl auszubrennen, einen kurzen Streifzug bis Sterzing zu thun, und eine Anzahl venezianischer Kaufleute auszubeuten. — Nur Karls IV. hinterlistige Politik: Habsburg und Wittelsbach, wechselseitig durcheinander möglichst zu schwächen, erwirkte den Schärdinger Frieden, da des Krieges Hauptzweck, Tyrols Besitz, lange schon, ohne diesen Frieden abgethan war, und nur in der wiederholten grausamen Verwüstung des Salzburgischen (die Erzbischöfe Ortolf und Piligrin, waren Oesterreichs getreueste Bundesfreunde) noch die Nothwendigkeit eines besondern Friedensschlusses lag.

Des gelehrten Florianer Chorherrn Franz Kurz, bereits zur Presse vorbereitete, dokumentirte Geschichten Albrechts des Lahmen und seines Sohnes Rudolph, werden Epoche machen, sowohl für jenes halbe Jahrhundert überhaupt, als insbesondere für die Gelangung Kärntens und Tyrols an Habsburg. — Beyde hat das (in seinem Beginn, im tyrolischen Pusterthal und im kärntnerischen Lurn, an den adriatischen Küsten und am Isonzo geringe) Haus der Grafen von Görz, binnen sechs Jahren (1248—1254) auf einmal mächtig, durch das Untergehen der Herzoge von Meran, der Grafen von Tyrol und ihrer Erzfeinde der Grafen von Eppan

wieder verloren, weil die Todtheilung das Erbe brach. Es verlor Kärnten und Tyrol, wie das Haus Anhalt, Sachsen und Brandenburg verlor!

Margarethens der Maultasche, an Lust und List, an unerwartetem Wechsel und merkwürdigen Begebenheiten reiches Leben, ist noch sehr dunkel, so lebendig sie auch im Volksmährchen und in der Sage immer noch da steht: dunkel bis auf ihren argen Beynamen, den man bald von der unerwiesenen Mißgestalt ihres Mundes herleitete, meist aber von der Maultasche (Ohrfeige) welche, ihre lichtscheuen Ränke entdeckend, eben dieser Herzog Stephan, mit Hand oder Pantoffel ihr gespendet haben soll: eine Ohrfeige, durch Tyrols Verlust nicht viel unwichtiger, als der dem Verschnittenen Narses zugeschickte Rocken, und das durch die Herzogin von Marlborough boshaft überschwemmte Kleid der Lady Masham!! — Höchst wahrscheinlich rührte dieser Name Margarethens, von der Burg Maultasch her, mit Zenoberg und Tyrol, ihrem Lieblingsaufenthalte, so wie sich ihr Vetter, der niederbayerische Heinrich, von seinem Lieblingsschlosse, den Natternberger nannte. (Hormayrs Tyroler Almanach auf 1804.)

In den unruhvollen Tagen des Zwiespaltes um die Kaiserkrone zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern (1316) geboren, sah sie ihren Vater Heinrich, beständig zwischen den drey rivalisirenden Geschlechtern, Habsburg, Luxemburg, Wittelsbach hin und her schwanken, dem zweyten benachbart, dem ersten befreundet, wegen Kärnten, verschwägert (durch seine Schwester Elisabeth Gemahlin Albrechts I., des gesammten Kaiserhauses Ahnfrau,) von dem dritten aus Böhmen vertrieben, dessen Krone ihm Anna, des letzten, zu Ollmütz ermordeten Przemysliden Wenzel, älteste Schwester zugebracht, die jüngere Schwester Elisabeth aber, wieder entrissen hatte: ihm, dem schwachen Sohn jenes starken Meinhards, der durch kühne List und festen Plan, das »Land im Gebirge« in einen Körper vereinigte, Rudolphen von Habsburg, den ritterlichen Grafen aus dem Schweizerland, gegen den übermächtigen Nachbar, König Ottokar auf den Thron der Cäsarn erheben half, und dadurch Kärnten, mit demselben aber, Ausründung und Zusammenhang seiner Besitzthümer errang. — Die äußerste Verwirrung und Geldnoth im kärntnerischen und tyrolischen Erbland, kontrastirte seltsam mit dem Glanze des böhmischen Königstitels, noch glänzender durch den Anspruch auf Polen. — Der, welcher Heinrichen der Krone beraubt, eben jener abenteuerliche König Jo-

hann, suchte ihm nun seinen heimlichen Anhang unter den veränderungslustigen Czechen, durch offenes Bündniß mit ihm zu entziehen, und sich sogar noch seine Lande zuzueignen, wenn er ohne Mannserben stürbe. — 1327 sendete er darum seinen sechsjährigen zweyten Sohn Johann Heinrich, als Bräutigam Margarethens nach Kärnten. 1331 wurden die funfzehn- und zehnjährigen Kinder miteinander vermählt. König Johann selbst war im September 1330 zu Innsbruck gewesen, und hatte die Wiederlage seiner künftigen Schwiegertochter um so freygebiger und eilender bestimmt, als der wankelmüthige Bayerkaiser Ludwig, im Hornung eben dieses Jahres, zu Meran und auf dem Hauptschlosse Tyrol weilend, Heinrichen die Freyheit vergünstiget hatte, seine Lande, auch auf Töchter und Schwiegersöhne zu vererben! — König Heinrich starb am 4. April 1335, und heftiger Zwist trennte Johann Heinrich und Margarethen, welche gegen ihn dieselben Beschwerden erhob, die uns nicht nur der gute alte Hayeck, sondern schon Kosmas, (Böhmens Herodot, wie seine beyläufigen Zeitgenossen: Nestor, der Reussen, der anonymus Belae notarius, der Ungern,) zwischen dem jungen Herzog Welf und der viel ältern Mathilde, mit einer malerischen Deutlichkeit vor Augen stellt, welche wirklich nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — »Langer Liebesmangel, ist meines Herzens Angel,« lautet die Umschrift der silbernen Trinkschale Margarethens, die lang auf Tyrol bewahrt, 1817 durch den verdienten Custos Primisser, mit andern rhätischen Alterthümern in das Ambrasser Kabinett nach Wien kam. — Heinrich, aus dem, einst den Andechsern dienstpflichtigen, im Unterinnthal, in Fleims, auf dem Nons, am Achenthaler- und Kalterer-See mächtigen Hause Rottenburg, des Landes Hofmeister, gewann ihr Herz. — Johann Heinrich und sein älterer, ihn bevogtender Bruder, der mährische Markgraf Karl (nachmals als Kaiser IV.) verhafteten sie im Schlosse S. Petersberg, in einer finstern Thurmkammer. Sie floh von dannen zu Leopold Bischofen zu Freysing, kehrte wieder, ihre Partie hatte sie ergriffen, einer Anzahl mächtiger Landherrn, Freunde des Rottenburgers, ihre Noth geklagt, »sie mechten ihren unmannbaren Gemahl, Herrn Hannsen Heinrich von ir treiben und sy mit ain andern krefftigen herrn und launtsfürsten versächen!« — Als Johann Heinrich am Allerseelentage 1341 von der Jagd heimkehrte, fand er die Burg verschlossen, überall feindliche Nachstellungen. Er floh zu Bertrand, Patriarchen von Aquileja. — Boten flogen hin und her, es wurde von Kaiser Ludwig sein ältester Sohn, Mark-

graf Ludwig von Brandenburg, seit kurzem Wittwer von der dänischen Margarethe, als Gemahl und Fürst verlangt. Der Freysinger Bischof war der Unterhändler. In offener Entzweyung mit Avignon, hatte der Kaiser (obschon sammt seinem ganzen Hause vom Fluch der Kirche getroffen) die für sein noch nicht reifes Jahrhundert unerhörte Kühnheit, mit völliger Umgehung der Kirche, als oberster Richter eine zehnjährige Ehe ungültig zu nennen, und Ludwig und Margarethen zu verbinden, deren Großältern, Ludwig der Strenge und Elisabeth, Geschwister gewesen waren! — Goldast, Freher, Leibnitz und Kurz enthalten die höchst ärgerlichen Akten dieser Scheidung. — Margarethe klagte, ein volles Jahrzehend hindurch an dieses Gemahls Seite, jungfräulich geblieben zu seyn. Darauf wirft freylich ein seltsames Licht, was ihr Schwager Karl IV. in vita sua (auf 1339) von ihrem, dem Rottenburger angehörigen, natürlichen Sohn Albrecht sagt: »Ubi secrete cognovi, quod quidam nomine *Albertus*, filius »naturalis uxoris fratris mei, et quidam Baro, *Magister Cu*»*riae* praedictae uxoris, Fratris mei, tractarent de consensu »ipsius, et aliorum Baronum Patriae, ut repudiaret Fratrem »meum etc.« — Johann Heinrich jammerte dagegen, durch Margarethens Zauberey, der Kraft und der Hoffnung auf Nachkommenschaft beraubt zu seyn, dennoch hinterließ er von zwey andern Margarethen, einer Herzogin von Troppau und Ratibor, und der österreichischen, einer Tochter Albrechts des Lahmen, drey Söhne und drey Töchter, sogar außerdem noch einen natürlichen Sohn. — Weleslawina, Balbin, Pubitschka, Hübner, Dobner, spenden ihm allzu freygebig noch eine vierte Gemahlin vom Hause Oettingen. — Seltsam genug: jene dritte Margarethe, war die junge Wittwe Meinhards, des einzigen Sohnes der Maultasche, aus Ludwigen dem Brandenburger. Nach der Besitznahme Tyrols, führte ihr Bruder Erzherzog Rudolph, diese und die ältere Margarethe mit sich nach Wien.

Die bayer'schen Chroniken sind der tyrolischen Maultasche so griesgram, daß sie sie sogar älter, häßlich und mißgestalt machen, und daß sie ihr nebst unzähligen andern Gräueln, auch geradezu anschuldigen, ihren Gemahl Ludwig (der sehr weit von ihr, in Zorneding, auf der Reise erkrankte und starb) durch einen Schlaftrunk und ihrer Beyden Sohn, Meinhard, durch einen jähen Trunk, in der Hitze des Tanzes dargereicht, aus dem Wege geräumt zu haben!! Ihre aufgeworfenen Lippen sind freylich unläugbar, auch deutet ihre Bettstätte im Schlosse Petersberg, auf etwas mehr als junonische Proportionen, aber den-

hann, suchte ihm nun seinen heimlichen Anhang unter den veränderungslustigen Czechen, durch offenes Bündniß mit ihm zu entziehen, und sich sogar noch seine Lande zuzueignen, wenn er ohne Mannserben stürbe. — 1327 sendete er darum seinen sechsjährigen zweyten Sohn Johann Heinrich, als Bräutigam Margarethens nach Kärnten. 1331 wurden die funfzehn- und zehnjährigen Kinder miteinander vermählt. König Johann selbst war im September 1330 zu Innsbruck gewesen, und hatte die Wiederlage seiner künftigen Schwiegertochter um so freygebiger und eilender bestimmt, als der wankelmüthige Bayerkaiser Ludwig, im Hornung eben dieses Jahres, zu Meran und auf dem Hauptschlosse Tyrol weilend, Heinrichen die Freyheit vergünstiget hatte, seine Lande, auch auf Töchter und Schwiegersöhne zu vererben! — König Heinrich starb am 4. April 1335, und heftiger Zwist trennte Johann Heinrich und Margarethen, welche gegen ihn dieselben Beschwerden erhob, die uns nicht nur der gute alte Hayeck, sondern schon Kosmas, (Böhmens Herodot, wie seine beyläufigen Zeitgenossen: Nestor, der Reussen, der anonymus Belae notarius, der Ungern,) zwischen dem jungen Herzog Welf und der viel ältern Mathilde, mit einer malerischen Deutlichkeit vor Augen stellt, welche wirklich nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — »Langer Liebesmangel, ist meines Herzens Angel,« lautet die Umschrift der silbernen Trinkschale Margarethens, die lang auf Tyrol bewahrt, 1817 durch den verdienten Custos Primisser, mit andern rhätischen Alterthümern in das Ambrasser Kabinett nach Wien kam. — Heinrich, aus dem, einst den Andechsern dienstpflichtigen, im Unterinnthal, in Fleims, auf dem Nons, am Achenthaler- und Kalterer-See mächtigen Hause Rottenburg, des Landes Hofmeister, gewann ihr Herz. — Johann Heinrich und sein älterer, ihn bevogtender Bruder, der mährische Markgraf Karl (nachmals als Kaiser IV.) verhafteten sie im Schlosse S. Petersberg, in einer finstern Thurmkammer. Sie floh von dannen zu Leopold Bischofen zu Freysing, kehrte wieder, ihre Partie hatte sie ergriffen, einer Anzahl mächtiger Landherrn, Freunde des Rottenburgers, ihre Noth geklagt, »sie mechten ihren unmannbaren Gemahl, Herrn Hannsen Heinrich von ir treiben und sy mit ain andern krefftigen herrn und launtsfürsten versächen!« — Als Johann Heinrich am Allerseelentage 1341 von der Jagd heimkehrte, fand er die Burg verschlossen, überall feindliche Nachstellungen. Er floh zu Bertrand, Patriarchen von Aquileja. — Boten flogen hin und her, es wurde von Kaiser Ludwig sein ältester Sohn, Mark-

graf Ludwig von Brandenburg, seit kurzem Wittwer von der dänischen Margarethe, als Gemahl und Fürst verlangt. Der Freysinger Bischof war der Unterhändler. In offener Entzweyung mit Avignon, hatte der Kaiser (obschon sammt seinem ganzen Hause vom Fluch der Kirche getroffen) die für sein noch nicht reifes Jahrhundert unerhörte Kühnheit, mit völliger Umgehung der Kirche, als oberster Richter eine zehnjährige Ehe ungültig zu nennen, und Ludwig und Margarethen zu verbinden, deren Großältern, Ludwig der Strenge und Elisabeth, Geschwister gewesen waren! — Goldast, Freher, Leibnitz und Kurz enthalten die höchst ärgerlichen Akten dieser Scheidung. — Margarethe klagte, ein volles Jahrzehend hindurch an dieses Gemahls Seite, jungfräulich geblieben zu seyn. Darauf wirft freylich ein seltsames Licht, was ihr Schwager Karl IV. in vita sua (auf 1339) von ihrem, dem Rottenburger angehörigen, natürlichen Sohn Albrecht sagt: »Ubi secrete cognovi, quod quidam nomine *Albertus*, filius »naturalis uxoris fratris mei, et quidam Baro, *Magister Curiae* praedictae uxoris, Fratris mei, tractarent de consensu »ipsius, et aliorum Baronum Patriae, ut repudiaret Fratrem »meum etc.« — Johann Heinrich jammerte dagegen, durch Margarethens Zauberey, der Kraft und der Hoffnung auf Nachkommenschaft beraubt zu seyn, dennoch hinterließ er von zwey andern Margarethen, einer Herzogin von Troppau und Ratibor, und der österreichischen, einer Tochter Albrechts des Lahmen, drey Söhne und drey Töchter, sogar außerdem noch einen natürlichen Sohn. — Weleslawina, Balbin, Pubitschka, Hübner, Dobner, spenden ihm allzu freygebig noch eine vierte Gemahlin vom Hause Oettingen. — Seltsam genug: jene dritte Margarethe, war die junge Wittwe Meinhards, des einzigen Sohnes der Maultasche, aus Ludwigen dem Brandenburger. Nach der Besitznahme Tyrols, führte ihr Bruder Erzherzog Rudolph, diese und die ältere Margarethe mit sich nach Wien.

Die bayer'schen Chroniken sind der tyrolischen Maultasche so griesgram, daß sie sie sogar älter, häßlich und mißgestalt machen, und daß sie ihr nebst unzähligen andern Gräueln, auch geradezu anschuldigen, ihren Gemahl Ludwig (der sehr weit von ihr, in Zorneding, auf der Reise erkrankte und starb) durch einen Schlaftrunk und ihrer Beyden Sohn, Meinhard, durch einen jähen Trunk, in der Hitze des Tanzes dargereicht, aus dem Wege geräumt zu haben!! Ihre aufgeworfenen Lippen sind freylich unläugbar, auch deutet ihre Bettstätte im Schlosse Petersberg, auf etwas mehr als junonische Proportionen, aber den-

[illegible]

[illegible]

[illegible] ner künftigen Geschichtschreibers wohl werth und ein würdiges Mittelstück in der längst wünschenswerthen Trilogie der Alleinherrschaft, der Oligarchie und demokratischen Monarchie aus dem tyrolischen Mittelalter, deren erstes Stück, ihr Großvater, der kühne Nimrod, Herzog Meinhard ausmacht, das letzte, Friedrich mit der leeren Tasche, wider Reichsacht und Bannfluch, während [illegible] ger Unthätigkeit der Agnaten, wider Prälaten und Adel erhalten und erhoben, bloß durch Bürger und Bauern!

Die noch in unserer Zeit auf den tyrolischen Landtagen aufgerufenen „Freysassen von Goldeck,“ sind kraft uralter Ueberlieferung, Enkel dreyer, durch Schönheit und Stärke ausgezeichneter Brüder, Leibeigenen des ihr eifrig ergebenen Ritters Hanns Goldecker. Zwar auf dem letzten großen Landtage des getreuen Tyrols 1790, wo diese Freysassen sich feyerlich dagegen verwahrten, nicht mehr unter dem Adel, sondern beym Bauernstande oder unter den Gerichten aufgerufen werden zu seyn, wollten sie dieses ihr Recht gegen die alte Sage, davon herleiten, daß der gebannte und geächtete Friedrich mit der leeren Tasche, dort eine Zuflucht gefunden habe; ein heiliges Vorrecht, welches aber, Tradition und Geschichte, vielmehr dem Pfarrhof in Flauerlingen und alsdann dem am Fuße des ewigen Eisberge, gleichsam am Ende der Welt liegenden Ro



nerhofe im hintersten Oetzthale zusprechen!? — Aehnlichen Beweggründen, soll auch ihr Freyheitsbrief für die Vorältern des Sandwirths Andreas Hofer und seiner Gefährten, für die Thalleute von Passeyer, nächste Nachbarn des heiligen Hauptschlosses Tyrol entstammt seyn? Wenige Tage vor der Uebergabe an Oesterreich, im Jänner 1363, verlieh Margarethe, den Passeyrern: das Weiderecht auf beyden Seiten der Etsch bis an den Eisack von der Passer an. — Auch solle keiner von ihnen verlegt (verhaftet, gepfändet) werden, innerhalb den Markungen der Bisthümer Trient und Brixen. Dagegen sollten sie der landesfürstlichen Kammer, Salz, Wildpret und Wein, über den Jauffen zuführen, und um ihre Fürstin und Fürsten, als deren »nächste Kämmerer seyn«, wenn sie zu Felde zögen.

Bekanntlich nahm erst nach siebzehn Jahren (1342 — 1359) Innocenz VI. den kirchlichen Fluch von Ludwigs und Margarethens Ehebündniß, aber auch jetzt noch nicht, von Kaiser Ludwigs Asche: — und bey eben dieser Zusammenkunft in München, empfing (2. Sept. 1359) Erzherzog Rudolph, Mittler dieser Versöhnung mit der Kirche und Brautführer seiner dem jungen Meinhard verlobten Schwester, von der gegen ihren Gemahl und gegen Bayern höchst aufgebrachten Margarethe, das geheime Vermächtniß Tyrols an Habsburg, auf Meinhards erblosen Hintritt!!

Es ist ein malerischer und dramatischer, aber noch nie aus dem Zeitbuche des Klosters Stams in die Geschichte übergegangener Auftritt, wie Margarethe fünf Monate nach ihrer Vermählung mit Ludwig, vom nahen Schlosse Petersberg (einst ihrem Gefängniß) nach Stams kam, und der Abt Ulrich († 15. Sept. 1345), ein anderer Ambrosius, seinem Fürstenpaar und ihren zahlreichen Rittern, als männiglich Gebannten, mit seinem Stab, den Eintritt in die Kirche muthig verwehrte, und der Bruder Johann von Kempten, vieler Fürsten und Edeln Rathgeber, wiewohl Kaiser Ludwigs Freund, dennoch schnelle Vergänglichkeit weissagte dem damaligen Verein zwischen Bayern und Tyrol.

Dieses von seinen Zeitgenossen als Heiliger und Wundersmann verehrten Zisterzienserbruders Johann von Kempten merkwürdiges Gesicht über Ludwigs des Bayern Tod, ist urkundlich bekannt aus Hormayrs Archiv für Süddeutschland (II. 386).

Margarethe hatte die glänzenden Tage der Wittelsbacher gesehen. Jetzt waren diese in Bayern und in der Pfalz, in fünf und mehr Linien zerrissen, der für Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit eifernde Vertrag von Pavia verspottet,

ja sogar in Brandenburg und in der Oberpfalz, köstliches Stammgut an ihren Schwager Karl IV., des Hauses Erzfeind verkauft und verpfändet, — ihr Sohn Meinhard, in Bayern unter der Zuchtruthe eines Ritterbundes und aus dessen Händen, durch eben den Herzog Stephan, dem Feßmaiers gegenwärtige Untersuchung gilt, auf eine so wunderliche Weise errettet, daß Meinhard seinem Retter Stephan entfloh, und durch Feld und Wald umher irrte, bis er endlich durch Volksaufstand umringt und zu seinem Retter nach Ingolstadt geliefert wurde. — Dieses alles mußte freylich die Maultasche (der schon Ludwig der Brandenburger vor der Trauung zu Meran erklärt hatte: »er reiche ihr mit Widerwillen die Hand, und nur auf seines kaiserlichen Vaters Geheiß«) mit besonderer Zärtlichkeit erfüllen, auch wenn der galante Herzog Stephan (von seinem gezierten Anzug, »mit den Haften« zugenannt) jenen famösen Ball in Heidelberg um ihretwillen versäumt hätte!

Die geliebten Rottenburger waren während des bayerischen Regiments in Dunkelheit. Der Landeshauptmann Engelmar von Villanders trug sein Haupt auf das Blutgerüst. Den in Tyrol beliebten Landeshauptmann Herzog Konrad von Teck mordete ein Gundelfinger. Die Herrlichkeit Heinrichs von Bopfingen, Pfarrers zu Tyrol, den Ludewig bis zu seinem Statthalter erhob, endigte mit der Einziehung aller seiner Güter. Den Tyrolern mißtrauend, setzte Ludwig, meist Bayern in die ersten Stellen. — Die Bischöfe von Chur, Trient und Brixen waren gefangen, entsetzt, angefeindet. — Ludwigs löblicher Eifer für die Revindizirung der, unter König Heinrich unverantwortlich verschleuderten Kammergüter, erstickte gar bald in zahllosen neuen Verpfändungen, herbeygeführt durch häufige, dem Interesse Tyrols ganz fremde, der Rivalität Wittelsbachs und Luxemburgs entsprungene Verwickelungen. Auf solche Art mochte er freylich seinem Vater klagen: er habe ihm »terram *famosam*, sine *fructu*« gegeben, aber Tyrol und die Tyroler konnten Nichts für jene, ihnen sehr widrigen Constellationen und Mißgriffe. Als Gesetzgeber hatte Ludwig auch um Tyrol unläugbares Verdienst, durch seine Landesordnung oder den sogenannten Freyheitsbrief. Aber wie sollten die zarten Keime aufkommen, neben den Erfordernissen einer neuen, aufstrebenden, fremden Herrschaft und neben dem Unkrautwald der Oligarchie? — Unter Meinhard erscheinen dann freylich die Rottenburger gleich wieder gewaltiger als je und nach seinem Tode verlieh Margarethe bis zur Uebergabe an Oesterreich, binnen zehn Tagen (13.—23. Jänner 1363) so viele Gna-

den, als wollte sie den tyrolischen Großen, eine vermeintliche zwanzigjährige Zurücksetzung auf einmal vergüten! — Meinhards großen Landtag zu Meran, besuchte die Geistlichkeit nicht, weil, wegen der an Trient verübten Gewalt, schon wiederum Interdikt auf dem Lande lastete; — dies sey genug, um zu beweisen, wie unbedeutend der Vorwurf war, den Johannes Müller dem ehrenfesten Arenpeckh nacherzählte, und wie die Freunde Wittelsbachs, ganz andere Vorwürfe zu machen, und Begegnisse viel gewichtigerer Art zu beseitigen gehabt hätten!

Art. III. Herzog Christoph, oder der Kampf über Mitregierung in Bayern. Ein Beytrag zur Geschichte der Primogenitur. Verfaßt von Felix Joseph Lipowsky, königlich bayerischem Central-Rathe. (Nebst Urkunden). München, 1818. Gedruckt und im Verlage bey Ignatz Joseph Lentner. 8. VIII S. Vorrede, 180 S. Text.

Wer sich in den bayerischen Geschichten und insonderheit in den Abhandlungen der Münchner Akademie, genauer umgesehen hat, begegnete auch den verdienstreichen Arbeiten dreyer Lipowskys, August Maximilians, über viele heraldische Gegenstände, Johann Kaspars, über archäologische, von der Ara Jovis bis zum Saalmannischen Eigen und dem wittelsbachischen Schild, über Schärding und über Friedrich des Schönen und Ludwigs des Bayern Kronzwist. — Der Verfasser der vorliegenden (Bayerns Reichsständen gewidmeten) Schrift, ist vor mehr als anderthalb Jahrzehenden, als urkundlicher Darsteller der merkwürdigen Begegnisse zweyer Frauen, der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt geworden: der augsburgischen Baderstochter, Agnes Bernauerin, Herzog Albrechts III. unglücklicher Geliebten, auf seines Vaters Ernst Geheiß, von der Straubinger Brücke in die Donau gestürzt, — und der berühmten Freundin der Reformation, Argula von Grumbach.

Sehr ungezwungen bot sich der Uebergang von jener ersten und einzigen Liebe Albrechts III. auf den Verlauf seiner wenig vergnügten Ehe mit der stolzen und herrischen Anna von Braunschweig und auf denjenigen unter seinen Söhnen, der in den Tagen des mehr und mehr dahinsinkenden Ritterthums und der letzten Zuckungen der Adelsmacht gegen die sich immer mehr ausarbeitende Landeshoheit, eben so Bayerns »letzter Ritter« genannt zu werden verdient, wie der edle Held Theuerdank, durch den üppig reichen Kranz seiner Abenteuer, Gefährlichkeiten, Ritterspiele und ernsten Kämpfe, der unfrige ist. — Im

Turnier, hat Christoph so oft gesiegt als gestritten. Noch sind in der Münchner Burg, ein Nagel und ein Stein zu schauen. Den Stein, drey Zentner schwer, hob Christoph mit einer Hand vom Boden, und schleuderte ihn von sich. Den zwölf Schuhe über den Boden eingeschlagenen Nagel, schlug er im Sprunge mit dem Fuß aus der Wand.

Erhöhtes Interesse gewinnt dieses Büchlein in staatsrechtlicher Hinsicht, wegen des Zwiespaltes im regierenden Hause, wegen des Widerstrebens der Stände, wegen des lobenswerthen Quellenstudiums, wegen seiner urkundlichen Treue.

Weit weniger Worte und weniger Citationen von Kernsprüchen aus Seneka, Tacitus und Cicero, auch ein weniger pretioser Vortrag hätten hingereicht, die hier erzählten, theilweise sehr wichtigen Begebenheiten zu charakterisiren:

> Vis consilii expers, mole ruit sua:
> Vim temperatam dii quoque provehunt
> In majus: iidem odere vires
> Omne nefas animo moventes!

§. 1 — 9. Albrecht III. († 28. Febr. 1460) verließ fünf Söhne, Johann, Sigmund, Albrecht, Christoph und Wolfgang. — Außer dem häufigen, innern Unfrieden im Wittelsbachischen Hause, hatten es vornehmlich jene gemeinschädlichen Theilungen sehr lange von jener Stufe der Macht und des Vollgewichtes zurückgehalten, zu der es durch sein biederes, kräftiges Volk, durch seine herrlichen Lande, durch ein oftmaliges Zusammentreffen glücklicher Umstände allerdings berufen war. — Vergeblich schienen alle Mahnungen und mehrfache Verträge, vergeblich die Warnungsbeyspiele, daß vorzüglich hiedurch Ludwigs des Bayern weitläufige Erwerbungen, wie gewonnen, so zerronnen waren! Der Nothbehelf des unglücklichen Ehrgeizes der jüngern Brüder, daß das Land zwar ungetheilt bleibe, die Regierung aber gemeinschaftlich sey, gedieh dem Volke nicht zu größerem Heil. — Dennoch fußte auch Albrecht III. seine letzten Tage auf eine so unausführbare Idee, das Regiment zwischen Johann, Sigmund und Albrecht gemeinschaftlich erklärend, den regierenden Brüdern, von Christophs wildem Feuer eine mannhafte Stütze im Felde hoffend, von Wolfgangs ruhigerem, wissenschaftlichem Sinne, einen, dem Reich und dem Vaterhause nützlichen Kirchenfürsten! — §. 10. Die Herzogin, harte Widersacherin der Stände, ehrsüchtige Theilnehmerin an der Regierung, aber auch mit ihrem Gemahl zerfallen, wegen dessen Liebschaft mit der Kirschnerin Ursula, die nach Albrechts Tode, wegen seiner Geschenke und wegen Zauberey untersucht wird, wirklich in einer Art von Mitre-

gentschaft. — §. 16 — 19. Da wegen verweigerter Bestätigung der Freyheiten, der erste Landtag nach Albrechts Tode, sich ohne Geldbewilligung auflöst, fällt den Herzogen bey, einen Theil der Verlassenschaft Heinrichs von Landshut anzusprechen. — Aber Vetter Ludwig der Reiche, noch mit dem brandenburgischen Albrecht Achilles im unentschiedenen Kampfe, willigt weder in Rechtsstreit noch in Zweykampf, gibt weder Geld noch Gut, sondern hält sich an den Vertrag von 1450.

§. 20, 24. Das: *divide et impera.* Die hartnäckigen Straubingerstände folgen endlich doch dem Beyspiel der Münchnerlandschaft in Huldigung und Steuer. — Desto harthöriger waren sie aber auf den nächsten schnell auf einander folgenden Landtagen. — §. 25. Ausbreitung des Bergbaues. — §. 26. 1463. Ansteckende Krankheiten, denen sich die Reichen durch schnelle Flucht zu entziehen glauben! — Ob Herzog Johannes »mors pestilentialis, intoxicata per amasiam, post concubitum,« nicht die sonst gewöhnlich auf Karls VIII. Ritterzug nach Neapel verschobene Lustseuche gewesen? — §. 31. Der achtzehnjährige, also großjährige Albrecht erzwingt seinen Antheil an der Mitregierung. — §. 34. Großer Vertrag zwischen den Herzogen. — §. 36 — 38. Sigmunds Minnespiele, Gedichte und natürliche Kinder. — Er tritt die Regierung gänzlich Albrechten ab. — Herzog Christophs nunmehrige Ansprüche auf die Mitherrschaft. Er rathschlagt mit Erzherzog Sigmund von Tyrol, an dessen Hof er zum Theile erzogen worden. — §. 42, 43. Der Bund mit den Straubinger Ständen, der Bund der Böckler vom Eichhorn, den aber Albrecht schnell zersprengte. §. 44 — 46. Der Schiedspruch lautet den Wünschen Christophs günstig. — Albrechts Mißvergnügen darob. — §. 51. Spuren der heiligen Vehme, des westphälischen geheimen Gerichtes auf der rothen Erde, in Bayern. — §. 52, 53. Christoph bewogen, der Mitregierung auf fünf Jahre zu entsagen. — §. 54. Christoph all sein Geld vergeudend, will den Vertrag brechen, und brütet Anschläge gegen Albrecht. Der aber kömmt zuvor, und fängt ihn, kränklich, im Bade, durch Grafen Niklas von Abensberg und dessen Helfer. — Christoph gefangen im Thurm der neuen Feste zu München.

§. 55 — 60. Bewerbungen Wolfgangs zu Christophs Freylassung und Herzog Ottos von Neumarkt gewaltsamer Versuch hiezu, durch die Gänse vereitelt. — §. 61. Kompromißspruch und Christophs Befreyung. — §. 63 — 68. Christoph sucht neue Händel. Der Schiedspruch vom 20. März 1475

zu Straubing entfernt Christophen neuerdings auf zehn Jahre von der Regierung.

§. 69. Christophs berühmter Sieg über den prahlerischen Polen Lubinsky, auf der Hochzeit Georgs des Reichen von Landshut mit der jagellonischen Hedwig 1475. — Wir sehen nicht, warum der Verfasser von der Erzählung der alten Landeschroniken und Adelzreiters abgeht? — Beyspiele von solchen ruhmredigen Wagehälsen aus der Fremde gibt es ja genug. Ueberwand nicht selbst Kaiser Max zu Worms, Claude de Barre, die Ehre der von ihm insgesammt herausgeforderten deutschen Ritterschaft rettend und rächend!

§. 70 — 71. Die Stände übernehmen endlich Christophs Schulden. — Herrliche Bewirthung der Herzoge Wolfgang und Christoph durch die Augsburger Patricier, also daß, nebst den köstlichen Ausländerweinen, sechs Groschen auf die Person kamen. — §. 72. Christoph fährt fort, Albrechten in Wort und Schrift zu beleidigen. Er forderte ihn zum Zweykampf auf der Grenze, die das Oberland Bayern vom Unterlande scheidet. (Sendete doch damals der Koch des Grafen Solms seinem Herrn einen Fehdbrief, weil er sich beym Abstechen eines Hammels in das Bein verwundet hatte!!) Albrecht bestand auf Ordnung und Recht, trennte Wolfgang §. 74 durch einen besondern Vertrag von Christoph. — §. 75. Christoph am Hofe Mathias Hüniady Corvins, dessen Brautwerber in Neapel, sein Botschafter in Krakau und Prag. Die alten Zeitbücher meinen: »Hunc Reginam Ungariae »plurimum honorasse et cum multis pretiosis muneribus etiam, »ut alii volunt, *Rege ignorante.*« Eben so naiv und treuherzig schildern uns die guten Leute auch den Herzog Wolfgang: »robustus, procerus ac fortis Princeps, delectabatur in cra»pula et tenet veloces equos, et agriculturam et venationem »amat, et est parcus et magnus virginum ruralium stuprator.« Als aber Mathias gegen Kaiser Friedrich unversöhnlichen Krieg begonnen, zog Christoph königlich beschenkt nach Bayern zurück und beunruhigte Albrechten von neuem, that sogar Streifzüge im Lande, warf die Ritter seines Bruders auf den Straßen nieder, beutete sie aus, überfiel und tödtete bey Freysing, Niklas den letzten Grafen des uralten und herrlichen Stammes von Abensberg, mit denjenigen Gesellen, so ihn einst im Bade gefangen. — §. 80 — 81. Albrecht gibt eine Rechtfertigung seines Benehmens in Druck, gegen Kaiser und Reich, gegen die Könige von Ungern und Polen, gegen die Eidgenossen, gegen die Reichsstädte und die Gesellschaft von S. Georgenschilde. — Christoph wurde wieder mit Gelde

beschwichtigt. — Schon als er wider den Abensberger ausgezogen, konnte er das Rittermahl beym Pfleger zu Kranzberg nicht bezahlen. Seine ganze Baarschaft waren drey Gulden und das mit Silber beschlagene Schwert, sein ganzer Schmuck. — §. 84 — 88. Beyde Brüder überlassen endlich mit Zustimmung Kaisers und Reichs, die Entscheidung ihren eigenen Ständen.

§. 88. Albrechts Plane auf die freye Reichsstadt Regensburg, auf Tyrol und die Vorlande, des kinderlosen Erzherzogs Sigmund Nachlaß. — M. s. hierüber und über die Vermählung der Erzherzogin Kunigunde, ohne des Kaisers und Vaters Friedrich Wissen und Willen, die berichtigenden urkundlichen Bemerkungen in diesen Jahrbüchern, im unmittelbar vorhergehenden Bande, bey der Anzeige von Zschokkes bayerischen Geschichten. S. 11 — 12.

§. 89 — 90. Christoph ficht wider Mathias, der nun in Wien residirt, dann gegen die rebellischen Flamänder, die den römischen König Max frevlerisch in Haft hielten. — Wolfgang und Christoph klagen neuerdings beym Kaiser wider Albrecht. — Georg der Reiche und Christoph, ziehen mit Maxen zur Wiedereroberung Wiens, nach Mathias Tode und empfangen von ihm auf den Wällen des erstürmten Stuhlweißenburg den Ritterschlag.

S. 95. Das erste Pferderennen zu München im Jakobermarkt 1448, der Herzogin Anna von Braunschweig zu Ehren, welche diese heimatliche Lustübung ungern vermißt hatte, seitdem das eigenthümliche Nationalfest der Bayern! — Trefflicher Gebrauch der sogenannten Rennpferde, zum Ordonanz- und Botenwesen.

§. 99 — 100. Beunruhigt über die geheimen Einverständnisse seiner Ritterschaft, mit dem, ihm abgeneigten schwäbischen Bund, begehrt Herzog Albrecht Geld zur Werbung von Söldnern, statt der persönlichen Dienste, um eine unabhängige Macht zu haben, jene des Adels, erst zu entbehren, dann zu unterjochen. — Die Städter und die Bauern hielten, wie natürlich, zum Herzog.

§. 102 — 129. Der alte Böcklerbund lebt nun (14. July 1489 zu Cham) als Löwenbund wieder auf, aber uneinige, furchtsame Schwäche unter dem, für sein altes Recht und Herkommen streitenden Adel, obwohl die Herzoge Christoph, Wolfgang und Otto, Wladislav zu Böhmen und Ungern König und der schwäbische Bund ihm beytraten und König Max (6. July 1491 zu Nürnberg), ihn genehmigte K. Friedrich am 3. November. — Die Löwler fingen zur Unzeit die offenen Feindseligkeiten an, nachdem sie allzulange Zeit verloren,

Albrecht geht rasch wider sie, fängt ihre Häupter, bricht ihr Burgen. — Der Kaiser erklärte ihn (23. Jänner 1494) in di Acht. Derselben Vollzug ward Friedrichen, Markgrafen z Brandenburg vertraut, Christoph und Wolfgang tra ten gegen den Bruder auf. — Bayern in Blut und Flammen

Endlich mittelte der römische König zu Augsburg (13 25. May 1492), nahm die Acht von Albrechten, der dage gen im Wesentlichen alles in den vorigen Stand herstellen sollte gegen Regensburg, gegen die Brüder, gegen die Löwler

§. 129. Christoph ging endlich in sich, entsagte dem Zeit lichen und zog ins gelobte Land. Zu Venedig, beym erster Anblick des sturmbewegten Meeres, ordnete er seinen letzter Willen (16. May 1493). Zum Erben ernannte er den un aufhörlich bekriegten Bruder Albrecht.

Er sah Jerusalem, war auf des Heilandes Leidensweg auf seinem Marterhügel, ließ seine Sünden bey den Franziska nern am heiligen Grabe.

Auf der Heimkehr ward er zu Rhodos krank ans Land ge bracht. — Mit brüderlicher Liebe pflegte sein, der Meister, Ru dolph Graf zu Werdenberg, Bruder Marthas, welche Christoph ihren Gemahl, den Grafen Niklas von Abens berg, erschlagen und durch den Gram um ihn, in wenigen Wo chen das Herz gebrochen. Der Herzog starb in des Meisters Ar men (15. August 1493).

§. 132. Auch nach Christophs Sühnung und Abreise, setzt Wolfgang den Kampf um die Mitregierung fort. Doch bald änderte sich die Gestalt der Dinge, da Christophs letzter Will und Kaiser Friedrichs Tod (19. August 1493 zu Linz) selt sam begünstigend zusammentrafen und der, Albrechten un seiner vielgeliebten Kunigunde, von jeher zugethanene Max jenes Testament (zu Schwatz 28. September 1493) bestätigte — Wolfgang begab sich endlich auch zur Ruhe, beschrieb sein Heeresfahrt mit Christoph gegen Flandern, zu König Ma xens Erledigung. — Albrecht verdiente, gleich seinem Zeit genossen Ludwig XII., den Ehrennamen: »Vater seine Volkes.«

Aus den höchst interessanten Beylagen bemerken wir di Schilderung der Herzoge, aus der Chronik Augustin Köllner (Aventins Freundes und herzoglichen Kabinetssekretärs), z. B »Herzog albrecht hett lange zait sain hausvrawen gar lieb, da »tet sy auch, da aber Er prach, da prach auch sy.«

»herczog. hanns war ernnstlich und wahrhaft und regier »woll, als aber desselben jars war ain pestilenz, da floch er de »procken und wer Frembdter daselbst hinkam, den schutze

»man auf einer Pernhaut, hoch auf in die Lufft. —
»Der starb an der pestilentz.«

»herczog sigmundt tett sich des regiments bald ab, war
»gar ain milder herr, gab jedermann gern fürderung und Bett-
»brief. Im war woll mit schenen Frawen und mit weyssen tau-
»ben, Pfaffen, Swein und vögeln und allen seltzsamen thier-
»lein, auch mit singen und saytenspiel, hett allweil gute
»Cantores und Singer bei Ime.«

Köstliche Züge zur Schilderung der Sitten und Feste, bey jenem weitberühmten Beylager Georgs des Reichen zu Landshut. — Christophs Cartell an seinen Bruder Albrecht, — fernere Verhandlungen, — Zeugenaussagen, wie weit die feindseligen Anschläge zwischen den Brüdern, um Leben und um Freyheit gegangen?! — Schätzbare Beyträge zur Bildungsgeschichte der Territorialhoheit sowohl, als der vor unsern Augen untergegangenen Stände und ihrer Entwicklung aus den alten: »placitis und curiis solemnibus, aus dem consensu Principum »terrae, Ministerialium, Vasallorum, Optimatum!«

Zum Schlusse können wir nicht anders als rühmlich und dankbar gedenken, dieser (selbst für Oesterreich insbesondere) keineswegs unfruchtbaren Probe, des in Bayern immer kräftiger und freyer waltenden Forschungsgeistes. — Wer müßte darin nicht einen wiederholten Beweis der niemals zu oft angeregten Wahrnehmung ehren und fest einprägen, wie Monographien einzelner Personen oder Kommunitäten, Städte und Burgen, oder Klöster und Gilden, das unfehlbarste Mittel seyen, um so schneller und um so gewisser, dem hehren und theuren Ziele einer pragmatischen Vaterlandsgeschichte entgegen zu eilen!

Art. IV. Sämmtliche Werke von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Zwanzigster bis drey und zwanzigster Band. Wien, 1818. Gedruckt bey Anton Pichler 12. Auch unter dem Titel: Frauenwürde. Erster bis vierter Band.

Die Schriften dieser Dichterin sind so verschiedener Art, daß es nicht leicht zu bestimmen ist, für welche Form der Dichtung sie die entschiedenste Anlage habe, oder für welche sie die meiste Neigung zeige. Obgleich sie bereits mehrmals in die dramatische Bahn trat, und auch in manchen Gattungen der Lyrik geachtete Arbeiten lieferte, glauben wir dennoch, daß der Charakter ihres Gesammtstrebens episch sey. Ein flüchtiger Ueberblick ihrer Werke zeigt bereits, daß die Dichterin, wenn gleich durch die Kraft leitender Ideen in der Ausarbeitung geführt, ihre

Begeisterung nicht eigenthümlichen, ihr Gemüth ausschließend beherrschenden Ideen danke, die sie durch die Hülle der Dichtung zu verkörpern suche, sondern daß sie vielmehr das Leben, wie es ihr in seinen mannigfaltigen Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart klar wird, mit Liebe auffaßt, und das, was sie darin als schön oder herrlich erkennt, durch die Dichtung dem Herzen näher zu bringen strebt. Indem sie nie der Mode des Tages gehuldigt, immer aber die reichen Belehrungen, welche die wachsende Kunsteinsicht der Zeit, so wie das Leben selbst darbot, benützte, um den Umkreis ihrer Ansichten zu erweitern, und selbst auch als Künstlerin kühner vorzuschreiten, ist sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit gleich geblieben; ihre einzelnen Arbeiten unterscheiden sich wohl in Hinsicht der Reife der Produktionskraft, nicht aber durch unter sich entgegengesetztes Streben, die Folge des Schwankens der Gefühle, oder der Unsicherheit der Ueberzeugungen des Dichters. Sie hat übrigens in ihren Dichtungen eine in unserer Zeit seltene parteylose Würdigung des Menschenlebens gezeigt, sich mit gleicher Liebe zu den verschiedensten Zeitaltern und Formen des Daseyns hingezogen gefühlt, und die patriarchalische Vorwelt, den Umschwung alles Lebens zur Zeit des eintretenden Christenthums, die Herrlichkeit ritterlicher Kühnheit, wie die großen Begebenheiten unserer Tage mit gleich warmer Begeisterung aufgefaßt. Freundin der schönen Natur, und die Heimat menschlichen Glückes nicht in dem kunstreichen Zirkeln der Verbildung suchend, welche die Geselligkeit großer Städte darbeut, scheint die Verfasserin meistens nur darum sich der Ausmalung jenes verkünstelten Daseyns mit erschöpfender Vollständigkeit hinzugeben, um hinter demselben die großartige Einfachheit des der Natur näher liegenden ländlichen Lebens im wohlthuenden Gegensatze zu zeigen. Daß sie sich vorzüglich zur Darstellung des Familienlebens, und auch bey Entwickelung welthistorischer Ereignisse gern zur Ausmalung jener zartern Verhältnisse hinneige, welche die Verbindung beyder Geschlechter begründet, wird man einer Frau eher zum Lobe als zum Tadel anzurechnen geneigt seyn.

Der Roman: Frauenwürde, bezweckt die Verherrlichung der Bestimmung der Frauen und ihres einfachen, ihnen von der Natur zugewiesenen Looses, im Gegensatze eines aus diesen scheinbar beschränkten Kreisen des Wirkens gewaltsam heraus tretenden Strebens. Baron Fahrnau, ein Mann in der Blüte der Jahre, der sich, nachdem er mit Ruhm Kriegsdienste geleistet, aber diese nicht nach seinem Erwarten anerkannt fand, auf sein Landgut zurück gezogen hatte, besucht mit seiner Gemahlin Leonore, und seinen zwey Kindern einen Badeort, auf Zureden eines Freundes. Das Gewirre des dortigen Lebens sagt dem

stillen Sinne Leonorens nicht zu, die, gewohnt in ihrem häuslichen Kreise sich ihrer Familie und der Kunst — sie hat es in der Malerey zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht — ausschließend zu widmen, sich hier plötzlich in ein Gewühl von Zerstreuungen geworfen findet, die sie von ihrem eigentlichen Glücke entfernen. Ihr Gatte, hier die sonst gewohnte rege Lebhaftigkeit der größern Welt wieder findend, durch die ihm allgemein bewiesene Achtung befriedigt, gefällt sich besser in den neuen Verhältnissen. Indeß erregt Leonorens schönes Talent Aufsehen, ihre einfache Anspruchslosigkeit gefällt, sie wird zu den interessantesten Erscheinungen der dort sich bildenden gesellschaftlichen Zirkel gerechnet, in welchen eine Dame von ausgezeichneten Eigenschaften, Rosalie Sarewsky, als Dichterin eines hohen Rufes genießend, die unbedingten Huldigungen der Männer wie der Frauen erntet. Von Fahrnau's imposanter Gestalt gleich beym ersten unvermutheten Zusammentreffen angezogen, überläßt sie sich, bald nachdem sie ihn näher kennen gelernt, einer heftigen Leidenschaft für ihn, welcher dieser allmählich nachgibt, wiewohl mit sich selbst im Streite, und der Liebe zu seiner Gattin darum nicht entsagend, bis er ganz von Rosalien umstrickt, sie verläßt, um erst spät, unglücklich, in seinem Innersten verwüstet, zu ihr wieder zurückzukehren, und die Irrthümer seines verblendeten Gemüthes zu bereuen.

Der Roman verbreitet sich nun über die Darstellung des Charakters beyder Frauen, die wirklich einen schönen Gegensatz bilden, und über die mannigfaltigen Schicksale, welche die Verhältnisse und Umgebungen, in die sie sich gestellt finden, über sie und Fahrnau verhängen. Mehrere interessante sehr geschickt in das Ganze verflochtene Episoden müssen wir hier, wo es sich nur darum handelt, von dem Gange des Ganzen einen Begriff zu geben, übergehen: doch vermehren sie die Theilnahme, und zeigen nie eine störende oder hemmende Einwirkung. Die Begebenheiten sind, welches einen bedeutenden Vorzug des Werkes ausmacht, größtentheils durch die Charaktere der Personen, auf deren Leben sie dann entscheidend einwirken, selbst veranlaßt. Rosalie von Sarewsky, nachdem sie Fahrnau mit schwärmerischer Leidenschaftlichkeit geliebt, glaubt endlich durch die Rücksichten, welche er immer auf die Geheimhaltung ihres Verhältnisses nimmt, sich von ihm in ihrer Freyheit gehemmt, und fällt in die Schlingen eines gewissen Lothar, der, wie sich in der Folge zeigt, ein geheimer Emissär Frankreichs, unter der Maske eines Kunstfreundes herum reiset, sie schon in Italien kennen gelernt hatte, im Bade die Bekanntschaft fortsetzte, und, von Fahrnau beleidigt, ihn unglücklich zu machen beschloß. Er

drängt sich allmählich in die Gunst Rosaliens, bringt sie endlich zu dem Entschlusse, Fahrnau zu verlassen, und heimlich nach Italien zu reisen, wohin er ihr bald nachfolgt. Fahrnau, der nach Lothars Erwartung der Spur folgt, wird in einer der Herrschaft Frankreichs unterworfenen Stadt, wo er Lotharen ereilt, im sich entspinnenden Streite zur Schmähung der französischen Regierung verleitet, sogleich als Staatsverräther verhaftet, auf verschiedenen Festungen im Laufe der Untersuchung verwahrt. Rosalie ahnet nichts von den Schicksalen des von ihr hintergangenen Freundes, bis sie in Mailand die Gattin des Unglücklichen findet, die um seine Befreyung zu bewirken, dahin gereiset war.

Gewiß ist die Darstellung Leonorens, und der Art, wie sie sich in ihren Lagen benimmt, der schönste Theil des Werkes. Es ist eine tiefe Gründlichkeit in der Behandlung dieses Charakters sichtbar, der keineswegs eine moralische Abstraktion genannt werden kann, sondern mit vollem warmen Leben von der Dichterin ausgestattet wurde. Die tiefe Kränkung, welche sie durch die allmähliche Entfernung ihres geliebten Gatten empfindet, lähmt die Stärke ihrer schönen Seele nicht so sehr, daß sie das, was sie als ihren Beruf und als ihre Pflicht erkennt, zu erfüllen vergäße, oder mit geringerer Liebe vollbrächte. Sie ermüdet nicht, alles zur Befreyung Fahrnau's zu unternehmen, als die Nachricht seines unseligen Schicksals sie endlich erreicht. Ein treuer Freund unterstützt sie in diesem traurigsten Zeitpunkte ihres Lebens. Julius von Tengenbach war Leonoren durch Uebereinkunft der Aeltern bestimmt gewesen, hatte aber auf der Universität, von rascher Liebe zu einem ganz verlassenen Mädchen, der Tochter eines protestantischen Pfarrers, hingerissen, diese geheiratet; Fahrnau, welcher indeß Leonoren kennen gelernt hatte, und ohne Hoffnung liebte, eilte nun eine Vermählung zu vollziehen, die beyde, von gleicher Neigung beseelt, wünschten. Julius zog mit seiner Gemahlin auf seine Güter, [illegible] entwickelte sich in ihrem Herzen eine rasche Neigung zu einem Offizier, mit dem sie hinweg zog, nach dessen Tode sie aus Mitleid einen polnischen Edelmann heiratete, aber in ihm eine von ihrer eigenen Denkart so verschiedene Gesinnung entdeckte, daß sie sich wieder von ihm trennte. Diese Frau nun ist Rosalie Sarewsky. Julius war nach ihrer treulosen Entweichung aus dem Vaterlande zu fernen Reisen fortgezogen, und hatte es eben vor kurzem wieder betreten. Er lernt Leonoren kennen, und sieht mit Schmerz, welch ein Glück er in ihr verscherzt hatte. Leonore im Gegentheile, anfangs entschlossen, ihn zu vermeiden, fühlt bald Achtung für seinen stillen Sinn für alles Gute, sie findet endlich in

ihm ihre einzige Stütze, als sie von aller Welt verlassen, und nur von dem einen Gedanken, ihren Gatten zu befreyen, beseelt, eines Gefährten entbehrt, der ihr Rath und Trost hätte schenken können. Durch ihn kommt sie auf Fahrnau's Spur, und eilt nach Mailand, wo Julius vergebens alles in Bewegung setzt, ihn zu befreyen. Leonore entschließt sich, Lotharn selbst, der sich eben dort aufhält, um die Befreyung ihres Gatten zu bitten. Sie begegnet Rosalie; die Szene, welche bald darauf vorfällt, unterrichtet letztere von dem Unglücke, in welches sie Fahrnau stürzte, und daß Lothar die Ursache seines Verderbens gewesen. Dieser sucht sich aus der unangenehmen Lage, in welcher er sich zwischen beyden Frauen befindet, durch die Lüge, daß Fahrnau bereits gestorben sey, zu ziehen, und verläßt sie. Rosalie, von Reue gefoltert, von Mitleid für Leonore erfüllt, begleitet sie in ihre Wohnung, wo sie ihrem ersten Gatten Julius begegnet, von Entsetzen getroffen zurückflieht, zu Hause aber nur einen Brief ihres Lothar findet, worin er kalt von ihr Abschied nimmt. Sie reiset ihm nach, ohne darum nach der Wiedervereinigung mit ihm zu beruhigenderen Gefühlen zu gelangen. Eifersucht, wozu Lothar freylich die gegründetsten Veranlassungen gibt, foltert sie mit all ihren Qualen, da er sich einer schimmernden Erscheinung zuwendet. Sie wächst mit verheerender Wirkung in ihrem Herzen, als sie, beym Anfange des letzten Krieges der französischen Herrschaft, mit ihm in der Residenz, wo sie einst mit Fahrnau glücklich war, sich befindet, und Lothar nach manchen Beweisen seiner Geringschätzung endlich die Stadt verläßt, um zum Heere zu stoßen, ohne von ihr Abschied zu nehmen. Leonore war bey der nahenden Kriegsgefahr von ihrem Landgute, wohin sie zurückgekehrt war, in die Stadt gezogen, und hatte zufällig ihre Wohnung in demselben Hause mit Rosalien genommen. Sie hatte ihr in ihrem Zustande der Verzweiflung Trost zu geben versucht. Sie war aber nicht mehr zu retten. Indem sie ihre Bedienung unter einem Vorwande entfernte, stürzte sie sich aus dem Fenster, das gewaltsame Schauspiel ihres Lebens eben so stürmisch endend, als sie es seit der Flucht von ihrem ersten Manne begonnen hatte.

Dieser trockene Auszug der in dem Romane mit einer anständigen Wohlredenheit entwickelten Begebenheiten muß ohne Zweifel auf den Charakter der Rosalie einen höchst nachtheiligen Schatten werfen. Wir läugnen nicht, daß wir ihn nicht zu mildern begehren, und vielleicht wird auch die Verfasserin dem nicht entgegen seyn, da er ja als der Gegensatz sich selbst bewußter, über sich klarer Weiblichkeit, als ein Bild der Verirrung da stehen sollte. Doch hat die Verfasserin nicht versäumt, alles,

was zur Milderung des Eindruckes, den dieser Charakter nothwendiger Weise hervorbringen muß, gereichen kann, zu seiner Ausschmückung beyzutragen. So zeigt sich nichts eigentlich Bösartiges in Rosalien, und sie wird ihres wohlthätigen Herzens wegen, von ihrer Dienerschaft hoch geachtet; so hat die Verfasserin Sorge getragen, überall erkennen zu lassen, daß die Verirrungen Rosaliens Verirrungen zu leicht erregter Einbildungskraft, und zu reizbarer Empfänglichkeit für das Neue fremder Erscheinungen, nicht aber Verirrungen der Sinnlichkeit seyen, und sie hat ein gewisses Interesse für die Stifterin so vielen Unheils bis zu ihrem schrecklichen Ende zu erhalten gewußt. Ob ihr aber dasselbe mit Fahrnau gelungen sey, dürfen wir sehr bezweifeln. Dieser Charakter, der Anfangs mit allem Schmucke männlicher Tugend geziert auftritt, wird in der Folge Rosalien gegenüber, in einer Schwäche dargestellt, wie wir sie kaum der Unerfahrenheit eines vom ersten Zwiespalt der Gefühle überraschten Jünglings zu gute halten würden. Da die Verfasserin in mancher ihrer Dichtungen Charaktere wahrhaft männlicher Natur zeichnete, kann die Vermuthung nicht eintreten, daß sie überhaupt den Mann nicht für stärker halte, als er uns hier in einem mit sorgsamer Wahl ausgemalten Bilde begegnet. Wir glauben im Gegentheile, daß die Schwierigkeit des Stoffes auf sie nachtheilig einwirkte, da sie Rosalien einen würdigen Gegenstand so heftiger Neigung geben wollte, diesen aber, um Leonoren im hellesten Glanze weiblicher Tugend zu zeigen, auf solche Art der Verirrung zuführen zu müssen glaubte. Die Reue Fahrnau's und seine Rückkehr zur verlassenen Gemahlin ist aber im Gegentheile eine der gelungensten Darstellungen. Daß er, nachdem ihn Julius befreyt, nicht nach Hause kehren will, bis er die Befreyung des Vaterlandes mit erkämpfen half, ist ein edler Zug der Starkmuth, und hier um so nöthiger, da Fahrnau den Glauben an die Kraft seines Charakters wieder zu gewinnen hat. Um das Gleichgewicht zwischen beyden Gatten einigermaßen herzustellen, vielleicht mehr noch, um im Gegensatze mit Rosalien zu zeigen, wie eine edle Frau sich betrage, wenn sie von einer Neigung überrascht wird, hat es die Verfasserin für gut gefunden, in Leonoren Liebe für Julius, dessen Edelmuth und schöne Hingebung der Trost ihres Lebens geworden, aufkeimen zu lassen. Sie verhehlt sie ihm nicht, da er Abschied nimmt, um nie wieder zu ihr zurück zu kehren. Die Reinheit ihrer Seele leidet unter dieser, in der Unschuld eines dankerfüllten Herzens aufgeblühten, von dem Gesetze der Pflicht und den Anforderungen einer früheren nicht erloschenen Liebe zurückgedrängten Neigung keineswegs. Es macht aber einen für das Ganze ungünstigen Eindruck,

so zu sagen auch diesen letzten Pfeiler sich selbst treu bleibender Gesinnung sich beugen zu sehen, und der Leser vermißt dadurch eine ihm nicht gleichgültige Stütze in dem allgemeinen Wandel und Wechsel der dargestellten Gefühle. Da Julius auf dem Felde der Ehre fällt, Lothar aber, in der Schlacht von Fahrnau ereilt, unter dessen Schwerte stürzt, hindert nichts die glückliche Wiedervereinigung der Gatten, die entfernt vom Getümmel der Welt auf ihrem Landgute sich und der Erinnerung leben.

Lothar, das eigentliche böse Prinzip der dargestellten Begebenheit, ist, wie uns dünkt, mit musterhafter Sicherheit gezeichnet. Er ist böse, in sofern vollendeter Egoismus nicht anders als böse seyn kann. Kalt berechnender Verstand, gewissenlose Handhabung jedes Mittels, das zum Ziele erwünschter Ereignisse führen kann, Verachtung des Gefühls als Schwäche, und damit die gänzliche Verblendung über die eigentliche Bestimmung und die Pflichten des Menschen, bezeichnen ihn als einen Sohn der Revolution, die, selbst eine Geburt einseitiger Verstandescultur, nur Früchte des Todes bringen konnte. Immer voll Bitterkeit im Umgange, stets das Lächerliche in jeder Handlung aufsuchend, um es der Verhöhnung Preis zu geben, in liebloser Schärfe des Urtheils eine Uebermacht über die Gesellschaft erstrebend, steht dieser Lothar als ein feindseliger Dämon in der Welt des Friedens, die er zu zerstören Sehnsucht und Beruf fühlt. Gleichwohl hat es die Verfasserin nicht für unmöglich gehalten, durch eine an Liebenswürdigkeit so ganz erarmte Erscheinung Liebe in einem weiblichen Herzen zu erwecken, und zwar in Rosaliens, welche die verzehrende Glut der Empfindung gegenseitiger Liebe bereits kennen gelernt, und das Ehrwürdige männlicher Hingebung wie in Julius, so auch in Fahrnau einst mit Verehrung angestaunt hatte. Wir sind aber nicht der Meinung, daß die Verfasserin deßhalb zu tadeln sey, da sie dadurch vielmehr den Beweis wahrer Kenntniß des Menschen und seiner Schwächen lieferte. Außer dem, was wir bereits früher berührten, nämlich daß Lothar gerade das Gegentheil desjenigen war, was Rosalien in Fahrnau's Charakter so beengend niederdrückte, kommt hier vorzüglich dieß in Erwägung, daß jene Herrschaft über sich selbst, welche Verstandes-Menschen nicht bloß vor der Welt zur Schau tragen, sondern in gewisser Hinsicht wirklich besitzen, daß jene strenge Dienstbarkeit, in welcher alle ihre Handlungen der gebietenden Regel eines Willens unterworfen sind, der nur nach kalter Prüfung zu Werke schreitet, allerdings geeignet sind, ein weibliches Gemüth irre zu führen, welches, bereits aus den ihm von der Natur gegebenen Wirkungskreisen herausgetreten, überhaupt die mensch-

liche Würde nur in der Beherrschung aller Verhältnisse, in der kühnen Durchsetzung der Eigenmächtigkeit des Willens zu suchen gelernt hat. Rosalie betrachtet ihn Anfangs als einen theilnehmenden Freund, später als einen gütigen Berather ihrer verwickelten Verhältnisse; die Uebermacht seines Verstandes erzwingt ihre Huldigung, die Neigung, welche er, der sonst keine Schwäche des Herzens zu kennen scheint, in seinem Betragen gegen sie durchschimmern läßt, rührt sie, und sie widmet ihm endlich eine so zarte Sorgfalt, und ist ihm mit so edler Hingebung eigen, daß man weit mehr sich geneigt fühlt, sie ihrer Verirrung wegen zu beklagen, als sie, die bald alles Unheil einer solchen Verbindung fühlt, mit kalter Strenge zu verdammen.

Julius, der hülfereiche Schützer Leonorens, welcher sein eigenes Leben in Gefahr setzt, um der geliebten Freundin den Gemahl aus dem Kerker wieder zuzuführen, wenn er sich gleich dadurch jede Hoffnung eines künftigen Glückes raubt, ist ein Charakter, dem die Verfasserin so viele Milde, so viel Edelmuth der Gesinnung verliehen, daß er der Gunst vieler Leser gewiß seyn darf. Dennoch werden manche finden, wozu auch wir gehören, daß es ihm etwas an Kraft fehle, nicht sowohl an moralischer, da er so schwere Selbstüberwindung übt, als an eigentlicher Geistesstärke; indem die Verhältnisse der Zeit eine lähmende Gewalt an ihm üben, und ihn in eine Trostlosigkeit versetzen, gegen welche seine wohlgemeinten Träume von Menschenglück und Bildung nichts vermögen. Bey der ihm von der Dichterin gegebnen zarten Natur-Anlage ist übrigens dieser Charakter durch früh erfahrenes Unglück, und durch den freylich niederschlagenden Anblick des nach langer Abwesenheit gänzlich verwandelt gefundenen Vaterlandes, befriedigend erklärt und gerechtfertigt.

Die Dichterin hat ihrem Werke das Motto: »der Uebel größtes ist die Schuld« gegeben. In der Vorrede macht sie darauf aufmerksam, daß dieser Spruch nicht auf die tragische Anlage des Romans schließen lassen solle. Wir meinen gleichwohl, diese Frauenwürde habe eine ganz tragische Anlage, und ein wahrer Künstler würde aus diesem Stoffe ein sehr ergreifendes Trauerspiel bilden können. Den Haupteindruck, welchen er zurück läßt, ist die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit menschlicher Kraft, die auf sich selbst sich stützen zu können vermeint; es ist die Ueberzeugung, daß hienieden auch der Edle in unbewachter Stunde fällt, und daß das Glück des Einzelnen nicht dieser Erde Erbtheil ist. Hinter diesen düster gehaltenen Figuren des Vorgrundes aber erhebt sich das beruhigende Licht eines für die Bestimmung der Menschheit neu aufdämmernden Morgens durch

die Befreyung des Vaterlandes, und durch den Sieg des Rechts über das Unrecht.

Manche durch das Ganze zerstreute Bemerkungen über den Charakter der Gesellschaft und des Lebens unserer Tage, sehr treffende Bemerkungen über den Gang der Leidenschaft im menschlichen Herzen, machen dies Werk zugleich zu einer Sammlung sehr schätzbarer Erfahrungen. Indem die Verfasserin den Calcul des Interesse oder Nutzens als den hauptsächlichsten Beweggrund des Handelns und Wirkens neuerer Zeit bey gewöhnlichen sogenannten gebildeten Menschen betrachtet, hat sie nicht versäumt, von deren Handlungs- und Denkweise einleuchtende Proben zu geben. Sie hat die Nichtigkeit solcher Berechnungen, deren Resultate an dem unerwarteten Gange des großen Weltgeschicks scheitern, so wie die kahle Unseligkeit einer auf diese Grundsätze gebauten Erziehung mit einer Wahrheit des Lebens dargestellt, wozu wir der Künstlerin Glück wünschen müssen.

Diese Wahrheit des Lebens ist auch dasjenige, was die Verfasserin in den meisten ihrer sehr geschätzten kleineren Romane oder Novellen beabsichtigt, und wenn sie sich hier eine Bahn gewählt hat, die bereits vor ihr Viele betraten, so bezeugt doch mancher unglücklicher Versuch neuerer Zeit, daß es eine sehr schwere Sache sey, hierin etwas Vorzügliches zu leisten. Es ist, wie wir überzeugt sind, leichter, der Phantasie in Bildung der Begebenheiten und Charaktere unbedingte Freyheit zu gestatten, und aus ihrem unerschöpflichen Reichthum gefällige oder erhabne Gestalten hervor zu rufen, als die Erfindungskraft auf das Charakteristische einer gewählten Zeit zu beschränken, und die Schönheit seiner Darstellungen allein der Angemessenheit einer solchen Erfindung danken zu wollen. Daß dieses Streben, das Schöne dem Wahren zu danken, mehr oder weniger in jeder Dichtung statt finde, ist gegenwärtig eine nicht bestrittene Meinung, seit man aufhörte, Ungebundenheit und phantastischen Schmuck für Ingredienzen echter Poesie zu halten. Es ist aber noch ein großer Unterschied zwischen einer, freyerer Phantasie folgenden, bloß in den innern Bedingungen der Erfindung wahren Darstellung, und einer Dichtung, deren Streben dahin geht, das in der Wirklichkeit erkannte Schöne in einer freyen Nachbildung wieder hervorzurufen, und nur durch die klarere Hervorhebung der auch im Leben wirkenden poetischen Elemente als Poesie geltend zu machen. Aermer an Mitteln, die Phantasie zu erwärmen, ist solch eine Dichtung, wie Jeder erkennt, von hohem Werthe; da sie uns, von den reichen Lehren der Erfahrung, die sie darbietet, hier nicht zu sprechen, die Poesie im Leben selbst nachweiset, und uns an die Bedeutung desselben fortwährend erinnert. Der

Gefahr einer bloß materiellen, sich mit dem rohen Stoffe des Lebens begnügenden Darstellung ausgesetzt, ist solch eine Dichtung, oft wenn sie am kunstreichsten geformt worden, von Halbgebildeten als gemeine Abschrift der Natur verachtet worden, und es wäre anstößig, hier Beyspiele anzuführen.

Die Verfasserin sucht überhaupt das Schöne ihrer Darstellungen nicht sowohl in den Verwicklungen der Begebenheit, welche andere mit Glück versuchten (die sie selbst zwar nicht vermeidet, aber nicht mit vorzüglich darauf gerichtetem Streben verfolgt), als in der Poesie des Gefühls, die durch diese Begebenheiten zur Entwicklung kommt. Sie unterscheidet sich hierin von einer geachteten Schriftstellerin des Auslandes, welche zwar auch dafür gilt, die Poesie des Gefühls in ihren Romanen entwickelt zu haben, eigentlich aber die Poesie der Leidenschaft in, wenigstens für uns, mit viel zu düsterem Kolorit, und in zu schroffen Zügen ausgeführten Gemälden ausstellte. Die Verfasserin der Frauenwürde streift wohl zu Zeiten an diese Darstellungsweise, sie hat sie aber nie zu der ihren gemacht. In der Frauenwürde selbst gibt wohl der Charakter Rosaliens hinlängliche Veranlassung, diese Darstellungsweise zu üben, die Verfasserin hat sie aber den weiteren Zwecken des Romanes, welcher die Zeit, in der wir leben, nach manchen Ansichten und von sehr verschiedenen Seiten darstellen soll, vollständig untergeordnet, wie sie auch die bescheidene Dulderin Leonore, und den sehr begünstigten Fahrnau, und so manche andere bedeutsam wirkende Person nur in so weit, als sie zur Vollendung des Ganzen beytragen müssen, heraushob, und handelnd zeigte.

Wir glauben, daß dieser Roman im Ganzen Jedermann ansprechen, wenn auch nicht in jeder Einzelnheit, wie wir bereits bemerkten, befriedigen wird. Er ist in Briefen geschrieben, eine Behandlungsweise, welcher die Verfasserin vorzüglich hold, die ihr aber gleichfalls vor andern günstig ist. Sie gewährt ihr insbesondere Gelegenheit, die Kunst der Entwicklung des Details, worin sie Meisterin ist, zu üben, und die geheimeren Falten des Herzens der handelnden Personen zu beleuchten. Hierin hat die Verfasserin auch in diesem Romane vorzügliche Trefflichkeit gewiesen, und ein fortdauernd gespanntes Interesse über die Handlung verbreitet. Sie liebt überhaupt im vollen Lichte zu malen, und dasjenige, was in ihren Dichtungen vorzüglich anzieht, ist eben jene gleichmäßige Vertheilung erwärmender Begeisterung, welche nirgends zu verheerender Flamme wird, überall aber wohlthätig die Seele berührt.

Art. V. Geschichte der Israeliten in Böhmen. Von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1813. Von Johann Franz v. Herrmann, Ritter von Hermannsdorf, k. k. Hofrath und ordentlichem Mitgliede der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Wien und Prag, 1819. In der C. Haas'schen Buchhandlung, in 8. 118 Seiten.

In der Einleitung streift des Verfassers Blick, vorübergehend, die ältere Historie des höchst merkwürdigen »Volkes Gottes«, seit der Zeit, als sich das Reich der Hebräer von den Quellen des Euphrat bis an die Gränzen des »verschlossenen, den Ausländern bittern Aegyptens« verbreitete, durch Seefahrt und Bündnisse groß war, — als innere Spaltung in die Reiche von Jerusalem und Samarien, jene alte, durch so viele Wunder errettete Größe, der rachedürstenden Uebermacht der asiatischen Monarchien Preis gab. — Darauf die babylonische Gefangenschaft, Antiochus und die Makkabäer, — die Sekten, — der Kampf mit römischer und griechischer Kultur und Cultus, — Roms Wille, auf der so wichtigen Gränze zwischen Asien und Afrika, keinen unabhängigen Staat, am wenigsten unter parthischem Einflusse zu dulden, — (in der, durch die alten Orakel, zur Ankunft eines Retters bezeichneten Zeit), die Erscheinung des Erlösers, — die von ihm vergeblich bestrittenen, schwärmerischen Vorurtheile von Israels Erledigung und Weltherrschaft, — der römischen Landpfleger tyrannische Habsucht, — auf jene schonende Eroberung Jerusalems durch den eiteln Pompejus, die schrecklichen Tage, über welche Jesus geweint, — des Staats, des Tempels, des ganzen Gemeinwesens Untergang, durch den gütigen Titus, in Blut, in Flammen, in Schutt, — das bald zweytausendjährige Herumirren des ganzen Volkes, in allen Theilen der Welt, unter den gräßlichsten Verfolgungen und seltsamsten Verhängnissen: ein lebendiges Denkmal, daß die ewige Ordnung, diejenigen, welche »unbeschnittenen Herzens,« der Wahrheit widerstreben, gleich Schlacken auswerfe, und (wenigstens als Volk) nimmermehr gebrauchen könne, zugleich ein lebendiges Denkmal der, aller menschlichen Gewalt spottenden Macht der Sitten!

Verfolgung der Juden in Rom, — L. 3. Cod. de Judaeis und des Theodosianischen Gesetzbuches, mit dem Scheiterhaufen drohende Satzungen gegen diese homines vilissimos et extremae conditionis, — schonender gegen sie, Julian der Abtrünnige, — natürlich! Er und diese Volkestrümmer, kämpften beyde den ungleichen Kampf gegen den wahren Geist der Zeit. Beyde bauten hartnäckig fort auf Grundsteine, die

der Lauf der Zeiten längst zertrümmert und aufgelöst hatte. — Au
Chrysostomus, auch Ambrosius goldener Mund, wid
die Juden donnernd, — die grausamsten aus allen gegen si
waren die Westgothen. — Die Ansicht herrscht durchs gan
Mittelalter, die Innocenz III. in einer Bulle ausgesprochen, s
seyen, »servi a domino reprobati, in cujus mortem nequite
»cooperarunt, se saltem per effectum operis recognoscan
servos illorum, quos Christi mors, *liberos* effecit.« und Ka
ser Friedrich II. »quod imperialis authoritas a priscis tem
»poribus, ad *perpetuam judaici sceleris ultionem*, eisdem ju
»daeis, perpetuam servitutem indixerit.« — Jene publiz
stische Grille, die römisch-deutschen Kaiser, als unmittelba
Nachfolger und Universalerben der altrömischen Imperatoren un
Cäsarn zu betrachten, hieraus ihr dominium *urbis et orbis*, ih
Anciennetät und Präeminenz über alle übrigen Potentaten zu fol
gern, unterwarf die Juden, als Sachen, als bewegliche
Gut, den Kaisern, längst vor der diessfälligen Satzung Karls IV
in der goldnen Bulle und vor der echt archäologischen Noti
des Schwabenspiegels §. 4. C. 146.: »Die Juden habe de
König Titus so eigen in des Königs Kammer gegeben, daß si
noch davon des Reiches Knechte seyen, und der König si
auch schirmen müsse?« — »Oberster Herr und Richte
der gemainen jüdischhait ohne Mittel,« — lesen wi
in einigen neueren Titulaturen der Kaiser und in Reichstagsakten
— Bekannt ist, daß sich die Kaiser für geborne Schirmvögte de
gelobten Landes und aller Juden betrachteten. Wir finden j
sogar wo nicht den allerersten doppelten oder zweyköpfi
gen Adler, doch einen der ältesten, 1298 auf dem Siegel de
Augsburger Juden, als kaiserlicher Kammerknechte
(Stetten 70, 85). Wenige Jahre darauf forderte Albrecht I
sogar alle Juden aus Frankreich zurück. — Philipp de
Schöne vernahm darüber einen Ausschuß französischer Rechts
gelehrten, und da diese die Forderung gültig achteten, ließ er si
ziehen. — Beyspiele bis auf die sächsischen Ottonen hin
auf, daß die Kaiser, Juden, selbst an Kirchen verschenkt, daß
sie, einzelnen Reichsständen, Privilegien ertheilt haben, Juden
zu halten, oder auch keine Juden zu dulden. Erst 1548 machte
eine allgemeine Reichs-Polizeyordnung Karls V. dieses Recht
allgemeiner.

Es wäre wohl höchst merkwürdig, wenn die Behauptung de
Verfassers S. 9 quellengemäß erwiesen werden könnte, daß am
Rhein und in Böhmen, Juden bereits Handel trieben, wäh
rend jenes gewaltigen, nationalen Aufflugs Marbods, also
in den durch ihn erschütterten Tagen Augusts und Tibers? —

S. 15, 16. Lernen wir seine Vorgänger in diesem Gegenstande kennen, den Glaubensgenossen Ignaz Jeitteles und den um Böhmens Geschichte, Alterthums- und Münzkunde hochverdienten Piaristen Adaukt Voigt.

Hayeck, Böhmens Herodot, überlieferte uns zwar eine reiche Ernte von Ammenmährchen und von verworrenen Ueberlieferungen, aber er hat dort keineswegs so nachtheilig gehauset, wie Lazius und Aventin, in Oesterreich und in Bayern, die Inschriften und Urkunden, stumme Denkmäler und Chroniken zu ihren hyperpatriotischen Ansichten nothzüchtigten, ohne weiters überall gerade das lasen, oder herausfolterten, was ihnen gefiel; das Fehlende, aus der eigenen, öfters höchst unglücklichen Einbildungskraft ergänzten, und ganz und gar ertränkt und ertrunken in den Ansichten, in den Begriffen, in den Erfordernissen und in der Polemik ihrer Tage, alle Zeitalter durcheinander gemengt, und alle die späteren, oberflächlichen, eiteln oder trägen Vielwisser und Vielschreiber, zu einem selbst den Klügsten verrückenden, wüthenden Heer gemacht haben. — Hayeck liefert slavische Sagen, die das Herz erwärmen, und die den Geist stärken, die stets auf den Lippen und tief im Herzen des Volkes, altergrau geworden, und oft mit deutscher Sage und Heldenlied im wunderbarsten Einklang sind. Um dessentwillen sey ihm willig verziehen, was er gegen die historische Kritik gesündiget, was schon der schulgerechte Dobner an ihm oft superklug getadelt und gebessert hat. — Dahin gehört Boleslaws Bewilligung zur Erbauung einer Synagoge, wegen guter Dienste der Juden zur Ausrottung der Abgötterey (995), die von Spitignew verhängte, von Wratislaw dem ersten Könige, verschärfte Landesverweisung (1053 — 1064) — die nur ein einziges Jahr darauf erfolgte Wiederaufnahme, unter der, unzähligemale, in den Chroniken aller Länder wiederkehrenden Bestimmung, sich der gewohnten Uebervortheilung und des Wuchers gegen die Christen zu enthalten, hohe Abgaben zu bezahlen, und nicht über eine gewisse Zahl anzuwachsen. — Hier, wie überall, von Portugal bis Rußland, mußten sich die Juden durch gelbe Tuchlappen auf dem Kleide, durch spitzige oder gehörnte Hüte auszeichnen. — Welch schneller Reichthum bey ihnen gehauset, beweisen die von Kosmas, der Gemahlin Markgrafen Konrads von Mähren, Wirbirge (1091) gegen ihren Schwager Wratislaw, Böhmens ersten König in den Mund gelegten Worte: »Nusquam melius ditaberis, nec amplius magnificaberis, quam in *suburbio Pragensi* et *Vico Vissegradensi*; ibi *judaei*, auro et argento plenissimi; ibi ex omni gente negociatores ditissimi; ibi monetarii opulentis-



simi.« — Ihre bittere Verfolgung, da alle Kreuzfahrer glaubten, bey diesen allernächsten Ungläubigen, den Anfang machen zu sollen. — Wiederabfall derjenigen, die sich aus Angst hatten taufen lassen. — Herzog Brzetislav, sich dem polnischen Heereszug nur mit Mühe entwindend, um der Kreuzfahrer Ausschweifungen zu steuern, gebrauchte den Vorwand dieser Abtrünnigkeit, um die Juden rein auszuplündern. Er befahl: »Man solle die vertriebenen Juden ja gewiß Alles »mitnehmen lassen, wovon sie erweisen könnten, sie hätten es »aus Judenland mitgebracht! Alles übrige aber, müsse bey »Todesstrafe da bleiben.« Nicht die Plünderung des brennenden Troja habe solch überschwänkliche Ausbeute gewährt, wie diese der böhmischen Juden, war die allgemeine Stimme des Tages.

Die wenigen Zurückgebliebenen trachteten um so viel mehr, die Mühe, aber auch die Genüsse des Handels sich ausschließend zuzuwenden. Nur durften Christen nicht das Eine, nicht das Andere, mit ihnen theilen. (1124) — Erste, bestimmte Spur persönlicher Abgaben der Juden. Für den Mantel, den sie trugen, beym Brückenzoll einen Heller, jeder Schüler zwey Pfennige für seinen Schreibzeug rc. — Bey der heiligen Osterfeyer keine Gemeinschaft zwischen Christen und Juden. — Fleischliche Vergehungen zwischen beyden Glaubensverwandten, wurden durch lebendiges Begraben bestraft!! (Die gefallenen Vestalinen Roms, dürften sich durch diese Analogie wenig geschmeichelt finden). Der Jude, der Menschen oder Kirchengeräthe kaufte, wurde verbrannt. — Selbst am Galgen, machten Ketten und Feuerzeichen, einen Unterschied, zwischen dem gehängten Juden und Christen — und es zeugt keineswegs von roher Wildheit, sondern von dem praktischen Hausverstande jener Zeit, daß Mährens älteste Municipalsatzung, alles Ernstes die Frage aufwarf: »utrum in agendo et respondendo, judaeus »possit dici vir probus?«

Der duldsamste gegen die Juden, war von jeher der Kirchenstaat. — Der Päpste Beyspiel auch im Böhmenreiche nachgeahmt, aber es ist eine wunderliche Eigenheit dieser kleinen Schrift, daß die meisten der hier angeführten Spuren, weniger aus dem einst so merkwürdigen und mächtigen Böhmen, als aus dem kleinen Mähren hergeholt, und hierin nur die längst gedruckten Wahrnehmungen von Monse und von den Benediktinern zu Raygern, insonderheit ihrem gelehrten Abte, Bonaventura Pitter benützt sind, — so die Satzung des großen Przemysl Ottokar, als Markgrafen von Mähren (1254) gegen gezwungene Juden-Taufe, gegen Störung ihres Gottesdienstes, ihrer Grabstätten, ihres Eigenthums, — Judenschu-

len, — der Juden unmittelbare Unterwerfung unter des Königs Kammer und Gerichtsbarkeit, — unerwartet schwere Pön der Vergehungen wider die Juden, — eines Juden Ermordung soll gleichfalls den Tod und noch obendrein Vermögenskonfiskation nach sich ziehen, Verwundung, zwölf Mark Silber dem Verwundeten bringen, und eben so viel der königlichen Kammer, — Nothzucht an einer Jüdin die Hand kosten, — Entführung eines Judenkindes als Raub bestraft werden, und der unverdiente Vorwurf aufhören, als gebrauchten sich die Juden des Christenblutes zu ihrem Gottesdienste.

Eben dieses Ottokars denkwürdige Handveste für die mährischen Juden, bereits 1765 von dem Reichshofrathe Senkenberg in seinen visionibus diversis herausgegeben, und 1781 in den juribus primaevis *Moraviae* von den Benediktinern von Raygern neuerdings zugesichert. Sie findet sich auch hier im Anhange 111 — 118.

Provinzialsynode zu Wien 1267 mit ihren verschärften Anordnungen wider die Juden. — Seltsame Eidesformel, die nach König Johanns Befehl, die Juden, mit bloßen Füßen, auf einer frisch abgezogenen Schweinshaut stehend, ablegen mußten. — Bedeutendes Blutbad durch den schwärmerischen Metzger Rindfleisch. — Häufige Klagen über die falschen Eidschwüre, über den Wucher und über das Hehlen der Diebstähle durch die Juden. Sie sollten nur auf Faustpfänder, nicht auf Schuldverschreibungen leihen und Sicherheit durch Vormerkung oder Intabulation, war ihnen bey Verlust der ganzen Forderung verwehrt. — Die wenig Kopfbrechen kostenden Finanzmaßregeln König Johanns sind überhaupt bekannt. So ließ er auch zu seinen unaufhörlichen Rüstungen, bald wider Habsburg, bald wider Wittelsbach, die Juden plötzlich überfallen, und alles bey ihnen vorräthige Gold und Silber in die königliche Münze abliefern. — Budweis erhielt z. B. 1341 die Freyheit, drey Judenfamilien mit zehnjähriger Steuerfreyheit aufzunehmen. Der Zins, den diese der Stadt hiefür bezahlten, mußte zur Tilgung dessen dienen, was sie an auswärtige Juden schuldete, und um diesen Amortisationsfond hübsch bald ausgiebig zu machen, wurde ihre Vermehrung solchermaßen gestattet, daß sie in unglaublich kurzer Zeit, eine ganze Straße und eine eigene Synagoge inne hatten. — Hier, wie fast überall, wurden den Juden, Vergiftung der Brunnen, alle Verheerungen der Pest und anderer Seuchen, Raub der Hostien, grausame Ermordung der Christenkinder ꝛc. zur Last gelegt. — S. 32 und 34 sind es wohl nur Druckfehler, daß der große Olmützer Bischof Bruno, (Ottokars Alkuin, Suger und Ximenez) hier Benno heißt, und

König Johann, der sein abenteuerliches Leben am 26. August 1346 in der Schlacht von Cressy durch einen abenteuerlichen Tod beschlossen, noch 1360 einverständlich mit der Prager Gemeinde Gesetze gegeben habe? (Auch kommt gar ein Karl VIII. von England vor!!) Die Prager Synode durch Erzbischof Ernest 1348 versammelt, in den Tagen, als der Pseudo-Woldemar wieder sein Wesen trieb, und der ritterliche Günther von Schwarzburg wider Karl den IV. sich erhob, verschärfte noch die Beschlüsse jener zu Wien von 1267, durch den gänzlichen Verbot christlicher Heb- und Säugammen, durch noch auffallendere Kleidung, durch das Verbot, Synagogen zu erbauen. — Karls IV. und seines Sohnes Wenzel Regierung war übrigens für die Juden besonders schrecklich, und jener unblutige Krieg, den sie gegen das Eigenthum aller Welt und den alle Welt gegen ihr Eigenthum führte, erreichte den höchsten Grad. — Die Juden mußten unter hundertfältigen Vorwänden, den Fürsten, den Städten, den räuberischen Faustrittern bezahlen, und andererseits wurde es jetzt Sitte, daß dagegen ihre Schuldner durch kaiserliche Eisenbriefe, Aufschub auf unbestimmte Zeit erhielten, ja von aller Zahlungsverbindlichkeit gänzlich losgezählt wurden. — Schon 1363 entledigte Karl IV. mehrere böhmische Edle, und früher schon die Nürnberger Burggrafen des Hauses Zollern, von aller Rückzahlung an die Juden in Kapital und Zinsen. — Als die allgemeine Verheerung des deutschen Vaterlandes, durch den erbitterten Krieg der Fürsten und Städte, die Stockung des Waarenzuges, der Gewerbe, des täglichen Handels und Wandels, die wichtigsten Quellen des Wohlstandes, ja des täglichen Brotes verstopft hatte, wurde sehr natürlich auch das Geschrey über die »Judenschulden« immer lauter, immer allgemeiner — und immer erbitterter der Haß gegen ihren Einfluß auf das gesammte, deutsche Finanzwesen, durch Erfindung neuer Abgaben, durch Pachtung von Regalien und Domänen, von Steuern und Zöllen und durch Vorschüsse auf diese Revenuenquellen. — Wenzel verband auf dem Nürnberger Tage 1390, seiner neuen Münzordnung, auch eine überaus kurze und bündige Abhülfe gegen die Judenschulden. — Er sprach nämlich Fürsten, Herrn und Städte gänzlich davon frey, und erklärte die, den Unglücklichen ausgestellten Schuldverschreibungen sammt und sonders für kraftlos und nichtig!! Er machte sich dadurch die Losgesprochenen zu Freunden, und verknüpfte zugleich damit eine einträgliche Finanzspekulation, denn wer nicht Wenzeln funfzehn Procente des Schuldkapitals im Vorhinein entrichtete, für den gab es keine Lossprechung. — Nur die Bayerherzoge und das Haus Oettingen,

die Städte Nürnberg, Ulm und Rothenburg an der Tauber allein, bezahlten an des Königs Kammer, für kassirte Judenschulden, die, für jene Zeiten ungeheure Summe von sechzigtausend Goldgulden!! — Von geringer Kraft waren die Schirmbriefe Karls IV. 1356, unter goldner Bulle zu Stauffen gefertiget, und Wenzels von 1379 für die Juden zu Eger. — In der Majestas *Carolina* wurde rubr. 111 das Princip neuerdings ausgesprochen, sie seyen Knechte des Königs, und Er sey ihr Notherbe. — Durch das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch, nahmen die Anschuldigungen gegen die Juden wegen angeblichen Frevelthaten gegen das Altarssakrament kein Ende, und die Chroniken der verschiedensten Ortschaften erzählten sogar auch bey verschiedenen Jahren immer dasselbe Wundermährchen, die damals niedergemachten Juden, hätten kein Blut gegeben! (E vulneratis Judaeis, proh miraculum! sanguis non emanavit), was wohl ein Spottvogel, in Beziehung auf die sprichwörtliche Furchtsamkeit der Juden mag gesagt haben, wornach es aber in bitterm Ernst in die damaligen Zeitbücher überging. — Am 23. März 1348 erneuerte Karl IV. für Brünn das Gesetz: kein dortiger Jude dürfe nach Sonnenuntergang, weder von bekannten noch von unbekannten Personen, mehr ein Pfand annehmen, und bey Tage müssen solche Verpfändungen in Gegenwart zweyer Geschwornen als Zeugen geschehen. — Die mährischen Juden besaßen sogar Rittergüter!! Pater und Merklin, zwey Brünner Juden, verkauften 1382 die ihnen zugehörige Veste und Dorf Strzizow den Rittern Diwa von Czebin, und Dietrich von Senitz. — 1411 am 21. Februar erklärte König Wenzel, auf Bitten des Ollmützer Bischofs Konrad und anderer mährischer Landherren, alle, bereits zehn Jahre alten Judenschulden, für null und nichtig. — Markgraf Johann von Mähren, Kaiser Sigmund, ja sogar der große Gubernator Georg von Podiebrad fingen, wenn sie eben Geld brauchten, die reichsten Juden auf, und behielten sie so lange im Kerker, bis die benöthigte Summe herbeygeschafft war. — Ollmütz hatte einst seine eigene Judenstadt, — Hradisch, Mährisch-Neustadt und andere Orte, wo jetzt seit Mannsgedenken keine Juden mehr existiren, waren größtentheils von ihnen bevölkert. — Mähren, das jetzt gegen acht und zwanzig tausend Juden zählt, hatte einst deren über funfzig tausend. — Ladislav Posthumus vertrieb die Juden durch eigene Urkunden für Ollmütz, Brünn, Znaym rc., und schenkte den Stadtgemeinden, ihre Häuser, Bäder, Synagogen und Geldschulden.



Synagogen, aber 1708 wohnten schon wieder mehr als zwölftausend Juden in Prag, in mehr als dreyhundert Feuerstätten.

Nachdem der zu Prag als König von Böhmen gekrönte, zu Linz als Erzherzog von Oesterreich gehuldigte Karl VII. sogar aus seinem Erbland und aus der Burg seiner Väter vertrieben, Böhmen aber von den französischen und bayerischen Heeren vollkommen gereiniget war, erließ Maria Theresia am 18. Dezember 1744 den Befehl der ewigen Verweisung aller Juden aus sämmtlichen böhmischen Kronlanden. — Im August 1745 zogen sie wirklich aus Prag fort, erhielten aber in der Folge mehrfache Verlängerung, und am 29. Juny 1748 rezeßmäßig die neuerliche Aufenthaltsbewilligung auf weitere zehn Jahre. — Viele mildernde Normen von 1760 bis zu Josephs II. Toleranzedikt und musterhaften Anstalten für den jüdischen Volksunterricht und für die Assimilirung der jüdischen Sitten und Gebräuche. — Vervollkommnung und Vollendung dieser musterhaften Vorschriften 1797 und 1799 durch Franz II. —

Oesterreich gebührt der Ruhm, der erste unter den Staaten des europäischen Festlandes gewesen zu seyn, der in Rücksicht der Juden, liberale Grundsätze, geräuschlos aber darum nicht minder durchgreifend und wohlthätig, in seiner Staatsverwaltung ausübte, — während im vielschreibenden Norddeutschland, das doch einen Mendelssohn, Bendavid, Salomon Maymon, Markus Herz rc. aufzuweisen hatte, noch immerfort für und wider die bürgerliche Freyheit der Juden gestritten wurde, und die Aufhebung des, sie dem Vieh gleichsetzenden Leibzolles, schon für ein Großes geachtet werden mußte! — Eine Uebersicht der wichtigsten Verordnungen in Judensachen seit Theresia, unter Joseph II. und Franz I. erhöht unstreitig die Brauchbarkeit dieser kleinen Schrift, der man nicht absprechen kann, einige neue und anziehende Daten geliefert zu haben, obgleich wir sie nur für ein opus posthumum des verdienten Hofrathes Herrmann achten, welches er vielleicht in dieser Gestalt und vor mehrerer Vervollständigung und gänzlicher Umarbeitung, der gelehrten Welt vorzulegen kaum gedacht haben würde. — Nach Rohrers Versuch über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie, nach dem, was Aretin, Ulrich, Zimmermann, Borowsky rc. über die Juden in Bayern, in der Schweiz, in Schlesien, in Preußen rc. zu Tage förderten, hätte man aus einer solchen achtungswerthen Feder Befriedigenderes wohl erwarten dürfen. — Dieses Büchleins Leitfaden sind nicht Dohms, Herders, Schlözers durch historische Kritik ausgezeichnete, durch reines Wohlwollen ehrwürdige, wenn schon hier und da allzu kosmopolitische und in einer

Erfahrungssache metaphysikasternde Ideen. — Es ist auch nicht die ergreifende Ansicht, wie dieses Volk als Volk sich selbst überlebt, wie es die ihm auf dem Welttheater bestimmte Rolle in damaliger Form unstreitig ausgespielt hatte, hiermit aber auch in den Kreis der übrigen, nothwendigerweise vielleicht unverschuldet und unbewußt, — aber dennoch feindselig und störend getreten sey, bis die tropfenweise und unwiderstehliche Gewalt der Zeit auch die harten Steine erweicht und gehöhlt hat.

Es sind auch nicht alle böhmischen Quellen gehörig gebraucht. Wie Vieles liegt noch unbenützt in den scriptoribus und monumentis, in den Gesetzsammlungen und Landesordnungen, im speculum Judaeorum etc.? — Die jüdischen Grabsteine und ihre wunderliche Chronologie verdiente denn doch einmal eine ordentliche Beleuchtung und Berichtigung. — Zu welchen unglaublichen Lächerlichkeiten ließen sich nicht Lazius und Andere dadurch verführen! — Wollten sie nicht die Juden zu Erbauern Wiens machen und wiesen sie nicht jüdischen Tetrarchen ihre Residenzen zu Wien, Tuln, Korneuburg und Stockerau an, noch bevor der Ister mit seinen Katarakten, die römischen Adler erblickt hatte?! — Mündliche Ueberlieferung schreibt ja auch die Synagoge von Ungrisch-Brod in die Römerzeiten und die mährischen Judenstädte Nikolsburg, Boskowitz, Proßnitz, Eibenschitz rc. hatten mehrere, über die Zeiten der ersten Kreuzfahrten hinausreichende Epitaphien. — Die mährischen Quellen, Stadtchroniken, die Iglauer Berg- und Stadtrechte, der wahrscheinlich Karls IV. ersten Regierungsjahren gleichzeitige Brünner Kodex rc. sind gar nicht benützt — und welche Blicke im Wechsel- Gold- und Münzwesen, im Ein- Aus- und Durchfuhrhandel bietet dieser Gegenstand nicht einem geübten Kennerauge dar? — Zur Zeit, als die europäischen Reiche, ohne gemeinsame Bande, nicht wie eine Staatenfamilie, sondern gleich benachbarten Inselgruppen einander gegenüber standen, bildeten die durch alle Länder zerstreuten, die Lage, die Verhältnisse, die Bedürfnisse und Gelegenheiten Aller, erforschenden und benützenden Juden, keinen unbedeutenden Zweig des gemeinsamen Verkehrs. — Es wäre vielleicht eine eben so witzige als wichtige Parallele zu ziehen, zwischen dem genetischen und Kausal-Zusammenhange der Juden und der Landstände, mit dem Schuldenwesen der Landesherrn! — Die berühmteste kaiserliche Erlaubniß, Juden zu halten, ist wohl jene goldne Bulle Friedrichs des Rothbartes von 1156 für den neuen Herzog von Oesterreich, Heinrich Jasomirgott. — Ueberhaupt liefern Oesterreichs und insonderheit Wiens Zeitbücher, reichliche Beyträge. Die vielbe-

7

suchte Wasserstraße der Donau, der Stapelplatz im We
(Rossau und Leopoldstadt) zogen sie von allen Enden h
her. — Höchst merkwürdig sind drey Urkunden aus dem Zw
spalt der beyden Friedriche, des zweyten Kaisers und des str
baren, Herzog von Oesterreich und Steyer. — In
ersten (in Lambachers Interregnum) vom April 1237 tad
der Kaiser, Friedrichs Begünstigung der Juden (Frideri
quondam Dux — — credens sibi cuncta licere pro libi
pauperes aggravans, divites inquietans — — spolia omni
sitiens), er schließt sie darum von den ersten Aemtern aus u
die zweyte im Feldlager vor Brescia im August 1238 ge
bene Ordnung für die Wiener Juden, seine kaiserlichen Kamm
knechte (Hormayrs historisches Taschenbuch II. 69) macht
im schneidenden Kontraste damit begreiflich, wie der Kaiser, n
den Begriffen jener rauhen Zeit, des unchristlichsten Indiffer
tism, ja des Uebertrittes zum Talmud oder Koran und ei
Vertilgungsplanes wider das Christenthum beschuldiget werd
konnte! — Die dritte gab der streitbare Friedrich, den isra
litischen Glaubensverwandten günstiger als je, 1244 auf sein
Lieblingsburg Starkenberg, nur zwey Jahre, bevor er d
Babenberger uralten Stamm siegend beschloß und Oesterrei
den Schrecknissen des Zwischenreiches preisgegeben ward. — Kö
Ottokar schrieb 1255 und 1268 den Juden zu Krems und
Wien Gesetze, jene beschränkender, diese begünstigender Te
denz. — Der Verschärfungen der, auch von den Bischöfen v
Prag, Ollmütz und Breslau besuchten Wiener Synode v
1267 und der von jenem großen König 1268 gefertigten, v
kommen analogen, mährischen Judenrechte, wurde schon o
gedacht. — In der Hauptstadt Wien hatten sie eine eig
Judenstadt, in der Gegend des Dempfingerhofes,
Saume des Hohenmarktes fort, längs der Salvatorskir
und Maria Stiegen bis zum Judenthurm und an d
Zeughaus, rückwärts des Schottenklosters. — Aeuße
merkwürdig für die Geschichte der Sitten, des Handels und Gel
wesens, sind König Rudolphs Briefe vom 16. Oktober 12
und vom 4. März 1277, für die Regensburger und für
österreichischen Juden, welche erstere, mit den letztern,
den wichtigsten merkantilischen Verbindungen stehend (9. Aug
1329), Ludwig der Bayer seinem Vetter dem niederbaye
schen Herzog verpfändete. — Von da an beginnen a
beynahe von Jahrzehend zu Jahrzehend, die Verfügungen ge
die Verfälschungen der Münze, des Tuches und aller Waar
durch die Juden, — die merkwürdigsten darunter, der Verb
24. April 1316) die Juden durften unter Konfiskationsstrafe

der Neustadt kein Gewand mehr ausschneiden, und (5. Juny 1340) Herzog Albrechts des Lahmen Verordnung eines eigenen Judenbuches und zweyer öffentlicher Notare, um alle Urkunden der Juden zu protokolliren und somit den unaufhörlichen Klagen über Interpolirung zu steuern.

Die am 20. Juny 1338 von den österreichischen Herzogen, Albrecht dem Lahmen und Otto dem Freudigen, gegebene Judenordnung, wurde von Ludwig den Bayern und von Karl IV. vielen ähnlichen Satzungen für andere Städte des Reichs, als Muster zum Grunde gelegt. — Karls IV. Bestätigung des österreichischen Landes und Herzogsstammes, Juden zu halten, vom 13. und 17. Dezember 1360 und 9. May 1366, sein gleichzeitiges Gelübde, keinen aus Oesterreich wegziehenden Juden, ohne der Herzoge Willen, in den Landen der Krone Böhmens aufzunehmen, — Karls IV. Brief auf den bayerischen Prinzen Ludwig von Brandenburg-Tyrol (27. Juny 1349), sich drey aus den reichsten Judenhäusern zu Nürnberg auszuwählen — und der Schirmbrief Herzog Albrechts für die Gebrüder von Walsee, auf vier Juden und ihre Familien (4. May 1357) verdienen in einer dereinstigen Darstellung der Schicksale der Judenschaft in Oesterreich, wegen ihrer charakteristischen Züge, eine eigene Beleuchtung. — Für das dreyzehnte Jahrhundert dürfte dießfalls des gelehrten Florianer Chorherrn Kurz: »Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht« (II. 311, 317) wenig mehr zu wünschen übrig lassen. — Eben so bekannt sind die angeblichen Wunder zu Korneuburg und 1338 jenes zu Pulka, von dem die dortige alterthümliche Kirche verschiedene, durch den Vandalism unserer Zeiten vertilgte Denkmale enthielt. — Klemens VI. Bulle von 1348 zum Schirm der Juden, ihre erzwungenen Taufen verbietend (Raynald 281 n. 33), half wenig. Ludwig der Große von Anjou, der Ungern und Polen König, vertrieb unerbittlich alle Juden, die nicht Christen werden wollten, jedoch ohne Konfiskation ihrer Habe. Et sic omnes *Judaei* de regno *Hungariae*, in *Austriam* et *Bohemiam* recesserunt, et dispersi extiterunt. Chron. Joan. *Thwrocz*, apud *Schwandtner*, T. I. p. 194.

Die Herzoge Albrecht und Otto hatten 1338 ein Zinsengesetz zwischen Christen und Juden gegeben (Rauch scriptor. III. 34, 36). Rudolph der Weise tilgte 1368 all ihr Pfandrecht auf bürgerliche Häuser, wobey übermäßige Interessen. — Albrecht mit dem Zopfe verpönte 1368 ihre beständige Agiotage mit Gold-, Silber- und Kupfermünzen bey Leib und Gut und 1371 (auch ein Jahr der Verfolgung: »da die Ostern waß

eingangen, da wurden die Juden alle gefangen; zu Pfingsten darnach groß Schauen geschah, am Herbst reist Leopold nach Bresla«) verboten die Brüder Albrecht und Leopold der Fromme den Juden allen Handel mit Wein und Getreide und jedes bürgerliche Gewerbe. So wirkten die Gesetze einander selber entgegen, durch die beständige Reibung des Zunftzwanges an dem immer stärker vibrirenden Geldwesen und Wuchergeist.

Die schrecklichen Verfolgungen der Juden 1406 und späterhin 1420 unter Albrecht V. erzählen Ebendorfer 829 — 851 bey Petz und die Mölker Chronik 254. — Albrecht ließ ob und unter der Enns alle Juden, wegen einer von der Mesnerin zu Enns gekauften und mißhandelten Hostie, zusammenfangen, und was nicht schon bey dieser Gefangennehmung ein Opfer der Volkswuth ward oder zum Christenthume trat, wurde am Donnerstag vor dem Pfingstsonntag, an vielen Orten des Landes, auf ungeheuern Scheiterhaufen den Flammen übergeben. — Dessen ungeachtet schlichen sich die Juden in wenigen Jahren wiederum ein, und bald hätte unter Ladislav Posthumus, ein Arzt ihres Glaubens, gegen das Verbot der Universität und der Synode praktizirend, neue Scenen herbeygeführt; aber seine schnelle Verweisung auf die Vorstellung der hohen Schule: die Bevölkerung Wiens (damals zwischen 50 bis 60,000) sey mit eilf christlichen Aerzten zur Genüge versehen, hinderte den Ausbruch.

Ein bitterer Feind der Juden war der große König Mathias Huniady Corvin, wegen ihrer Agiotage, Münzverfälschung und Kreuzung seiner Polizeyanstalten. — Er vertrieb sie 1485 aus dem eroberten Wien, aus Klosterneuburg, Korneuburg und der ganzen Umgegend. — Max I. setzte nach Wiens Wiedereroberung diese Strenge fort, »wegen Entführung und Ermordung der Christenkinder, Wucher und Betrug, Verfälschung der Briefe und Insiegel.« — Erst unter Ferdinand I. kamen sie von Nikolsburg, Göding, Marcheck, Güns, Oedenburg, Eisenstadt mit dem Juwelen- und Pferde-Handel nach Wien zurück, hatten wieder Bethaus und Schule und eine fixe Besteuerung. — 1544 wegen Wuchers, 1669 als Pöbelwuth ihnen die große Feuersbrunst beymaß, wurden sie wieder vertrieben, jenesmal nur der Zistersdorfer Mandeljude, diesmal nur der Hoffaktor und Judenrichter Wolf Schlesinger allein ausgenommen. — Schon vier Jahre darauf, besuchten sie wieder alle Märkte der Umgegend und Schlesinger, Oppenheimer und Werthheimer machten die Geschäfte des Hofes noch vor der zweyten türkischen Belagerung.

Wie in allen Verwaltungszweigen, sprach sich auch gegen die israelitischen Glaubensverwandten, Thereſiens wahrhaft königliche Seele durch Verfügungen aus, die (zu geschweigen des beredten Nord-Deutschlands, des eiteln Frankreichs, des immer retardirenden Spaniens ꝛc.) selbst der brittischen Parlamentsakte von 1753, über die bürgerliche Existenz und Besitzesfähigkeit der Juden, jegliche Priorität abgewinnen. In Wahrheit sie bekräftigen es neu, wie wenig Oesterreich (obgleich der Vordermann alten Glaubens, alter Sitte und Ordnung und durch die Fremdartigkeit seiner Bestandtheile, durch seine mittelländische Lage, durch seinen politischen Gravitationsberuf von nichts nachtheiliger angefeindet, als von unreifer Aufklärung, von übereilender Willkür und von ungeduldiger Leidenschaft für das Gute) wahrhaft liberalen und zeitgemäßen Ideen, jemals verschlossen gewesen sey!

Auch von den Begegnissen der Juden in Ungern und in dessen Nebenreichen, würden wir annoch einige charakteristische Züge beysetzen. — Allein wir versparen dieselben bis zur Beurtheilung eines Büchleins, das über diesen Gegenstand, mit einer ansehnlichen urkundlichen Ausbeute, ehestens im Druck erscheinen wird.

Am Schlusse dieser Anzeige, noch ein herzliches Wort über den Verfasser, den unter Joseph, in manchem Verwaltungszweige, durch Wort, Schrift und That ausgezeichneten, im ganzen Leben aber durch die wärmste Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Herrn und an dessen menschenfreundliche Entwürfe hervorragenden Hofrath Herrmann und an seinen Sohn, den Heldenjüngling, Ingenieurhauptmann Herrmann, der (ein anderer Zrini in Szigeth) in jener Epoche des Unglücks und Ruhms von 1809, in dem brennenden Blockhaus auf den Prediel, die strenge Feuerprobe bestanden, der den Ruhm der österreichischen Waffen, wider eine ganze Heeresmacht siegtrunkener Feinde herrlich behauptet und sammt seiner »heiligen Schaar« mit dem Tode besiegelt hat! **Sit illis terra levis et molliter ossa cubent!!**

Art. VI. Die Geschichte der merowingischen Hausmeier, von Georg Heinrich Pertz, Doktor der Philosophie zu Hannover. Mit einer Vorrede vom Hofrath Ritter von Heeren in Göttingen. Hannover, 1819. In der Hahn'schen Hofbuchhandlung. In 8. 110 Seiten Text, bis 202 Anmerkungen und Beweise. — (Stammtafel der Merowinger und der letzten Hausmeier, der drey Pipine.)

Scharfsinnig bemerkt in der kurzen, aber gehaltreichen Vorrede Hofrath Heeren, des Verfassers Lehrer, wie die Geschichten

der Majordome der ersten Dynastie, als ein vorzüglicher Bestandtheil der Historie des großen Frankenreiches schon öfters behandelt worden sey, — leider aber niemals noch mit tieferer Würdigung der, an jener hohen Stelle gestandenen einzelnen Männer und dennoch sey wahrhaftig eben so viel, wo nicht mehr der großen Geschicke, die sie bewirkt oder die sie erfahren, aus ihrer Persönlichkeit hervorgegangen, als aus den äußern Verhältnissen und aus den Umständen der Zeit!

Heeren fährt mit der Bemerkung fort, wie in der Weltgeschichte die Erscheinung der Hausmeier, eine oft wiederkehrende (ja in der Schwachheit der menschlichen Natur überhaupt und in der nothwendigen Kehrseite jenes welterhaltenden Grundsatzes der Legitimität insbesondere, gegründete) Erscheinung sey: eine Reihe unfähiger schwacher Regenten, mit dem Namen, mit den äußern Zeichen der obersten Macht, — neben ihnen, irgend ein, mehr und mehr um sich greifender, die Gewalt in Händen habender Stellvertreter, der von Innen und nach Außen hinlänglich befestiget, seine persönliche Macht, gleichfalls seinem Geschlechte vererbt, die auf ihrem Thron eingeschlummerten Schattenkönige aufweckt und heruntersteigen heißt, bey den Franken in das Kloster, im Morgenlande zum Strang.

Es folgt nun eine anziehende Parallele der gewaltigen Hausmeier des Frankenreiches unter den Merowingen, mit den Emirs al Omra, des arabischen Kaliphats zu Bagdad unter den Abbassiden. — Auch dieses sah sehr kurze Zeit nach dem großen Harun al Raschid, Karls des Großen und Alfreds Zeitgenossen, keinen Kalifen mehr an der Spitze des Heeres, sondern nur mehr unter den Weibern und Verschnittenen des Harems, und das von Spanien, bis nach Indien ausgebreitete Reich, gleich Rom und Byzant, mehr und mehr auf eine einzige Stadt beschränkt, durch den Unabhängigkeitsgeist der Statthalter und durch die Tyranney ihrer, aus fremden Söldnern, meist aus Türken, gebildeten Leibwache. — Als Gegengift wider dieses allmähliche Auseinanderfallen, stiftete der Kalife el Rhadi, in den Tagen Ottos I. das Großemirat, das bald im Hause der Bujiden erblich wurde und es auch über ein Jahrhundert blieb, bis Bagdad selber durch die Seldschucken unter Togrul, fiel, in der Zeit, als im abendländischen Kaiserreiche der große Investiturstreit zu keimen begann und das politische Uebergewicht des heiligen Stuhls sich entschied. — Nicht nur, daß die Großemirs und die Majordome schon in ihrem Ursprung ungleich gewesen (die Frankenkönige waren die größten Landeigenthümer und hiezu keines Feldherrn, wohl aber eines treuen und thätigen Hausmeiers bedürftig, die Kalifen hingegen, nur

eines gefürchteten Kriegsmannes, zur Erhebung der Tribute, auf denen ihre Existenz ruhte, die Majordome wurden also nur Krieger, als die ersten unter des Königs Leuten); einen noch folgenreichern Unterschied bildet die persönliche Größe der Karlowingen und die Unbedeutendheit der Bujiden, ihre ewigen, blutbefleckten Familienzwiste, gegenüber der seltenen Einigkeit, dem unverrückt koncentrischen Zusammenwirken der Karlowingen, darum auch diese zu Macht und Herrlichkeit kamen, jene sammt der Dynastie und dem Reiche, das sie hätten beschützen sollen, schmachvoll untergingen.

I. Die Hausmeier bis zum Tode Pipins des älteren 639. — Die innern und äußern Verhältnisse und die Politik der Merowingen. Anfangs nur ein Verein freyer Männer zu gemeinschaftlichen Vereinigungs- und Beutekriegen. Entscheidung Aller über das was Alle betraf, nur Schiedsrichter und Waffen, noch keine königlichen Gerichte. Das Königthum erblich im Geschlechte Chlodowigs (486), Siegers bey Soissons über Syagrius, den römischen Statthalter. Dennoch bey dieser Erblichkeit im Hause Merowechs und Pharamonds, noch keine Erstgeburt, keine Linealerbfolge, sondern freye Wahl unter den verschiedenen merowingischen Prinzen. (Ita reges Francorum, *electione* pariter et *successione*, soliti sunt procreari, a primo Faramundo usque in Hildericum regem; Chron. Fossat.) Höhere Ehre, reichere Beute, war seit Anbeginn bey dem königlichen Helden, um den sich daher auch leichter, als um andere Krieger, die tapfersten Jünglinge der Nation sammelten, ihm nach altdeutscher Sitte im Leben und im Tode geweiht, Glück und Unglück, Vermögen und Verlust mit ihm theilend. — Nur den König, als Feldherrn und Richter, nur seinen Willen als Gesetz erkennend, war auch Er, das einzige Band, wodurch sein Gefolge, seine Leute, mit dem Staate zusammen hingen. So wenig als die Stimme der Knechte, als die Stimme der Fremden, galt ihre Stimme in den Versammlungen der Nation, auf dem Märzfeld und Mayfeld. — Nur im Namen ihres Herrn vertheidigten sie die gemeinsame Sache, vertheidigten sie das Vaterland. So konnten, ja mußten sie wohl ein Hauptmittel werden, der Franken ursprüngliche Freyheit zu untergraben und auf ihren Trümmern die Königsmacht zu erhöhen.

Vortreffliche Entwicklung, wie die Eroberung des ganzen weiten Landes zwischen dem Rhein und der Loire, der Germania inferior, Belgica secunda und prima, Lugdunensis quarta, tertia und secunda, auch des Volkes häusliche Lage veränderte, wie die wandernde Kriegeshorde, durch Galliens Erobe-

rung in einen Verein von Grundbesitzern überging, wie sie aber, gewinnreiche Abenteuer, der Ruhe und dem Genuß noch immer vorziehend, den größten Theil der ihnen zugefallenen Ländereyen, Bauleuten und Leibeigenen überließen und hiemit erst spät empfänglich wurden, für die glücklichen Folgen des Ackerbaues und fester Wohnsitze. — Die Franken in Gallien hatten wohl wenig von einem geregelten Staate, bis beynahe als Chlothar II. das ganze getheilte Reich wieder unter Ein Haupt brachte. Ein kriegerischer, rauher Bauernstand, hatte sich unter den bezwungenen, reicheren, gebildeteren, verweichlichten Völkerschaften niedergelassen, und im eigenen, wie in Feindesland, mit aller Willkür des Sieges gewaltet. — In einem ganz andern Verhältnisse war seit dieser Eroberung und ihrem fortwährenden Anwachs, Macht und Reichthum der Könige gestiegen. Sie waren nicht nur die reichsten Landbesitzer geworden, sondern auch, kraft ihres Vorranges und ihrer Oberhoheit, Herren aller Gallier, die nicht schon einem anderen Franken als Herrn zugefallen waren. — Von diesen eigenen Leuten, nahmen sie Abgaben und Soldaten. Schon in den späteren Eroberungen in Austrasien und Neustrien, noch mehr in Aquitanien, zeigten sich die Wirkungen der sich mehr und mehr ausarbeitenden Königsmacht. In Burgund, hatte diese bereits größere Fortschritte als bey den Franken gethan, als Chlotildens Thränen zu trocknen, König Sigmund und sein standhafterer Bruder Godemar und Gundiochs ganzes Haus und das Nationalkönigreich der Burgunder (534) in wüthender Blutrache unterging. Auch daß die verschiedenen Linien der Merowingen einander selbst auszurotten und alle Macht an einen Einzigen zu bringen strebten, — daß die wilden Thüringer, in den alten salischen Sitzen, daß die unterworfenen Allemannen am Rhein — und zwischen Lech und Inn, die Bayern, beydes unterthänige Bundesgenossen unter Erbherzogen (Rheinbündler!) des Königs Aufgebot folgen mußten, entwickelte nicht wenig den Fortgang des Königthums.

Einfacher Hofstaat der Könige, die noch immer als große Bauern leben; von einem ihrer Güter (wie auf das Mayfeld) nach dem andern mit Ochsen fahren, um dessen Erträgniß zu verzehren, die mit eigener Hand die Bäume ihres Gartens pflanzen und den Honig aus den Waben drücken. Nur Sonntags und an hohen Festen der Heiligen, schimmerten auf ihren Tischen Gefäße von Gold oder Silber. Gewöhnlich stand auf der einfachen Tafel, Bier, Wein und Meth, in zerbrechlichem Gefäße. — Die bereits oben gedachte ungemeine Vergrößerung des königlichen Landeigenthums, hatte gleiche Vermehrung des königlichen Haus-

halts und der königlichen Leute nach sich gezogen, die man theilen mochte, in Antrustionen, bloß für den Kriegsdienst, in Curialen, Hofleute, — in die Erbherzoge von Bayern und Allemannien, Patricier in Burgund, Massilien und Ripuarien, — Herzoge, Grafen und Centenare — Provinzialbeamte für Regierung, Einkünfte, Gerichts- und Kriegswesen, — nach und nach konnten sogar die Bischöfe und Aebte als königliche Leute betrachtet werden. — Alle diese nachher so wichtig gewordenen Beamten (mit Ausnahme der Kirchenfürsten) waren ursprünglich, bloße Hausbeamte des Oberhauptes der Franken.

Aufzählung der Quellen der königlichen Einkünfte, zugleich Mittel der Belohnung ihrer Leute, deren Hülfe allein in allen Kriegen entschied und nur in außerordentlichen Fällen, in der höchsten Noth, dachte man noch manchmal an das Volk. — Der Verfasser entwickelt trefflich, wie Anfangs kein Unterschied der Stände gewesen, sondern allgemeine und gleiche Freyheit, — der Freye, nur durch den Freyen verurtheilt — und wie weder aus Tacitus, noch aus Gregor von Tours und Fredegar, noch aus dem salischen und ripuarischen, allemannischen oder bajuvarischen Gesetz, der geringste Beweis für das Daseyn eines Adels nach unsern Begriffen, unter den Franken gefolgert werden könne. — Aber unter den beständigen Eroberungskriegen, in dem blutigen Zwist der königlichen Söhne Chlotars, Guntram von Orleans und Burgund, Charibert von Paris, Siegbert von Austrasien und Chilperich von Soissons (unversöhnlich angefacht durch Brunehild und Fredegonde, beyder letzteren Gemahlinnen), mußte der Werth des Gefolges, in dessen eigenen und in fremden Augen ungemein steigen, und dem kriegserfahrenen Dienstmann des Königs, gleichen Rang und oft noch größeren Einfluß als dem, unabhängig auf eigenem Erbe sitzenden Freyen gewähren. — Doch auch gegen den König, erwuchs bald ein anderes Verhältniß seiner Leute. — Seine natürliche Schicksalsgefährten, unzertrennlichen Begleiter und Freunde und deßhalb, so oft es galt, um Rath gefragt, erlangten sie zuletzt ein Herkommen und ein Recht, befragt zu werden. Das Ansehen des Gefolges, der Leute, trat sogar nach und nach dem königlichen gegenüber, und welche wichtige Stelle mußte nicht die des Ersten unter ihnen seyn? des Hausmeiers (Major domus regiae, Major domus in palatio et in omni regno, Princeps palatii, Dux palatii, Subregulus, in gleichzeitigen Urkunden und Chroniken) als beständigen Oberfeldherrn des königlichen Ge-



rung in einen Verein von Grundbesitzern überging, wie sie aber, gewinnreiche Abenteuer, der Ruhe und dem Genuß noch immer vorziehend, den größten Theil der ihnen zugefallenen Ländereyen, Bauleuten und Leibeigenen überließen und hiemit erst spät empfänglich wurden, für die glücklichen Folgen des Ackerbaues und fester Wohnsitze. — Die Franken in Gallien hatten wohl wenig von einem geregelten Staate, bis beynahe als Chlothar II. das ganze getheilte Reich wieder unter Ein Haupt brachte. Ein kriegerischer, rauher Bauernstand, hatte sich unter den bezwungenen, reicheren, gebildeteren, verweichlichten Völkerschaften niedergelassen, und im eigenen, wie in Feindesland, mit aller Willkür des Sieges gewaltet. — In einem ganz andern Verhältnisse war seit dieser Eroberung und ihrem fortwährenden Anwachs, Macht und Reichthum der Könige gestiegen. Sie waren nicht nur die reichsten Landbesitzer geworden, sondern auch, kraft ihres Vorranges und ihrer Oberhoheit, Herren aller Gallier, die nicht schon einem anderen Franken als Herrn zugefallen waren. — Von diesen eigenen Leuten, nahmen sie Abgaben und Soldaten. Schon in den späteren Eroberungen in Austrasien und Neustrien, noch mehr in Aquitanien, zeigten sich die Wirkungen der sich mehr und mehr ausarbeitenden Königsmacht. In Burgund, hatte diese bereits größere Fortschritte als bey den Franken gethan, als Chlotildens Thränen zu trocknen, König Sigmund und sein standhafterer Bruder Godemar und Gundiochs ganzes Haus und das Nationalkönigreich der Burgunder (534) in wüthender Blutrache unterging. Auch daß die verschiedenen Linien der Merowingen einander selbst auszurotten und alle Macht an einen Einzigen zu bringen strebten, — daß die wilden Thüringer, in den alten salischen Sitzen, daß die unterworfenen Allemannen am Rhein — und zwischen Lech und Inn, die Bayern, beydes unterthänige Bundesgenossen unter Erbherzogen (Rheinbündler!) des Königs Aufgebot folgen mußten, entwickelte nicht wenig den Fortgang des Königthums.

Einfacher Hofstaat der Könige, die noch immer als große Bauern leben; von einem ihrer Güter (wie auf das Mayfeld) nach dem andern mit Ochsen fahren, um dessen Erträgniß zu verzehren, die mit eigener Hand die Bäume ihres Gartens pflanzen und den Honig aus den Waben drücken. Nur Sonntags und an hohen Festen der Heiligen, schimmerten auf ihren Tischen Gefäße von Gold oder Silber. Gewöhnlich stand auf der einfachen Tafel, Bier, Wein und Meth, in zerbrechlichem Gefäße. — Die bereits oben gedachte ungemeine Vergrößerung des königlichen Landeigenthums, hatte gleiche Vermehrung des königlichen Haus-

halts und der königlichen Leute nach sich gezogen, die man theilen mochte, in Antrustionen, bloß für den Kriegsdienst, in Curialen, Hofleute, — in die Erbherzoge von Bayern und Allemannien, Patricier in Burgund, Massilien und Ripuarien, — Herzoge, Grafen und Centenare — Provinzialbeamte für Regierung, Einkünfte, Gerichts- und Kriegswesen, — nach und nach konnten sogar die Bischöfe und Aebte als königliche Leute betrachtet werden. — Alle diese nachher so wichtig gewordenen Beamten (mit Ausnahme der Kirchenfürsten) waren ursprünglich, bloße Hausbeamte des Oberhauptes der Franken.

Aufzählung der Quellen der königlichen Einkünfte, zugleich Mittel der Belohnung ihrer Leute, deren Hülfe allein in allen Kriegen entschied und nur in außerordentlichen Fällen, in der höchsten Noth, dachte man noch manchmal an das Volk. — Der Verfasser entwickelt trefflich, wie Anfangs kein Unterschied der Stände gewesen, sondern allgemeine und gleiche Freyheit, — der Freye, nur durch den Freyen verurtheilt — und wie weder aus Tacitus, noch aus Gregor von Tours und Fredegar, noch aus dem salischen und ripuarischen, allemannischen oder bajuvarischen Gesetz, der geringste Beweis für das Daseyn eines Adels nach unsern Begriffen, unter den Franken gefolgert werden könne. — Aber unter den beständigen Eroberungskriegen, in dem blutigen Zwist der königlichen Söhne Chlotars, Guntram von Orleans und Burgund, Charibert von Paris, Siegbert von Austrasien und Chilperich von Soissons (unversöhnlich angefacht durch Brunehild und Fredegonde, beyder letzteren Gemahlinnen), mußte der Werth des Gefolges, in dessen eigenen und in fremden Augen ungemein steigen, und dem kriegserfahrenen Dienstmann des Königs, gleichen Rang und oft noch größeren Einfluß als dem, unabhängig auf eigenem Erbe sitzenden Freyen gewähren. — Doch auch gegen den König, erwuchs bald ein anderes Verhältniß seiner Leute. — Seine natürliche Schicksalsgefährten, unzertrennlichen Begleiter und Freunde und deßhalb, so oft es galt, um Rath gefragt, erlangten sie zuletzt ein Herkommen und ein Recht, befragt zu werden. Das Ansehen des Gefolges, der Leute, trat sogar nach und nach dem königlichen gegenüber, und welche wichtige Stelle mußte nicht die des Ersten unter ihnen seyn? des Hausmeiers (Major domus regiae, Major domus in palatio et in omni regno, Princeps palatii, Dux palatii, Subregulus, in gleichzeitigen Urkunden und Chroniken) als beständigen Oberfeldherrn des königlichen Ge-

folges, als Oberaufseher des ganzen Hof- und Güterwesens, als des Königs erster Rath und Beysitzer seines Hofgerichtes, endlich als natürlicher Vormund und Reichsverweser, während jeder Minderjährigkeit? — So lange die alte Freyheit ungeschwächt stand, war der Majordome einzige Politik »dem Könige zu gefallen,« als aber, durch des Gefolges Uebermacht, die Freyheit sank, Uebermuth und Widerspenstigkeit der Leute stieg, dem Könige aber Alles daran liegen mußte, daß seine Leute, daß sein militärisches Haus dem Hausmeier gehorchten, ließ er ihn wählen und empfahl seinen Kandidaten den Leuten zu dieser Stelle, statt ihn zu ernennen! — So kam es, daß die Hausmeier sich bald des Gefolges bedienten, um den König zu beherrschen, bald des Königs und einer Partey, um die andere niederzuhalten.

Dieser Wechsel der Verhältnisse erklärt es zur Genüge, warum in den älteren Zeiten, da diese Stelle und die Menschen, welche sie trugen, unwichtig war, so wenig davon bekannt, ja nicht einmal die Folgereihe der Majordome, ganz vollständig herzustellen ist.

S. 15. Die seelenvolle Legende von dem zwischen Chlodowigs Vater, Childerich und seinem schlau kräftigen Freunde, dem Hausmeier Wiomad getheilten Goldstück, — Benedikt auf Monte Cassino, sein geliebter Maurus in Gallien, der Hausmeier Florus, unter ihm Mönch, — das Ungeheuer Baudegisil, — der durch Fredegundens abergläubische Bosheit gemarterte Mummolus, — Brunhildens und Fredegondens erbitterter Zwist, schrecklicher Tod der ersteren, aber auch Glaswinthas, — überhaupt gefährlichere Lage der Franken-Königinnen, als der Weiber im Harem des Großherrn, — Protadius Ermordung, — der heilige Columban, Brunhildens Gräuel vergeblich bekämpfend, — Chlothar II. König aller drey Reiche (613) vorzüglich durch Arnulph und Pipin, an der Spitze der austrasischen Großen und durch den Uebertritt Warnachars, der dafür beständiger Hausmeier von Burgund geworden.

Arnulph, Freund der Wissenschaften, Hausmeier in Austrasien und schon das Jahr nach Clothars Erhebung, trotz alles Widerstrebens aus Liebe für betrachtende Einsamkeit, Bischof von Metz und der ältere Pipin, an den Ufern der Maas geboren, beyde Freunde, wiewohl unter sich sehr verschieden, gleichwohl unzertrennlich, unerschöpflich, einander ergänzend und vollendend, werden von dem Verfasser mit wenigen und einfachen, aber starken und lebendigen Zügen, gleich den Heldenbildern in den Büchern der Richter und der Könige, vor unseren Blick gebracht. — Die Stelle ist zu trefflich und charakterisirt

zu gut des Verfassers Scharfsinn und glückliche Darstellungsgabe, um sie nicht ganz herzusetzen: »Pipin ragt, gleich Cato »von Utica, unter seinen Zeitgenossen hervor. Eins in sich »selbst, mit klarem Wissen und entschiedenem Wollen, trat er, »wie jener in Widerspruch mit seiner Welt, litt auch er von ihr, »was gekränkter Eigennutz und Bosheit durch Gewalt und Ver»läumdung beneideter Geistesgröße entgegensetzen, kämpfte für »das Recht und sein Land bis zum Ende. Richtige Beurtheilung »des Staats und der Menschen, durch welche er wirken mußte, »und Tapferkeit, vorzüglich in jener Zeit unentbehrlich, sicherten »den Erfolg seiner Plane und ihre Wirkung, noch über sein Le»ben hinaus. — Gleichheit der Geister, gleiche politische Wirk»samkeit, dann auch Verwandtschaft, verbanden ihn mit Ar»nulph, dessen überlegene wissenschaftliche Bildung er erkannte, »schätzte und, besonders in geistlichen Dingen, zu Rathe zog. — »Religion, welche den Blick über die Gegenwart hebt, und »häusliches Glück, erheiterten ihn nach den drückenden Sorgen »um Fürsten und Volk; er sah seine Tochter Begga, dem Sohne »seines Freundes, dem tapferen Ansgisil, vermahlt; Grimo»ald, den einzigen Sohn, dem Vater ähnlich, zu frohen Hoff»nungen heranwachsen; Itta, seine Gattin, nach des Mannes »Tode, von vielen Edlen gewünscht, glaubte den unersetzli»chen Verlust, nur in immerwährendem stillen Andenken und in »der Erinnerung an Gott zu ertragen; begleitet von Gertrud, »ihrer ältesten Tochter, floh sie vor dem Geräusch der jetzt lee»ren Welt, in die Einsamkeit ihrer klösterlichen Stiftung Nivella.«

»Einfach und bestimmt war der Plan, nach welchem Ar»nulph und Pipin, noch als Theodeberts Leute, das »Wohl ihres Vaterlandes zu befördern strebten. Wieder»herstellung der ursprünglichen freyen Verbindung unter den »Franken war unpassend; sie würde den Unterschied »zwischen Franken und Nichtfranken zur Grundlage des »Staats, und die Entwicklung einer allgemeinen Freyheit un»möglich gemacht, die zahlreiche Schaar der Herrscher aber, in un»aufhörliche Fehden verwickelt, und das ganze Land, noch mehr »als bisher, in eine Wüste verwandelt haben. Also nicht ein Um»sturz, nur eine Verbesserung der damaligen Verfassung »schien wünschenswerth. Die Ausbildung des Gefolges hatte ta»lentvollen Deutschen und Galliern ihren Platz neben und »über den Franken angewiesen, und dadurch eine Vereini»gung vorbereitet, die Schwäche der Merowinger aber, eine »vollkommene Anarchie und die Unsicherheit aller Rechte und Ver»pflichtungen der Unterthanen gegen einander und gegen den Kö»nig herbeygeführt. — Die Kraft der Völker war noch nicht ge-

»brochen, Despotismus undenkbar, so blieb ihnen kein anderes »Los, als Zersplitterung in viele, durcheinander »wohnende Gefolge, oder Gehorsam gegen eine »starke, aber gesetzmäßige Königsmacht. — Pipin »und Arnulph hatten keine Wahl, sie traten entschieden auf »die Seite des Rechts, und wurden durch weisen Gebrauch der »Mittel, die Wohlthäter ihres Volkes, Wiederhersteller des »Friedens und Schöpfer einer goldenen Zeit.«

»Die Wurzel alles Unglücks war die Uebermacht der »königlichen Leute, diese beruhte auf ihrer Unentbehrlichkeit, »ihre Unentbehrlichkeit bey der Schwäche aller Nachbarn »des Reichs, auf dem steten Zwiespalt in Chlothachars »unversöhnlichem Hause, dieser Zwiespalt seit Theuderichs »Tode, auf Brunihilds Herrschsucht; von ihr war nie Frie»den oder Glück des Landes zu hoffen, am wenigsten für Austra»sien, dessen Größe sie nach dem heftigsten Widerstande über»wunden und rachgierig verfolgt hatte; so blieb seit dem Anfange »des sechshundert dreyzehnten Jahrs: Vereinigung aller »Franken unter Chlothar II. die einzige Maßregel zum »allgemeinen Glück. — Arnulph und Pipin setzten sie durch, »sie luden zuerst den neustrasischen König ein, und versicherten »sich dadurch und durch ihre geistige Ueberlegenheit den bedeutend»sten Einfluß auf die neue Regierung. — Sie verstanden die »Vortheile zu benutzen, welche die Vereinigung der drey »Gefolge unter einem Herrn und der Besitz aller »merowingischen Güter und Einkünfte für Ausfüh»rung ihres Planes darbot. — Zwar war der wilde Sinn der »Leute, noch keineswegs gemildert, aber die Einzelnen blieben »im Frieden nicht mehr so unentbehrlich und mußten sich »mäßigen, weil sie nicht mehr durch Flucht zu einem anderen »König, der Strafe entgehen, und Belohnung gewinnen konn»ten; Clothar besaß mehr als ehemals, und jedes Geschenk »erhielt einen höheren Werth, weil es nicht durch Trotz erzwun»gen, sondern für freye Gnade empfangen ward. — Auch ließ »sich nöthigenfalls ein Gefolge gegen das andere gebrauchen; »denn jedes bildete fortwährend ein eigenes Gan»zes unter einem eigenen Hausmeier, und die Idee »von Trennung der drey Reiche Auster, Neuster »und Burgund, hatte durch die langen Kriege zu tiefe Wur»zeln in den Gemüthern der Leute geschlagen, um so bald wie»der zu verschwinden. — So stieg die Macht des Königs, die »Leute kamen in eine wohlthätige Abhängigkeit, und das Land »zwischen Pyrenäen und Elbe, gewann zum ersten »Mal das Ansehen eines geordneten Staats.«

Pipins Veranstaltung regelmäßiger Versammlungen der Leute, aus jedem und aus allen drey Reichen, die Verbesserung der Bücher, die das Staatsrecht, so wie das besondere bürgerliche und peinliche Recht, der salischen und ripuarischen Franken, der Bayern und der Allemannen enthielten, endlich seine strenge, kein Ansehen der Person und keine Macht scheuende Handhabung der Gesetze, breiteten tiefe Ruhe und allgemeine Sicherheit über das ganze Reich. — Die vormals wilder Zerstörung dienstbaren Kräfte, wucherten nun mit unerhörtem Gedeihen, den Künsten und den Genüssen des Friedens. Der Acker wechselte seinen Herrn nicht mehr. Die Arbeit geschah mit Lust, denn nun arbeitete man doch für sich. Der Ueberfluß gebar Betriebsamkeit, der neue Gewinn, neue Bedürfnisse. Die aus der untergegangenen Römerwelt herüber geretteten Künste und Gewerbe, erwachten in Städten und Klöstern und auf den königlichen Meierhöfen. Benedikts Schüler eroberten vieles Land über Wald und Sumpf. Bischöfe, Aebte, arbeiteten in Gold und Silber, schnitzten aus Holz, malten auf Glas. — Den lange verschüchterten Kaufmann, lockte die nunmehrige Sicherheit und der Landfrieden. Bey den großen Wallfahrten, an den Festen der Heiligen, nach der hohen Messe des Bischofs, bildeten sich Märkte, die hievon Messen hießen. — Sachsen und Spanier, Longobarden und Massilier und die Völker jenseits des Meeres, feilschten jährlich vier Wochen zu Saint Denys, an dieses Schutzheiligen Feste, um Wein, Honig, Färberröthe, und um alle Waaren des Morgen- und Abendlandes. — Slaven und Avaren fürchteten den gewaltigen Hausmeier Pipin und seinen jungen König Dagobert. Ferne und fremde Völker bereiteten sich zu freywilliger Unterwerfung.

Aber diese Tage der öffentlichen Wohlfahrt währten nicht ewig. — »Gutmüthigkeit ohne Verstand und Kraft, ist die »Beute jedes Eindruckes,« so auch Dagobert. Er wagte es zwar nicht, den durch seine persönliche Größe lästigen Hausmeier abzusetzen, aber das königliche Hoflager wanderte von Austrasien nach Neustrien, Pipin wurde die Rückkehr in sein Land verweigert Er blieb in freyer Gefangenschaft am Hofe. — Als Dagobert (638) gestorben, kehrte Pipin zurück, und folgte ihm nur ein Jahr später, im Tode nach. — »Es war (sprach »die Chronik) durch ganz Austrasien tiefes und allgemeines »Leid, als Pipin und mit ihm, die Gerechtigkeit und die Güte »selber, hinunter stiegen, in die Gruft zu Nivelles.«

II. Von des ältern bis zu des mittlern Pipin Tode. (639 — 714) — Lohnende Folgen der langen und rühmlichen Wirksamkeit jenes großen Mannes für das Ansehen seines

Hauses, für die Hausmeiers-Würde. — Die Merowinzer treten hinter ihr, mehr und mehr in Schatten, die Franken gewöhnten sich daran, sie zu verachten. — Sieben Könige nacheinander, bestiegen sämmtlich als Kinder den Thron. Darum hatten sie auch jetzt schon, entthront werden können, aber noch bedurften die Hausmeier ihres Namens, denn es war wohl viel leichter, den König zu unterwerfen, als die Leute. — Die Kriege der Könige unter einander, wurden zu Kriegen ihrer Vormünder. Aufruhr der Statthalter war weit häufiger und weit gefährlicher, wegen der beständigen Verkettung mit den Interessen und mit den Zwisten der großen Familien. — Die oberste Macht in Austrasien kostete dem Geschlecht der Hausmeier, der Karlowingen, unaufhörlichen Kampf, durch ein volles halbes Jahrhundert. — Kürzeren Kampf kostete das Gleiche in Neustrien und in Burgund. Darauf vergeht mehr als ein halbes Jahrhundert in auswärtigen Kriegen, um Bundesgenossen und Nachbarn das fränkische Joch aufzuzwingen. Dann erst, der Macht im Innern sicher, und von blendendem Schimmer auswärtiger Siege umgeben, strecken die Karlowingen die Hand auch nach den äußern Zeichen der längst besessenen Königsmacht aus. — S. 44.' Welche Aufgabe für Malerey und romantische Dichtung, wie der greise Romarich aus seinem dreyßigjährigen Einsiedlerleben in den Wildnissen des Wasgaues, in schwarzer Gewitternacht, dem mit seinem Gefolge, bey Fackelschein vorübereilenden Sohne Pipins, Grimoald, warnend entgegentritt: »großer sey es, Königen gebieten, als selber König zu seyn. Im Hausmeier ehrten alle »Franken, die gesetzliche Macht des Königs, gegen den Thron»räuber würden alle aufstehen« — und Romarichs Weissagung wird erfüllt. Grimoald gab den Austrasiern seinen eignen Sohn Childebert zum König, und ward mit ihm im Kerker zu Paris getödtet!

Der edle Erchinwald, der ehr- und habsüchtige Flaochat, Hausmeier in Neustrien und Burgund. — Die merkwürdigen Wechselschicksale des herrschbegierigen, treulosen und blutdürstigen Ebroin. — Niemand setzte dem neuerlichen Gräuel der Zerstörung ein Ziel, als der mittlere Pipin, Sohn Ansgisils (des Sohnes Arnulphs), und Beggas, der Tochter Pipins. — Nachdem Er, Hausmeier in Austrasien, den neustro-burgundischen König Theodorich, vergebens um Wiedereinsetzung der seit Ebroin vertriebenen und beraubten Franken gebeten, schlug er ihn (Juny 687) bey Testri aufs Haupt. In Paris wurde Theodorich, Pipins Gefangener. — Ueber ein halbes Jahrhundert nach diesem ent-

scheidenden Tag der Erniedrigung, saßen noch merowingische Automate auf dem Throne Chlodowigs, ohne auch nur einen einzigen Versuch zu wagen, zur Wiedererlangung der entrissenen Größe!! — Sie liehen fortan den Urkunden ihre Namen, und den fremden Gesandten ihr Ohr, lebten aber, scharf bewacht und höchst mittelmäßig bedient, auf irgend einem geringen Gut, das die Hausmeier ihnen gelassen, um alle Jahre einmal abgeholt zu werden, zum feyerlichen Schauspiel des Märzfeldes, wohin sie nach alter Sitte, auf dem hohen, offenen, mit Stieren bespannten Wagen fuhren, auf ihrer Ahnen goldnem Stuhle, bekrönt, mit fliegendem Haupthaar und langem Bart, umgeben von allen Großen, vom ganzen Frankenheere. — Des Königs Gefolge, wurde Pipins Gefolge. Man nannte ihn Herzog und Fürst der Franken. — Aus seinen auswärtigen Fehden, war die heftigste wider die Friesen. Der Held starb (16. Dez. 714), seine beyden Söhne von der geehrten Plektrud waren vor ihr gestorben, und nur deren unmündige Kinder übrig.

III. Vom Tode Pipins des mittlern bis zur Thronbesteigung Pipins des Jüngern (714—752) — Pipins Sohn von einem Kebsweibe, Karln, warf Plektrude zu Kölln ins Gefängniß, aber er entkam, wurde zum Feldherrn gewählt, überwand (717) bey Vincy die Gegenpartey, setzte und erhob den Mönch Theodorich, Chlothars III. Sohn, aus dem Kloster auf den Thron. Nun besiegte der Unermüdliche nacheinander (718—720) die Sachsen, (725—728) die Allemannen und Bayerns Herzog, Odilo. — Die agilolfingische Prinzessin Suanhilde, wurde seine Gemahlin. Den heftigen Kampf um Aquitanien entschied der plötzliche Einbruch eines asiatischen Volkes.

Im Jahre 711, nachdem Damaskus, Antiochien, Alexandrien, das mit sich selber uneinige Reich der Sassaniden, jener die Römerwelt erschütternden Sapors und Chosrus in Persien, der Araber unwiderstehlichem Schwerte gefallen, und Konstantinopel durch sie geschreckt worden, sendete des Fürsten der Gläubigen Walid Ebn Abdulmalek, Statthalter in Afrika, Musa Ebn Nasir, den Feldherrn Tarif über die Meerenge von Gades. Der Fels, wo er landete, heißt von ihm, Gebel Tarif, Gibraltar, bis auf den heutigen Tag. — Bey Xeres (26. July 711) fiel der König Rodrigo, sein Adel und die Blüte der Westgothen, weniger der unwiderstehlichen Begeisterung der Mauren, als der Verrätherey Oppas, des Erzbischofs von Sevilla, der Söhne Königs Witiza und jenes Grafen, der (weil Rodrigo angeblich seine Schwester entehrt), die Araber gerufen hatte. In

nannte sich Herzog und Fürst und Herrscher von Gottes Gnaden, vir illuster, — Papst und Kaiser gaben ihm die Excellenz. — So beschlossen denn alle Herzoge, Grafen, Bischöfe und Aebte, mit Zustimmung Zacharias, des Nachfolgers des Apostelfürsten Petrus, den blödsinnigen Childerich mit seinem Sohne ins Kloster zurückzusenden, aus dem man ihn genommen. Der Hausmeier Pipin wurde, zwey hundert sechs und sechzig Jahre, nachdem Chlodowig bey Soissons gesiegt, hundert zwey und zwanzig nachdem Dagobert, durch Demüthigung des älteren Pipin, zum letzten Male, der Merowingen königliche Machtvollkommenheit bewiesen, auf Chlodowigs Siegesfelde, zum König ausgerufen, nach alter Sitte auf dem Schild emporgehoben, und dreymal in dem von Waffen und von Jubelruf erdröhnenden Kreise umhergetragen (552). — Im folgenden Jahre kam der Papst Stephan nach Saint Denys, Erlösung zu flehen, von der Knechtschaft Aistolfs, des stolzen Königs der Longobarden, — Stephan segnete und salbte Pipin und seine Söhne, Karl (den Großen) und Karlomann, zu Königen und band die Franken, durch zeitliche und ewige Strafen an dieses Haus. — Pipin aber, als Beschützer des heiligen Stuhles, entbot nunmehr und führte sein Volk in das Land Italien.

Dieses, ein getreuer Auszug der vorliegenden Arbeit eines, zu den schönsten Erwartungen berechtigenden jugendlichen Forschers. Auch das verdient unsers Erachtens Lob, daß die in einfacher Kraftfülle, selbiger Zeiten Eigenthum, klar, fest, nachdrucksvoll hindurchgeführte Erzählung, nirgend durch Citationen unterbrochen ist, sondern Anmerkungen und Beweise, ganz am Ende beysammen stehen. Diese Monographie beruht auf unermüdetem und glücklichem Quellenstudium. — Trefflich sind insbesondere die Stellen gegen den vermeinten Unterschied der Stände, über Freye und Hörige, über Wehrgeld und Theilung des Grundeigenthums 117, 119 — 123, 131, 140. — Der Allemannen und Bayern Unterthänigkeitsverhältniß, 125 — der Clerus, sein Einfluß, seine ursprüngliche Verpflichtung zu Abgaben 129, 134. — Sittenzüge, Behandlung der fränkischen Königinnen, ernsthafter, endlich aus der Bibel geschlichteter Streit auf einer Synode: ob die Frauen, als Menschen anzusehen seyen? 141 — 163, Feste und Feyerlichkeiten 140, — S. 160. Grundlose Unterscheidung der Neuern, die den älteren Pipin († 639), Pipin von Landen nennen, den Sohn seiner Tochter Begga und Ansgisils, Pipin den Mittlern († 714) von Heristall und dessen Enkel, den Sohn Karl Martells, den dritten Pipin, den kurzen oder

regieren, und alsdann das Reich, wie ein rechtmäßig erworbenes väterliches Erbgut, bloß in der Versammlung der Leute, unter seine Söhne, Karlmann und Pipin, ja sogar Güter und Aemter der Kirche, gleich anderer Leute, unter seine wilden Kriegsgesellen zu vertheilen. Darum sahen auch fromme Bischöfe, Karl Martells Seele in den Qualen des ewigen Feuers, und ein entsetzlicher Drache fuhr aus seinem Grabe, als es geöffnet ward.

Seine Söhne Karlmann und Pipin ließen es durch verdoppelte Thaten merken, daß zwey Hausmeier an die Stelle jenes Einzigen getreten waren. Sie setzten (von 741 bis 752) einen blödsinnigen Knaben, Childerich III., Sohn Childerichs II., auf den Thron. — Familienzwist wegen der Betheilung des Stiefbruders Gripho und wegen der Flucht ihrer Schwester Hiltrude zum Bayerherzog Odilo, dem sie sich vermählte. — Siege der Hausmeier über Odilo und die mitverstandenen Allemannen, über die Sachsen und Aquitanier. — Karlmann, dessen Thatenglut in den Wogen der Schlacht, in den Fluten des Hoflebens, fruchtlos Kühlung gesucht, fand sie jetzt in einsamer Zelle. — Pipin wurde alleiniger Hausmeier. Neuer Aufruhr Griphos, dem Pipin so oft und immer umsonst verziehen, Pipins Sieg über die von ihm verführten Sachsen, Allemannen und Bayern, welchen letzteren er den unmündigen Thassilo, Sohn Odilos, als Herzog verordnet, und das mehrmals gefährliche Herzogthum Allemannien, unter mehrere Grafen und Kammerboten zerstückelt, nicht ahnend, daß seinem Sohne Karl dem Großen eine ähnliche Sicherheitsmaßregel wegen Bayern durch eben jenen Thassilo abgenöthiget werden würde.

Als alle großen Nationen Germaniens und Galliens, unter viele, von einander unabhängige, nur dem König oder vielmehr seinem Hausmeier untergeordnete Beamten vertheilt wurden, ersticken endlich jene unaufhörlichen innern Völkerkriege. — Das Wiederaufleben der von Karl dem Großen und Pipin weise zerstückelten großen Herzogthümer und ihre nachmalige Erblichkeit, war die Hauptursache der sechshundertjährigen Verwirrung des französischen und der gänzlichen Auflösung des deutschen Reiches.

Wiederherstellung der Kirchenzucht und des Kirchengutes, — der allverehrte Bonifacius, Stellvertreter des heiligen Stuhls zu Rom, und Reformator in Gallien, Erzbischof zu Mainz, Apostel in Bayern und Ostfranken.

Schon gab Pipin Urkunden im eigenen Namen, datirte nach seinen, wie nach den königlichen Regierungsjahren,

nannte sich Herzog und Fürst und Herrscher von Gottes Gnaden, vir illuster, — Papst und Kaiser gaben ihm die Excellenz. — So beschlossen denn alle Herzoge, Grafen, Bischöfe und Aebte, mit Zustimmung Zacharias, des Nachfolgers des Apostelfürsten Petrus, den blödsinnigen Childerich mit seinem Sohne ins Kloster zurückzusenden, aus dem man ihn genommen. Der Hausmeier Pipin wurde, zwey hundert sechs und sechzig Jahre, nachdem Chlodowig bey Soissons gesiegt, hundert zwey und zwanzig nachdem Dagobert, durch Demüthigung des älteren Pipin, zum letzten Male, der Merowingen königliche Machtvollkommenheit bewiesen, auf Chlodowigs Siegesfelde, zum König ausgerufen, nach alter Sitte auf dem Schild emporgehoben, und dreymal in dem von Waffen und von Jubelruf erdröhnenden Kreise umhergetragen (552). — Im folgenden Jahre kam der Papst Stephan nach Saint Denys, Erlösung zu flehen, von der Knechtschaft Aistolfs, des stolzen Königs der Longobarden, — Stephan segnete und salbte Pipin und seine Söhne, Karl (den Großen) und Karlomann, zu Königen und band die Franken, durch zeitliche und ewige Strafen an dieses Haus. — Pipin aber, als Beschützer des heiligen Stuhles, entbot nunmehr und führte sein Volk in das Land Italien.

Dieses, ein getreuer Auszug der vorliegenden Arbeit eines, zu den schönsten Erwartungen berechtigenden jugendlichen Forschers. Auch das verdient unsers Erachtens Lob, daß die in einfacher Kraftfülle, selbiger Zeiten Eigenthum, klar, fest, nachdrucksvoll hindurchgeführte Erzählung, nirgend durch Citationen unterbrochen ist, sondern Anmerkungen und Beweise, ganz am Ende beysammen stehen. Diese Monographie beruht auf unermüdetem und glücklichem Quellenstudium. — Trefflich sind insbesondere die Stellen gegen den vermeinten Unterschied der Stände, über Freye und Hörige, über Wehrgeld und Theilung des Grundeigenthums 117, 119 — 123, 131, 140. — Der Allemannen und Bayern Unterthänigkeitsverhältniß, 125 — der Clerus, sein Einfluß, seine ursprüngliche Verpflichtung zu Abgaben 129, 134. — Sittenzüge, Behandlung der fränkischen Königinnen, ernsthafter, endlich aus der Bibel geschlichteter Streit auf einer Synode: ob die Frauen, als Menschen anzusehen seyen? 141 — 163, Feste und Feyerlichkeiten 140, — S. 160. Grundlose Unterscheidung der Neuern, die den älteren Pipin († 639), Pipin von Landen nennen, den Sohn seiner Tochter Begga und Ansgisils, Pipin den Mittlern († 714) von Heristall und dessen Enkel, den Sohn Karl Martells, den dritten Pipin, den kurzen oder

dicken. — Möchte doch der geistreiche und gelehrte Verfasser, auf den so wichtigen Gegenstand des Flors und des Verfalles der Gauenverfassung und des Ueberganges des Amtes in erblichen Besitz, der aufgetragenen in eigenthümliche Macht in den deutschen Grafschaften und Herzogthümern, allen den männlichen Ernst und glücklichen Blick seiner Studien wenden!

Art. VII. 1. Kaiser Friedrich der Erste mit seinen Freunden und Feinden. Ein geschichtlicher Versuch von Friedrich Kortüm, Professor an der Kantons-Schule in Aarau. Aarau 1818, bey Sauerländer. 268 Seiten.

2. Geschichte des Lombardenbundes und seines Kampfes mit Kaiser Friedrich dem Ersten. Aus den Quellen dargestellt von Johannes Voigt, Professor der historischen Hülfswissenschaften, und Direktor des geheimen Archivs zu Königsberg. Königsberg bey Friedrich Nicolovius, 1818. 359 Seiten.

Der harte Druck, welchen ein fremdes Volk mehre Jahre über Deutschland ausübte, hat unter vielen bösen Folgen auch manche gute gehabt. Dahin rechnen wir die bestimmtere Absonderung von allem unpassenden Ausländischen, und ein eifriges Streben das wahrhaft Deutsche zu erkennen und auszubilden. Nur kann dies keinesweges so leichthin und nebenbey abgethan werden, wenn es zu echten, und nicht zu einseitigen und fratzenhaften Ergebnissen führen soll. Freylich ist jeder Deutsche schon durch Zeugung, Geburtsort und Sprache ein Deutscher; sobald indessen nur diese vereinzelten Verhältnisse auf ihn wirken, bleibt er ein Einzelner, über welchen (in Verbindung mit unzähligen andern einzelnen Deutschen) wohl etwas ausgesagt werden kann, der aber nicht als Stimmführer von dem Wesen der Deutschheit selbst mitreden darf. Eben so wenig genügt es, wenn sich ein solcher in feindlichem Gegensatz zu Franzosen, Engländern u. s. w. fühlt; denn eine solche unbedingte Feindschaft findet auf echte Weise nur gegen das Böse Statt, welches nirgends ganz fehlt, aber auch nirgends ganz allein herrscht. Vielmehr behaupten wir, daß Niemand eine echte Eigenthümlichkeit hat, der nicht die davon verschiedenen begreift, und in ihrer Nothwendigkeit erkennt; daß also auch Niemand Deutschland versteht, der über Frankreich, Spanien u. s. w. in tiefer Unwissenheit lebt. Diese Unwissenheit führt zu Anmaßung und Eigenliebe, zu einem Verhätscheln seiner selbst, und endlich, bey allem Haß gegen das Fremde, wohl gar in eine bewußtlos thörichte, immer in eine unheilbringende Nachäfferey. Oder hätten nicht die bieder-

sten Franzosenfeinde Vorschläge als errettend für Deutschland gethan, welche dies, unter ihren Händen, in ein französisches Kaiserreich verwandelt hätte? Stellten nicht Andere in redlichem Eifer die alleräußerlichsten Abzeichen, welche in das Gebiet der europäischen Modenjournale fallen, als innere Bindungsmittel für Deutsche auf, während deren Natur solche Uniformirung im Staate, in der Wissenschaft und in den Röcken, von jeher verschmäht hat? Glaubten nicht mehre Wohlmeinende, es sey die Eigenthümlichkeit, ganz allein eines Deutschen damit bezeichnet, daß er solle seyn frisch, frey, fröhlich und fromm; als hätte Gott irgend einem andern Volke schlechthin Anrüchigkeit, Sklaverey, Trübsinn und Gottlosigkeit, als unwandelbare charakterische Kennzeichen zugetheilt.

Das wahrhaft charakteristisch Deutsche kann man nicht erkennen ohne ernstes und gründliches Studium der deutschen Geschichte. Wir sagen ein gründliches Studium: denn so wenig jemand ein Mineralog wird, weil er gern einmal bunte Edelsteine besieht, oder ein Feldherr, weil er fleißig der Wachtparade beywohnt; so wenig wird jemand ein Historiker, wenn er einzelne Modethemas aus dem unendlichen Reichthum der Geschichte herausgreift, der Bedürftigkeit oder dem Uebermuthe des Tages gemäß variirt, und, je nachdem es ihm gemüthlich ist, Chitarren und Flöten, oder Trompeten und Kanonen, als unentbehrliche obligate Stimmen nebenher laufen läßt. Wer kann die echte Stimme der Geschichte aus solchem Schariwari noch heraushören?

Desto mehr Freude gewährt es, wenn Männer den Reiz leichter Schön- oder Groß-Rednerey aus ernster Liebe zu dem Deutschen, verschmähen, den unerschöpflichen Schätzen ungekannter und verkannter Zeiten nachgraben, und zuletzt die Ergebnisse, mühevoller, aber doch beglückender Arbeit, in würdiger Wahrheit, und (wie Schlosser mit Recht verlangt) ohne Rücksicht auf den eben wehenden Wind der Lehre hinstellen. Herr Kortüm und Herr Voigt gehören beyde zu den ernsten und gründlichen Bearbeitern der Geschichte, obgleich ihre Behandlungsart und Darstellung sehr von einander abweichen. Dies beweiset indessen nur, daß die Quelle für Mehrere reichlich strömt, und so wie Recensent beyde Männer freundlich in den Gegenden begrüßt, welche er seit Jahren mit besonderer Vorliebe durchwandelt, so werden auch sie ihm hoffentlich dereinst theilnehmend die Hand reichen.

Unter allen frühern Bearbeitern der Geschichte der Hohenstauffen steht Graf Heinrich von Bünau oben an. Wenn auch seine Sprache in etwas veraltet ist, und die um der strengen Zeitfolge willen zu sehr zerstückelten Thatsachen, eine künstlerische

Anordnung behindern; so verdient doch seine Gelehrsamkeit, sein außerordentliches Quellenstudium das größte Lob, und jeder, der selbst geschichtliche Arbeiten unternimmt, wird wissen, wie viel mehr ein solcher treuer, zuverläßiger Vorgänger werth ist, als einer, bey dem blauer Dunst allgemeiner Redensarten, einen unbedeutend kleinen Kern von Thatsachen einhüllt.

Jägers Geschichte Heinrichs VI. ist fleißig gearbeitet, aber trocken. Die Geschichte Friedrichs II. vom General Funk gehört zu den ausgezeichnetsten Lebensbeschreibungen, die je geschrieben worden, doch nimmt sie etwas die Farbe einer Lobschrift an, so wie umgekehrt Wenzel in seiner neuesten Behandlung dieser Zeit, unserer Ansicht nach, nicht überall als Geschichtschreiber, sondern oft als ein geistreicher Ankläger des Kaisers aufgetreten ist.

An Sismondis Werk wird man jeden Liebhaber der Geschichte verweisen müssen; der Kenner vermißt jedoch nicht selten ein erschöpfendes Quellenstudium. Auch erscheint es bey ihm fast als ein a priori regelnder Grundsatz: daß die Städte immer gegen den Kaiser Recht haben, und der Kaiser immer gegen den Papst; welcher Grundsatz sich mit eben so viel, oder so wenig Wahrheit umkehren ließe.

Kortüms Werk umfaßt die ganze Geschichte Friedrichs I., Voigts nur eine, die italienische Hälfte. Rec. hat keine ihm unbekannte Quelle gefunden, wohl aber manche, besonders neuitalienische vermißt. Er erinnert nur an Giulini über Mailand, Savioli über Bologna, Fantuzzi über Ravenna, Affo über Parma und Guastalla, Frisi über Monza, *Carlini* de pace *Constantiae*, die *Vicende* di *Milano* durante la guerra con *Federigo I.*, die Antichita von *Carli* u. s. w. Fast zu viel Gewicht scheint dagegen auf einige Quellen des sechzehnten Jahrhunderts gelegt, obgleich Rec. den Aeußerungen des Herrn Kortüms über ihren Vorzug vor neuen historischen Schönfärbern vollkommen beystimmt. Ob die Legenden von den Hohenstauferschen Brüdern in Achen und den ersten Welfen, wirklich so breit in den Vordergrund zu stellen waren, als Herr Kortüm gethan hat, darüber will Rec. nicht rechten; doch scheint es ihm, als wenn Legenden und Mythen keinesweges mit der ungemüthlichen Trockenheit eines Schlözer zu verwerfen, und an den schönen Hintergründen der geschichtlichen Landschaften zu verwischen wären; daß ihnen aber in urkundlich geschichtlichen Zeiten eine sehr untergeordnete Bedeutung zustehe, und das Gemälde durch ihre Aufnahme nur eine verwirrende Beleuchtung erhalte.

Beyde Schriftsteller haben den gebührenden Fleiß auf die Darstellung verwandt, und als verwandtes Ideal möchten wir

für Herrn Voigt den Xenophon, für Herrn Kortüm den Thucydides nennen; zugleich aber ergibt sich, welche Gefahren beyde zu vermeiden haben, so fern sie (wie leider, ein jeder von uns) hinter dem Ideale zurückbleiben. Statt der griechischen ruhigen Größe, scheint uns bey Herrn Kortüm bisweilen noch römische Rhetorik, und ein Streben nach Bedeutsamkeit und Wirkung obzuwalten, welches zuletzt immer mehr schadet als nützt. Im Einzelnen, in kleinen Abschnitten erregt das oft Bewunderung, was als Farbe ganzer Werke unbequem wird, und auf die Dauer weniger wirkt und reizt, als das ganz Einfache. Bisweilen führt dies auch zu grammatischen Verirrungen, oder wenigstens Wagnissen, z. B. (S. 23) »Somit aufgefordert in der Widerpart starkmüthig, in der Mannlichkeit strenge, in der Freundschaft treu, und an allen Tugenden reich, Wittwen, Waisen und jeglichen Unschuldigen zu schirmen, für den christlichen Glauben das Leben zu opfern, dem Kaiser als des Reiches Oberhaupt zu dienen in allen Treuen, und sonder Tadel vor Gott wie Menschen in dieser Welt zu leben, hat Friedrich von Stund an, die Pflichten eines Ritters erfüllt, und bald Gelegenheit mannlicher Thaten gefunden.« — Hier fehlt offenbar etwas hinter den Worten: an Tugenden reich, welche sich nicht füglich mit den folgenden Infinitiven zusammen konstruiren lassen. — Undeutlich erscheint uns aus ähnlichen Gründen folgender Satz (S. 29): »Vor Allen eifrig aber war Wibald, der beredte kluge Abt von Corvey, welcher obschon ohne Stimme auf dem Reichstage, die Einreden etlicher Feinde des Hohenstauffischen Hauses, als Heinrichs des Löwen zu beseitigen wußte.«

Wenn es S. 104 vielleicht im Angedenken an eine Stelle in den Nibelungen heißt: Schweigend, die Stimme im stets schwirrenden Schwert, kämpften beyde Theile u. s. w.« so scheint uns diese Tonmalerey in der Prosa unangenehm und unpassend. —

Jener Wunsch wirksam zu sprechen, führt den Verfasser einige Male in sonderbare Gegensätze, z. B. (S. 43) wo er sagt, er wolle die Slaven schildern »damit der Leser die brennende Leidenschaft und das schimmernde Farbenspiel des italischen Südens, der Ruhe und Einfalt des gleichfalls wild bewegten Nordens gegenüber stelle.« Oder S. 157 »der alte Wolf wurde über den Tod seines einzigen Sohnes schwermüthig, und beschloß ehelos zu leben. Daher schickte er seine Gemahlin Ute auf die Alpen, zog nach Memmingen, und lebte hier lustig und in Freuden.«

Eine sehr löbliche, ja ohne Zweifel wohl die beste Sprachbereicherung geht aus der Benutzung landschaftlicher und örtlicher, echt deutscher Ausdrücke hervor, und Herr Kortüm hat

mit großem Recht manches Schweizerische aufgenommen; doch dünkt uns seine Neigung, dem Ganzen ein alterthümliches Ansehen zu geben, etwas übertrieben. Demosthenes bewunderte den Thucydides aufs Höchste, aber es fiel ihm nicht ein, seine Sprache um ein Jahrhundert zurück zu übersetzen; und so gewinnen auch wir nichts, wenn wir wieder dieweil statt weil, männlich statt männlich, Widerpart statt Unglück, die Treuen statt die Treue, Kunrad statt Konrad schreiben u. s. w. Der Rath, welchen Quinctilian seinen Zeitgenossen gab, paßt auch für uns (Instit. II. 5, 21): Cavendum est ne quis antiquitatis nimius admirator, in Gracchorum, (atonisque et aliorum similium lectione durescere velit: fient enim horridi atque jejuni; nam neque vim eorum adhuc intellectu consequentur, et elocutione, quae tum sine dubio erat optima, sed nostris temporibus aliena, contenti, quod est pessimum, similes sibi magnis viris videbuntur. — Die letztere Thorheit wenden wir wohl alle glücklich von uns ab, aber jedem, der sich mit der Geschichte vergangener Zeiten beschäftigt, tritt die erste Versuchung nahe. Eben so die Versuchung, gewichtige Sentenzen anzubringen, welche aber, sofern sie nicht ganz örtlich, zeitlich und nothwendig hervorwachsen, in ihrer Allgemeinheit eher verwirren als aufklären. Wenn Hr. Kortüm S. 40 von Otto I. sagt: »Der Held wollte nur herrschen durch den Geist,« so scheint dieser Spruch dem Rec. weder dem Ort, noch der Zeit, noch der Person ganz angemessen, und es könnte eben so (das heißt halb wahr) gesagt werden: er herrschte nur durch die Kraft seines Schwertes. Oder welcher Ausdruck bleibt dann übrig, um die auf Geist und Ideen gegründete Kirchenherrschaft, der weltlichen gegenüber zu bezeichnen? — Gleich wenig wirkt (S. 103) der (nicht einmal durch den erzählten Fall bestätigte) Satz: »was der Mensch will das vermag er;« besonders nachdem man ihn schon so oft gehört hat, daß man versucht wird, einmal der Abwechslung halber umgekehrt zu sagen: was der Mensch vermag, das will er.

Diese Bemerkungen könnten den Schein erwecken, als ginge Rec. böswillig darauf aus, nur über Kleinigkeiten zu kritteln, da sie doch allein daher entstehen, daß er seine Aufmerksamkeit bey Prüfung eigener Versuche immer sehr darauf richtet, und seine Freunde zur höchsten Strenge bey Beurtheilung derselben anreizte. Noch leichter wird es ihm in Herrn Kortüms Buche das Treffliche auszuzeichnen, z. B. S. 44 das Urtheil über das Verkennen der Nothwendigkeit von Gesetzen zur Gründung wahrer lombardischer Freyheit, S. 153 über das Verhältniß der italienischen und deutschen Städte, S. 192 über die eigentliche Ursache des Falles der Welfen, S. 261 über die Idee des deutschen Rei-

ches u. s. w. Wer in Hinsicht solcher Grund- und Hauptsachen auf rechtem Wege ist, hat im Allgemeinen gesiegt, und leicht wird ihm die Besserung von Kleinigkeiten; wo das umgekehrte Verhältniß Statt findet, erscheint Hülfe unmöglich.

Herrn Voigts, einerseits minder kräftige, andererseits einfache, anspruchslosere Darstellung bietet weniger Gelegenheit zu Bemerkungen über die Form; der Inhalt seines Werkes ist, wie Rec. schon bemerkte, minder umfassend als bey Kortüm, aber in Bezug auf Italien im Ganzen vollständiger und erschöpfend. Beyde Werke müssen in ihrer Eigenthümlichkeit Beyfall gewinnen, sie bringen jene merkwürdigen Zeiten unserm Auge so nahe, daß auch der bloße Liebhaber der Geschichte sich gleichsam einwohnen und künftig ein Urtheil darüber abgeben kann. Besonders anziehend ist die Entwickelung der italienischen Städte, und ihr Verhältniß zum Kaiserthume; weil aber Rec. sich darüber ein andermal vollständig auszusprechen gedenkt, so gibt er über den Inhalt beyder Werke nur einige sachliche Bemerkungen, und zwar (zur Ersparung des Raums) an dieser Stelle ohne weitere Beweise:

1. Die Mailänder schickten Hülfsmannschaft nach Tortona, welche Hugo Visconti befehligte; das beleidigte den Kaiser von neuem. Den Bischof Anselm, welchen die Bürger von Asti vertrieben hatten, setzte Friedrich wieder ein.

2. Das Verhältniß Papst Hadrians IV. zu den Normannen verdient Erwähnung. Im May 1155 brach König Wilhelms Kanzler Asclentino feindlich in den Kirchenstaat ein, erst im Juny 1156 fand eine vollständige Aussöhnung Statt. — Der Kardinal Guido Cibo aus Genua verhandelte mit dem Kaiser über die Auslieferung Arnolds von Brescia. Die zweyte höflichere Gesandtschaft Hadrians (Kortüm S. 79) bestand aus den Kardinälen Hyacinth und Heinrich Moricotti aus Pisa.

3. In den Jahren 1155 bis 1158 wurden die Befestigungen von Mailand sehr ausgedehnt, ein neuer Graben gezogen, und eine neue äußere Mauer errichtet. Der Baumeister hieß Guintellino, und von den Steuern, welche man zur Bestreitung der Kosten ausschrieb, waren selbst die Geistlichen nicht ausgenommen. Die alte innere Mauer hatte Kaiser Maximian aufführen lassen. Egbert, welcher vor Mailand umkam, war Graf von Neuburg und Formbach. Der Erzbischof Obertus und der Archidiaconus Galdinus zogen mit zu Felde gegen den Kaiser; später flohen sie zu Alexander nach Genua. Manche entwichen aus Mailand, aber deren Güter wurden eingezogen. Eines Tages als vor dem Kaiser viel gegen, aber auch viel für

Mailand war gesprochen worden, kam die Zeit des Abendessens heran, wozu der Markgraf Malespina hatte eine Torte backen lassen. Er sagte zum Kaiser: so lange der Deckel auf der Torte liegt, kannst du nicht davon essen; Mailand aber ist Italiens Deckel und Schutz. Die Stadt ward nach der Eroberung keineswegs so hart behandelt, als man gewöhnlich annimmt; nur die Mauern, Graben, Thürme, kurz die eigentliche Befestigung ward zerstört, und diesem Schicksal entging selbst der größte Theil der innern Mauer. Kirchen und Häuser litten fast gar nicht, es fand keine Plünderung Statt, und die Einwohner behielten alles bewegliche Gut. — Allerdings drückten Friedrichs Statthalter das Land, aber die Eingebornen zeigten sich dabey fast noch härter als die Deutschen. Herr Kortüm spricht S. 126 von dem heroischen Sinne, mit welchem die schöne und keusche Jungfrau Dalesmenina den Verführungen des Grafen Pagani widerstanden habe. Rec. hegt hingegen einige, aus der Lebensgeschichte dieser angeblichen Jungfrau entstehenden Zweifel. Speronella Dalesmani ward vom Grafen Pagani ihrem ersten Manne Giacopino von Carrara entführt und geehlicht. Aus seinen Händen befreyt, heiratete sie den dritten Mann Traversario, und entlief dem vierten Zaussano, um den fünften Ezelin von Romano zu nehmen. Als ihr aber dieser viel von der Gastfreundschaft, der Schönheit und dem Reichthum Olderichs von Fontana erzählte, der ihn freundlich aufgenommen, und den er nackt im Bade gesehen hatte, so ward Speronella so entzündet, daß sie wiederum entfloh, um Olderich als den sechsten Mann zu heiraten!

4. Die Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich, sollte ohne Zweifel in Launes zwischen Dijon und Doles seyn, und die größere Schuld des Mißlingens trifft ohne Zweifel die Franzosen. Dafür schrieb der Papst aber auch an Ludwig: justitiae assertori et orthodoxae fidei defensori magnifico. Der Kaiser kam nie mit Alexander zusammen (was Herr Vogt S. 40 anzunehmen scheint), warnte aber alle Franzosen vor seiner Aufnahme, denn er habe an zwanzigtausend Pfund Schulden gemacht, und wisse nicht wovon er bezahlen solle; mithin werde er das Geld in Frankreich erpressen. König Ludwigs Bruder, der Erzbischof von Rheims, war des Papstes beharrlichster Vertheidiger.

5. Am 10. Oktober 1173 wurden in Gegenwart zweyer Kardinäle, Ezelin der Mönch, und Anselm von Doara zu Heerführern des lombardischen Bundes gewählt; am sechsten April 1175 lagerten sie bey Tortona, zehn Miglien vom kaiserlichen Heere, am funfzehnten April kam der Vertrag von Montebello

zu Stande. Die Forderungen der Lombarden, welche Muratori Antiq. Ital. IV., 277, und nach ihm Voigt S. 290 auf das Jahr 1177 setzen, wurden erweislich im Jahre 1175 nach jenem Vertrage von Montebello gemacht. Der Podesta von Alessandria, welcher während der Belagerung befehligte, hieß Rudolf. Als die Noth in dieser Stadt schon groß war, gab ein Bürger Galiaudo Ollara einer Kuh so viel Körner zu fressen, als sie nur irgend vermochte, trieb sie dann wohlbeleibt vor das Thor, und richtete es vorsätzlich so ein, daß sie den Kaiserlichen in die Hände fiel. Sie ward geschlachtet, und die Menge des in ihrem Leibe gefundenen Getreides täuschte über die Vorräthe von Lebensmitteln in Alessandria. Dem Ollara setzten seine dankbaren Mitbürger eine Bildsäule.

6. An die Fabeln über Alexanders III. heimliche Ankunft in Venedig, die Seeschlacht, die unschickliche Behandlung des Kaisers u. s. w. glaubt selbst kein prüfender Venetianer mehr, und der Kardinal Baronius behält mit seiner Darstellung vollkommen Recht. Rec., welcher das Glück hatte, die Urquellen, aus welchen Baronius und Raynaldus schöpften, für einen mehrjährigen Zeitraum einzusehen und zu vergleichen, muß zur Steuer der Wahrheit laut und öffentlich bezeugen, daß er nicht die geringste Spur einer Verfälschung, ja nicht einmal eines vorsetzlich parteyischen Auslassens aus kaiserlichen Schreiben gefunden hat; daß vielmehr jene Werke wenigstens für das zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert, so weit sie auf Urkunden des päpstlichen Archivs fußen, als vollkommen echte und wahrhafte Quellen zu betrachten sind. Gegen ihre Ansichten und ihre Betrachtungsweise läßt sich von protestantischem von weltlichem Standpunkte vielerley einwenden, aber dieser Tadel verwandelt sich auf dem katholisch-kirchlichen Standpunkt in Lob; für die vorsätzliche Lüge gibt es dagegen keine rechtfertigende Stelle, das wußten jene Männer, und sie haben sich davon rein gehalten. — Friedrichs Gesandter in Venedig (Voigt 305) war kein Graf von Dessau, sondern ein Graf von Dietz. Die Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere entstand nicht durch Alexanders Verleihung, sondern wahrscheinlich am Ende des zehnten Jahrhunderts unter dem Dogen Peter Orseolo II. — In einer Urkunde vom 24. März 1184 nennt sich Alessandria schon Cäsarea, eine neue Bestätigung, daß sie vor dem Constanzer Frieden, am 14. März 1183, nicht 1184 mit Friedrich abschloß. 1183 den 30. April überreichten Bischof Wilhelm von Asti, Heinrich Guercino, dessen Bruder Theodorich und der Kämmerer Rudolf den Lombarden in Piacenza die unbedingte Vollmacht Friedrichs, mit ihnen zu unterhandeln und

abzuschließen. Am 11. Februar 1185 überließ der Kaiser den Mailändern alle Regalien in ihrer Stadt, und in mehreren benachbarten Landschaften, wogegen sie jährlich am 1. März dreyhundert Lire bezahlen sollten; doch blieben diejenigen in ruhigem Besitz, welche innerhalb jener Bezirke etwa schon mit Regalien beliehen waren. Der Kaiser versprach keinen Bund mit einer Stadt gegen Mailand einzugehen; und die Mailänder beschworen ihrerseits das Umgekehrte, und daß sie dem Kaiser bey Erhaltung der im Constanzer Frieden ihm zugesicherten Rechte, und zum Besitz der etwa verlornen mathildischen Güter helfen wollten.

Art. VIII. Ueber Neugriechische Sprache und Altgriechische Aussprache:

1. Proben von den Leakeschen fünf Klassen des Schrift-Neugriechischen. (Mit dem räthselhaften Motto:) Alors (wann?) il (wer, oder was?) n'est qu'un dialect (dialecte) de l'ancien Grec (grec). Göttingen, gedruckt bey Christian Herbst, 1816. 30 S. 8.

2. Ideen über unsere Erasmische Aussprache des Altgriechischen. Wien, bey Philipp Joseph Schalbacher, 1818. 78 S. 8.

Es ist eine von In- und Ausländern oft wiederholte Bemerkung, daß das Feld der klassischen Philologie, das im protestantischen Deutschland, Dänemark, Holland und England, dann in Frankreich, Italien, und durch deutsche Colonisten bereits auch in Rußland, so fleißig bearbeitet wird, in Oesterreich seit Maximilian und Ferdinand so gut als öde liegt, und daß, während Oesterreich in den meisten übrigen Fächern, zum Theil Hauptwerke, zum Theil wenigstens sein gebührendes Contingent stellt, im Fache der Philologie, ungeachtet sie von etwa sechshundert Professoren aus Amtsberuf getrieben wird, beynahe gar nichts erscheint. Außer dem Romanschreiber Xenophon von Ephesus, den der Freyherr Locella in Wien herausgegeben, ist, alles Reichthums so vieler Bibliotheken an alten Handschriften ungeachtet, nicht nur keine editio optima irgend eines Klassikers in Oesterreich gemacht worden, sondern selbst kritische Ausgaben überhaupt, auch von untergeordnetem Range, sind bey uns unverhältnißmäßig seltene Erscheinungen. Dieß läßt auf einen organischen Mangel unsrer Schulanstalten schließen, auf den aufmerksam zu machen, dem Patrioten gestattet seyn wird. Und so wird es ihm auch erlaubt seyn, vorliegende zwey in dieses Fach einschlagende kleine Schriften, als ein inländisches Erzeugniß etwas umständlicher zu besprechen.

I. Und zwar müssen wir von einem Zeitungsartikel ausgehen, weil diese Schriften selbst, eingestandner Maßen, einem

solchen ihre Entstehung verdanken, und zum Theil Fortsetzung, Erläuterung und Modifikation eines Zeitungsartikels sind.

In der Wiener Literatur-Zeitung nämlich, vom Jahre 1815, November, Int. Bl. S. 371 — 376 stand ein Aufsatz, unterschrieben von Herrmann Neidlinger, Professor der griechischen Sprache am Gymnasium zu Melk: »Ist die Reuchlinische oder die Erasmische Aussprache des Griechischen vorzuziehen?« Des Herrn Professors Gedankenreihe war, in gedrängtem Auszuge, folgende:

1. Die richtige Aussprache der Wörter kann, als etwas Faktisches, nicht a priori erkannt werden, sondern nur durch Selbsthören bey einer lebenden Sprache, oder durch sichere Gewährsmänner bey einer todten.

2. Frägt sich nun vor allem: Ist die griechische Sprache todt oder lebendig?

3. Der Herr Professor erklärt sie für lebend; denn der Jargon des Pöbels sey nicht Sprache; »sonst würde man nicht behaupten können, daß das Oesterreichische vom Deutschen himmelweit verschieden sey — (Wir fragen aber: wer behauptet das? wer kann das behaupten?) — Unter Sprache sey also unstreitig nur die Sprache der Gebildeten zu verstehen. Dieß auf die Griechen angewandt, so werde, wer altgriechisch wirklich könne, gestehen, daß die Sprache der gebildeten Neu-Griechen in der That so wenig von der altgriechischen verschieden sey, daß jeder, der das Altgriechische gelernt hat, im Stande ist, jedes neugriechische Buch zu lesen, und auch, hat er sich einmal an die National-Aussprache und an den Accent gewöhnt, jeden gebildeten Neugriechen zu verstehen, wenn er sich nur mit den wenigen Abweichungen und neuen Wörtern, die leicht in zwey oder drey Lectionen zu erlernen seyen (!!), bekannt gemacht habe. Eben so verstehe auch jeder gebildete Neugrieche seine Alten, quoad linguam (!?) *).

4. Doch scheint es Herrn Neidlinger selbst (ungeachtet so starker Voraussetzungen) nicht so ganz richtig mit dem Leben des Altgriechischen; es dürfte denn doch ehedem manches Wort anders seyn accentuirt worden; auch das η scheine nicht wie ein langes i. sondern wie é fermé gelautet zu haben u. s. w.

5. Aber gerade in den Diphthongen müsse man doch des Wohlklangs wegen annehmen, daß die Neugriechen die alte Aus-

*) Hr. Neidlinger muß also z. B. von einer berühmten neugriechischen Διδασκαλία nichts wissen, wo ein griechischer Gelehrter einem gebildeten griechischen Handelsmann aus einem Byzantiner etwas vom Kaiser Justinian vorliest, das aber dieser Gebildete so wenig, eben nur quoad linguam, versteht, daß ihm's der Gelehrte erst neugriechisch übersetzen muß!

sprache haben; denn sonst wäre die alte, wegen ihres Wohllautes so berühmte Sprache gerade so wohllautend geworden, wie die unsrer (der Melker?) Waldbauern, und hätte schlechterdings nicht können schnell gesprochen noch gelesen werden, und beydes werde sie itzt, trotz der französischen.

6. Aber für die monophthongische Aussprache der Diphthongen spreche nicht nur der Wohllaut (und der unerläßliche Schnelllaut), sondern auch andre sehr gewichtige Gründe; denn a) bey der erasmischen Aussprache sey die Diärese so gut als ein Unding(!!); denn wie sey ojda und o-i-da verschieden (!!!). b) ist ἡμεῖς erasmisch gelesen nicht eben so weich, als das ionische ἥμεες, u. dgl.? c) das lateinische Caesar, u. dgl. beweisen (!?!?) daß die Griechen das αι wie ein deutsches ä ausgesprochen haben, d) abermals der Wohlklang, der schon Nro. 5 so vorlaut vorgekommen, verlangt eine zweyte Audienz (vermuthlich nach Luc. XI. 8).

7. Recapitulation des Gesagten: So sähen wir (??) denn, 1) daß die griechische Sprache nicht todt, sondern, einige wenige Abweichungen abgerechnet, noch ganz dieselbe sey. 2) Daß schon die Alten die (von Hrn. Neidlinger beschriebenen, aber von den neuen französischen Grammatikern auch, wiewohl nur sehr nothdürftig, getauften) monothongues (schreibe: Monophthongen) hatten (!?). 3) Daß auch die heutige National-Aussprache mit der alten überein komme, wie uns die Schreibart solcher Wörter lehre, die wir aus der herkömmlichen (!!) lateinischen Aussprache kennen.

8. In Rücksicht des letzten Punktes zwar könnte man noch manches einwenden, weil sich denn doch Widersprüche fänden: z. B. Boeotia laute denn doch (selbst nach der herkömmlichen lateinischen Aussprache) nicht Viotia. Aber das sey nur eine Kleinigkeit; oe sey doch immer ein monothongue, und kein Diphthong; oe ist so viel als é fermé (!?!?; hoffentlich auch ae; denn die Franzosen haben aus Caesar und aus Boeotia, César und Béotie gemacht; q. e. d.) und folglich von i nicht viel verschieden; οι, η, ει lauteten vermuthlich wie é fermé, woraus dann ein langes i geworden. So auch sey αυ, ευ weder au, eu, noch af, ef, sondern ein ganz eigenes Mittelding zwischen beyden.

9. Die Erasmianer würden zwar noch einwenden, daß wir auch das Lateinische unrecht lesen, (und z. B. Caesar, was die erste Sylbe betrifft, wie der daraus gemachte deutsche Kaiser, nicht aber etwa wie der französische César gelautet habe. So sey auch aus carcer in alter Zeit der Kerker, aus cerasus die Kirsche, aus cicer die Kicher, aus cella der Keller, in der Mönchszeit aber aus eben dieser, nur anders ausgesprochenen cella die Zelle, so wie aus cicer die Zifer, und aus sceptrum

das Zepter geworden. »Allein, obschon (?) wir im Latein über solche Vokale nichts gewisses wissen, so halten wir uns doch (?) an die herkömmliche Aussprache. Warum sollen wir dieses nicht auch im Griechischen thun? um so mehr, da so viel und so tüchtige Gründe dafür streiten. Und ist es denn so ganz ausgemacht, daß wir über die Aussprache der lateinischen verbundenen Vokale nicht im Reinen sind? Wir finden, daß diese lateinische Aussprache dieser Vokale mit der neugriechischen übereinkömmt; daß z. B., nach der herkömmlichen Aussprache der Lateiner sowohl, als der Griechen, das αι oder ae in jedem Worte wie e lautet. Was folgt daraus? Wenn zwey Zeugen (?) von einer (!) Sache dasselbe aussagen, so bestätigen sie wechselseitig einer das Zeugniß des andern. Also folgt, daß beyde Aussprachen, die lateinische sowohl als die griechische, vollkommen richtig sind. Hermann Neidlinger &c.« (Was fehlt diesem Schluß zum vollkommenen mathematischen Beweise, als nur die übliche Schlußformel: Id quod erat demonstrandum?).

II. Gleich im darauf folgenden Nro. 48 des nämlichen Intelligenz-Blattes erschien: »An Herrn Professor Neidlinger in Melk. In Nro. 46 und 47 des Intelligenz-Blattes dieses Jahres hat Herr Professor Neidlinger von Melk die Reuchlinische Aussprache des Griechischen vertheidigt, und dadurch gezeigt, daß er selbst denke, und auch den Muth habe, seine Meinung, sollte sie auch von der gemeinen abgehen, frey zu sagen. Für diese zwey, nicht gemeine Tugenden verdient er alles Lob. Ob aber seine Gründe (die meistens auch von den oberflächlichen Neugriechen selbst angeführt werden, die, so offenbar sie auch vom Alten abgewichen sind, doch gar zu gern immer die nämlichen alten Griechen geblieben seyn wollen), auch nur Einen der ordentlichern Grammatiker bekehrt haben, müssen wir sehr bezweifeln. Ja wir getrauen uns zu wetten, daß Hr. Neidlinger selbst, da er ein aufrichtiger Wahrheitsforscher ist, noch einer der eifrigsten Erasmianer werden wird, wenn er z. B. für den ersten Anlauf die Nouvelle méthode pour apprendre la langue grecque der gründlich gelehrten Jansenisten von Port-Royal, und dann zum Ueberflusse etwa noch die Havercampische Sylloge auctorum de pronuntiatione durchgehen will. Bekommt die schöne Stiftsbibliothek dann noch die 1814 in London herausgekommenen Researches in Greece des vortrefflichen Will. Martin-Leake, der, in Aufträgen seiner Regierung, zehn Jahre in Griechenland herumgereiset ist, Alt- und Neugriechisch durch und durch kennt, und doch — aus Gründen — Erasmianer geblieben, oder vielmehr geworden ist, so zweifelt Ref. kaum, daß er die Wette gewonnen haben wird. Deßwegen will er auch hier dießmal nichts weiteres über diesen Gegenstand sagen,

als vorläufig, in Leake's Namen, nur dieß, daß freylich ein Gelehrter, »der altgriechisch wirklich kann,« auch einige Werke der Neugriechen, — nach drey Lectionen, versteht; jene nämlich, die so gut als altgriechisch, oder besser, nach Korai, makaronisch geschrieben sind. (Dafür versteht sie aber der Neugrieche nicht, außer wenn er zugleich Altgriechisch gelernt hat, wie unser einer). Mache sich dieser Gelehrte aber an eigentlich neugriechische Werke, z. B. an Christopulo's *Λυρικά*, an seine (soll heißen: Jakob Riso's) *Πολυξένα*, an Kokkinaki's Uebersetzung von Moliere's Tartuffe u. dgl., so — *sudet multum frustraque laboret*. Zweytens, Gründe zu Gunsten der Reuchlinischen Aussprache finden sich bis ins achte, ja bis ins siebente Jahrhundert zurück; je höher man aber zum klassischen Alterthum hinaufsteigt, erklärt sich alles immer lauter für Erasmus. An die Lesung nach Accenten scheint Herr Neidlinger gar nicht einmal gedacht zu haben? — Doch das alles, und viel Interessanteres noch wird Herr Neidlinger in Leake's Researches finden. K.« —

III. Diese schonende Zurückweisung so großer Ansprüche bey so kleinen Gründen war offenbar nur aus der Rücksicht zu erklären, die Herr K. für Stand und Amt des Herrn Neidlinger haben mochte. (Denn zurückgewiesen mußten sie doch werden diese großen Ansprüche, wenn nicht, nach der bekannten Regel: Qui tacet, consentire videtur, das Ausland Hrn. Neidlinger's Einsicht und Kritik für das Maß der österreichischen Philologie überhaupt halten sollte.) Selbst Herr Neidlinger schien damit zufrieden; wenigstens war er so weise und schwieg.

IV. Nicht so zwey seiner Namensvettern, ein simpler Neidlinger, und ein Dr. Neidlinger, deren wir keinen weiter kennen, als daß sie Verfasser der vorliegenden zwey Broschüren sind; ein Verdienst, welches wenigstens sie selbst sehr hoch anzuschlagen scheinen. Kürze halber wollen wir die zwey Vettern, nach der Chronologie ihrer Bekanntwerdung, den simpeln Nr. 1, und den Dr. Nr. 2 nennen. Sollte sich's später auch ergeben, daß die beyden, oder gar die drey, nur eins sind, so kann uns dieß gleichgültig seyn; wir sind nur berechtigt, sie nach ihren Werken zu kennen.

V. Nr. 1 erklärt sich über die Entstehung seiner Schrift etwas wunderlich und räthselhaft, wie folgt: »Diese Schrift,« sagt er im Vorberichte, »sucht die wenigen Dunkelheiten, welche nach Leake's Forschungen, noch über der neugriechischen Sprache schweben dürften, aufzuhellen. Sie wurde dem Verfasser (so lieb ihm auch eine friedliche literarische Laufbahn ist) abgedrungen von einem Recensenten, welcher, seine Gegner mit unwürdigen Waffen bekämpfend, das Recensenten-Recht, nach dem Total-

Eindrucke darzustellen, über Gebühr ausdehnte. Es wäre allerdings Wahrheitsscheue und Verstocktheit, wenn Ref. oder ein anderer Gegner dieses Rec. Aufklärungen, welche aus reiner Wahrheitsliebe — wenn gleich etwas unbescheiden — wären gegeben worden, stolz zurückwiese; aber eben so sehr wäre es Niederträchtigkeit und Dummheit, wenn er, sammt den übrigen Gegnern, auf Kosten der Wahrheit schweigend, feige Unrecht duldete. Im Falle einer Erwiederung des Rec. ersucht Ref. die Leser, nur diese Schrift, allenfalls auch genannte Recension und Leake's Werk, nochmals einzusehen, und dann zu urtheilen, ob (der) Rec. sich gerechtfertigt, ihn aber, als Verfasser dieser Schrift, widerlegt habe. — Beleidigungen, Neckereyen und ähnliche Zufluchtsmittel kleinlicher Rache, wird Ref. mit Gleichmuth zu verachten wissen. Damit er nicht als ein hämischer, verkappter Gegner erscheine, fügt er sogar, da sich der ehrliche Mann nicht zu verbergen braucht, seinen Namen bey. Neidlinger.«

Die Leser müssen, diesem Vorberichte zufolge, mit Rec. vermuthen, daß diese Schrift nicht Hrn. Neidlinger's erste Arbeit sey; denn »sie ist ihm, so lieb ihm auch eine friedliche literarische Laufbahn ist, von einem Rec. (eines früheren Werkes also), der seine Gegner mit unwürdigen Waffen bekämpft, abgedrungen worden.« Sie werden ersucht, jenen Rec., im Falle einer Erwiederung, mittelst nochmaliger Einsicht nur dieser Schrift ꝛc. doppelt und dreyfach zu kontrolliren, »ob er sich gerechtfertigt, und ihn (Herrn Neidlinger) als Verfasser dieser Schrift widerlegt habe.« Aber aller unserer Nachforschungen ungeachtet, finden wir nur den Anfangs erwähnten Zeitungsartikel von dem Herrn Professor Herrmann Neidlinger, und sonst gar nichts auf diesen Namen. Anonym kann er doch auch nichts herausgegeben haben, da dieß, nach seinen Begriffen, unehrlich ist *). Kurz, hier ist dignus vindice nodus, und ohne Herrn Neidlinger selbst würden wir wohl noch lange vergeblich umher rathen: — nicht ihm ist Unrecht geschehen, sondern der Engländer Leake ist, nach S. 6 dieser Schrift (im Februarheft der Wiener Literatur-Zeitung 1816), nicht so angezeigt worden, wie Herr

*) Weiß denn Herr Neidlinger nicht, daß Anonymität sehr gut begründete Sitte und Regel der besten Journale ist? Ihr nur Unredlichkeit zum Beweggrunde unterlegen, ist eben so ungerecht, als wenn man von Herrn Neidlinger behaupten wollte, daß er sich nur aus Eitelkeit genannt habe. Apelles horchte hinter seiner Hausthür; nach Herrn Neidlinger hätte er, als ehrlicher Mann, sich in Galla vor die Hausthür setzen sollen, allenfalls noch mit einer Tafel an der Brust, worauf: APELLES, DER IN PERSON HIER SITZT, HAT'S GEMALT.

Neidlinger glaubt, daß es hätte geschehen sollen (!!). Arme Recensenten! Bisher hattet ihr bloß von der beleidigten Eitelkeit der Autoren selbst Vorwürfe zu hören; Herr Neidlinger aber, so lieb ihm auch eine friedliche literarische Laufbahn ist, glaubt sich doch zu dem neuen Unternehmen berufen, die Recensenten zu recensiren!

Wir gestehen, daß wir diese gewagte Neuerung des Herrn Neidlinger weder mit seiner vorgeblichen Friedensliebe noch mit seiner vermuthlichen Weisheit zusammenreimen können. Indessen laßt uns weiter sehen,

Quid tanto dignum ferat hic promissor hiatu.

Besagte Recension von Leake's Werk ist, wie Herr Neidlinger versichert, »nach des Rec. eigener Erklärung, zur Beanmerkung geschrieben. Da nun Recensent (d. h. Herr N.) vernünftiger Weise nicht zweifeln konnte, daß diese Beanmerkung auch ihm gelten soll, so glaubte er, durch den Ausdruck: zur Beanmerkung, vom Recensenten selbst (d. h. Herrn K.) zur Beobachtung aufgefodert, diese Recension sorgfältig beobachten zu müssen. Referent (d. h. Herr Neidlinger) sah aber seine Erwartung nicht ganz befriedigt. Anfangs eine Vorarbeit für den Gesichtspunkt; dann eine beständige Verwirrung (lies Vermengung) der Meinung Leake's mit der des Rec., so daß der größte Scharfsinn Beyder Meinungen nicht zu scheiden vermag; ferner bey übersetzten Stellen Einschaltungen, die den ganzen Sinn verändern, Weglassungen (von Sachen), die wesentlich und entscheidend sind u. s. w. Um uns von unserem Gegenstande nicht zu sehr zu verirren, fährt Herr Neidlinger weiter fort, wollen wir, das unmittelbar hieher Gehörige berücksichtigend, nur durch die Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung in zwey Stellen, die auf unsere Proben Bezug haben, die Leser das übrige ahnen lassen [1].« Und so führt Herr Neidlinger aus besagter Recension zwey Beyspiele von Einschaltungen und Weglassungen an, die Herrn Leake's »ganzen Sinn verändern« sollen. Leake's Rec. habe sich nämlich erlaubt, dessen erste Gattung neugriechischer Schreibart, die Redesprache des Volks, davon die einzigen Muster in den Volksliedern zu finden, das eigentlichste wahrste Neugriechisch zu nennen. So nenne es Leake nicht ausdrücklich [2]): ergo cruci-

[1]) Soll das etwa auch besonders »ehrlich« seyn?

[2]) Aber er meint es doch offenbar so, und mit Recht. Oder weiß Herr Neidlinger denn nicht, daß allen Schriftsprachen ursprünglich eine Redesprache zum Grunde liegt? Sehe er doch selbst Herrn Leake nochmals ein, z. B. gleich den ersten Absatz des zweyten Abschnitts, S. 52. Seine ganze neugriechische Grammatik. Seite

fige! — So hat der Rec. auch Leake's Versicherung, daß auch der unwissendste griechische Schreiber einigen Anflug von hellenischer (altgriechischer) Sprachkenntniß habe, durch die Einschaltung erlautert, daß dieser Anflug sich daher schreibe, weil auch dieser unwissendste Schreiber »aus dem Psalter das ABC und das Lesen, allenfalls auch eine der hellenisch geschriebnen Grammatiken durch ein oder mehrere Jahre auswendig gelernt habe.« Diese Erläuterung ändert, nach Herrn N.'s Urtheil, und entstellt Leake's Sinn; also abermal crucifige. Dagegen habe der Rec. verschwiegen (??), daß, nach einem Incidentsatze bey Leake, »das Neugriechische einen großen Vorzug vor dem Italienischen habe (z. B. im bestimmten Artikel! u. s. w.)«. Dieß ist, nach Herrn Neidlinger's Einsicht wesentlich und entscheidend; also zum dritten Mal crucifige! Ferner habe der Rec. die Folgen der politischen Hindernisse, die die selbstständige Ausbildung des Neugriechischen auch als Schriftsprache, aufgehalten, nicht mit Leake's, sondern mit eigenen Worten dargestellt; — crucifige! Und so wendet sich endlich Herr Neidlinger »von der unangenehmen Vergleichung des Herrn K. (wohl hat Herr Neidlinger selbst im Eifer etwas Entscheidendes vergessen, nämlich, uns zu erinnern, daß der Rec. sich, wie der erste Korrespondent des ersten Neidlinger, mit K. unterschrieben: also der Recensent ist = Herr K.: *hinc* illae lacrimae?) mit dem vortrefflichen Leake hinweg, zu etwas Interessanterem,« nämlich zum eigentlichen Gegenstande des Titelblattes dieser Schrift.

Wir werden ihm dahin folgen, sobald wir mit dieser seiner Einleitung, wo möglich, aufs Reine sind.

Abgedrungen soll Herrn Neidlinger diese Schrift seyn von einem Recensenten. Wenn sie gut ist, so werden wir letzterem also noch gar danken müssen, statt ihm zu zürnen. Aber freylich, unwürdige Mittel könnten wir nicht billigen, sollten wir ihnen auch Herrn Neidlinger's beste Schrift verdanken. Wir haben, nach Herrn Neidlinger's, wenn auch etwas verdächtiger, Zumuthung, »nur« diese Schrift, dann die angeklagte Recension und Leake's Werk nochmals eingesehen; gestehen aber, daß wir nun Herrn Neidlinger's Vorwürfe noch weniger begreifen, als vor dieser Revision der Akten. Denn nicht nur keine unwürdigen Waffen führt Leake's Recensent, sondern in der ganzen Recension ist überhaupt von Gegnern ganz und gar keine Rede. So ist auch Neidlinger's Behauptung, daß »die

1 — 49 ist ja eben nach dieser Redesprache, als dem wahren, echten Neugriechisch gemacht. Oder weiß Herr Neidlinger nicht, wovon die Rede ist?

Recension nach des Rec. eigener Erklärung, zur Beanmerkung geschrieben« sey, nur in Herrn Neidlinger's Einbildung gegründet; denn gewiß hat, außer Herrn Neidlinger, kein Leser den Worten des Recensenten, mitten in der Recension: — »Das Kapitel von der griechischen Sprache theilt Herr Leake in fünf Abschnitte: 1) vergleichende Grammatik von Alt- und Neugriechisch, 2) Literatur der Neugriechen, 3) Muster von neugriechischer Komposition aus den frühesten Schriften bis auf Korai, 4) über den Tschakonischen Dialekt, und 5) über die rechte Aussprache des Altgriechischen, in Absicht auf einzelne Buchstaben und den Accent. Allgemeine Bemerkungen endlich über Erziehung, Jugendunterricht, Hoffnungen und Wünsche der Griechen beschließen dieß reichhaltige und interessante Kapitel, woraus wir folgendes, theils zur Probe, theils zur Beanmerkung ausziehen wollen« — einen unwürdigen Sinn unterlegt. Hätte sich aber auch der Rec. aus Streben nach Kürze, hier etwas dunkel ausgedrückt, so ist diese seine Beanmerkung durch die im Vorhergehenden gewünschten und nachher von ihm selbst beygebrachten Anmerkungen mehr als hinreichend erklärt und gerechtfertigt. Ferner, wenn ein Werk von 491 Seiten auf nur 17 S. besprochen (nicht übersetzt) werden soll, so versteht sich's wohl von selbst, daß der Berichterstatter sich kurz fassen, und des Verfassers Ideen immer in gedrängter Uebersicht, und oft in eigener Verarbeitung geben muß. Und sehr zufrieden können Verfasser und Leser mit dem Berichterstatter seyn, der jenen im Ganzen recht verstanden, und so auch dargestellt hat. In dieser Hinsicht nun dürfte Herr Neidlinger, im Falle einer Appellation an Herrn Leake selbst, wohl schwerlich gegen den so hart angeklagten Recensenten gewinnen. Denn, kurz, hätte Herr Neidlinger die nöthigen Vorkenntnisse mitgebracht, um Herrn Leake auch nur in der Hauptsache zu verstehen, so wären seine vorliegenden »Proben von den Leake'schen fünf Klassen des Schrift-Neugriechischen« wohl ungeschrieben geblieben, da — Hr. Leake selbst einen solchen Versuch für unnütz erklärt: It would occupy too much space, sagt er S. 55, to give examples of the different idioms just mentioned, which are so much blended with intermediate shades, that the attempt could not be attended with any practical utility. Was könnte also Hr. Leake zu diesem seinem ungebetenen, selbstaufgedrungenen Advokaten sagen, der so wenig in seinem Sinne denkt und handelt, daß er unternimmt, was Leake selbst für unnütz hält, und mit vierzehn Oktavseiten abgethan zu haben glaubt, wozu Leake auf 491 Quartseiten zu wenig Platz gefunden!

Nachdem wir so Herrn Neidlinger's Inkompetenz in der

Hauptsache, aus Leake selbst, dargethan, dürfen wir weder Zeit noch Raum mit der Widerlegung seiner Nebenklagen, so leicht sie auch wäre [1]), verlieren; und wollen also nur noch einen Blick auf seine, nach Hrn. Leake unnützen »Proben« werfen.

Nach S. 11 »gibt es eigentlich nur drey Hauptschriftsprachen im Neugriechischen: 1) die κοινή (gemeine), 2) das μιξοβάρβαρον oder μακαρονικόν, und 3) die Koraistische. Die erste und zweyte zerfallen wieder jede in zwey entgegen gesetzte, doch zu demselben Verderben führende Unterarten, bis vor zwanzig Jahren jene treffliche Schriftsprache des verehrungswürdigen Korai erschien, die mehr nach der hellenischen Syntax (nicht ganz nach der europäischen, wie Leake sage) geordnet, durch einen philosophischen Vergleich mit der alten Muttersprache aus ihren Unreinigkeiten sich zu räumen suchend [2]), eine glückliche Verbesserung und vielleicht eine baldige Vollkommenheit zu erreichen verspricht, wenn man nur der Spur ihres philosophisch gedachten Systems übereinstimmig nachgehen wollte.«

Und so will denn Herr Neidlinger »diese Eintheilung der Schriftsprache in fünf Klassen« mit (achtzehn) Mustern belegen, die selbst vor einem »Leake [3]) und Hobhouse als echt bestehen dürften.« Dreyzehn dieser Muster sind aus gedruckten Werken genommen, fünf sind Herrn Neidlinger von seinen »Ueber-

[1]) Oder glaubt etwa Herr Neidlinger z. B., daß die Sprache des gemeinen Lebens, sowohl in einzelnen Wörtern, als in ganzen Sätzen und Wendungen, nicht der Maßstab für alle andere (poetische, philosophische) Sprachdarstellung sey? Ist das eigentlichste, wahrste Neugriechisch auch schon das vollkommenste? Sind aber nicht alle Literaturen aller Völker von der Redesprache ausgegangen? Muß es die neugriechische nicht auch thun? Oder haben die Neugriechen schon eine Literatur? Ist sie nicht allererst im Werden? Und, noch einmal, auf welcher Grundlage kann sie sich erheben, als auf der aller anderen Literaturen, der Redesprache? Begreift er nicht, daß man aus dem Psalter das ABC lernen kann, und wirklich in schullosen Ländern, wo nur Mönche lesen und schreiben können, noch heut zu Tage lerne u. s. w. (vgl. Leake S. 52 und 206). Seine Griechen mögen ihn schlecht berichtet haben, vielleicht auch weil er sie schlecht fragte (denn bekanntlich weiß nicht jeder zu fragen, wie Schlözer irgendwo bemerkt).

[2]) Aber wenigstens solches Deutsch dürfte keine so treffliche Schriftsprache seyn? So rächt Nemesis (und Leibnitz) die verspotteten Waldbauern!

[3]) Leake hat sie bereits ins Voraus für unnütz erklärt; Hobhouse ist inkompetent, wenn er seit der Herausgabe seiner Reise nicht mehr Griechisch gelernt hat. Herr Neidlinger muß Leake's Appendix p. 403 — 443 übersehen haben.

setzern« (S. 25) geliefert worden (welche Umgebung Herr K. bereits früher bey Herrn Neidlinger vermuthet hatte), die aber leider! keine ehrlichen Leute müssen gewesen seyn, da Herr Neidlinger nöthig gefunden, ihre Namen »zu verbergen.« So viel ist auf jeden Fall gewiß, daß es große Ignoranten waren, weil sie (nach S. 25) »fast alle das Wort σχολαστικός falsch verstanden.« Nur begreifen wir nicht wohl, warum sie Hr. Neidlinger darum fragte, da es ja kein neugriechisches, sondern ein altgriechisches Wort ist, das er längst aus dem in unsern Gymnasien vorgeschriebenen Gedikeschen Lesebuche wissen mußte, oder es im Erforderungsfalle aus dem nächsten besten lateinischen oder griechischen Wörterbuche besser erfahren konnte, als von solchen fahrenden »Uebersetzern«, die Hierocles eben auch für σχολαστικὺς angesehen hätte. In den Noten wird Herr K. mit der strengen Neidlinger'schen Consequenz aus gründlichen, ungezweifelten Prämissen, davon wir in dieser Anzeige schon so manche Probe gesehen, häufig zurechtgewiesen; was ihm gewiß viele Freude und Belehrung verschafft haben wird, die er beyde hätte entbehren müssen, wäre er bescheidener gewesen, und hätte Herrn Neidlinger diese Schrift nicht abgedrungen. (Ist es aber auf der andern Seite nicht traurig, ja scandalos, daß Herr Neidlinger hierin so nachgiebig sich zeigt, und Untugend so gute Früchte tragen läßt?). Herr Neidlinger schließt: »Die Beachtung und Vergleichung dieser Proben mag nun sowohl die Recension Leake's, als auch die beyden Aufsätze Nro. 46, 47 und 48 des Intelligenz-Blattes der Wiener allgemeinen Literatur-Zeitung, aufklären, erläutern und berichtigen. Unsere Ansichten der griechischen Aussprache (welche wir keineswegs auf diese [1]) Abhandlung gründen wollen) werden wir ein anderes Mal zu erweisen suchen. Vorläufig wollen wir nur bemerken, daß so manche sonderbare Behauptungen, z. B. vom υ δασύ, von ου gleich ow (also die Mowse, nicht die Muse), von der breiten Aussprache der Diphthonge nicht nur im Griechischen, sondern auch im Latein (also aeris von aes, gleich aëris von aër [2]), bloß dem Rec., keineswegs aber dem vortrefflichen Leake angehören. Ω gleich dem englischen aw, dem Mittellaut zwischen a und o, ist ein Eigenthum Primissers, der dieß zuerst

[1]) Welche? Jenen Zeitungsartikel vermuthlich. Aber der »gebildete« Deutsche sollte doch die Bedeutung deutscher Fürwörter wenigstens so gut wissen, als die von ihm so vornehm bedauerten Waldbauern.

[2]) Man erinnere sich, daß Herrn Neidlinger die Diärese ein Unding ist. Wie dort ojda und o — i — da, so tönt ihm hier ae-ris (zweysylbig), wie das dreysylbige a — e — ris, d. h. fr. bien wie lien!

bewiesen hat; η gleich dem französischen é ist mein [1]), oder noch richtiger, Villoison's Eigenthum. Hrn. K. gebührt aber die Ehre, der erste (zuerst) bemerkt zu haben, daß eu (ευ) meistens wie ew lautet, z. B. im Italienischen, im Slawischen, im Neugriechischen, und daher (?) diese Aussprache des ευ jeder anderen dürfte vorzuziehen seyn. Doch über alles dieses mehr in der Abhandlung über die griechische Aussprache.« Auch Rec. also wird dort ein Mehreres sagen können und müssen; hier nur so viel: 1) daß Primisser's Werk über die griechische Aussprache bisher nicht gedruckt ist, und daher Herr Neidlinger uns wenigstens hätte sagen sollen, in welcher Bibliothek wir's einsehen können. Sonst könnte sich am Ende ein Autor seine Zeugen nach jedesmaligem Bedarf in der Tasche machen, oder aus der Luft greifen [2]). Jener Rec. hat sich übrigens ja nicht für den Entdecker des Lautes von ω wie englisch aw ausgegeben, sondern nur dafür gestimmt. Eben so wenig kann er die ihm von Herrn Neidlinger zuerkannte Ehre wegen des ευ, als »ehrlicher Mann« annehmen, da es bereits Erasmus vor 300 Jahren so bestimmt hat. (Wer sollte denken, daß Herr Neidlinger den Erasmus nicht einmal gelesen! Aber so sind manche Reformatoren und Refutatoren.) Uebrigens dürfen wir noch erinnern, daß unseres Wissens die dreyfache »Ehre wegen ευ sowohl, als wegen ω und η« eine 1808 in Laibach erschienene slawische Grammatik vielleicht mit Villoison, gewiß aber mit Primisser und Neidlinger theilt; denn dort ist S. 165 diese nämliche Aussprache, die vor Herrn Neidlinger Gnade gefunden, ebenfalls schwarz auf weiß bewiesen. Es scheint nicht, daß jener Grammatiker Villoison's Anekdota gekannt habe; noch weniger Primisser's Manuscript, und ganz gewiß nicht Neidlinger's Zeitungsartikel, der 1808 noch nicht in rerum natura war. Aber — les beaux esprits se rencontrent.

---

[1]) Hier, wem etwa daran gelegen, der Beweis, daß diese Schrift den nämlichen Herrn Neidlinger zum Verfasser hat, der in jenem ersten Zeitungsartikel die Reuchlinische Aussprache so bündig in Schutz genommen hatte. Also werden wir nun doch auch jenen Zeitungsartikel nochmals einsehen sollen? Oder welcher Spruch soll gelten: Die ersten Gedanken die besten, oder δεύτεραι φροντίδες σοφώτεραι? Wir möchten Herrn Neidlinger gerne zu Gefallen leben; er erkläre sich nur.

[2]) Es kann den Lesern nicht lästiger seyn, solche Belege aus den Anfangsgründen der Kritik zu hören, als uns, sie zu wiederholen; aber wir müssen es thun, theils weil Herr Neidlinger darin so gar unschuldig ist, theils weil er über »Beleidigungen, Neckereyen und ähnliche Zufluchtsmittel kleinlicher Rache« schreyen würde, wenn wir ihm unbelegte Wahrheiten vorhielten.

IV. Nr. 2. Rec. kann hier um so mehr statt des langen analytischen Weges den kürzern synthetischen einschlagen, da er bey der Unität des dreyfältigen Verfassers seinen schriftstellerischen Charakter und Ideenkreis der Hauptsache nach bereits aus dem Vorhergehenden als hinlänglich bekannt voraussetzen darf. Der Gegenstand selbst hat für uns ein sehr nahes, unmittelbares Interesse: »Ueber unsere Erasmische Aussprache« soll hier gesprochen werden.

Gottfried Hermann, auf dessen griechische Einsichten der Engländer Porson jenes Lerische Epigramm anwandte*), meint: Illorum sententia, qui cum *hodierna* graecae linguae pronuntiatione *veterem* conspirasse putant, *merito* ita jam a viris *doctis* contemta est, ut si quis hodie eam defendere *auderet*, *ridendum* se ac *despiciendum* praebere videretur. Welche neue, unerhörte und unwiderlegbare Gründe, oder widrigenfalls, welche Stirne muß also der Europäer haben (beym Nationalgriechen bedauert man die natürliche und daher eher verzeihliche Parteylichkeit), der von neuem dafür in den Schranken erscheint! Wie viel muß namentlich der Verfasser des Zeitungsartikels seit 1815 zugelernt haben! Wir werden sehen. Vor allem müssen wir die Leser orientiren.

Als im vierzehnten Jahrhunderte das Wiedererwachen der klassischen Literatur der Römer im Abendlande auch das Erwachen der ihr zum Grunde liegenden altgriechischen nach sich zog, suchten die Italiener und andere Occidentalen vor allem Hülfe und Anleitung bey Nationalgriechen, theils indem sie selbst nach Konstantinopel reiseten, theils indem sie Nationalgriechen nach Italien zogen. Der Fall der Kaiserstadt endlich, 1453, bevölkerte die abendländischen Akademien mit nationalgriechischen Flüchtlingen.

Natürlich theilten diese den Franken ihre Weisheit so mit, wie sie selbst sie hatten. Die damaligen dürftigen Lehrbücher von

---

*) Das Epigramm heißt;

Καὶ τόδε Φωκυλίδεω· Λέριοι κακοί, οὐχ ὁ μὲν, ὃς δ' οὔ,
Πάντες, πλὴν Προκλέους· καὶ Προκλέης Λέριος.

Porson's insolente Parodie:

Νήϊδες ἐςὲ μέτρων, ὦ Τεύτονες· οὐχ ὁ μὲν, ὃς δ' οὔ,
Πάντες, πλὴν Ἕρμαννος, ὁ δ' Ἕρμαννος σφόδρα Τεύτων;

oder, englisch, von Porson selbst, noch witziger:

The Germans in Greek
Are sadly too seek,
Not five in five score,
But ninety-five more:
All, save only *Herman*,
And *Herman*'s a German.

Chrysoloras, Theodor Gaza, Konstantin Lascaris, Demetrius Chalcondyles sind noch vorhanden. Unter solchen Männern studierte auch der Schwabe Johann Reuchlin, der dann durch seine durchaus praktische Tendenz, seinen Rang als Rath des gelehrten Kaisers Friedrich IV., und seines genialen Sohnes Kaiser Maximilians, durch seinen Epoche machenden Prozeß mit den Köllner Scholastikern, so großen Ruf und Einfluß auf die Studien Deutschlands, Frankreichs und Englands erlangte. (Bey aller gerechten Verehrung für seine Verdienste, können wir Herrn Neidlinger den Beweis, warum er ihn als Hellenisten noch über Erasmus setzt, nicht erlassen. Meiners, den Hr. N. in der Note anführt, sagt das nicht.) Durchaus praktisch, wie er war, nutzte und verbreitete Reuchlin sein Griechisch und Hebräisch, wie ers erhalten hatte: jenes nach neugriechischer Aussprache und nach der alleinigen Accentlesung, dieses im Geleite der Kabbala. Er starb 1521. Es konnte nicht fehlen, daß, so wie sich durch die kurz vorher erfundene Buchdruckerey die Ausgaben klassischer Autoren immer mehrten, die Kritik erwachte rc., mit ihr auch der Widerspruch, der zwischen der neugriechischen oder reuchlinischen Lesung einerseits, und andererseits der Quantität, den Zeugnissen der alten Grammatiker rc. Statt fand, immer auffallender wurde. Aldi Grammatik von 1523, und selbst die Klatsch-Anekdote, wie Erasmus zu seinem berühmten und entscheidenden Dialog de recta latini graecique sermonis pronuntiatione, veranlaßt worden, beweiset diese Gährung. Der Dialog erschien 1528, und begründete diese grammatische Revolution so gut, daß sie seit dieser Zeit, nur sehr unbedeutender Nachhülfe bedürfend, durch eigene inwohnende Kraft immer größeren Boden gewinnt, und die neugriechische beynah nur noch von Neugriechen, und selbst von diesen mit großen Einschränkungen, kaum halb vertheidigt wird. Erasmus hat gezeigt, wie beyde herkömmliche Aussprachen, sowohl die lateinische als die griechische, mehr oder weniger, ausgeartet seyen; und seine Schüler haben gut bemerkt, daß, wenn beym noch häufig zu sprechenden Latein das Sapiendum cum paucis, loquendum cum vulgo, noch einige Rücksicht verdiene, dieß beym Griechischen ganz wegfalle. Wer etwa doch mit Neugriechen zu thun bekomme, müsse ohnehin das Neugriechische besonders lernen (so wie der Lateiner, der mit Italienern sprechen soll, zu seinem Latein noch das Italienische hinzulernen muß). Also das Latein bey Seite gesetzt, laßt uns die beyden griechischen Lesemethoden, die herkömmliche der Neugriechen oder die Reuchlinische, und die kritische Erasmische, sammt ihren beyderseitigen wirklichen oder vermeinten Verbesserungen, in folgender Zusammenstellung überschauen.

Ueberblick der Aussprache (Lesung) des Altgriechischen.

	I) Herkömmliche der Neugriechen (Reuchlinische).		II) Ursprüngliche, durch Kritik herausgebrachte (Erasmische)	
	1) nach ihnen selbst	2) nach Hrn. N's Vorschlag	1) nach Erasmus selbst	2) nach seinen Schülern
	Sieben Vokale.			
1	α wie das deutsche a	—	a	a
2	ε — — — e	—	e	e aperta (ä)
3	ι — — — i	—	i	i
4	ο — — — o	—	o	o
5	υ — — — i	zwischen i und u (doch nicht ü)	ü	ü (?)
6	η — — — i	é	ä	ital. e chiusa, é
7	ω — — — o	?	ital. o aperta	— o aperta
	Neun eigentliche Diphthongen, mittelst ι und υ hinter den übrigen Vokalen:			
8	αι — — — ä	ê	ai (aj)	aj
9	ει — — — i	wie i (jedoch als eine Zwey) (?)	ei (ej)	ej
10	οι — — — i	ui oder (!) ü	oi (oj)	oj
11	υι — — — i	?	üi (üj)	üj (?)
12	αυ vor β, γ, δ, ξ, λ, μ, ν, ρ und Vokalen wie av	aw	au (aw)	au (d. i. aw)
13	αυ vor andern Konsonanten wie af	af?	au (aw)	au (d. i. aw)
14	ευ vor β, γ, δ, ξ, λ, μ, ν, ρ und Vokalen wie ev	ew	eu (ew)	eu (d. i. ew)
15	ευ vor andern Konsonanten wie ef	ef?	eu (ew)	eu (d. i. ew)
16	ου wie u	u	ou (ow)	ou (d. i. ow)
17	ηυ vor β, γ, δ, ζ, λ, μ, ν, ρ und Vokalen wie iv	éw	äu (äw)	éu (d. i. éw)
18	ηυ vor den übrigen Konsonanten wie if	éf?	äu (ew)	éu (d. i. éw)
19	ωυ vor β, γ, δ, ζ, λ, μ, ν, ρ und Vokalen wie ov	ow	offnes ou (ow)	offenes ou (d. i. ow)
20	ωυ vor den übrigen Konsonanten wie of	of?	offnes ou (ow)	offenes ou (d. i. ow)
	Drey uneigentliche Diphthongen, mittelst des ιωτα subscriptum.			
21	ᾳ wie a	a	a (?)	vor Christo aj, nach Christo a
22	ῃ wie i	é	ä (?)	vor Christo éj, nach — é
23	ῳ wie o	o	o (?)	vor — oj nach — o

	I) Herkömmliche der Neugriechen (Reuchlinische).		II) Ursprüngliche, durch Kritik herausgebrachte (Erasmische)	
	1) nach ihnen selbst	2) nach Hrn. N's Vorschlag	1) nach Erasmus selbst	2) nach seinen Schülern
	Eilf einfache Konsonanten.			
24	β wie v (w)	—	b	b
25	γ vor e- und i-Lauten wie j	?	g	g
26	γ nach γ und vor a, o, u und Konsonanten wie gh	—	g	g
27	δ wie englisch th in that (dh)	?	d	d
28	κ nach γ und ν wie g	?	k	k
29	κ sonst wie k	—	k	k
30	λ wie l	—	l	l
31	μ wie m	—	m	m
32	ν vor π wie m	?	n	n
33	ν sonst wie n	—	n	n
34	π nach μ und ν wie b	?	p	p
35	π sonst wie p	—	p	p
36	ρ wie r	—	r	r
37	σ wie ß (nie wie ſ)	?	ß	ß
38	τ nach ν wie d;	?	t	t
39	τ sonst wie t	—	t	t
	Ein Nasal-Konsonant.			
40	γ vor γ, κ, ξ, χ wie n in: Engel. u. dgl.	—	wie n in: Engel.	wie n in: Engel.
	Drey mit dem Hauchlaute zusammengesetzte Konsonanten.			
41	ϑ wie englisch th in think	—	wie englisch th in: thief (?)	th d. i. t'h
42	φ wie f	—	p'h	ph d. i. p'h
43	χ wie ch (deutsches ch)	—	k'h	kh d. i. k'h
	Drey mit dem Sauselaute zusammengesetzte Konsonanten.			
44	ζ wie ſ in: leſen	?	sd oder ds?	dſ
45	ξ wie kß	—	kß	kß
46	ψ wie pß	—	pß	pß
	Zwey Hauchzeichen (Spiritus).			
47	ʽ beyde gleich, wie ein lenis, d. h. so gut als lautlos, wie h im Franz.	?	h	h
48	ʼ		lautlos (als lenis)	als lenis
	Ton und Quantität			
	berücksichtigt bloß den Ton, ohne alle Quantität	in Prosa ist's so recht, in Versen aber umgekehrt	sind beyde zu beobachten	beyde zu beobachten

Anm. Daß die Neugriechen auch ein deutsches z, und noch andere neue Laute haben, gehört nicht streng hieher.

Anmerkungen zu dieser Tabelle.

1) Was die Neugriechen betrifft, so berufen sie sich, wenn man sie um die Gründe ihrer Aussprache fragt, auf den National-Gebrauch, »quem penes arbitrium est, et jus, et norma loquendi.« Aber die Kritiker haben ihnen aus ihren eigenen Klassikern bewiesen, daß ihr heutiger, wenn auch tausendjähriger National-Gebrauch beym η, υ, ε gewiß nicht, und der beym π nach μ und ν, beym τ nach ν selbst nach ihrem Georgiadi, nicht der alte klassische sey, und also auch bey den übrigen kein für sich gültiger Grund, kein sicherer Führer seyn könne. Selbst Hr. N. besteht nicht mehr auf der Autorität der Neugriechen; nur protestirt er gegen den Grundsatz,« daß in der Aussprache der Neugriechen Alles falsch sey, oder daß in ihrer Sprache keine Spur mehr des Alten sich finde« (eine ganz unnöthige Protestation, da, unseres Wissens, kein Kritiker weder eines, noch das andere je behauptet hat).

2) Wenn aber die Neugriechen, wie Georgiadi, oder die neueren Reuchlinianer, wie Herr N. (denn die älteren bestanden auf dem Gebrauch), die Autorität des Gebrauchs aufgeben müssen, so sind sie eben dadurch auf die einzige Erkenntniß- und Entscheidungsquelle der Erasmianer, die Kritik, hingewiesen; es kommt dann nur noch darauf an, welche der beyden Parteyen die Kritik besser zu fragen weiß, d. h. welche von beyden alle gegebenen Momente der Entscheidung so gegen einander abzuwägen weiß, daß dadurch, wo nicht alle, doch die meisten gegründeten Zweifel gehoben werden.

3) In dieser Hinsicht nun dürfte Hr. N., selbst bey seiner eigenen Partey, wohl schwerlich für den optimus omnium patronus angesehen werden; schon darum nicht, weil er nur das η und zum Theil die Diphthongen, so wie die Diärese und die Accentlesung (unkritisch genug) bespricht, alles Uebrige aber mit dem sogenannten französischen »accent, der von der Modulation und Modifikation der Stimme abhängt,« abfertigen zu können glaubt (sich auf Hase berufend, der aber diese Appellation nicht annehmen kann, da nach ihm in der angeführten Stelle dieser »accent, was Herr Hase den Gesang der Rede nennen möchte, d. h. die nach dem männlichen Alter nie zu erlernende Modulation der Stimme ist, die unabhängig von der Aussprache einzelner Konsonanten und Vokale jede Nation von der anderen unterscheidet«).

4) Die von Erasmus beygebrachten Gründe für seine Aussprache beruhen hauptsächlich auf der Art, wie griechische Namen und Wörter von den Lateinern, und umgekehrt lateinische von den Griechen geschrieben werden; auf deutlichen Aussprüchen der na-

tionalen griechischen und besonders lateinischen Grammatiker; auf der natürlichen, leicht erweislichen Voraussetzung, daß die alten nicht δαίμονες geschrieben haben würden, hätten sie δέμονες gesprochen; endlich auf der leichten Widerlegbarkeit alles dessen, was die Reuchlinianer, nach aufgegebenem Gebrauch, auf dem Wege der Kritik für sich anführen. Hermann hat in unseren Tagen, mit Berufung auf die göttliche Simplicität der Alten, wie in allem Uebrigen, so auch im Schreiben, auf eine fünfte, nicht eben unbekannte, nur nicht genug benutzte Quelle erasmischer Beweise, die Uebergänge der Laute in den verschiedenen Dialekten, neuerdings aufmerksam gemacht [1]).

5) Die Engländer, Franzosen und Deutschen ꝛc., die griechische Klassiker so lesen (aussprechen), wie englische, französische, deutsche (z. B. εἰμί etwa der Engländer wie imaj, der Deutsche wie ajmi, der Franzose wie ämi u. s. w. u. s. w) ꝛc., sind freylich keine Reuchlinianer, aber auch — keine Erasmianer. Solcher ganz unkritischer Lesung würde allerdings auch der Erasmianer die Neugriechische, als das unstreitig kleinere Uebel, ohne Bedenken vorziehen. Von solcher Leserey gilt, was Hase zu Gunsten des accent sagt. Solche Nicht-Erasmianer sind, ihren anderweitigen anerkannten Verdiensten unbeschadet, auch die deutschen, von Hrn. N. angeführten Grammatiker Buttmann, Matthiä, Thiersch, wenn sie z. B. lehren, daß ει wie deutsch ei, ευ wie deutsch eu, oder ωυ wie oü laute, und nicht bedenken, daß in der jetzigen hochdeutschen Aussprache ei nicht der Diphthong von e und i [2]), eu nicht der Diphthong von e und u ist, und das υ in ὠυτός nicht ü seyn darf, wenn es in ὁ αὐτός u gewesen.

6) Unter allen Erfindungen des Menschengeschlechts gebührt der Buchstabenschrift anerkanntermaßen der erste Rang. Aber, wie jede andere, hat auch sie mit kleinen, unvollkommenen Anfängen begonnen; und wer weiß nicht, wie viel ihr noch in unseren Tagen fehlt, um ganz zu seyn, was sie seyn sollte: treue Darstellerin der Rede! — Die Griechen hatten diese Erfindung von den Phöniziern erhalten; wie lange dauerte es, bis sie sie, hier so, dort anders, ihrer Sprache anpaßten! Nahmen nicht die Athener erst nach Perikles das von Kallistratus geordnete jonische Alphabet von vierundzwanzig Schriftzeichen an,

---

[1]) S. Godofredi *Hermanni* de emendanda ratione graecae grammaticae. *Lipsiae* 1801. 8. das dritte Kapitel S. 4 — 8.

[2]) Wir wissen, was Adelung hierüber lehrt; wir wissen aber auch, daß der Fluß Mayn und das Mein im Hochdeutschen praktisch ganz gleich lauten.

während die Aeolier und Großgriechen vielleicht mit ihrem Digamma, ihrem H als Ꜧ, ꝛc. beym Alten blieben? (Schon diese so neue Annahme des jonischen Alphabets in Athen, gerade in der schönsten Blüte der attischen Literatur, steht, es im Vorbeygehen zu sagen, Hrn. N.'s Ansinnen, als ob etwa, wie im heutigen Französischen vaisseau, oder Englischen maid, die Diphthongen nur von alter Schreibung, bey neuer Aussprache, herrühren könnten, entgegen). Irren wir, wenn wir meinen, daß η und ω ursprünglich zur Bezeichnung des geschlossenen e (ė) und des offenen o erfunden, aber von anderen Dialekten, die diesen Unterschied des doppelten e und o nicht hatten, zu langen Vokalen, was dieses ė und dieses o zugleich mit sind, verwendet worden? So hat der Dialekt der Slaven in Inner-Oesterreich diese beyden doppelten e und o, während die benachbarten Serben nichts davon wissen. (Selbst von den Grammatikern sprechen einige, z. B. Marius Victorinus, von zweyerley Lauten.) Irren wir, wenn wir meinen, daß selbst in diesem jonischen Alphabet, dem reichsten, nebst dem Ꜧ (wofür erst zweyhundert Jahre später Aristophanes der Grammatiker den Spiritus Asper erfand) auch noch ein Zeichen für den Laut des j, und ein drittes für den Laut des w, fehlte? So klagt Quintilian, daß (damals, im ersten Jahrhundert nach Christo) auch den Römern Schriftzeichen für die zwey letzteren Laute fehlten, und wer von uns weiß genau die Zeit, oder den Mann, der zu I noch das J, und zu V noch das U hinzu erfunden? (Und gibt es nicht noch, wenn nicht englische, französische, so doch deutsche Gelehrte, die diese Vermehrung und wahre Verbesserung des Alphabets, wie sie Quintilian wünschte, entweder gar nicht, oder doch verkehrt und abgeschmackt benutzen?). Daß die Griechen diese Laute zwar nicht zu Anfange (nur der äolische Dialekt hatte sein Anfangs-Digamma, d. i. das w), aber doch zu Ende der Sylben und Wörter hatten, ist unläugbar; denn was sind das ι und υ, wenn sie mit den andern Vokalen zu Diphthongen zusammentreten, der Sache nach anders, als j und w (versteht sich, dies w am Ende eben so ausgesprochen, wie zu Anfange der Sylben: d. i. w in aw, wie w in wa, ganz wie das Digamma.) Also die Laute dieser Uebergangsvokale hatten die Griechen, nur die Zeichen fehlten im jonischen Alphabete; daher die ganze Lehre von den wenigen Diphthongen, die, wie gesagt, im Griechischen bloß durch das Anschmiegen dieser Halb-Konsonanten, j und w, an die übrigen Vokale α, ε, υ, ο, η, ω entstehen. (Und sehr natürlich läßt sich dann der Uebergang des ursprünglichen, reinen, sanften w in das härtere v, und das noch härtere f der Neugriechen erklären. Um nur ein praktisches Beyspiel anzuführen, so lauten die slawischen Endsylben

— ov (Diphthong, [illegible]) im [illegible]schen Dialekte noch ganz rein wie ou als Diphthong, während sie im daranstoßenden serbischen schon nur einem langen u, wie ov, und im Böhmischen gar wie u lauten, wie das griechische ov zum Theil wohl bald nach Christo. Hätte das [illegible] Alphabet, wie jetzt das lateinische, eigene Buchstaben für die Laute; und [illegible], so würde in der griechischen Grammatik eben so wenig von Diphthongen die Rede seyn, als in der slawischen und ungarischen, oder vom Vorhandenseyn des H vom spiritus asper und seinem Gegensatze in der lateinischen. Wem diese unsre Meinung nicht einleuchtet, oder nicht gefällt, der mag, der Sache selbst unbeschadet, sich an die alte Erklärung der griechischen Diphthongen halten (für Hrn. N. müssen wir aus Priscian wiederholen, daß zwey Laute gehört wurden, singulae vocales *suas* voces habent); nur mißverstehe er uns nicht, wenn wir in der Tabelle, zur Darstellung der Aussprache der Diphthongen auch das j und w nebst dem i und u gesetzt haben; es sollen das j und das w eben die Laute des Diphthongal- i und u anzeigen; nach a (ai, au) konnten wir sie entbehren, aber nicht wohl nach e, ė und ä, da in der schriftdeutschen Aussprache ei und eu nicht die Diphthongal-Laute des mit i oder u verbundenen e, sondern eigene Diphthonge darstellen; ein Umstand, der eben an der unkritischen, und dem Neugriechen nicht weniger, als dem Italiener, dem Slawen, und dem hierin italisirenden Süddeutschen ärgerlichen norddeutschen Aussprache des *Ζεὺς* wie Zeus (lies hochdeutsch tzaus, oder süddeutsch tzais) Schuld ist.

7) Die neugriechische Aussprache ist ein Factum; sie besteht vor unsern Ohren. — Diesem Factum steht das historisch eben so gute Factum entgegen, daß sie in der classischen Zeit der griechischen Literatur nicht ganz so war. Da solche Veränderungen sich nicht über Nacht zutragen, so liegt dem Kritiker ob, dem allmälichen Entstehen und Fortschreiten derselben nachzuspüren; und dieß so umständlich, als nur möglich, im Einzelnen, wie im Ganzen. Auch von Sprachen ist nämlich Juvenal's Bemerkung wahr: Nemo *repente* fuit turpissimus. In welches also der zwey und zwanzig Jahrhunderte, die seit der Blüte der griechischen Literatur bis auf uns verflossen, gehört das Ganze, in welches Jahrhundert einzelne Theile der neuen Sprache (mit Einschluß der Aussprache)? Eine Theilung der Untersuchung, die Hr. Neidlinger, ungeachtet so mancher Winke dazu von Leake und Hase, nicht zweckmäßig gefunden haben mag, da er mit seinem »accent« glaubte auslangen zu können. »Diphthonge sind gerade die Laute, sagt Herr Hase a. a. O., die bey allen Nationen am leichtesten ihre ursprüngliche Aussprache verlieren, und sich in einen einzigen Buchstaben, der ihnen zunächst verwandt ist, zusammenziehen. — *Αι* scheint unter allen Diphthongen

seine heutige Aussprache als ä oder französisches é [1]) am frühesten, vielleicht schon zu den Zeiten der Ptolemäer gehabt zu haben.« So Herr Hase. Und Leake S. 219 schließt aus Inschriften, die er in Griechenland gefunden, wo statt KAI geschrieben ist KE, daß das αι um die Zeit Konstantin des Großen bereits wie e mag gelautet haben. Nach Sextus Empirikus kann man den theilweisen Anfang der heutigen Aussprache des αι und ει und ου schon zu Ende des zweyten Jahrhunderts annehmen (wiewohl noch Victorin um 370, und Priscian um 527, nur die ältere klassische Aussprache der Diphthongen kennen!): dafür aber ist eben der Sextus Empirikus ein unverwerflicher Zeuge für die erasmische Aussprache des η, noch zu Ende des zweyten Jahrhunderts! Wenn also der Erasmianer zugibt, daß der größte Theil der neuen Aussprache vielleicht bis an Justinian (sechstes Jahrhundert), und die einiger Diphthonge in noch frühere Zeiten, vielleicht in den Anfang der Völkerwanderung, vielleicht gar gegen den Anfang des Christenthums zurück, hinaufreichen könne, so darf er aber dagegen auch mit Leake dem Reuchlinianer bemerken, daß »noch nichts Gewichtiges vorgebracht worden, zu beweisen, daß diese Aussprache in den schönsten Zeiten Griechenlands statt gehabt habe« [2]).

8) Zum Beweise, daß Herr Leake hierin auch noch nach Herrn Neidlinger Recht hat, laßt uns das vom Letztern Vorgebrachte in gedrängter Kürze durchgehen, und — beanmerken scheint uns hier das passendste Wort — das jedoch Hr. Neidlinger, wenn es ihm denn so unausstehlich ist, in besprechen oder widerlegen abändern mag.

S. I — VI. Nach einem Motto aus Lichtenberg, daß der Schein, der Zehn betriegt, auch Millionen betriegen könne, folgt eine pathetische Tirade über Selbstdenken in hellern Jahrhunderten. Ein Beweis davon sey, daß die (also in einem

[1]) Das französische é ist doch kein ä, und die Wahrheit ist nur eine. Wenn der Franzose, von seinem César bestochen, für é stimmen will, so wird ihm der dem Römer näher verwandte Italiener seinen Cesare, und beyden der Deutsche seinen noch ältern Kaiser entgegen stellen. So mit dem αι und dem ae; das s aber ist bey allen diesen Deutschen (Lombarden und Franzosen sind ja auch Deutsche) in das sanfte ſ übergangen, und hat sich nur beym Neugriechen noch echt erhalten, als scharfes ß. Merkwürdig ist, daß die jetzige deutsche Sprache dieß sanfte ſ, ohne Ausnahme im Anfang der Wörter hat, und nicht allein aus signum, saccus Segen und Sack macht, sondern auch Sand, See rc. ausspricht, was dem doch auch deutschen Engländer sand, sea (mit scharfem ß) lautet!

[2]) Leake's Researches in Greece, S. 211: — »but nothing of weight has yet been brought forward to prove that the sounds were alike in the most polished ages of Greece.«

unwissenden Zeitalter aufgekommene) Erasmische Aussprach
Altgriechischen, wiewohl seit Jahrhunderten fast in allen Län
üblich, und von angesehenen Gelehrten vertheidigt, doch n
dings (von Neugriechen und ihren Secundanten) angefochten w
Ja, der gelehrte Holländer Reuvens (der jedoch im Gr
ein Erasmianer ist) äußere die Meinung, daß heut zu Tage
Untersuchung erst eigentlich beginnen sollte [1]).

Er (Hr. Neidlinger) habe über die griechische Ausspr
Bemerkungen gesammelt, die neu [2]) seyn, auch man
Sprachforscher vielleicht wichtig und interessant scheinen könn
Er halte sie daher der Mittheilung nicht unwerth, obgleich er
Jean Paul überzeugt sey, daß manche Wahrheiten, wie

---

[1]) Hr. N. hat nicht für gut gefunden, uns auch die Gründe
solchen Meinung dieses gelehrten Holländers bekannt zu machen,
daß auch wir über diese Gründe selbstdenken könnten. Auf der
172 der Collectaneen dieses hoffnungsvollen holländischen Studen
auf die uns Hr. N. verweist, sind sie nicht. Hätte er doch li
auf das ganze Caput decimum, S. 151 — 184, als so lang
Abhandlung über diesen Gegenstand in den Collectaneen ist, vern
sen. Kurz, der junge Reuvens meint, das Altgriechische sey e
jetzt im vollen Erstehen vom Tode (restitui sensim graecam
guam vides): daher müsse man sich mit den Griechen über die
sprache vergleichen: sie würden etwas nachlassen, wir auch etwa
Der gute gelehrte Holländer weiß also noch nicht, daß todte Sp
chen ohne Wunder eben so wenig wieder auferstehen, als todte Lei
Todt auf immer ist die lateinische Sprache, todt auf immer
die griechische. Aus jener hat sich hier die italienische, der sch
Mutter schönre Tochter, dort die französische, hier die spani
portugiesische rc. neu gestaltet. Und eben so aus der altgriechischen
Verlaufe von zehn bis zwölf Jahrhunderten die neugriechische, nun
sprochen von drey bis vier Millionen, die also nur noch i
Dante erwartet, um auch als Schriftsprache selbststän
aufzutreten. Möchten sich doch sowohl die Neugriechen, als se
einige unsrer Griechenfreunde durch das Schicksal aller gescheite
Versuche und Vorschläge, das Latein wieder zu erwecken, gewa
seyn lassen, nicht „Oel und Mühe“ mit ähnlichen Chimären in Be
des Altgriechischen zu verlieren. So wie aus den Trümmern
Lateins das Italienische sich neu und herrlich gebildet, so wird a
das Neugriechische einst blühen; und dieß um so eher, je bälder
Nation, abgewandt von den chimärischen Bestrebungen, Geschehe
ungeschehen zu machen, sich zu seiner allgemeinen Pflege vere
Die lateinische Sprache hatte keine Improvisatoren, wohl a
hat deren ihre Tochter, die italienische; wer kann ins Voraus
gen, was in der neugriechischen einst möglich wird! (Hr. N.
sich einen neugriechischen Dante nach tausend Jahren gefa
lassen; aber wofern uns nicht alle Anzeichen triegen, so dürfte
bereits geboren seyn).

[2]) Selbst das ist neu, daß Neues compilirt werden könne. Aber wa
glaubt Hr. N., daß was ihm neu ist, es auch Andern seyn mü

Gemälde sammt den Mauern in Italien, nicht von einem Kopf in den andern transportirt werden können [1]). Die Sprache soll prunklos und ruhig seyn [2]). So weit die Vorerinnerung.

Doch wir müssen uns kurz fassen, und daher über noch mehrere derley halbwahre, widersprechende Behauptungen hinweg, zur Sache selbst eilen.

Herr Neidlinger will nun einmal Erasmi Partey verlassen, und kann doch auch auf die Autorität der Neugriechen nicht bauen! Ein harter Stand! Was zu thun? Er mustert vor allem die Truppen der Reuchlinianer, (vergessend, oder dissimulirend, daß die Autorität der Neugriechen ihre Heeresfahne ist?) und meint, ein schlauer General, wie er, könne vielleicht selbst mit einem Dutzend Tapferer die Erasmianer schlagen, wenn das Glück ihm wohl wolle. Ihr Stand ist 1) Reuchlin, von Hrn. Neidlinger zum größern Hellenisten dekretirt, als Erasmus war. 2—3) die berühmten (?) Kritiker Martinus und Er. Schmid. 4—5) Muretus und Justus Lipsius, Philologen vom ersten Range (allerdings, nur (o turduli, o pipillones! wie es im Lipsius heißt) leider keine Reuchlinianer!). 6) der berühmte Wetstenius entschied für Reuchlin. (Es ist jedoch nicht der berühmte theologische Kritiker Joh. Jac. Wetstein, sondern der weniger berühmte früh erblindete Joh. R[illegible]. Wetstein. Seine hieher gehörigen orationes apologeticas haben wir nicht zur Hand; da indessen Hr. Neidlinger sie benutzt hat, so werden wir ja das Beste daraus von ihm hören). 7) J. Ad. Müller vom Jahre 1724 (müssen auch hierüber auf Hrn. Neidlinger compromittiren). 8—9) die Griechen Gregor Placentinus, und Velastus von Chios (pro domo sua, und längst in Rom selbst, ins Angesicht widerlegt von einem arkadischen Schäfer, Mirtisbus Sarpedonius, d. i. dem deutschen Jesuiten Friedrich Reiffenberg). 10) Der Engländer Primatt (dürfte eben so wenig Reuchlinianer seyn, als Muretus und Lipsius, oder Rambach). 11) Der Neugrieche Anastasius

---

[1]) Sehr bescheiden! Doch soll manchmal die Schuld wohl zum Theil auch an den Wahrheiten, und zum Theil gar an den Transporteurs liegen. Was die Gemälde in Italien betrifft, so muß Jean Paul dies in einer seiner ältern Schriften gesagt haben; denn man hat seitdem doch auch Mauergemälde transportiren gelernt. Hr. N. ist etwas zurück in der neuesten Geschichte; so werden wir später auch sehen, daß er sich mit Bernhardi's Sprachwissenschaft vergriffen, und, ein zweyter Irion, aus dessen Sprachlehre (1801) eine (Diphthong-) Wolke umarmt, die Bernhardi in der Sprachwissenschaft (1805) auch dafür erkennt. Selbstdenken ist für Alle gut, besonders aber für Transporteurs.

[2]) Wie man so eben gesehen; und kann prunken jeder, der möchte?

Georgiades vom J. 1812 (pro domo sua, und dieß nur halb; ohne genaue Unterscheidung der kritischen erasmischen Methode von der unkritischen National-Leserey der Deutschen, Franzosen, Engländer ꝛc.). 12) Aus Rambach führt Herr Neidlinger nur an, was ihm günstig ist; verschweigt aber die Note, wo Rambach sagt, daß auch ihm die Erasmianer der Wahrheit näher zu seyn scheinen. Dergleichen Truppenlisten nennt Wolf in den Prolegomenen *cupide* quaesita! Und überhaupt, was braucht der Selbstdenker Autoritäten? Oder will uns Hr. Neidlinger dadurch nur Phädri Fabel in Erinnerung bringen:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes?

Von da nimmt Hr. Neidlinger Hase'ns »Accent« in neuer, nichthase'scher, willkürlicher Bedeutung in Beschlag, um daraus die Richtigkeit der neugriechischen Aussprache des β, δ, ζ, ϑ, χ zu erschleichen (auch γ, φ gehört hieher; dafür σ nicht, wohl aber π und τ nach μ und ν). Allein, wir haben schon oben bemerkt, daß Hase'ns Accent hier nichts zu thun hat. Also muß Hr. Neidlinger auf andere Mittel denken, die Aussprache des β, δ, γ gegen seinen Liebling Leake, die des ϑ, χ, φ gegen Erasmus oder Wolf zu decken, und die von ζ vor allem erklären; denn aus seinen Worten leuchtet nicht ein, ob es ihm wie sd, oder wie ss, oder wie s laute. Nach den Grammatikern ist ζ, wie ξ und ψ, eine duplex; der Laut s aber ist einfach, also lautete ζ nicht wie s (und beym Neugriechen lautet's wie s). Wegen ϑ kann das Ansehen der Kopten aus dem fünften Jahrhundert schon wegen seiner Jugend nicht gelten, wenn's übrigens auch an sich verläßlich wäre. Dem Laut des englischen härtern th steht die großgriechische und lateinische Schreibart mit TH, und Aristophanes κάτησο, κάτησο, ναίκι, ναὶ, τυγάτριον, wo der Scythische Schweizer nur mit dem attischen Spiritus asper nicht zu Recht kommt, wohl aber mit dem σ, wie mit dem τ. Das lakonische σιός für ϑεός ist Dialekt, wie γλῶσσα und γλῶττα.

S. 17. Die Ansinnung, als ob δαίμων u. dgl. wie im franz. vaisseau, im englischen maid ꝛc. nur altgewohnte Schreibung bey neuer veränderter Aussprache wäre, haben wir bereits oben, als unstatthaft zurückgewiesen.

S. 18. Possierlich ist die Behauptung, daß man die »ältesten Manuscripte gar nicht verstehen könne, wenn man nicht reuchlinisch lese.« Und Hase, bekanntlich an der Pariser Bibliothek angestellt, wird dafür als Zeuge angeführt! Wir haben Herrn Hase Wundershalber nachgeschlagen; so wie dort sein »Accent,« so ist auch hier eine seinige Bemerkung von jungen Manuscripten des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts so willkürlich ausgedehnt. Wie wird Herr Hase lachen, wenn er so

wunderliche Dinge bezeugen soll! Hat Hr. N. selbst noch kein griechisches Manuscript gesehen, nicht einmal im Montfaucon?

S. 19. Sextus Empirikus Stelle, adv. Gramm. I. 5. beweist allerdings, daß zu Ende des zweyten Jahrhunderts »nach einigen Philosophen« das αι, ει, und ου bereits einfach lauteten. (Also noch nicht nach allen! und das η lautete damals noch wie lang e!). Hr. Leake scheint die Stelle nicht im Zusammenhange gelesen zu haben; sonst hätte er darin nicht wohl eine Ausflucht für Erasmus gefunden. Und Hr. Neidlinger hätte ihm dieß nicht so hingehen lassen, hätte er selbst sie besser verstanden. Wir glauben mit Fabricius, daß diese Diphthongen »bey einigen Philosophen« bereits damals nicht mehr als Diphthongen, sondern als einfache Vocale lauteten. Aus welchem Theile des Römerreichs waren diese Einige? Aus welchem Sextus selbst? Leider wissen wir keines von beyden. Aber genug, daß Sextus dieser »Einigen« Sache, so gut er sie auch zu seinem Zwecke gebraucht, nicht zur seinigen macht, und daß — am Ende er selbst für Leake's most polished ages of Greece um sechshundert Jahre zu jung ist. Daß Hr. Neidlinger sich hier, in Betreff der Vocale (nicht Diphthongen) ā, ō, ū aus Bernhardi vergriffen, haben wir bereits oben erinnert. Aber so geht es allen casuistischen Selbstdenkern.

S. 23. Plutarch, gestorben um das Jahr Christi 130, also vor Sextus, ist offenbar noch für den Diphthongal-Laut des αι, (daher auch Hrn. N. »etwas dunkel?« Von Hermogenes, dem A. 161 das ει auch noch anders als ι lautete, findet Hr. N. für gut, nichts zu sagen. Aus Plutarch folgt auch, daß damals χ noch nicht wie ch, noch φ wie f lautete! Von Priscian, v. J. 527, haben wir oben gesprochen. Selbst Isidorus † 636 spricht nur von wirklichen Diphthongen; von Hrn. N's. Wolken-Diphthongen konnte keinem Alten träumen).

S. 24. Dionysius von Halikarnaß (etwas vor Christo) Stelle beweiset wenigstens, daß υ nicht wie ι lautete; ist also auch gegen Reuchlin

S. 25. Strabo's Stelle (er war Christi Zeitgenoß) beweiset, daß man das iota *subscriptum* damals nicht mehr aussprach (dieß ist auch sonst bekannt, aus oda, prosodia, palinodia u. dgl.). Daß es aber ehedem geschehen, beweisen die Wörter tragoedia, und comoedia, die um ein Paar hundert Jahre früher in die lateinische Sprache aufgenommen werden. —

So wären wir denn von dieser Seite, der reuchlinischen Wahrheit um keinen Schritt näher. Und doch glaubt Hr. N. aus diesen Paar, noch dazu verschiedenen »Aeußerungen« alter Schriftsteller aus der späten Zeit der κοινὴ γλῶσσα eine »klug- bescheidene«

Aussprache für uns ausgemittelt zu haben! Also wie sollen wir αι sprechen? aj nach Plutarch, oder á nach »einigen Philosophen« zur Zeit des Sextus? Wie οι? Wie υ? (Ueber die Consonanten dürfen wir Hrn. N. gar nicht fragen, da sie, nach ihm, Sache des »accent« sind). Es mag übrigens seyn, daß die meisten griechischen Schriftsteller aus der Zeit der κοινὴ γλῶσσα sind: aber auch die besten, auch die gelesensten? Ist es Homer, Hesiod, Theognis ꝛc., Herodot, Hippokrates? Ist es Sappho, Alcäus, Anakreon? Ist es Pindar? Ist es Thucydides, Xenophon, Plato, Isokrates, Demosthenes und die übrigen Redner? Ist es Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes? — Uebrigens ponderantur, non numerantur. (Im Vorbeygehen bemerken wir Hrn. N., daß die »bekannte Anekdote« von Theophrast und der Hökerin nicht »bey seiner Ankunft in Athen,« sondern nachdem er ein Menschenalter in Athen gelebt hatte (cum aetatem ageret *Athenis*) vorfiel. Wir warnen ihn vor seinem treulosen Gedächtniß).

S. 27. Hr. N. fragt abermal (als wenn dieß aus dem von ihm Beygebrachten folgte!): Also lautete αι wirklich wie è? und waren ι, υ, η, ει, οι (und υι) gar nicht verschieden? Das will er doch nicht behaupten. Sondern αι lautete wie á: 1) wegen der Stelle des Sextus (die Hr. N. nicht verstanden, 2) wegen γεωμέτρης das aus γαῖα zusammengesetzt sey (Buttmann erklärt dieß γεω- anders, und besser), 3) wegen KE auf Inschriften statt KAI (Leake setzt solche Inschriften nach Christo; und sind denn alle Inschriften Sprachmuster? Sehe Hr. N. doch den Gruter und Muratori durch. Wir wollen ihm selbst den bey Villoison erwähnten, nach allem billigen Vermuthen doch vom gelehrtesten Rathsherrn mit Beyziehung des Schulmeisters redigirten Beschluß einer Stadt an Gott August in Erinnerung bringen, wo bereits ἀπαιτήσαιως steht für ἀπαιτήσεως — aber leider auch πεμθὲν für πεμφθὲν!); 4) weil αι als Elementum heut zu Tage in allen Ländern wie á laute (aber das ist ja eben die Frage, ob αι in der klassischen Zeit ein Elementum war; nicht einmal zu Plutarchs Zeit war es dieß!); 5) θναίσκω für θνήσκω (widerlegt Hr. N. selbst; denn αι = αϊ ist nicht erasmisch. Die Erasmianer wissen, was eine Sylbe, und was zwey Sylben sind). 6) Die Stelle αὐλητρὶς πεσοῦσα im Theon (ist von Cheke so erklärt, d. h. die Lesart αὐλητρὶς πεσοῦσα als Amphibolie mit αὐλὴ τρὶς πεσοῦσα, und nicht mit αὐλητρὶς καὶς οὖσα, so erwiesen die einzig richtige, daß kein Kritiker sie mehr für αι anführen darf, quin se ridendum praebeat aut despiciendum). 7) das ναίχι und ἔχει im Kallimachus endlich hält Hr. N. für unwiderleglich. Laßt uns also diesem seinem Achilles etwas schärfer in Gesicht sehen:

— Λυσανίη, σὺ δὲ ναίχι καλὸς καλός. ἀλλὰ πρὶν εἰπεῖν
Τοῦτο σαφῶς, ἠχὼ φησί τις· Ἄλλος ἔχει.

Vor allem erlaube uns Hr. N. zu bemerken, daß nicht ναίχι und ἔχει allein, sondern die von uns unterstrichenen ναίχι καλὸς und ἔχει ἄλλος (statt κἄλλος, d. i. καὶ ἄλλος, das aber nicht in den Vers ging) den Stachel dieses eben deßwegen nur mittelmäßig ausgeführten Epigramms ausmachen. Ehe noch der vornehmekle Dilettant sein ναίχι καλὸς deutlich gesprochen (πρὶν εἰπεῖν τοῦτο σαφῶς), straft ihn eine Echo durch die Nachricht: ἔχει (τὸν Λυσανίαν καὶ) ἄλλος. Also ehe er dieß ναίχι καλὸς deutlich gesprochen! Sagt dadurch der Dichter selbst uns nicht deutlich genug, daß es kein wahres Echo seyn soll? Ueberdieß würde, im schlimmsten Falle, hier auch gelten, was Hr. N. dem Leake bey λοιμός und λιμὸς einräumt: Zum Wortspiel ist nicht eben gleicher, sondern mehr oder weniger ähnlicher Laut hinreichend).

S. 29. In Ἰάσων soll das (zweysylbige) ια nach Plutarch wie (das einsylbige) ρα des Sextus tönen!! Wohl ein unwiderleglicher und in anderer Hinsicht unbegreiflicher Beweis, daß Hr. N. den Plutarch, Sextus, und Leake grundfalsch verstanden.

S. 33. Bey οι mengt Hr. N. wieder Erasmianer und empirische Nicht-Erasmianer durcheinander. Wir bestehen auf strenger Scheidung. Erasmus hat diese eben so, wie die Reuchlinianer widerlegt. Ferner müssen wir Herrn N. erinnern, daß das französische moi, toi, soi zu Erasmus Zeit noch nicht so ausgesprochen wurde, wie heute: hic enim evidenter audis (damals) utramque vocalem e, et i, sagt Erasmus; was kann deutlicher seyn? Nach N. soll οι fast wie unser deutsches ü lauten, 1) weil eine uralte Inschrift ΨΟΙΧΗ statt ΨΥΧΗ hat (vor allem, wie uralt ist diese Inschrift? Wie, wenn sie aus der Zeit wäre, da οι und υ, beyde schon neugriechisch lauteten: aus Hase's kakographischen Jahrhunderten?). 2) weil es die Lateiner durch oe ausdrücken, und oe nach dem Grammatiker Maximus Victorinus dem griechischen (langen) υ entspricht. (Hr. N. hat den Muretus und Lipsius gelesen, die diese Stelle des Victorinus befriedigend, aber leider nicht in seinem Sinne erklären. Hoelas ist für Hulas, wie moenera für munera im Lucretius; in Ζέφυρος hingegen ist das υ kurz, daher Victorin es nur durch u ersetzt. Aber was sagt Hr. N. zum Ds in Dsephurus? Ist Victorin nicht offenbar ein Erasmianer)? Wir setzen aus Quintilian noch hinzu, daß die Römer unter August aus den ältern Diphthongal-Lauten ai und oi, weil, wie selbst N. erkennt, der vorhergehende Vocal vortönte, und deßwegen das kurze e natürlicher folgte, ae und oe machten, die aber darum nicht minder Diphthongen blieben, und keineswegs einfach lauteten, (s. Pris-

cian). Wegen der nämlichen Hinneigung des i nach andern Vocalen zum zweysylbigen Spondeus, statt des einsylbigen Diphthongs, scheinen sie den Diphthong ei, statt ihn nach der Analogie von ae und oe, in ee zu diphthongiren, lieber in einen der beyden Vocale, in e oder in i, zusammengezogen zu haben: Ἰφιγένεια ward Iphigenia, Μήδεια Medea; Ἡράκλειτος Heraclitus, Πολύκλειτος Polycletus; so auch im Latein selbst civeis, civis und cives.

S. 36. *Ει* lautete wie i, 1) weil die Römer es meist (?) mit i ausdrücken (aber auch mit e; und ist dieses lat. i nicht nach August aus dem ältern ei d. i. ej, entstanden?) 2) wegen Sextus (der sechshundert Jahre nach der klassischen Zeit lebte!) 3) Inschriften (aus welcher Zeit?).

S. 38 — 42. Alles über *αυ* und *ευ* Gesagte kann gelten, wenn nur der Laut w dem u so nahe bleibt, und sich von dem des v so entfernt hält als nur möglich; denn die Quantität fodert unabweichlich einen Diphthong, sowohl im Griechischen als im Latein! Bey dieser Gelegenheit dürfen wir in Erinnerung bringen, daß die Norddeutschen, die ihre südlichen Landsleute nicht minder als die Neugriechen, mit ihrem *Ζεύς*, gesprochen wie Tzäus rc. ärgern, dafür, durch einen Fehler der gewöhnlichen lateinischen Orthographie, das ganz analoge *Εὐάν*, *εὐοῖ* (Evan, evoe für euan, euoe) ganz recht lesen. Ganz so, wie in *εὐάν*, *εὐοῖ* soll *ευ* auch in *Ζεύς* lauten, und das *αυ*, in *αὐτός* ganz so wie das *αυ* in Ἀγαύη (Agave für Agaue). —

Und so hätten wir denn alle neugesammelten (?) Gründe des Hrn. N. gewogen, und — leicht befunden. Es steht nun zu erwarten, ob er seitdem welche schwerere gesammelt.

S. 43 geht Hr. N. nun, nachdem er sein Lager genug befestigt zu haben glaubt, auf Scharmützel mit den Erasmianern, aus. Aber auch da begegnet es ihm, wie zu vermuthen war, sehr oft, daß er sich den Sieg zuschreibt, wo andere, Unbefangene nur Niederlage sehen. Z. B. wie kann er sagen, daß *ου* dem Erasmianer einfach laute? Wir haben schon oben erinnert, daß er offenbar den Erasmus nicht gelesen haben muß, bey dem es klar und bestimmt heißt: in *ου* quid audis (nach der herkömmlichen Aussprache) nisi u wesphalicum? Und etwas später: *ου* vero arbitror, priscis fere sonuisse, quod Batavis sonat (1528) senex (oudt), frigidus (kout), aurum (goud) u. s. w. Wir haben jedoch schon oben bemerkt, daß *ου* vielleicht zuerst, dann *ει*, und zu Sextus Zeiten bereits auch das *αι* den alten Diphthongal-Laut of the most polished ages of Greece mag verloren haben. — So möchten wir ihm auch, bey S. 52, wo er Fernow anführt, zu Gemüthe führen, daß gerade die Königin des Wohlklangs, die italienische Sprache, an wahren Diphthongen, auch an den ihm so verhaßten breiten, im Gesange besonders reich ist!

Wie sollen wir uns endlich das Falsum erklären, das sich Hr. N. S. 53 erlaubt hat, wo er aus Jenisch'ens Vergleichung von vierzehn Sprachen, von einer (versteht sich) »gebildeten« Gesellschaft erzahlt, in der man einmal nach Erasmus, und dann auch nach Reuchlin griechisch declamirt, und der Beyfall sämmtlicher Glieder der Gesellschaft sich für Reuchlin erklärt habe! Soll das eine *pia* fraus, ad majorem *Reuchlini* gloriam seyn? Im Jenisch steht von der Declamation nach Erasmus, und also von der Wahl der Damen nicht ein Wort!! Und wenn die schönen Damen schon den reuchlinischen Plato göttlich fanden, kann der Erasmianer denken, wie würde sie erst ein erasmischer, etwa von einem guten Tenoristen gelesen, entzücken!

Was Hr. N. weiter S. 53 — 62 über die Diäresis sagt, ist über alle Begriffe; denn wer sollte denken, daß ein Grammatiker, ein Kritiker noch fragen kann, wie zwey Sylben von einer Sylbe verschieden sind! Wie sind *παῖς* und *πάϊς* (pajs und pa-is, wie fr. bien und lien) verschieden, fragt er in allem Ernste; und beschuldigt auch die Verfasser der bekannten Méthode grecque gleicher Unwissenheit, indem sie proinde als Beyspiel, wie der Diphthong *οι* zu lesen, anführten. Auch dieß ist, so wie es da steht, ein Falsum. Die Méthode grecque sagt (S. 11): L'*οι* se doit prononcer comme dans *Oileus*, *hoi* pour *hei* dans Térence, *quoi* pour *cui* dans les vieux auteurs, *proinde* (NB) de *deux* syllabes *dans Virgile*, et semblables. Hätte er hier doch lieber Oileus getadelt, als das im Virgil wirklich zweysylbig gebrauchte proinde, d. i. projnde. So wie dieses proinde, hätten die Herrn von Port-Royal, auch Virgils Tityre pascentes a flumine *reice* capellas als ein noch passenderes Beyspiel für die rechte Aussprache des *ει* anführen können (d. i. rejce). Bekanntlich fehlen dem jetzigen Französisch die Diphthonge ai, ei, oi; aber die Singesprache von ganz Europa, die Sprache, in der bisher allein Improvisatoren möglich gewesen, die italienische, hat sie in reichem Maße! Wir bedauern Hr. N., daß er in der italienischen Oper bey Stellen, wie

Mio ben! de' tu*oi bei* rai
Mai non mi scorderò

sich die Ohren zuhalten muß!

S. 62. Die ältesten Griechen, von denen Hr. N. denn doch zugeben will, daß sie *ἀγγεῖον* erasmisch ausgesprochen haben, sind eben die, deren klassische Aussprache wir suchen; dieß ergibt sich aus der Geschichte des griechischen Schreibewesens nach Wolf, Hermann rc. wie wir schon früher erwähnt haben. Eben diese »gebildeten« Griechen sind es, die so schrieben, wie sie sprachen, nicht »einige« um sechshundert Jahre jüngere Philosophen des Sextus. Wegen *ἄγγελος* und angelus ist es bekannt, daß *γ* im Griechischen, wie n in solchen Fällen im Latein, dürf-

tige Nothbehelfe eines mangelhaften Alphabets sind, um einen Nasal-Laut zu schreiben —, der kein ganzes n ist. Daher schrieb der alte Lateiner sogar auch Cosul für Consul.

S. 63. Wie? die Richtigkeit der reuchlinischen Aussprache der Consonanten wäre von allen Grammatikern zugegeben? Lese Hr. N. doch noch einmal seinen vortrefflichen Leake S. 205—209. Daß das β bey den Griechen zu Quintilians Zeit nicht wie heute, w, lautete, folgt auch aus seinem XII. 10, 30, unwidersprechlich: qualis sonus apud Graecos *nullus* est, ideoque scribi *illorum* literis non potest! Was sagt die arme Ἀρχαιολογία ἑλληνική (1816) zu solchen Stellen? — Den hitzigen (?) Erasmianer der Wiener Literatur-Zeitung dürfte Hr. N. wohl unrecht verstanden haben; er eifert nur gegen den nicht-erasmischen Tzáus; und auch das nicht hitzig; ist denn der hitzig, der Andern etwas »ans Herz legen möchte« (dieß ist der Ausdruck jenes Erasmianers). Uns scheint der Jean-Paul'sche Transporteur etc. bey aller affectirten Kälte hitziger; mit welchem Erfolg, ist freylich eine andre Frage.

S. 64 compilirt Hr. N. aus alten und neuen, kritischen und unkritischen Schriftstellern, über die Accente, um S. 75 zu dem sonderbaren Resultate zu gelangen, daß »in der Prosa mehr der Accent, in den Versen hingegen mehr die Quantität zu berücksichtigen sey.« Da dieß alles bereits besser und kürzer, z. B. in Buttmann's Grammatik auf anderthalb Oktavseiten, abgethan ist, so können wir uns bloß in sofern dabey verweilen, als, wie schon Leake und Hase bemerkt haben, das gänzliche Verschwinden der alten Quantität, und die bloße Herrschaft des Accents im Neugriechischen, — eine der seltsamsten Erscheinungen, die je in der Geschichte einer Mundart statt gefunden haben, wie Hase sagt, — einerseits auf die Veränderungen auch der Aussprache schließen läßt, andrerseits aber auch dadurch die selbstständige Trennung des Neugriechischen vom Alten unwiderruflich entschieden ist. (Unter den uns bekannten lebenden Sprachen ist die Nachbarin der griechischen, die illyrische, ein herrliches Muster, wie Quantität und Accent neben einander bestehen können; man lasse sich z. B. von einem Serben das Wort gospodar aussprechen, das mit dem griechischen δεσπότης im Etymon, Bedeutung, Quantität und Accent übereinkommt).

S. 77 — 78. So zieht denn Hr. N. in der Schlußrede das Resultat seiner gesammten Untersuchung, und es zeigt sich (leider! nur ihm), daß die verdrängte (Reuchlinische) Aussprache mit der klassischen verglichen, sich von ihr wenig, oder doch weniger, als die Erasmische, entferne; denn sowohl die neugriechische Aussprache der Consonanten, Vocale und Diphthongen, als auch die Leseweise der Prosa nach Accenten sey, Feinheiten abgerechnet,

attisch oder hellenisch (!!!). »Also sollen wir die Neugriechen in ihrer Aussprache des Altgriechischen nachahmen, die verdrängte Reuchlinische Aussprache in unsern Schulen wieder einführen?« Herr Hase, den Hr. N. doch auch zu den Seinigen zählen möchte, stimmt hier geradezu für: Nein. Das thut Hrn. N. natürlich sehr wehe; er besteht darauf, daß man es auch mit der Reuchlinischen Aussprache im Griechischen weit bringen könne (was niemand in Abrede stellt) und daß es »zur richtigen Schätzung des Werthes unsrer (erasmischen) Aussprache bemerkungswerth sey, daß zunächst vor Erasmus die Periode der echten Philologie war, kurz nach ihm aber dieselbe (natürlich durch seine Aussprache) zu Ende ging »(ein Pendant zum berühmten Schluß: Baculus stat in angulo: *ergo* pluit. Hat denn Hr. N. nichts von der Reformation und ihren Folgen gehört? Hat er schon vergessen, daß er selbst S. 11 an Muretus und Lipsius zwey Philologen vom ersten Range, lange genug nach Erasmus kennt? Oder waren diese zwey keine echten? War Bentley, ist Wolf kein echter Philologe? Und hätten wir itzt überhaupt keine echten Philologen mehr, als im römischen Collegio della Sapienza (S. 11) und unter den Neugriechen, und an Hrn. N.)?? — Doch Hr. N. »will nur die Wahrheit erforschen (*his* artibus?), aber nicht Proselyten machen.« Dieser Entschluß ist wenigstens eben so klug als unnatürlich; er erspart unsers Erachtens Hrn. N. den unnennbaren Schmerz, Proselyten zu suchen und — keine zu finden. Ein so kluger Mann wird daher wohl auch eine »bescheidene« Erinnerung ans achte Gebot, und an das sokratische: Ut *videare* quem te velis viderier, caput est ut *sies*, nicht verschmähen.

K.

Art. XI. **Recueil de Monumens antiques, la plupart inédits, et découverts dans l'ancienne Gaule. Ouvrage enrichi de Cartes et Planches en taille-douce, qui peut faire suite aux Recueils du Comte de *Caylus*, et de la *Sauvagère*; dédié à Son Altesse Royale Monseigneur le Prince héréditaire de *Bavière*, Par *Grivaud* de la *Vincelle*, Membre de plusieurs Académies.**

> Scilicet et tempus veniet, cum finibus illis
> Agricola incurvo terram molitus aratro,
> Exesa inveniet scabra rubigine pila;
> Aut gravibus rastris galeas pulsabit inanes,
> Grandiaque effossis mirabitur ossa sepulcris.
> Virgil. Georgic. Lib. I.

Paris, chez l'Auteur, rue du cherche-midi, Nro. 16; *Treuttel* et *Wurz* libr. à *Paris*, à *Strasbourg* et à *Londres*. 1817. Tome I. XVI. 251 pp. Tome II. (Description des planches) 352 pp. Cartes III. Planches XXXX.

In der Vorrede erklärt der Verfasser, daß, wenn er auch gewagt habe, sein Buch als eine Fortsetzung der Werke von Cay-

lus anzukündigen, er sich doch auf die Alterthümer beschränken müsse, welche in dem alten Gallien gefunden worden. Und das ist auch gewiß das Heilsamste und Beste, daß wir Sammlungen und deren Beschreibungen erhalten, welche auf bestimmte Länder oder noch enger, auf einzelne Kreise beschrankt sind, indem man da am sichersten sondern und feststellen kann, was in jedem einzelnen Landstriche wirklich gefunden worden ist. Dieß dann in allgemeinerem Zusammenhange, in größerem Kreise betrachtet, wird, wieder angewendet auf den einzelnen Landstrich, das beste Bild der Vorzeit desselben geben, und indem wir scheinbar einseitig den Blick nur auf einen einzelnen Punkt wenden, erhellt sich rund um uns der Zustand und das Verhältniß der Lande. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet der Bearbeiter vorliegendes Werk und auch die Forschungen, welche jetzt in Deutschland wieder lebendig werden und einen festeren, gediegeneren Weg einzuschlagen scheinen, als früherhin geschah. Was hilft der ewige Blick in die Ferne und Fremde, was das ewige Kauen und Nagen an der Erdbeschreibung der alten, uns weit entfernten Völker, wenn uns des eigenen Vaterlandes Vorzeit ein düsteres Grab ist? Wenn wir das vernachläßigen, was uns an die nächste Umgebung fesselt und bloß in blauer, uns wesenloser Ferne etwas ergrübeln wollen, was wir doch nie finden werden, sobald und so lange die Ortsanschauung fehlt! Nichts anderes entsteht am Ende daraus, als die Kleinmeisterey, die mit Buchstaben spielt und das Große verliert, um Zweifelhaftes und Kleines zu gewinnen, das Loos so mancher sylbenstecherischen sprachlichen Untersuchungen, die in ihrer Magerkeit sich selbst verzehren.

Bey Erwähnung zweyer Mumiensärge, welche im Jahre 1770 schon von dem Ritter de la *Sauvagère* beschrieben wurden, die jetzt zu einem gewaltig hohen Preise in Paris ausgeboten werden, so daß von der Regierung zu ihrer Erwerbung und Bewahrung nichts gethan werden kann, weßhalb sie bald in's Ausland wandern müssen, macht der Verf. die sehr wahre und für alle Länder trifftige Bemerkung: »Es gab einst eine Zeit, in welcher reiche Kunstliebhaber sich beeiferten, die öffentlichen Sammlungen mit dem, was sie zu ihrem Vergnügen erkauft hatten, zu vermehren. Es war für diese wahren Freunde der Kunst eine Fortsetzung des Genusses der Gedanke, daß die Früchte ihrer Ausgaben und ihrer Bemühungen nicht verloren gingen oder zerstreut würden, und daß ihr Name ehrenvoll in das Buch des Volksdankes eingetragen würde.« Da leider an die Stelle dieser schönen Freygebigkeit früherer Zeit ein trauriges Markten,

Schachern und Feilschen getreten war, konnten die Erben wackerer Sammler kaum den Augenblick erwarten, in dem sie die Sammlung ihres Erblassers an den Mann gebracht und aus ihren Händen entfernt hatten, so daß ein Werk der Kunst und des Alterthums nicht ein werthes Besitzthum, sondern eine möglichst hoch loszuschlagende Waare ward. Jetzt zeigen sich indessen wieder in neuerer Zeit so erfreuliche Anzeichen, daß man wohl eine bessere Zeit, edleren und gemeinnützigen Sinn auch hier erwarten und hoffen darf. Das beweisen schon die Gründung und die Unterstützung der Kunst-, Alterthümer-, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Sammlungen zu Prag, Gräz, Brünn, Frankfurt am Main, zum Theil auch Breslau u. s. w.

Der Schooß der Erde ist noch reich genug und nicht minder freygebig, als in früher Zeit; viel ist verloren, viel ist noch zu gewinnen, zu finden. Die Untersuchungen voriger Zeiten kommen uns zu gute; erweiterter Blick, größere Kenntnisse, die sich über die ganze Erde beynahe verbreiten, geben den jetzigen Forschungen Halt und Ausdehnung, und so ist es auch darin an der Zeit, daß vieles wiederum vorgenommen und ernst betrieben wird, besonders auch um so viel nichtigem und thörichtem Treiben der Zeit gehaltvoll gegenüber zu treten. Still wurzelte dieser Geist schon in beynahe allen Ländern Europa's, daß er sich fruchtbar als schattender Baum erhebe und ausbreite, liegt mit in der Hand eines jeden Einzelnen, der dazu mitwirkt.

Der Verf. gibt in der Vorrede alles das an, was er in diesem Werke dem Leser anbietet, und da wir bey manchem, was uns zu weit führen würde, nicht folgen können, so wollen wir hier aus seiner Zusammenstellung einen Abriß geben. Um nicht bloß ein trockenes Verzeichniß gefundener Alterthümer zu geben, hat der Verf. eine Abhandlung vorausgeschickt, sprechend im Allgemeinen von der Geschichte der Erdkugel; von den Einwohnern Galliens, ihren Ansiedlungen, Kriegen, besonders gegen die Römer, von der Erdbeschreibung des Landes, den Sitten und Gebräuchen des Volks. — Bey Beschreibung der Alterthümer lieferte die Sammlung des Verf. das Meiste, indem derselbe ein Paar bedeutende Sammlungen der seinigen vereint hatte. Die Gegenden um Sedan haben alte Denkmäler im Ueberfluß; in dem Dorfe Noyers, welches nahe dabey, findet sich ein Feld, genannt das Silberland (terre d'argent), wegen der Menge der Münzen von allen Metallen und anderer kostbarer Sachen, die dort seit undenklichen Zeiten entdeckt worden sind. Auch von daher erbeutete der Verf. vieles. Nach Beybringung aller wichtigen gallischen Alterthümer, folgen noch ein Paar griechische geschnittene Steine und Urnen, bis jetzt unbekannt. Den Beschluß

macht eine schöne bronzene Platte, auf beyden Seiten geschmückt, jede Seite in zwey Theile gesondert, mit erhabenen Figuren, welche Verschiedenes aus indischer Götterlehre darstellen. Für Langlès Werk über Indien bestimmt, nahm sie der Verf. zurück, nachdem er zwey Jahr vergeblich auf Bekanntmachung gewartet.

Aus der vorgesetzten Abhandlung, also aus dem ganzen ersten Bande, werden wir nur weniges zu bemerken Gelegenheit haben, da sie meist über Gegenstände sich erstreckt, bey welchen der Verf. fremden Führern folgt. Nur Einiges können wir ausheben, was etwa, bey jetzigen Untersuchungen in Deutschland, eine zeitgemäße Theilnahme finden könnte. Unglaublich ist es beynahe, was der Verf. hier alles abhandelt, das kein einziger hier suchen wird, und das meist in seiner Abgerissenheit lächerlich erscheint. Er fängt wahrhaft vom Ey der Leda an; denn er schwatzt von frühester Gestalt und Bildung der Erde, von der sie überschwemmenden Flut und den verschiedenen Sagen darüber, und wie die Völker noch nicht dem Frieden getraut, und von den Bergen nicht hinunter gewollt hätten. Endlich wären sie herabgekommen und hätten den Thurm zu Babel angefangen: »pendant (heißt es da sehr naiv) qu'ils se livroient à cet immense travail, arriva la confusion des langues, qui fut suivie de la dispersion des habitans de la terre etc« Nun hat der Verf., dem Himmel sey gedankt, auf Seite 32 seines Buches die Völker in Bewegung gesetzt, und die Hoffnung tritt doch etwas hervor, daß nun auch auf Gallien eine Bevölkerung abfallen, und somit der Verf. dem Zwecke seines Buches näher kommen wird. Diese kurze Anführung des Inhalts von dem Anfange seiner Abhandlung möge auch ihren Geist beweisen.

Das eigentliche Gallien (La Gaule) war in ältester Zeit jener mächtige Landstrich zwischen dem Rhein, den beyden Meeren, den Alpen und Pyrenäen gelegen. Eine große Anzahl von Flüssen berührte und durchströmte es; die vorzüglichsten waren: Rhone (Rhodanus), Saone (Arar), Rhein (Rhenus), Mosell (Matrona), Seine (Sequana), Loire (Liger) und Garonne (Garumna). Außer Alpen und Pyrenäen, welche es begrenzten, erhoben sich noch mehrere Gebirge im Innern, als: die Vogesen, Cevennen und der Jura. Dieses mächtigen Landes Schicksale, die Namen seiner verschiedenen Völker, bald die Römer besiegend, bald gänzlich von ihnen unterdrückt, führt der Verf. kurz nach den Schriften der Alten und nach früheren geschichtlichen Werken bey dem Leser vorüber. Theils gibt er, was die Gallier selbst bis 269 thaten, theils zählt er kurz auf, was sie von da ab bis ins fünfte Jahrhundert, leidend erfuhren, von deutschen Völkern überschwemmt und bekriegt. Im

Jahre 536 kam das ganze Land unter die Franken, und von nun an verschwanden die Namen Gallien und Gallier. Einige Züge, die mit den nordischen Völkern Uebereinstimmung verrathen, die einen gemeinsamen Zusammenhang andeuten und bey jetzt weit verbreiteten Untersuchungen auch wieder ins Auge zu fassen sind, mögen hier ihre Stelle finden.

S. 124. »Man bewahrte prachtvolle Wälder, in denen sich, mitten unter verschiedenartig anderen Bäumen, Eichen erhoben, welche lange Zeit Gegenstand der Verehrung den Galliern waren.« S. 131. »Schon zur Zeit ihrer Unkenntniß der Geistes-Bildung und ihrer Trägheit hatten sie eine Art Dichter, die sie Barden nannten, welche in ihren Gesängen die Thaten der Helden priesen. Die Druiden waren mit alle dem beauftragt, was sich auf die Götterverehrung bezog, aber sie erstreckten auch ihre Macht und Wirksamkeit auf alle öffentlichen und sogar auch der Einzelnen Angelegenheiten. Sie hielten jede geistige Bildung entfernt, verbreiteten dagegen aber den Aberglauben, um die Gallier immer mehr zu verführen und sich ganz zu eigen zu machen.« S. 135. »Es ist schwer, den Zeitraum genau anzugeben, in welchem die ersten Dörfer in Gallien gebaut wurden. Man kann voraussetzen, daß die Kunst, sich bequeme Wohnungen zu verschaffen und sie durch eine Mauerumgebung zu befrieden, durch Griechen und Römer ihnen erst zugebracht wurde. Vor dieser Zeit waren die Häuser von Holz, von Stroh und von Rohr, schlecht und roh mit Lehm verbunden; ihre Gestalt war rund, mit einem zugerundeten oder kegelgestaltigen Dach; sie hatten nur eine Oeffnung, die zum Eingange diente.«

S. 136. »Die hauptsächliche Kleidung der Gallier war eine Art Mantel, kurz und ohne Aermel, durch eine Fürspange auf der Schulter gehalten oder vorn über den Leib gekreuzt und durch einen Gürtel zusammengefaßt. Unter diesem Mantel, der Sagum genannt ward, trug man ein kurzes Hemde mit Aermeln. Die narbonnensischen Gallier trugen weite Beinkleider, die bis auf die Knöchel nieder gingen. Meist hatten sie nackte Füße, bisweilen Schuhe von Holz oder Kork. Männer und Frauen bedeckten den Kopf mit einer Art von Mütze. Die Kleidung der Frauen war nur in der Länge von der der Männer verschieden; sie ging bis auf die Füße nieder; bisweilen trugen sie eine Art von Schürze.« S. 137. »Schmuck liebten sie, besonders von Gold; sie trugen Halsbänder, Armschmuck und Ringe von diesem Metall. In Bretagne, Normandie und vielen anderen Gegenden Frankreichs hat man Schmuck dieser Art von großem Werth an Gewicht und Reinheit des Metalls gefunden.« S. 139. »War der Verstorbene von ausgezeichnetem Range, so verbrannte man mit

ihm alles, was ihm lieb und werth war, selbst die Hausthiere, die er gern gehabt hatte. Cäsar sagt, daß man kurz vor seiner Ankunft in Gallien mit den Verstorbenen ihre Sklaven und selbst ihre Schützlinge (Cliens) verbraunte.« »Man warf Briefe auf den Scheiterhaufen, gerichtet an abgeschiedene Freunde; so auch noch im Innern von Korsika (wo überhaupt, der Meinung des Verf. nach, sich manch altgallische Sitte erhalten haben soll), wo die Frauen dem Leichenzuge folgen, in einem traurigen Tone singen und sich schlagen, alle Zeichen eines tiefen Schmerzes darbietend. In langer Rede machen sie dem Todten Vorwürfe, sobald das Leben verlassen zu haben und sagen, sie hätten einen Brief geschrieben, den solle er ihren Verwandten, die ihm in jenes Leben vorangegangen, übergeben.« S. 140. »Außer Pfeil und Bogen hatten sie gewöhnlich ein Schwert und einen Schild. Oft bedienten sie sich auch einer langen Lanze und einer Schleuder. An ihrer Seite hangend, trugen sie noch eine dicke und kurze Keule von Eisen oder eine Art von einem geschärften Feuerstein, befestigt an einem Handgriff von einem Hirschgeweih.« S. 142. »Bisweilen bedienten sie sich der Streitwagen, bespannt mit zwey Rossen und geführt von einem Wagenlenker. Mehrere dergleichen zusammengeschoben dienten ihnen als eine Befestigung und Wagenburg.« S. 143. »Auf ihren Helmen und Schilden hatten sie Gestalten der Thiere in Bronze.«

Die Götterlehre, von der uns der Verf. einiges nach anderen Schriftstellern beybringt, ist wahrscheinlich durch die Römer eben so verdreht und verkehrt worden, wie die deutsche und wendische, aus der uns jetzt erst spärliche Hellblicke, geleitet durch die nordische Götterlehre, aufdämmern. Folgendes verdient noch wohl hier eine Stelle: S. 153. »Einige Schriftsteller haben behauptet, daß die Gallier von den ältesten Zeiten an eine Jungfrau angebetet hätten, die einen Heiland geboren. Diese Jungfrau war nichts anders, als die Isis, die ihren Sohn Horus auf den Knien hatte; Bildsäulen dieser Göttin, entdeckt in Gallien, sind in neueren Jahrhunderten in Kapellen gestellt und wie Bilder der heiligen Jungfrau angebetet worden. Eine dergleichen blieb lange Zeit in der Kirche der Abtey von Saint-Germain, und ward auf Befehl eines frommen Abts abgeschlagen, als unwürdig der christlichen Verehrung, die ihr noch lange geweiht war.«

Höchst wichtig war es gerade für uns S. 154, wo Inschriften erwähnt werden, die in Languedoc und Gascogne gefunden worden sind, und die Namen gallischer Götter enthielten, auch den Namen Sir zu finden, den wir bereits durch mehrere Götterlehren verfolgt haben (das Bild des Gottes Tyr. Bres-

lau 1819), und der gewiß nichts anders anzeigt, als den Namen des nordischen Gottes Tyr, der ja auch in den slavischen Sprachen und bey den Wenden Zir und Zer (Zernebog, Zirniten, die Kriegesfahne der Obotriten) genannt ward, und den wir nun auch neuerlichst in vielen schlesischen Ortsnamen gefunden (Tirlitz bey Lüben, Türmitz bey Leobschütz, Türpitz bey Strehlen, Turawa bey Oppeln, Turkau bey Leobschütz, Turmas bey Ratibor [vielleicht auch bey den Orten, die Twar und Twor anfangen], Zernik bey Tost, Zernitz bey Rauden, Zirckau bey Sprottau, Zirkowitz bey Oppeln, Zirkwitz bey Trebnitz, noch dazu ein ehemaliges bischöfliches Gut und in der Nähe von Massel, Zirlau bey Schweidnitz, und endlich Zyrowa, am Fuße des Chelm-[jetzt Anna-] Berges, eines gewiß einst heiligen Ortes); davon in einer andern Beurtheilung ausführlicher, so wie über den Heldenjüngling Tir, den Cosmas in seinem Zeitbuche von Böhmen anführt.

S. 155. »In den ältesten Zeiten waren die Tempel und Altäre der Gallier nichts als einfache Steinmassen, roh errichtet oder ohne Kunst auf einander gehäuft; drey oder vier Steine senkrecht gestellt, über welche man einen anderen legte, bildeten Altäre, auf denen man opferte.' Sie waren hoch genug und so geräumig, daß sich wenigstens zwanzig Menschen unter ihnen aufrecht erhalten konnten. Bey mehreren dieser Denkmäler, die noch vorhanden sind, bemerkt man, daß der Stein, der im Grunde liegt, mit einem Loche durchbohrt ist. Man nennt diese Altäre Dolmen, welches Steintafeln bedeutet. Unter den zahlreichen Resten der Denkmäler der Vorzeit, welche im alten Gallien sich erhalten haben, sind die bemerkenswerthesten die berühmten Peulvan, oder die ungeheuern Haufen von Steinpfeilern, in der Nähe des Orts Carnac, drey Stunden von Auray, in dem Departement Morbihan.« (Es ist überaus merkwürdig, hier wieder einen Ort Carnac zu finden, der deutlich auf die Druiden hinweiset. Zu vergleichen ist hierbey, was von diesem Namen bereits in der Anzeige der Cambrian Antiquities Bd. V. S. 40 dieser Jahrbücher bemerkt worden ist, so wie von dem ägyptischen höchst merkwürdigen Karnak, Bd. IV. S. 223 ff. der Jahrbücher einiges erwähnt wird; es gebührt wohl diesem Ortsnamen eine eigene Untersuchung. Dabey möchte auch wohl dem V. 7547 des Parzifal eine Stelle gebühren, wo es heißt:

Ein brvnne stet pi (bey) Karnant,

dem die Kraft inne wohnt, daß er ein von Trebuchet gefertigtes Schwert, wenn es zerbrochen ist, wieder ganz macht, wenn man die Stücke in das Wasser taucht, da wo es entspringt, unter

dem Felsen, ehe es der Tag bescheinet. Heilige Quellen waren jener Zeit sehr häufig (siehe die Beurtheilung der Cambrian Antiquities, Jahrbücher V. S. 35 Karnat und Carnac haben eine unverkennbare Verwandtschaft, und merkwürdig ist, was Johannes v. Müller über diese Quelle zu Karnant sagt, die auch Lach (Lac, See) hieß, daß der Lac de Jous in alter Zeit Lac de Quarnans geheißen habe (Beurtheilung des Parzifal in den Göttinger gel. Anz. 1785 S. 1735), welches auch für jene Gegend des Waadtlandes wohl ein wichtiger Wink seyn könnte, der weiter zu verfolgen ist.) »Außer den Steinen bey Carnac sind noch in verschiedenen Gegenden Frankreichs druidische Ueberreste: die Feengrotte, zwey Stunden von Tours; Pierre-Pese zu Timalonges in den beyden Sevres; die Dolmen von Moulins, Département de l'Indre, und die von Saint-Plantaire, genannt Pierre-à-la-Marthe, Pierre-Couverte von Touarce; die Dolmen von Cailliere, Bajoliere und von Petites-Cigognes, in dem Departement von Maine und Loire; Pierre-Cesee beym Zusammenfluß der Loire und Sarthe: Pierre-Couverte, zwischen Bauge und Poulignе; die drey erhabenen Steine bey Saumur; der berühmte erhobene Stein von Andille bey Poitiers, der ein Dolmen ist, welcher auf zehn Pfeiler gelegt worden und der einen Umfang von funfzig Fuß hat. Mehrere dergleichen sind in den Departements Vienne, Maine und Loire und in der Vendee, und es wird wenige Departements in Frankreich geben, wo man nicht wenigstens einen dieser stummen Zeugen der Götterverehrung der Vorwelt findet.«

S. 160 widerstreitet der Verf. dem Glauben, daß die alten Gallier, wie die alten Deutschen, keine Tempel gehabt hätten, und führt mehrere Orte an, wo welche gestanden haben sollen. Dieß mag auch für einen Wink in Hinsicht der alten Deutschen gelten, bey denen man wohl auf die Behauptung des Tacitus von ihrem Tempelmangel zu viel Gewicht gelegt hat. S. 161. »Man glaubt, daß die Gallier der achteckigen Gestalt bey ihren Gebäuden aller Art den Vorzug gaben. Der Leuchtthurm von Boulogne, die Tour-Magne, die Säule von Cussy und viele andere Denkmäler, obgleich nach dem Einfall der Römer, scheinen anzudeuten, daß die Zahl Achte eine geheimnißvolle und in der Götterlehre dieser Völker geheiligte war.« (Vergleiche über die achteckige Gestalt der alten Kirchen von Büsching. Breslau 1817 bey Max, und Wiener Jahrbücher Bd. IV. Anz. Bl. S. 40 — 44.)

Daß die Gallier Bilder ihrer Götter gehabt haben, ist wohl

nicht zu bezweifeln, auch vor der Zeit der Verbindung mit den Römern. — S. 162. »Die Druiden waren die, welche den höchsten Rang unter den Galliern einnahmen. Die natürlichste Ableitung des Namens Druide scheint aus dem Celtischen zu seyn, worin deru eine Eiche bedeutet, weil dieser Baum bey den Galliern in hauptsächlichen Ehren stand, und zu dem sie im Prunk zogen, um von ihm die Mispel zu sammeln, der sie große Eigenheiten und Kräfte beylegten. Man kann den Namen auch von derouyd herleiten, welches in derselben Sprache Ausleger Gottes heißt.« Daß die Druiden aus Britannien oder Deutschland herstammten, wird abgewiesen und sie werden für eine eigenthümlich gallische Einrichtung erklärt, welches denn doch nicht so geradezu anzunehmen ist. S. 163. »Die berühmteste Schule der Druiden war zur Zeit Cäsars in der Bretagne.« — »Zwanzig Jahre dauerten die Unterweisungsarbeiten und peinliche Proben wurden angestellt; nichts durfte von druidischer Lehre der Schrift anvertraut werden.« S. 166. »Unter den abergläubischen Gebräuchen der Druiden war die Aufsuchung der Mispel der berühmteste und am heiligsten gehaltene. Die Eiche war den Galliern heilig; die Blätter dieses Baumes wurden bey allen gottesdienstlichen Gebräuchen angewendet; die Mispel, welche man nur selten auf diesem Baume findet, war besonders der Gegenstand ihrer Wünsche; man suchte sie angestrengt, und hatte man sie gefunden, so ging man mit großem Prunke, um sie zu sammeln; aber immer am sechsten Tage des Mondes, weil man an diesem Zeitraume seines Wachsthumes ihm den größten Einfluß beylegte. Man bereitete unter der Eiche, welche die Mispel trug, Opfer und Festlichkeiten. Ein Druide, weiß gekleidet, stieg auf den Baum, schnitt mit einem goldenen Gartenmesser sie ab und nahm sie ehrfurchtsvoll in ein weißes Tuch. Darauf opferte man zwey weiße Stiere, die zu diesem Opfer herbey geführt waren, und theilte die Mispel an die Umstehenden aus, die darin ein Mittel gegen alles Gift und eine kräftige Arzney gegen die Unfruchtbarkeit zu besitzen glaubten.«

S. 167. »Außerdem sammelten die Druiden noch zwey andere Kräuter: Salzkraut (Selage), welches dem Sadebaum glich, und Samole in den sumpfigen Gegenden. Das Salzkraut sammelte man, ohne sich dabey eines schneidenden Werkzeuges zu bedienen, indem man mit der rechten Hand links unter die Kleidung faßte, unter welche man auch das Kraut sogleich verbarg, als wenn man es gestohlen hätte. Zur Erfüllung dieses heiligen Gebrauches mußte man weiß gekleidet seyn, nackte Füße haben und wohl gewaschen seyn; und um der Samole ihre Kräfte zu bewahren, mußte man sie nüchtern sammeln, ohne sie anzusehen

und mit der linken Hand.« (Vergl. die Anzeige der Cambrian Antiquities Bd. IV. dieser Jahrbücher.) Sollten sich nirgends noch ähnliche abergläubische Sitten erhalten haben? Es ist gewiß stark zu vermuthen, und es wäre doch ausnehmend wichtig, darüber Nachforschungen anzustellen; wir machen daher darauf aufmerksam. »Auch die Verbena war ein Kraut, woraus die Gallier viel machten. Nach Plinius glaubten sie, daß die Eyer der Schlangen, gesammelt mit gewissen abergläubischen Gebräuchen, ein Zaubermittel wären, um Rechtsstreite zu gewinnen.« — »Auch Frauen nahmen Antheil an den gottesdienstlichen Gebräuchen, ja es gab einige, welche die Beschäftigungen der Druiden theilten, und auch der Zukunft vorkundige Frauen (wie im alten Deutschlande) fanden sich.« S. 168. »Der Dienst der Druiden, von August und Tiberius angegriffen, von Claudius zuerst zerstört, erhielt sich lange Zeit im Geheim und in unterirdischen Grüften. Erst im Anfange des fünften Jahrhunderts hörten die Menschenopfer auf; Druidendienst findet man noch gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, und noch Karl der Große mußte ihn verbieten. Noch heut zu Tage ist manches vorhanden, was seine Quelle in der gallischen Götterverehrung hat.« S. 175. »Die Gallier machten ein weißes Glas von guter Art, und hatten das Mittel gefunden, das Eisen so glänzend und fest zu verzinnen, daß man es schwer vom Silber unterschied.« Der Verf. beschließt seine Abhandlung mit der Bemerkung, daß er geglaubt habe, das Land schildern zu müssen und seine Bewohner, deren alte Denkmäler, dem Boden des Landes enthoben, er nun zu beschreiben gedenke. Er hat nicht in dem Glauben gestanden, in dieser geschichtlichen Einleitung etwas Neues zu erzählen, und diesen Glauben haben auch wir keinesweges gehegt, als wir einzelne Bruchstücke daraus auszogen; aber wir haben es wichtig erachtet, mehres beyzubringen, was mit einer bereits gelieferten Anzeige (der Cambrian Antiquities) im Zusammenhange steht, und fernere Betrachtungen bey anderen Werken uns vorbereiten wird, um späterhin auf bereits Gesagtes verweisen zu können.

Ehe nun der Verfasser zur Betrachtung der gefundenen Alterthümer kommt, hat er noch für nöthig gehalten von Bourgogne (seinem Geburtslande) und den römischen Landstraßen in diesem Landstriche zu sprechen. Ueber den Ursprung der Burgundier bringt er viele Meinungen bey, und glaubt selbst, sie seyen deutschen Ursprungs, herstammend von den Wandalen, da wandelne (der Verfasser scheint hiernach nicht viel Deutsch zu verstehen, er wollte wandelen schreiben) so viel als reisen bedeute. Was er ferner von der Geschichte des Landes sagt, scheint

uns keiner weitern Betrachtung und keines Auszuges hier zu bedürfen.

Was die römischen Wege in Frankreich anbetrifft, so sind sie unter dem Namen der gepflasterten Straßen (chemins ferrés) oder der Cäsars-Wege bekannt. Jenen Namen verdienen sie mit Recht, denn noch haben die Jahrhunderte ihre Festigkeit nicht zerstören können; diese Benennung kann zu Mißverständnissen führen, da sie keineswegs von Julius Cäsar herrühren, sondern erst von August an gemacht wurden, und von den Cäsaren im Allgemeinen benannt waren. Wer sich mit der alten Erdbeschreibung beschäftigt, kann diese Abhandlung nicht entbehren, und wird sie zu prüfen haben, wir können uns auch selbst nicht einmal mit einem Auszuge befassen, und gehen zu dem Wichtigsten über, dem

Zweyten Bande, welcher die Erklärung der Kupfertafeln liefert, dem eigentlichen Kern und Neuen des Buches. »Der Boden Frankreichs ist eine unerschöpfliche Mine von Reichthümern für die Alterthumsforscher; seit Jahrhunderten hat man fortwährend Denkmäler aller Art hervorgesucht, die den alten Glanz Galliens beweisen; aber diese kostbaren Reste des Alterthums sind überaus oft zerstört, vergessen und verloren worden. Schon oft haben wir den Wunsch ausgesprochen, daß die Regierung eine durchaus vaterländische Sammlung anlegte, von allem, was an Denkmälern der Art zerstreut in Frankreich vorhanden wäre.« (Wünsche, die Deutschland seinerseits auch so dringend hegt, und wofür an einzelnen Orten schon manches geschehen ist, aber immer noch mehr zu erwarten, zu hoffen steht). »Die Präfekten der Departements müßten gehalten seyn, über die Bewahrung derjenigen Alterthümer zu wachen, die etwa in der Folge entdeckt werden möchten, und die zu erwerben suchen, die im Stande sind, fortgebracht, und in der Sammlung aufgestellt zu werden. Sie müßten auch Nachgrabungen an bekannten Orten anstellen lassen, um vielleicht noch Reste des Alterthums zu sammeln, u. s. w.« (Alles Ermahnungen, die in Deutschland nicht zu oft wiederholt werden können.)

Wir gehen nun zur Betrachtung der Kupfer über:

Tafel I. 1. Brustbild des Silen, gekrönt mit Weinlaub und Blütendolden. Der Schmuck des rechten Armes ist eigen, es ist ein Aermel an ihm befindlich, der bis zum Handgelenk geht, und von da wieder bis zur Mitte des Unterarms in ausgezackten Spitzen zurückschlägt. Diese waren durch einen Ueberzug von Silber erhaben gearbeitet. (Caylus hält die Bilder, welche einen Ring am Kopfe oben haben, für Gelübde-Bilder« (ex voto), eine immer wichtige und zu verfolgende Bemerkung; der Verfas-

ser kommt sogleich darauf noch zurück). Dies Bild ist von Bronze, der rechte Arm, welcher die Schale hält, ist neu gearbeitet. Hoch 4 Zoll 9 Linien.

7. Brustbild des Bacchus, gekrönt mit Epheu, von jeder Seite des Halses hängt ein Blumen- und Blätterzweig nieder, der um den Nacken geht. Die Augen sind hohl, um Augäpfel von Metall oder edeln Steinen aufzunehmen. Der Oberkopf hat ein Loch, worin wahrscheinlich ein Ring befestigt war, der hintere Theil des Körpers ist hohl. Daraus macht nun der Verfasser den seltsamen und gewiß irrigen Schluß, in diese Höhlung habe man eine bestimmte Masse Bley gegossen, nnd nun habe diese Gestalt als ein Gewicht an einer Schnellwage gedient. Wir läugnen nicht, daß uns diese Ansicht höchst lächerlich dünkt, Andere mögen sich nun bestimmen, ob sie der Meinung von Caylus oder von Grivaud seyn wollen, wir sind darin mit uns einig. Dies Brustbild ist 3 Zoll, 9 Linien hoch. Beyde wurden bey Lyon (alt Lugdunum) gefunden, welches 43 vor Christus von Munatius Plancus gegründet ward, und wo unendlich viel Alterthümer schon gefunden worden, und noch zu hoffen.

2. Eine konsularische Gestalt, hoch 2 Zoll, 10 Linien, gekleidet in einen Leibrock (Tunica) mit weiten Aermeln, erhoben und gegürtet um die Mitte des Leibes. Die Kleidung gleicht der zur Zeit Constantins; eine Rolle hält sie in der rechten Hand, die Schuhe sind eigenthümlich; gefunden zu Arles in einem Aschenkruge. 3. Kleine athletische Gestalt, nackt, die rechte Hand gegen den Kopf erhoben, die linke am Leibe niederhangend; gefunden bey Carpentras. 4. Geschnittener Stein aus einem Agatonyx von zwey Schichten; gefunden zu Boulogne sur mer. 8 — 9. Zwey Ringe von Bronze, eben da gefunden. Auf 8 sind oben zwey Epheublätter. Der andere hat einen morgenländischen Karniol als Ringstein, hohl ausgearbeitet, eine Fortuna mit ihrem Beywerk vorstellend. 5. Bild des Merkur, ganze Gestalt, gefunden bey Sedan. Grob gearbeitet und alles ist wunderlich gestaltet: der Flügelhut, der Stab, der Armmantel (Chlamys), die Flügelschuhe, welches man indessen doch alles an ihm erkennt.

6. Ein Kind in einer laufenden Stellung, die rechte Hand mit gekrümmtem Arme, beynahe wie 3, gegen den Kopf gehoben, die linke ausgestreckt. Entdeckt zu Pequigny zwischen Amiens und Abbeville; wohl erhalten. 10. Ein Phallus als Schutz-Anhängsel ((Amulet), von Gold, gefunden zu Vienne, mit einem Karniol, worin ein Steuerruder (gouvernail) vertieft eingegraben ist. »Dies ist der einzige Rest von einer vor einigen Jahren gemachten reichen Entdeckung. Sie



bestand in Gold- und Silber-Münzen, in Geräth von letzterm Metall, in goldenen Ringen und andern kostbaren Dingen. Der Goldschmid, der diesen Schatz von dem Landmann, der ihn gefunden, erhalten, beeilte sich, ihn in den Schmelztiegel zu werfen, aus Furcht darüber zur Verantwortung gezogen zu werden. Wie viel seltene und merkwürdige Denkmäler sind so auf gleiche Weise durch Dummheit und Geiz zerstört worden!« (Nicht minder in Deutschland, und man muß bedauern, daß dieses Unwesen noch immer fortdauert, und nichts Durchgreifendes dagegen gethan wird).

Tafel II. 1. 2. 3. 6. 8. Fünf Spangen (Fibeln), alle in der Gegend von Sedan gefunden. Sie sind überaus merkwürdig, und gleichen auf das vollkommenste denjenigen, die sowohl in der Mitte von Deutschland (eine in Thüringen gefundene und der unter 6. abgebildeten am nächsten kommend, liegt vor dem Beurtheiler), als auch im östlichen Theile Deutschlands, in Schlesien, vorkommen. Eine sehr wichtige, vielleicht nie gehörig zu lösende Frage ist: ob diese Fibeln denn auch wirklich alle römischen Ursprungs sind, und ob nicht die barbarischen Völker selbst diese Werkzeuge zu bilden verstanden, obgleich es eine große Kunstfertigkeit voraussetzen würde. Die in Thüringen gefundenen Spangen könnten ja auch den Burgunden sehr wohl gehören, und wie die Völkerzüge gegangen, davon wissen wir gewiß nur überaus wenig. Der Verfasser sagt hiebey: »Die Spangen, welche die Griechen Περόνη, und die Lateiner Fibula nannten, dienten, die zwey Zipfel des Kleides zu vereinigen, oder den Gürtel fest zu knüpfen. Es gibt auch einige derselben, bey denen ihr Umfang und ihre Gestalt vermuthen läßt, daß sie dazu dienten, die Vorhänge in den Zimmern emporzuhalten. Um die Spangen und Fibeln der Kleider zu benutzen, mußten zwey Metallplatten auf dem Zeuge befestigt werden, und an jeder dieser Platten war ein fester Ring oder ein Oehr, wodurch die Nadel der Spange gesteckt ward. Auf diese Weise vereinigte sie die beyden Enden der Kleidung oder des Gürtels. Man hat aber auch so kleine und zarte, daß man annehmen muß, sie wurden unmittelbar im Zeuge befestigt, wie Brustnadeln noch heut zu Tage. Die große Menge derselben, die man gefunden, zeigt, daß sie in allgemeinem Gebrauche waren; es gibt dergleichen von Gold, Silber, Bronze, einfach oder mit eingegrabenen Gestalten, bisweilen mit edeln Steinen und Diamanten besetzt; ihre Gestalt war sehr verschieden, zuweilen war es die verschiedener Thiere, als: ein Tieger, Pfau, Pferd, ein Fisch (welches das Zeichen der Taufe bey den ersten Christen war) u. s. w. Auch wie ein Rad, ein Fuß und andere Gegenstände, sind sie gebildet.«

4. Ein Schlüssel von zwey Seiten. Schlösser und Schlüssel gehen in die ältesten Zeiten hinauf. »Eine große Masse von Schlüsseln findet sich in allen Sammlungen« (soviel uns bekannt, hat sich in Schlesien noch keiner vorgefunden; darf man wohl daraus auf eine größere Sitten-Reinheit schließen?); »ihre Gestalten sind sehr verschieden, ihre Zähne sind mehr oder weniger zahlreich, und der Bart verschiedenartig zusammengesetzt.« — »Dagegen sind Schlösser sehr selten, und man kennt sie meist nur aus alten Denkmalern ihrer äußeren Gestalt nach. Die Alten bedienten sich auch der Vorlegeschlösser, Caylus hat ein solches mitgetheilt. Auch Ringe kennt man, die anstatt des Ringsteines einen Schlüssel haben. Man hat sie für Verlobungsringe gehalten, welche die Männer ihren Neuvermählten gaben; denn der Schlüssel war in alter Zeit ein Zeichen der Macht und des Besitzes, ja Götter trugen ihn als Beybild.

5. 7. Zwey runde kleine Stangen von Elfenbein. Der Verfasser ist der Meinung, man habe sich dieser Stäbchen bedient, um in das Töpfergeschirr, vor dem Brennen, auf der Scheibe hohle Ränder, Striche und andere Verzierungen damit einzudrücken, eine Vermuthung, die noch Untersuchung und Prüfung in andern Gegenden verdient, uns möchte es doch beynahe ein zu kostbares Werkzeug zu so gewöhnlicher Arbeit scheinen. 9. Eine irdene Lampe. Sie ist in halber Größe, von zierlicher Gestalt, in gutem Geschmack und wohlerhalten. Man sieht oben in der Mitte eine weibliche Gestalt, mit ausgebreiteten Flügeln, in der linken ein Thränenglas an die Augen haltend, mit der rechten eine Fackel wegstreckend. Der Verfasser erkennt darin einen Trauergenius, vielleicht gar die Nemesis. Lampen waren überaus häufig, der Verfasser besitzt mehr als hundert Stück, »alle merkwürdig wegen ihrer Gestalt, ihrer Darstellung, oder der Namen des Töpfers, der in den Boden gegraben ist. Man findet auch bronzene Lampen, aber seltener, und sie scheinen zum häuslichen Gebrauche und zu gottesdienstlichen Handlungen bestimmt gewesen zu seyn.« (In Schlesien sind diese Lampen überaus selten, obgleich man doch an einigen Orten dergleichen entdeckt hat, und, wie die Sage an andern Orten vielfältig will, brennende Lampen werden auch hier als beym Ausgraben gefunden, und verlöschend angegeben. Einzelne, die in Schlesien gefunden worden, haben auch Worte im Boden, z. B. Fortis, (welches doch nie ein Name, weder des Töpfers, noch dessen, dem sie gesetzt ward, seyn kann, sondern immer ein Beywort des Beerdigten seyn muß), wie auch in Salzburg die unbezweifelt römischen Lampen.

10. Die Gestalt eines Mannes, gefunden 1804 in

einer Tiefe von zehn Fuß in der Straße Ronchaud zu Besançon. Bekleidet mit einem eng anliegenden Kleide mit Aermeln (unsern altdeutschen Röcken gleich), durch einen Gürtel um den Leib gehalten, und am Rande mit einer Art Bräm. Der linke Fuß fehlt, und beyde Hände; der linke Arm ist erhoben, vollkommen so, wie bey dem schlesischen Bilde des Tir (das Bild des Gottes Tir rc. von Büsching. Breslau 1819), nur daß die Arme verschieden sind. Dergleichen Bilder sollen viele in Frankreich gefunden seyn. Aehnliche wohl manche, aber man hat sie gewiß nicht genau von einander gesondert, und verschiedenartige als gleich angenommen. Dies Bild können wir uns nicht anders ausdeuten, als daß wir es für eine Abbildung des Tir (wir lernten oben einen Tir kennen) halten. Bart und Haupthaar ist dem in Schlesien gefundenen Tir gleich, die Stellung des erhobenen Arms auch, dagegen stimmt das Kleid mehr mit dem Rethraer Götzen, und dem würde auch die Hand entsprechen. Der Verfasser meint, es könne der Taranis oder Dis der Gallier seyn. Es fragt sich: welche Hand ist hier die mit Absicht verstümmelte? Folgen wir der Stellung der Arme in Vergleich mit dem schlesischen Tir, so ist es hier die linke Hand, nehmen wir die verstümmelte rechte Hand des rheinischen und schlesischen Tir an, so ist es die rechte, und damit möchte auch das Götterbild unter 11 übereinstimmen. Bey dieser Ansicht können wir auch dem nicht beypflichten, was der Verfasser S. 25 von der Bedeutung dieses Gottes sagt. 11. Eine Mannesgestalt von Bronze, gefunden bey Aix in der Provence; das Metall ist auf der Oberfläche ganz verkalkt; doch sind die Züge der Gestalt noch gut zu erkennen. Doch glauben wir, daß wohl einiges, wenn nämlich wirklich der Tir unter dieser Gestalt gemeint ist, vom Zeichner falsch verstanden ward. Der rechte Arm ist vorn weg gestreckt, und die Hand fehlt, die linke ist mit gekrümmtem Arme gegen den Kopf erhoben. Oben um den rechten Arm und die Schultern soll ein Stück Löwenfell gehüllt seyn, was uns unwahrscheinlich bey unserer Ausdeutung erscheint. Als Bekleidung trägt er eine Art Hemde (etwa wie noch jetzt am Harz und in Westphalen der Landmann), welches um die Hüften aufgegürtet ist, so daß es nur bis an die Knie geht, und über den Gürtel wegbauscht. Unsere Vermuthung wollen wir keinesweges für unumstößlich gewiß erklären.

Taf. III. 1 und 2. Zwey Schmuckleisten von Bronze, gewählt aus mehrern andern von einem Wehrgehänge von Leder, auf dessen Rand sie befestigt waren. Griechen, Römer und Gallier trugen schon in sehr alten Zeiten das Schwert an einem Wehrgehänge über die Schultern. 9. 12. 13. Drey große ver-

zierte Schuppen von Bronze. Sie wurden auf das Leder, die Leinewand, oder selbst das Metall geheftet, woraus die Panzer bestanden, besonders an den Theilen, die den Bauchpanzer beschlossen, und über die Lenden niedergingen. Diese Stücke sind aus einer großen Anzahl anderer ausgewählt. 3. Ein Widder von Bronze. Widder waren ein Opfer, welches man häufig darbot, und zwar mehrern Göttern. 4. Eine weibliche Gestalt, halb nackt, den untern Theil des Leibes, bis auf die Knöchel der Füße, mit einer leichten und fliegenden Kleidung bedeckt, die Füße nackt. Sie hält mit beyden Handen einen Schleyer, den der Wind über ihrem Kopf aufbauscht, die Haare sorgfältig geflochten, zusammengefaßt auf dem Scheitel des Kopfes und über die Schultern in Locken niederfallend. Die Spitze der Füße senkt sich, um der Gestalt mehr Leichtigkeit zu geben, und zu zeigen, daß sie in die Luft steigt. Der Rücken dieser Gestalt ist platt, und eine Krampe hinten zeigt an, daß sie auf einem Gesimse als Zierat befestigt war. Der Verfasser hält dies Bild für eine Aurora; es ist gefunden bey Noyers, einem Dorfe in der Nachbarschaft von Sedan. 5. 6. Zwey abergläubische Anhängbilderchen von Bronze. 5 deutet die weiblichen Geschlechtstheile an, und kommt selten vor, mehr davon bey Tafel X. 6 ist ein Arm mit zusammengefaßter Hand und ausgestrecktem Zeigefinger. 7. 8. 10. Drey Spangen, von Bronze mit Edelsteinen von verschiedenen Farben besetzt; das eine ist ein Hase, das andere ein undeutliches vierfüßiges Thier, das dritte schloßartig. 11. Der Vordertheil eines galoppirenden Pferdes, von Bronze. Auch dieß, wie alle Gegenstände dieser Tafel, sind bey Sedan gefunden worden.

Tafel IV. 1. Ein ganzes Pferd, zwar roh gearbeitet, aber nicht ohne Ausdruck und Bewegung. Auf die Gelenke der linken Schulter des Vorderfußes hat man die Scheibe des abnehmenden Mondes eingegraben, und auf der Lende des Hinterfußes derselben Seite sieht man die Ueberbleibsel zweyer Buchstaben, eines C und eines O. Der rechte Vorderfuß steht auf einem Zeichen, welches wie ein S aussieht. Die Grundfläche, auf der das Pferd steht, ist mit ihm zu gleicher Zeit gegossen worden. »Perser, Armenier und Massageten opferten der Sonne ein Pferd; die Römer brachten bisweilen dem Mars dasselbe Opfer; die Deutschen zogen weiße Rosse auf, die heilig waren, und die zu den Vorherverkündigungen gebraucht wurden. Der Verfasser hält dies Pferd nun für eines dem Mithras und dessen Dienst geweihtes und auf Gestirnkunde bezügliches. Das S kommt auf Bildern und Münzen häufigst vor. Gefunden zu Noyers bey Sedan. 2. Eine kleine Gestalt von Silber, wohl erhal-

ten, merkwürdig wegen ihrer Stellung. Die rechte Hand ist aufgehoben, und auf den Kopf gelegt, als Zeichen der Ruhe; die linke ist in den Mantel gewickelt, der auf der Schulter flattert, und die einzige Bekleidung ist, der übrige größte Theil des Leibes ist nackt. Kommt auch aus Sedan. 3. Zaubergehäng (amulet) von Gold, stellt den Gott des Stillschweigens vor; gefunden 1801 auf den Bergen bey Narbonne. Auf dem Kopfe hat er die Lotosblume. Eine Siegelkapsel hängt an seinem Halse, in seiner Linken hält er ein Füllhorn, dessen Spitze die Erde berührt, den Zeigefinger der rechten Hand legt er auf den Mund; die Eule sitzt zu seinen Füßen. Eine große Oehse zeigt an, daß dies Bildchen am Halse getragen ward. 4. Ein anderes Bild des Harpocrates, aus Bronze, mit noch weit mehr Beywerk. Die Lotosblume auf dem Kopfe ist mit Sonnenstrahlen und großen Blättern umgeben, das Füllhorn ruht auf der Keule des Aesculap, zwischen den Flügeln, die an seinen Schultern sind, ist ein Oehr; ein Hund und eine große Eule sitzen zu seinen Füßen. Gefunden bey Sedan. (Petronius sagt, daß die Hausgötter auf der Brust den Schmuck trugen, den man Bulla nennt). Auf den Bildern der Gnostiker, Abraxas benannt, findet man den Harpocrates gewöhnlich, und diese schreiben sich aus dem zweyten und dritten Jahrhundert her. 5. Ein Zaubergehäng von Achat. Aegypter und Gallier bedienten sich des Achats, aber man findet noch selten davon Werke; eine Hand, ein Schlangenkopf, ein Katzenkopf u. s. w. werden vom Verfasser noch erwähnt. Unter den Zaubergehängen sind die »Ityphallischen« Hände zu bemerken, die auf eine unzüchtige Weise geschlossen waren. Diese sind sehr alt, und in den alten Geheimlehren zu suchen; in Apulien und Sicilien findet man sie noch; die Einwohner befestigen an die Schultern ihrer Kinder kleine ithyphallische Hände von Korallen; Neid und Bosheit sollen dadurch entfernt, die Gunst des Himmels und Geschicks herbeygeführt werden. Dies hier abgebildete Zaubergehäng zeigt nun eine ithyphallisch geschlossene Hand, in der das Zeichen des abnehmenden Mondes ist, über der Faust ist eine kleine viereckige Tafel, auf welcher vier andere kleine Hände ruhen, und über diesen ist ein Ring, um das Ganze anzuhängen. »Die Alten und die Neuern haben dem Monde großen Einfluß beygelegt, er soll über alle Theile des Menschen eine große Gewalt ausüben, und seine gute und böse Lage bestimmen; in den Schmerzen der Geburt riefen ihn die Frauen an. Den besten Zeitpunkt der Empfängniß nahm man an beym Abnehmen und Zunehmen des Mondes; dieß würde hinlänglich das hier mitgetheilte Zaubergehäng erklären, welches unstreitig bestimmt war, die Fruchtbarkeit der

Frauen, welche es trugen, zu vermehren. Die Hand war der Venus geweiht.« Diese Winke mögen auch für den Osten Europas von Wichtigkeit erkannt werden, wo man so oft, in Rhetra und in Schlesien, Hände und auch Mondeszeichen findet. 6. Eine Spange, die einen Panther oder Tieger vorstellt; Bronze mit Edelsteinen von verschiedener Farbe besetzt. Diese Thiere waren dem Bacchus geweiht; der dionysischen Geheimnisse Eingeweihte gab es sehr viele; einem solchen gehörte wohl diese Spange. 7. 10. 11. Drey schön geformte Nagelköpfe, ein Zeichen, wie selbst auf diese geringfügigen Sachen die Alten Fleiß verwendeten. 8. Brustbild in Bronze, herrlich gearbeitet, wahrscheinlich von einer Frau. Die Augenäpfel sind hohl, wahrscheinlich um edele Steine einzufügen. Die Anordnung der Haare, die Feinheit der Züge, und daß das Gewand mit einer runden Spange auf der Brust zusammengehalten wird, nicht auf der Schulter, wie bey Männern, lassen vermuthen, daß eine Frau vorgestellt ist. 9. Eine Scheibe, auf der die Büste eines Kriegers steht, und daraus gleichsam hervorschaut. Die Art und Weise, wie Helm und Panzer gearbeitet sind, zeigen an, daß dies Bildwerk in den Verfall der Kunst gehört. Wahrscheinlich war es, vermittelst dreyer Löcher auf einem Panzer befestigt. Die auf dieser Tafel vorgestellten Alterthümer gehören alle dem Verfasser, und sind, 3 ausgenommen, bey Sedan gefunden.

Tafel V. 1. Ein einfarbiger geschnittener Stein, gefunden zu Lyon auf dem Berge Saint-Juste, wo die alte Kaiserwohnung gestanden. Nur das Brustbild ist geblieben, der Grundstein, auf dem sich das Bild erhebt, ist abgeschlagen. Visconti glaubt, es sey das Bild des Domitian darauf, aber der Verfasser hält es für das des Claudius, er findet die Arbeitsweise des Augusteischen Zeitalters. Der Kopf ist mit einer Mauerkrone geziert; die Chlamys, welche die Brust umhüllt, ist auf der rechten Schulter durch eine runde Spange zusammengehalten. 2. Eine knieende Mannesgestalt von Bronze, nackt, auf dem rechten Knie liegend, mit einer Schlange umgürtet, die Hände auf den Rücken gebunden, die ein großer Schild bedeckt. Der Verfasser glaubt, es sey ein römisches Werk, vorstellend einen gefangenen gallischen Krieger, in der Stellung, wie er zum Verkauf ausgeboten wird; eine auf der linken Schulter liegende Platte hält er für die Furca, in welche Verbrecher geschlossen wurden. Vieles an diesem Bilde bringt uns auf ganz andere Gedanken, die des gelehrten von Hammers Werk (Mysterium *Baphometis* revelatum) bey uns erweckt. Wie Werke der Templerzeit, also des Mittelalters, für asiatische Götzenbil-



der gehalten und erklärt worden sind, zeigen die Bafomets-Bilder in den Curiositaten Bd. II.; für ein solches Werk des Mittelalters halten wir denn auch dies, und zwar auf die schmahlichste Mannergemeinschaft deutend. Die umgürtende Schlange, die sich in den Schwanz beißt, die Geschlechtslosigkeit der Gestalt, und die auf dem Rücken befindliche Schildform, die, wenigstens der Zeichnung auf dem Kupferstiche nach, mit der Abbildung Tafel III. 5. gleichbedeutend seyn konnte, weisen uns darauf hin. Die Platte auf der Schulter wissen wir aber nicht zu erklären. Gern wollen wir uns Belehrung gefallen lassen, und geben nur Vermuthung für Vermuthung. (Für Naturforscher bemerkt er, daß er mit diesem Bilde zugleich eine schöne Münze Trajans bekam, die in einen Kreidestein eingeschlossen, völlig eingebacken, gefunden worden, und fordert sie nun zu neuen Untersuchungen über die Art der Bildung dieser Kreidesteine auf). 3. Eine Hand von Bronze. Der kleine und der Ringfinger sind eingebogen, Daum, Mittel- und Zeigefinger sind ausgestreckt, wie noch die Bischöfe auf Siegeln und Münzen die Hand zum Segnen erheben. So streckten sie auch die Redner empor, wenn sie die Stille der Zuhörer wünschten. In den Prunkzügen der Isis trug man eine Hand voraus, als ein Zeichen der Macht, sie ist noch bis auf unsere Zeit in der Hand der Gerechtigkeit geblieben, welche die Könige im feyerlichen Prunk tragen. Eine offene Hand stand auch auf römischen Feldzeichen. 4. Dies wunderliche Bild hält der Verfasser für einen Merkur. Eine ganz nackte Gestalt von Bronze streckt die rechte Hand aus, und ist vorschreitend gebildet, auf der linken Schulter liegt das eine Ende der Chlamys, das andere hat er in der ausgestreckten Linken, die er auf eine — Herme nennt es der Verfasser, uns sieht es völlig aus wie ein Wickelkind — legt. Des Verfassers Deutung ist uns unwahrscheinlich, wir können jedoch keine andere liefern. 5. Ein goldener Ring, oben offen, zwey Schlangenköpfe schauen sich von diesen beyden Enden an. Gefunden in einem römischen Grabe bey Noyers; eine goldene Münze war in die Oeffnung geklemmt, wahrscheinlich damals als Münze und Ring ins Grab gelegt wurden, und vermuthlich wie der Reisepfennig des Verstorbenen, um ihn dem Charon zu geben. Der Verfasser glaubt, daß diese Ringe mit zwey Köpfen eine andere Bedeutung hatten, als die mit einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, denn alles bey den Alten ginge ja auf bildliche Ausdeutung. 6. Zierliche Frauengestalt, deren Füße über den Knien abgesägt sind, wahrscheinlich darum, weil die Füße verstümmelt waren. Es ist Diana als Morgenstern. Statt des Köchers hat sie eine Fackel auf dem Rücken. »Die Haare sind zierlich gelegt, auf die Art,

die man Κορυμβος nannte; bekleidet ist sie mit einer Tunica, deren Aermel bis auf die Mitte des Oberarms gehen; die Brust bedeckt das Πεκλον. Was sie in der rechten Hand hält, und in der linken hielt, ist nicht zu unterscheiden.« Gefunden zu Paris. 7. Ein silberner Löffel, der Stiel ist sehr vom Rost angegriffen, aber in der Mitte der Höhlung sieht man noch die in Gold ausgelegte Siegesgöttin, die auf einer Kugel steht, und Krone und Palmzweig in den Händen hält. Der Löffel ward gebraucht, um Rauchwerk auf die Kohlpfannen zu werfen. Gefunden zu Noyers.

Tafel VI. 1. Werkzeug von Bronze, mit zwey Löchern, um die Finger dadurch zu stecken, und drey Haken, die im Dreyeck stehen, bekannt und in manchen Sammlungen vorkommend, als ein Werkzeug, dessen man sich zum Spannen des Bogens bediente. Die hier gelieferte Abbildung ist schlecht und undeutlich, wer das Werkzeug nicht aus eigener Anschauung, oder aus den verschiedenseitigen Abbildungen bey Caylus kennt, wird nie wissen, was er daraus machen soll. 2. Ein Ring mit einem helmartigen Ansatz ist ganz unverständlich; vielleicht gehörte er zu dem Eisenwerk der Wagen bey den Circensischen Spielen. Gefunden bey Bavay. 3. Ein kriegerisches Feldzeichen, gefunden bey Lyon. In der Gestalt einer großen Münzscheibe ist der Rahmen von Schiefer, und das Bild innerhalb von Marmor. Dies zeigt den Kopf des Titus, mit der Umschrift: I. T. C. VESP. AVG. P. M. TR. P. P. P. COS. VIII. (Imperator *Titus Caesar Vespasianus Augustus*, Pontifex Maximus, Tribunitia Postetate Pater Patriae, Consul Oct.) Die Feldzeichen sind sehr alt; Diodorus meint, sie seyen von den Aegyptern zu den Griechen, und von da zu den Römern übergegangen. 4. Werkzeug von Bronze, entdeckt bey Bourdeaux, der Gebrauch desselben ist noch unbestimmt, obgleich man eine große Anzahl derselben, fast in allen Sammlungen findet. Der Verfasser meint, daß es gebraucht ward, um den Thieren das Fell abzuziehen, eigentlich das Fell von der dünnen, das Fleisch bedeckenden, Haut abzustoßen, theils bey Opfern, theils bey allen andern, auch häuslichen Gelegenheiten. Dieser Meinung sind auch wir, und dadurch haben wir auch gleich die Gestalt des Werkzeuges bezeichnet, das sich durch ganz Deutschland häufigst findet, und wohl so leicht in keiner Sammlung fehlt. Die große Anzahl dieser gefundenen Werkzeuge zeigt an, wie allgemein ihr Gebrauch seyn mußte.

Tafel VII. 1. 9. 12. Drey Schnallen von gallischen Gürteln, gefunden bey Sedan. 1 und 12 sind besonders geschmückt, und man findet darauf das Geheimzeichen in S Gestalt,

von dem wir bereits oben sprachen. (Dem Beurtheiler ist es beynahe wahrscheinlich, daß darunter der Name des Gottes Sir, das ist, wie schon angedeutet, Tir, verstanden sey, dem, als einem Gotte des Krieges, wohl das Roß und der kriegerische Gürtel geweiht seyn konnten). Die Zunge fehlt bey diesen Schnallen, die Anzahl der Rosen, in Gestalt der Nägel, welche außen aufgenietet waren, um die Platte an das Leder zu befestigen, ist neune bey dem einen, drey beym andern. Außen sind auch Häkchen am Leder fest zu machen, und so mehr Haltbarkeit zu geben. »Die Gürtel dienten nicht nur dazu, die Kleider festzuhalten, sondern auch um die Weichen zu gürten, und die Männer mehr dazu geeignet zu machen, die Beschwerden langen Laufes zu erdulden, und länger starke Lasten zu tragen. Auch hielt er die Ausdehnung des Bauches zurück; denn ein Dickbauch war den Galliern verhaßt.« 2. Ein Ring von Bronze, auf dessen Platte ein Frauenkopf ziemlich roh vertieft ausgegraben ist. 3. Platte von Bronze, die auch zu einem kriegerischen Feldzeichen diente, bloß mit Rändern und einer Erhöhung geziert; hinten ist ein Ring, um sie an einer Pike zu befestigen. Alte Denkmäler zeigen, wie eine Platte über die andere so befestigt ward. 4. 5. 8. 10. Ringe. 4 und 5 haben ganz ihre Spannkraft behalten, sie öffnen sich, um andere Ringe aufzunehmen, und mit ihnen eine Kette zu bilden. 8. 10 sind Armringe in gewundener Arbeit. »Armringe waren beynahe bey allen Völkern Sitte, Männer und Frauen trugen sie; die römischen Soldaten erhielten sie als eine Belohnung ihrer Tapferkeit. Außerdem waren auch Armringe Zeichen der Sklaverey. Das gemeine Volk und die Sklaven trugen vielleicht die von Bronze, die aus Metall gefertigten aber die höhern Stände. Zu Sisteron hat man die Knochen eines linken Armes, denn man trug sie gemeinhin am linken Arme, gefunden, auf welchen sich funfzig Armringe von vergoldeter Bronze befanden, oben und unten von zwey andern Ringen zusammengehalten, einen Zoll jeder breit, mit verschiedenen eingegrabenen Zieraten.« Armringe werden an vielen Orten Deutschlands gefunden, auch in Schlesien, aber von anderer, breiterer Gestalt. Sie scheinen doch immer Beute von den Römern zu seyn. 6. 13. Zwey Degenspitzen, 7. eine kleine Kanne, 8. der Kopf eines Schlüssels, alles von Bronze.

Tafel VIII. 1. 2. Eine männliche Gestalt, die Füße unter den Waden fehlen, und dafür ist ein Stachel. Der Kopf ist mit Lorbern geziert. Der Obertheil des Leibes ist bloß, und nur ein Tuch wie eine Schärpe geht über die linke Schulter, und scheint um den Leib als Gürtel zu gehen, vorn mit einer dicken

Schleife gebunden; dadurch wird ein langfaltiges Gewand gehalten, welches den untern Theil des Leibes umhüllt, und bis zum Stachel geht. Gefunden bey Amiens. Der Verfasser vermuthet einen Priester des Apollo in diesem Bilde. 3. Eine Ratte von Bronze, die an etwas, wahrscheinlich an einem Opferkuchen nagt. Der Schwanz ist verstümmelt, aber alles zeigt eine Ratte an. Solche Ratten kommen öfters auf alten Denkmälern vor, und sind gewiß nicht unbedeutsam. Auf Graburnen und Grablampen findet man sie oft, so wie den Hasen. Der Beurtheiler erlaubt sich hier eine Deutung: bey der Ratte sowohl als bey der Maus und beym Hasen war das Nagen die Ursache, aus denen sie diese Stelle erhielten; denn langsam gewissermaßen wird das Leben aufgenagt, ehe es dem Tode verfallt. Ein Sinnbild des Mittelalters weiset uns den Weg ins Alterthum, dies Bild so zu erklären. Es ist das schöne Gleichniß, welches im Buche der Weisen, im Barlaam und Josaphat, in Hans Sachs sogar noch, vorkommt: die Beschreibung dieses gegenwärtigen Lebens in Gleichniß eines Brunnens, vierer Thiere und des Honigseims. Es lautet so: ein solcher Mensch wird recht gleichet einem Manne, der floh einen Löwen, der ihn jagte, und kam zu einem tiefen Brunnen, ließ sich darein, und hielt sich mit seinen Händen an zwey kleine Reislein, so bey Ende des Galgbrunnens gewachsen waren, und seine Füße setzte er auf einen walzenden Stein. Er sah vor ihm hergehen vier Thiere, mit geduckten Häuptern, die begehrten ihn zu verschlingen; und da er sein Gesicht von ihnen zu Thal kehrte, da sah er einen grausamlichen Drachen mit aufgethanem Mund unter ihm in dem Grund des Brunnens, bereit ihn in seiner Kehle zu empfangen. Auch nahm er wahr, daß bey den zweyen Reisern, daran er sich hub, eine schwarze und eine weiße Maus waren, sie abzunagen nach ihrem Vermögen. Dieser Mensch, da er in so großen Aengsten stand, und nicht wußte, wenn sein Ende da wäre, sah neben ihm zwischen zwey Steinen ein wenig Honigseims, davon leckte er mit seiner Zunge, und durch Empfindung der kleinen Süßigkeit vergaß er ihm selber fürzusehen, wie er von seiner Angst geledigt werden möchte, bis er fiel und verdarb. Ich vergleiche den Brunnen, dieser Welt, die vier Thiere, den vier Elementen, von denen alle Menschen zu dem Tode gefordert werden. Die zwey Reiser sind das Leben der Menschen, die weiße Maus der Tag, die schwarze die Nacht, die stets das Leben der Menschen abnagen; der Drache ist das Grab des Menschen, das sein alle Stund wartet, das wenige Honigseim, die zergängliche Wollust dieser Welt, durch die sich mancher Mensch in die ewige Unruhe versenket. — Man verzeihe uns diese lange

Stelle, sie möge zeigen, daß der Alterthumsforscher griechischer und römischer Zeit auch wohl durch das so düster verschrieene Mittelalter ein Licht bey seinen Forschungen erhalten kann. 4. Eine Schüssel (patena). Die Meinung, solche Gefäße zu Opferschüsseln zu machen, ist auch die des Verfassers. Auf dieser ist die erste Arbeit des Herkules dargestellt. „Der nackte Herkules, der seine Waffen abgelegt, erwürgt den Löwen im Nemeischen Hain, der durch einen Baum angedeutet ist; hinter ihm steht ein kleiner Pfeiler, auf dem ein Vogel auf einer Kugel sitzt. Pfeiler und Erdboden sind schief; wahrscheinlich um anzudeuten, daß das Ganze sich auf dem Berge Cithäron begibt. Der Rand ist zierlich mit Blättern geschmückt; gefunden zu Straßburg. 5. 6. Die Büste eines Afrikaners mit gelockten Haaren. 7. Kleiner Kopf des Atys, in Bronze, mit einer phrygischen Mütze. Warum dies breit geplatschte Gesicht diesen jungen Schäfer vorstellen soll, ist uns nicht klar; die phrygische Mütze kann es doch allein nicht ausmachen? Mögen Andere eine andere und bessere Deutung finden.

Tafel IX. 1. 2. Ein Hermanubis von zwey Seiten, gefunden im Elsaß (Merkur mit einem Hundekopf), in der rechten Hand einen Geldbeutel (?) in der linken eine Palme haltend. Bekleidet mit einer kurzen Aermel-Tunica, und einem Mantel, der hinten zurück fällt. Beine und Füße sind nackt. Der Verfasser setzt dies Bild in die Lebenszeit Julian des Abtrünnigen. 3. Brustbild des Neptun in Bronze, schön erhalten, gefunden bey Sedan. Einem Jupiters-Kopf ähnlich, ist er doch weit weicher, und das Schilf um seinen Kopf läßt keinen Zweifel, daß Neptun gemeint sey. 4. 5. Die Bildsäule des Ueberflusses, von zwey Seiten dargestellt: »um den Kopf ein Diadem, die Haare kurz, und ohne Kunst gelegt. Die Kleidung ist ein langes Unterkleid, dessen enganschließende Aermel bis auf die Hand gehen. Die rechte Hand stützt sie auf eine sehr lang gestaltete Urne mit zwey Henkeln (diota) und trägt auf dem linken Arme ein Füllhorn (eigentlich eine Urne) mit Früchten und Blättern. Ueber das Unterkleid hat sie ein leichtes Manteltuch genommen, über die linke Schulter gelegt, hinten nieder hangend, und durch den rechten Arm durchgenommen, daß der eine Zipfel vorn niederhängt, die andere Ecke hält die linke Hand.« Gefunden bey Sedan. 6. Ein Ziegelstein mit einer Grabschrift zweyer Soldaten. 7. Ein anderer schwärzlicher Ziegel, worauf eine Sichel zwischen D M. (Dis Manibus). Das Töpferhandwerk soll, nach dem Verfasser, vor Ankunft der Römer sehr unvollkommen betrieben worden seyn, welches wir indessen, die Kunstfertigkeit deutscher Stämme darin kennend,

bezweifeln. Die römischen Ziegel waren, nach Vitruv einen Fuß lang und einen halben breit. Inschriften darauf sind häufig und werden aller Orten gefunden, wo die Römer hingekommen, und sich angebaut.

Tafel X. Der Verf. hat lange gezweifelt, ob er die Alterthümer, die auf dieser Platte dargestellt sind, mittheilen solle oder nicht, da unsere Zeit sie der Unzüchtigkeit anklagt, ungeachtet sie dem Alterthum ganz geläufig, ja auch gewiß nicht unehrbar waren. Der Geschichts- und Alterthumsforscher darf sich aber nicht scheuen, auch diese Denkmäler zu betrachten, wenn es in rein geschichtlichem und wissenschaftlichem Geiste, entfernt von aller übel verkappten Lüsternheit, oder gar breiter Zurschautragung der schlecht verhehlten Zweydeutigkeit geschieht. Uns aber liegt es noch näher, davon ausführlicher zu sprechen, da sich vor kurzem auch in Schlesien solche Bilder entdeckt haben, bey denen es aber noch sehr zweifelhaft ist, ob sie auf den Phallusdienst in Schlesien hinweisen, oder bloß als Beute von den Römern in das Land kamen; dieß ist uns noch zur Zeit wahrscheinlicher als jenes. »Kein Dienst war mehr verbreitet, als der des Phallus, weil er dem ganzen Menschengeschlechte zu nahe lag. Die Alten hatten keinen Gedanken an Unzüchtigkeit bey den unzähligen Phallusbildern, die sie hatten. Sie waren ihnen Sinnbilder der Fruchtbarkeit, des Ueberflusses, die heiligsten Gegenstände ihrer Götterverehrung. Von den Aegyptiern leitet man ihn vor 4500 Jahren her. Ueber die ganze damalige bewohnte und bekannte Welt verbreitete er sich, ja die Spanier fanden ihn, als sie nach Mexico kamen; noch ist er, seit undenklichen Zeiten, in Indien zu finden, in Europa war er noch in ganz neueren Zeiten, und in Frankreich bis zum sechzehnten Jahrhunderte. Spuren zeigen sich noch in einigen Gegenden Italiens.« 1, 2, 3, 4, 5. Unter allen Darstellungen des Phallus sind diese Bilder unstreitig die merkwürdigsten. Die Gestalt 1, 2 ward in den Sümpfen von Rivery entdeckt, in einem gemauerten Grabmal, mit einem phallischen Zaubergehäng, zwey Aschenkrügen von schwarzem Thone mit blaßrothen Zieraten bemalt (s. Taf. XIV. 6), einer Urne von Glas und andern Sachen von Thon und Bronze. Der Gartengott, der hier unter 1, 2 dargestellt ist, hat ein strenges Aeußeres, seine Haare sind dicht und gekräuselt, so auch sein Bart. Er ist bekleidet mit dem gallischen kurzen Mantel (bardocucullus) mit einer Kappe, worunter die Arme versteckt sind, und die über die Hüften fällt. Diese Kleidung wird durch eine Binde gehalten, die über die Schultern geht, auf der Brust leicht geschürzt ist und deren Enden unter dem Knoten beynahe so tief wie der Mantel gehen. Unter diesem Oberkleide sieht man ein kurzes

Unterkleid, beynahe wie die Puffen der spanischen Hosen aussehend. Lenden und Beine sind nackt, die Fußbedeckung ist von der Art, die man caligae nannte. Sie bestanden aus einer Sohle von Holz, mit Riemen, die durch die ersten beyden Fußzehen durchgingen, um den Gang sicher zu machen. Diese Bilder sind nun eigentlich Kapseln, denn man kann den oberen Theil, Gesicht und Mantel abnehmen, dann erscheint darunter der Phallus, der auf den Füßen und der bauschenden Unterkleidung aufsteht. 1. und 2. sind so die ganze Gestalt, 5. ist der Theil, der abgenommen ward, 3. 4. die Stellung des Phallus von zwey Seiten. — Priapus wird oftmals als Herme vorgestellt, und in einer sehr unzüchtigen Stellung. (Ein solches Bild, auf einer Greifenklaue stehend, eine Glocke in der ausgestreckten Rechten, hat sich auch in Schlesien bey Schweidnitz gefunden.) Die Kleidung, welche hier das Bild trägt, ist heut zu Tage noch die Tracht vieler Matrosen und Seeleute; in Korsika ist sie gemein, wo sie die Schäfer tragen. Es war auch die Kappe der Franziskaner Barfüßer. Aus Gallien gekommen, diente sie im alten Rom als Hülle den Wüstlingen, die auf Abenteuer der Nacht zogen, und da deren Ziel bekannt war, möchte man sie wohl den Priapeischen Mantel nennen.« 6 — 15. Eine Reihe von phallischen Zaubergehenken. »Diese waren bey allen Völkern des Alterthums zu finden. In Indien trugen die Frauen noch Lingam und Taly um den Hals, die sie von ihren Gatten am Hochzeitstage empfangen, welche sie von den Braminen bekommen haben. Sie besitzen auch Bilder, Pulleiar genannt, welche die Vereinigung beyder Geschlechter darstellen.« In den gegebenen Abbildungen zeigt sich große Mannigfaltigkeit (Bilder wie 6. 8. beynahe, 14. aber vollkommen sind auch bey Schweidnitz gefunden worden), aber auffallend ist 10., welches die weiblichen Theile vorstellt und sehr selten gefunden wird. Wir haben oben schon ein solches Bild gesehen.

Tafel XI. 1, 2. Ein silberner Ring, gefunden bey Amiens. Der Ringkasten faßt eine silberne Münze in sich, oben sieht man den Kopf des Caracalla, gekrönt mit Lorbern, und seinen Bruder Geta mit nacktem Kopfe. Man liest umher: aeternitas imperii, die Rückseite, unterhalb des Ringkastens, zeigt den Kopf der Septimia, die Inschrift ist unter der Einfassung. Diese Münze muß gegen 196 geschlagen worden seyn. 3. Ein anderer Ring, bey dem nur die Fassung einiges Verdienstliche und Wichtige hat; sie sieht beynahe verschlungen aus, wie Säulenknäufe des späteren Mittelalters. 4. Ein silberner Löffel; was für und gegen den Gebrauch zur Schöpfung des Weihrauchs gesagt worden, wird vom Verf. angeführt. 5. Ist

der Priapus der vorigen Tafel 1. 2. von der Seite in seiner natürlichen Größe. 6. Ein Hahn in Bronze. An einzelnen Federn sieht man noch die Reste der Vergoldung, womit er geschmückt war. Er wurde nicht weit von der Stadt Uzes entdeckt, neben den Trümmern eines alten Gebäudes, welches Tempel der Druiden hieß. Die alte Zeit weihte den Hahn der Sonne; die Ketzer der ersten Jahrhunderte, Gnostiker u. s. w. hatten auf ihren Abraxasbildern auch Vorstellungen von Hähnen oder wenigstens Theile derselben. Den Hausgöttern und dem Priap waren Hähne ein angenehmes Opfer. Den Druiden war er ein heiliger Vogel (davon siehe unsere Anzeige der Cambrian Antiquities, Bd. V. dieser Jahrbücher). An die Hähne und Hühner der römischen Wahrsager braucht man nur zu erinnern. Auf Denkmälern kommen viel Hähne vor, meist ruhig, dieser ist in großer Bewegung, er spreizt die Flügel und hebt den Kopf, als wenn er krähen wolle. 7. Eine Kindesgestalt, weich gearbeitet, aber in der Stellung ohne Anmuth und etwas gezwungen. Bey Zerstörung eines alten Gemäuers, welches das herrliche Amphitheater zu Nismes ausfüllte, gefunden. Es ist ein nacktes Kind mit einer kleinen Keule in der Hand; ob der jugendliche Herkules? das wagt der Verf. nicht zu bestimmen.

Tafel XII. Bey der kleinen Stadt La Réole werden viel römische Denkmäler gefunden. Unter 1. wird hier ein Bachuskopf mitgetheilt, der dort in ein Haus gemauert war, und die schönste Zeit römischer Kunst verräth. Zu Moissac hat man viele Denkmäler gesammelt; meist alle sind frech und unsauber, und zeigen die Zeiten des Kunstverfalles. Hier wird nur eine Urne unter 2. mitgetheilt, sie ist von Basalt mit Olivin. Drey nackte Gestalten, ein Mann zwischen zwey Frauen, deren jede ihn zu sich zu ziehen sucht. Die Henkel sind ungestaltet groß gegen die Urne, in welcher Knochen und Asche gefunden wurden. 3. Eine thönerne Schale, schön gearbeitet, mit einem Gewinde von Epheu und anderem wohlgearbeiteten Schmuck, gefunden in der Umgegend von Abbeville. 4. Ein Rundbild (Médaillon) von Kupfer, einer Seits ein Kopf mit einer Kappe, unter der nur wenig Haare hervorkommen und mit einem Bart, kurz abgestutzt. Vor dem Kopfe stehen einige punische Buchstaben (die der Verf. nicht liest). Die Rückseite zeigt einen dreyfüßigen Altar mit Flügeln und einer Ueberschrift, auch in punischen Buchstaben. 5. Ein Grabstein; unter einem Kopfe (wie es scheint mit Schleyer und fliegenden Haaren) ist ein doppelter Phallus sichtbar, darunter steht: Dis Manibus; dann folgt ein geflügeltes Herz und die Worte: Pub. Sabinus C. Sabini et L. Sabinae p. posuit (Publius Sabinus Caii Sabini et Luciae

Sabinae (filius) parentibus posuit.) 6. Ein anderer Grabstein, gefunden, wie der vorige, zu Leictoure, beyde von Marmor; ein Kopf zwischen zwey Füllhörnern, darunter: D. M. Dis manibus; darauf folgt die Inschrift: Pomp. Flor. M. Coh. III. L. XII. Pom. Flora P. V. F. (Pomponius Florus miles Cohortis tertiae Legionis Duodecimae. Pomponia Flora Patri votum fecit.)

Tafel XIII. 1. 2. Stempel von der Rück- und Vorder-Seite einer Münze, in Thon, zum Falschmünzen; auf der einen Seite der Kopf der Julia Paula, ersten Gemahlin des Heliogabalus, und auf der andern die siegreiche Venus. Der Verf. spricht von den vielen Falschmünzern, die im römischen Staat und besonders zu Lyon lebten. 3. Eine nackte Jupitersbildsäule von Bronze, gefunden bey Metz; der rechte Arm ist mit der Hand erhoben, der linke ist verstümmelt, so auch beyde Beine, besonders der linke Fuß. 4. Eine Taube, von Bronze, mit einem Ringe auf dem Rücken, um am Halse getragen zu werden, gefunden bey Amiens. 5. Ein Griffel von Bronze, oben eine kleine gerade Platte, daran ein kleiner Hals, darauf folgt eine Kugel, dann noch ein kleiner Hals und darauf der nur kurze Griffel. (Ein diesem beynahe ganz ähnlicher ist zu Stanowitz in Schlesien gefunden worden.) 6. Brustbild der Minerva in Bronze, zierlich gearbeitet mit griechischem Helm, gefunden zu Bratuspantium. 7. Ein Brustbild des Vulkan, gefunden zu Besançon, mit kurzen Haaren, Bart und eine Kappe auf. An der rechten Schulter sieht man den Hammer, an der linken eine Fackel. 8. Ein Merkur von Bronze. Schon früher von Montfaucon, Don Martin und Chamillard bekannt gemacht, fehlt jenen Abbildungen doch die Treue und Wahrheit, und der Verf. hat die gewiß höchst richtige Ansicht, »daß man bey Nachbildung alter Denkmäler nicht sorgfältig genug seyn könne.« Gefunden ward diese kleine Bildsäule (2 1/2 Zoll hoch) zu Maubeuge. Merkur vereinigt mit seinem Beywerk das der Diana und der Fortuna, das Füllhorn und den zunehmenden Mond; sein linker Arm ist mit der Chlamys umhüllt. Sonst hat er alle die Zeichen, die ihn immer begleiten.

Tafel XIV. 1. 2. Zwey Handgriffe, beyde von Bronze und an bronzenen Gefäßen befindlich; das erste Gefäß, wie ein Krug gestaltet, ward zu Quirieux, drey Stunden von Amiens, die zweyte mit Münzen in Bronze von der Regierung Hadrians bey Abbeville gefunden. Bey 1. hält eine Hand die Spitze des Ohrläppchens (?), bey 2. stehen zwey Füße dicht neben einander gestellt. Der Verf. ist zweifelhaft, ob eine bildliche Darstellung

darunter zu verstehen ist, oder ob es bloß Spiele der Einbildungskraft des verfertigenden Künstlers sind. 3. Ein Grabstein, zu Carcasonne gefunden. Eine wunderliche Mischung von Darstellungen; eine Gestalt, deren Geschlecht aus den Gesichtszügen nicht recht deutlich ist, steht aufrecht da. Sie hat eine enge Unterkleidung an, die vorn offen und über einander geschlagen zu seyn scheint, ein Gürtel hält sie um die Hüften fest, und sie hat Aermel. Darüber scheint ein Kragen mit Mantel und einer Kappe zu hangen und eine Art von Schärpe um die Schulter zu gehen, die durch die rechte Hand aufgehalten wird, welche darin verborgen ist. Die Haare sind kurz und zerstreut; die Fußbekleidung ist eine Art von Strümpfen, auf denen lederne Riemen ein Netz bilden, das sich bey dem Unterkleide verläuft, eine Art Hosen (Anaxyris), den Galliern gewöhnlich. Dabey sieht man einen Augur-Stab, auf dem eine Taube sitzt, dann ein anderes Werkzeug, auf dem ein Hundekopf, worunter drey Zeichen, deren Ausdeutung schwer ist (zwey Striche und dann drey nicht ganz gerade über einander stehende Punkte). Rechts sieht man noch einen Haken und eine Scheibe, links eine Kanne. Des Verf. Andeutung zur Erklärung ist durchaus ungenügend. 4. Eine kleine Schale von Kupfer, unten spitz zugehend, mit tief geschweiften und zugespitzten Henkeln, so daß sie auf einem Dreyfuß gestanden zu haben scheint. 5. Urne von rothem Thon, mit D. M. zwar bezeichnet, aber leer gefunden worden, lang, unten spitz zugehend, mit Henkeln, die oben in Blattgestalt erliegen. 5. Dreyfüßiger kleiner Altar mit Aufsatz, von Bronze. Drey gut gearbeitete Satyrköpfe, auf Bocksfüßen ruhend, halten eine ungeschmückte Platte, worauf eine Urne, wie eine Suppenschale gestaltet, die von drey Schwänen (oder vielmehr wohl Pelikanen?) gehalten wird. Sechs Zoll hoch. Der Verf. vermuthet, daß darin wohlriechende Wasser verdampft worden wären, vielleicht in dem häuslichen Gebetzimmer, worin die Laren aufgestellt und verehrt waren; besonders sucht er zu beweisen, daß dies mitgetheilte zierliche Werk dem Apollo geweiht war. 6. Ein Gefäß, wie eine längliche Flasche mit langem Halse, von Thon, der wenig gebrannt aber sehr fein; der Grund schwarz aber matt, die Zieraten darauf von blassem Roth, wie bey den campanischen Gefäßen. Ob dies Gefäß in Gallien oder in Italien verfertigt, ist schwer zu bestimmen. Diese Flasche war wahrscheinlich zu Oel bestimmt, welches nur tropfenweise, vermöge der kleinen Oeffnung und des langen Halses, herausfloß. Die Verzierungen sind Fische und allerhand Zeichen. Flaschen von Thon und von gleicher Gestalt, doch ohne Figuren, werden auch in Schlesien gefunden.

Tafel XV. 1. 2. 3. 4. Vier Seitenbilder eines Gelübdealtars. 1. Ein Merkur, nackt, nur über den linken Arm die Chlamys geschlagen, in der linken Hand hält er seinen Stab, auf dem ein Vogel, es scheint ein Hahn, sitzt. In der rechten Hand hat er einen Geldbeutel und auf dieser Seite sitzt unten ein Bock. Auf der Stirn sind Blumen, außer dem Flügelhute, die Haare fallen gelockt auf beyden Seiten nieder. 2. Eine Frau, wie eine Römerin gekleidet, ein Gürtel umschließt das enge, mit Aermeln versehene Unterkleid, der weite Mantel geht über die linke Schulter und unter dem rechten Arme durch, den ganzen unteren Theil des Leibes umhüllend. Eine Stirnbinde ist auf dem gelockten Kopf, davon fällt ein Schleyer zu beyden Seiten nieder. Die Fußbekleidung ist ganz geschlossen, wie ein Schuh. Sie trägt einen Stab mit zwey Schlangen umwunden; der Verf. hält sie für die Maja, die Mutter des Merkur. 3. Zeigt einen zum Theil nackten Gott, mit einem aufschlagenden Mantel umhüllt, der auf der rechten Schulter befestigt ist, ein Köcherdeckel wird über der linken Schulter sichtbar; ein Bogen steht an der Seite unter dem rechten Arm, mit der rechten Hand hält er einen Fisch, der einem Delphin ähnlich ist, und mit der linken ein Steuerruder; der Verf. erklärt ihn für den Belenus. 4. Eine auch halb nackte mit einem Mantel bekleidete Gestalt, an den Schultern hat sie zwey große Flügel, zwey kleine auf dem Kopf, die Haare sind gelockt; der rechte gebogene Arm hält eine Kugel und wird durch die linke Hand unterstützt, die auf der rechten Lende ruht, da der rechte Fuß auf eine hohe Stufe hinauf gesetzt ist, oder auf einen kleinen Altar; diesen Gott hält der Verf. für den Mithras. Bey dem Belenus bemerkt der Verf., daß ihm die Druiden vorzügliche Verehrung geweiht, als einem Gott der Arzneykunde. »Das Bilsenkraut, welchem sie große Kräfte beylegten, nannten sie Belinuncia, vom Belenus,« zusammenhangend und derselbe mit Bel. »Die Spanier nennen noch heut zu Tage dies Kraut Beleno, die Ungern Belend.« Der deutsche Name hängt gewiß damit zusammen, und das dänische Bulme, das norwegische Bulmeurt und das böhmische Blje zeigen auf denselben Stamm zurück. Der Name Beliand, der im Heldenbuche und in anderen altdeutschen Gedichten oftmals vorkommt, ist unstreitig aus gleicher Quelle, vom Bel, abzuleiten. Wir überlassen es übrigens anderen, zu entscheiden, ob die Auslegungen des Verf. die richtigen sind. — Hierauf folgt eine Reihe geschnittener Steine: 5. Ein Sardonyx, zwey Kämpfende, ein Reiter, der auf einen schon niedergestürzten Fußkämpfer eindringt, welcher bereits sein Schwert verloren oder weggeworfen hat. 6. Alte Paste, auf der man ein segelndes

Schiff sieht, besetzt mit Genien, von denen der eine einem anderen hilft, aus dem Wasser ins Schiff zu steigen. 7. Ein sitzender Merkur mit Geldbeutel und dem Stabe, vor ihm sind zwey Sterne und hinter ihm der zunehmende Mond, in Carneol geschnitten. 8. Ein in's Grünliche spielender Smaragd, darauf eine Fortuna, mit der Umschrift: *ΠΑΝΤΑCΤΗΙΑ*. 9. Alte Paste, worauf ein Besiegter vor seinem Sieger kniet. 10. Ring von Bronze mit einem vertieft ausgeschnittenen Carneol. Ein Genius hält in seinem rechten Arme einen Oelzweig, in der linken Hand etwas Undeutliches (eine Blume?), das Kleid ist kurz, das Elephantenfell auf dem Haupte scheint einen Afrikaner anzudeuten. 11. Ein Würfel in wunderlicher Gestalt, ein nacktes Mädchen, sitzend, mit aufgezogenen Beinen und in die Seite gestemmten Armen. Eins ist oben auf dem Kopf, zwey auf der entgegengesetzten Seite, drey auf der Seite der einen Lende, vier auf der anderen, fünf auf der Brust und sechs auf dem Rücken. Von Silber. 12. Ein Badepfennig (Tessera) von Bley. Auf der einen Seite ist eine Fortuna, dabey steht Cranes, auf der anderen Seite ein Palme und die Umschrift: Balneo. Uns scheint Cranes der Name eines Baders zu seyn, der seinen Kunden seine Münzen einhändigte, um dafür Bäder zu empfangen.

Tafel XVI. 1. Eine goldene Münze, gefunden zu Ornoy, in einer reichen Sammlung von Münzen, die vor einigen Jahren von Bauern entdeckt wurde, und deren Werth man auf vierzig bis funfzigtausend Franken im Ganzen geschätzt hat, wenige vor Trajan, die meisten vom Trajan an bis Alexander Severus, beynahe ganz ohne Unterbrechungen und Lücken. Um einen männlichen Kopf steht bey dieser Münze: Antoninus Aug. Pius P. P. Imp. II., und auf der Rückseite ist eine Hygieia, sitzend, in der Rechten eine Schale haltend, die sie einer Schlange hinhält, welche sich auf einem Altare aufringelt; Umschrift: Tr. Pot. XXI. Cos. IIII. Diese Bezeichnung setzt die Münze in's Jahr 157 nach Christus. 2. 3. Zwey Bruchstücke von römischem Töpferwerk. Der Verf. bemerkt, daß die Stempeldrücke in den Boden der alten römischen Gefäße von rothem Thon nichts als die Zeichen und Namen der Töpfer sind, wogegen wir schon oben unsere Bedenklichkeit geäußert haben, da auf Lampen, die in Schlesien und Salzburg gefunden worden, das Wort Fortis zu lesen ist, welches nie Name. Außerdem finden sich noch in erhabener Schrift auf den Urnen oben Namen und Inschriften, welche demjenigen gelten, dem sie dargebracht worden, oder die Gründe des Geschenks besagen. Dazu bedurften die Töpfer beweglicher und trennbarer Buchstaben, um jeglichen Namen auszudrücken, welches wieder Verwunderung er-

regen muß, daß nicht schon die Alten die Buchdruckerey erfanden. Auf 2. steht hier Albuci (Albucius), auf 3. L. Teti. Crito. (Lucius Tetius Critonius), Namen, die auf Inschriften mehr als einmal vorkommen. Die Inschrift bey 2. ist erhaben, die bey 3. vertieft, mit einem Griffel eingekratzt. Der Verf. sagt noch einiges über andere solche Inschriften, verweiset aber zuletzt auf ein Werk des Herrn Artaud aus Lyon, welcher nächstens über die Töpfereyen der Römer ein Buch herauszugeben gedachte. 4. Ein Faun von Bronze, nackt, nur bekleidet mit einem Vorhemdchen von Ziegenfellen über die rechte Brust und Schulter (die linke ist bloß) bis zum Nabel, zwey Silberstreifen sind darin eingelassen und die Augen sind von demselben Metall. Den kurzen Hirtenstock (Pedum, Lagobolos) hat er in der rechten Hand gegen die rechte Schulter aufrecht. Mit der linken hält er ein zweyhenkliches Gefäß, daß er zwischen beyden Schultern trägt. Die dicken Haare sind kurz, aber aufbauschend, die Ohren lang. Gefunden zu Camon bey Amiens. 5. Ein junger Diener (Pocillator) mit sorgfältig gekräuselten und gelegten Haaren. Eine leichte Tunica, nur bis zur Mitte der Lenden gehend, bekleidet ihn, die mit einem Gürtel befestigt ist, und die Arme frey läßt. An seinen Füßen hat er eine Art Halbstiefel bis zur Mitte der Wade. In der Rechten hält er eine Schale, in der Linken ein Schenkhorn, das in die Gestalt eines Thierkopfes ausgeht; er ist in einer tanzenden Stellung; gefunden wie oben.

Tafel XVII. 1. 2. Zwey Münzen, gefunden bey Carcassonne. Der Verf. hält diese sonderbaren Münzen für gallisch oder celtiberisch. 1. Zeigt auf der Vorderseite den Kopf einer Frau, mit einer sonderbar gestalteten Haube, auf der aber die :·: fünf Punkte in der Stickerey (die jener Zeit so bedeutsam) nicht vergessen sind. Es zeigt sich in der Haube an der Seite eine vielseitige Oeffnung, wodurch man die Haare und das Ohr erblickt. Die Haube hat vorn entweder eine hochstehende Schneppe, oder die Frau hat eine Stirnbinde auf, die Haare treten kurz abgeschnitten auf der Stirn unter der Haube vor, das Gesicht ist gegen die rechte Seite gewendet, undeutliche Schrift zeigt sich davor. Die Rückseite bietet eine plumpe nackte Frauengestalt, mit einer Mütze auf dem Kopf, in der rechten Hand die Harpa, in der linken einen Stab haltend, der sich auf eine runde Scheibe stützt. Die Füße enden sich in gebogene Klauen wie Fischschwänze. Vor ihr ist eine ungeheure flache linke Hand, hinter ihr ein Altar, auf dem man eine Garbe (oder ein brennendes Feuer?) sieht, dann sind noch eine Handsichel und eine auf einem kleinen Ständer befindliche Urne zu sehen. Auf 2. sieht man einen Mann mit einer helmartigen Mütze, auch vorn mit der emporstehenden

Schneppe; einige Züge sollen (man sieht sie auf der Abbildung nicht) die Buchstaben Kar anzeigen. Rückseite: ein Ochs, dabey eine Herme, oben ein Sperberkopf mit Flügeln. 3. **Ein Ring von Silber**, auf der Platte ist eingegraben die Gestalt eines Mannes (eines Gottes meint der Verf. der Taf. II. nach anderen Bildern mitgetheilt ward), gepanzert, mit einem kurzen Mantel, der über die Schultern fallt und mit kleinen Stiefeln. In der rechten Hand hat er einen langen Stab mit einem Hammer daran oder dem Tau der Aegyptier, das so lange Zeit, ja noch heut zu Tage eine merkwürdige Rolle im Hammer der Freymaurer spielt; in der linken hält er ein kleines Gefäß. Wir können die Uebereinstimmung mit dem Bilde auf Taf. II. nicht glauben und zugeben, und überhaupt erscheint uns das Alterthum dieses Ringes verdächtig. Was Tau und Becher im Sinne des gnostischen Mittelalters gegen einander besagen, ist bekannt. 4. 5. Eine nackte männliche Gestalt, mit einem Helme und kurzem gekräuselten Haar und Bart; die rechte ist erhoben, die linke Hand ausgestreckt mit gebogenem Arm, die Finger sind an jener Hand verstümmelt. Der Verf. hält es für ein Bild des Kaisers **Posthumus**; 5. ist der Kopf besonders von der Seite. 6. **Eine Mannsgestalt**, denselben Kaiser vorstellend. Behelmt, mit eng anliegendem Panzer, ein geflügelter Kopf ist auf der Brust. Doppelte Metallstreifen gehen über die Arme, über die Schultern ein gleicher Streifen; die Chlamys liegt auf der linken Schulter. Ein schmales Band, über die rechte Schulter gelegt, trägt den kleinen Dolch; an den Beinen sind Beinharnische, die Füße sind nackt.

Tafel XVIII. 1. 2. Stellen die Gestalten der vorigen Tafel 4. 6. von hinten vor. 4. 5. Sind **zwey Inschriften** in Stein, auf **einem** kleinen Schilde, die eine Seite hat einen länglich rund erhabenen Buckel mit den Worten: Dis auspicibus, die andere Seite ist flach: pro salute Severi Pii Augusti. Gefunden bey **Avignon**. 3. **Ein kleiner nackter Merkur**, von Bronze, von der Seite dargestellt, mit verstümmelten Füßen, gefunden bey Chalon-sur-Saône. 6. **Ohrring von Gold**, gefunden zu **Nismes**, ein herzförmiges Schloß und eine Art von kleinem Klöpfel hängt daran.

Tafel XIX. 1. 2. **Eine sitzende Frauengestalt** von Bronze, von zwey Seiten dargestellt, gefunden zu **Macon**. Eine sitzende junge Frau, die rechte Hand auf den Sessel gestützt, die linke auf die Brust gelegt. Die Knie sind übereinander gekreuzt, von der Linken zur Rechten; sie ist mit der dorischen Tunica bekleidet, die auf der rechten Schulter mit einer runden silbernen Spange befestigt ist, und unten eine Kante von Purpur hat. Dar-

um ist der Mantel, in den der ganze linke Arm gehüllt, dessen Hand nur hervorsieht. Schuhe sind an den Füßen, der Kopfputz ist einfach, die Haare sind in Flechten gewunden, die oben auf dem Kopfe in einer Tolle enden; die Augen sind mit Silber ausgelegt. Der Sitz ist eine Sella curulis, worauf die Gestalt nicht befestigt, sondern nur gestützt ist. 3. Ein sehr schön gearbeiteter und wohl erhaltener Merkur, nackt, nur die linke Schulter und der linke niederhangende Arm in die Chlamys gehüllt, auf dem Kopfe unter dem Flügelhute einen Lorberkranz, dessen Bänder bis auf die Schultern gehen, in der rechten Hand einen Beutel; die Flügelschuhe sind eigen gestaltet. Gefunden bey Bourdeaux. 4. Eine Fortuna, gefunden zu Lyon. In der rechten Hend hat sie das Steuerruder, in dem linken Arme ein doppeltes Fruchthorn, gefüllt mit Fichtenäpfeln. Auf dem Kopfe ist die Sonnenscheibe auf einer, wie es scheint, sechsspitzigen Fläche und die Mondessichel, um die Stirn geht eine Art Bund und darüber kommen die Haare hervor. Der meiste Theil des Leibes ist nackt, nur mit einem schmalen fliegenden Mantelstreifen bekleidet.

Tafel XX. 1. Die Gruppe zweyer Ringer, von Bronze, gefunden, beyde getrennt von einander, bey Abbeville. Zwey nackte, schön gebildete Männergestalten, von der einer den andern erhoben und emporgeschwungen hat, die Füße hoch, den Kopf gegen die Erde gekehrt. 2. Ein Mann an eine Säule gebunden, nackt, nur mit einem Tuche um die Hüften, die Hände auf den Rücken gefesselt; Bronze, gefunden zu Nismes. 3. 4. Ring von Silber, entdeckt zu Vienne in der Dauphiné; die Ringplatte ist hohl ausgegraben und darauf das Bild einer afrikanischen Frau, die Haare sind in die Höhe genommen und auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden, Perlen hängen in den Ohren und sind um den Hals gelegt, das Gewand ist auf der Brust in einen Knoten gewunden und durch eine Spange gehalten. 5. Meilenstein, gefunden zu Réole, von Marmor, wohl erhalten, mit corinthischem Kopfgesims. Darauf steht: Via. Ag. XXIII. 6. Goldene Münze, gefunden zu Breteuil. Einer Seits ein jugendlicher Kopf, umwunden mit Lorbern, Umschrift: Antoninus Pius Aug. Rückseite: eine sitzende Frau, mit dem Oelzweige in der rechten und dem Speere in der linken Hand, geradaus sitzend, Waffen zu ihren Füßen, Umschrift: Paci Aeternae. 7. Eine silberne Ringplatte. Ein nackter Jüngling ist im Begriff eine Leiter aufzusteigen, hinter ihm ein kleiner Delphin; der Verf. sieht darin einen Leander, der, eben den Fluten des Meeres enteilt (dahin deutet der Delphin), auf den Thurm steigen will; eine sinnreiche Auslegung.

Tafel XXI, 1, Die Gruppe, die auf voriger Tafel unter

1. sich fand, ist von einer anderen Seite dargestellt. 2. Ein Signum Pantheum, die sinnbildlichen Beywerke mehrerer Götter vereinigend. Hier ist ein Vertumnus, die phrygische Mütze tragend, auf dem Rücken hat er den Köcher des Apollo und die Flugel der Siegesgöttin oder Nemesis, auf seiner Brust ist das Gorgonenhaupt, als Symbol der Minerva; auf der linken Schulter die Lowenhaut, auf dem rechten Arme das Füllhorn. Was er in der linken Hand trug, unterscheidet man nicht, es war wahrscheinlich eine Sichel. Eine Krone von Blattern ist um seine Stirn geschlungen, gekleidet ist er wie die Schnitter, mit einem kurzen Unterkleide, gegürtet um die Mitte des Leibes, an den Füßen hat er eine Art von Halbstiefeln; gefunden zu Nismes. 3. Viereckiges Kopfgesims einer weißen Marmorsäule, in den gothischen Gangen der Abtey Moissac angebracht. Kinder, Knaben und Madchen, ganz nackt, mit einander tanzend. Nur eine Seite war so geziert, die anderen trugen Buchstaben, auf einer jeden einer der folgenden: T. D. M. Der Verf. glaubt, daß dies Denkmal in das vierte und fünfte Jahrhundert der Kirche gehöre. Es verdient gewiß eine Untersuchung, ob in dieser Abtey nicht noch andere Bilder vorhanden sind, die auch für dieses Deutsamkeit geben. Sollte es nicht weit später, aus dem zwölften Jahrhundert seyn? In dem T möchten wir wenigstens Templarii vermuthen, und in dem M die Methe? 4. Eine kleine goldene Kapsel, rund, mit sieben Ecken, um den Hals zu tragen, hohl. 5. Kleine Platte von Silber, einst zu einer Spange gehörig. Man sieht darauf die Bilder zweyer jungen Personen beyderley Geschlechts, die zusammen einen Fruchtkorb halten, worin Früchte liegen. Der Verf. sieht darin die Bilder zweyer jungen Gatten und in dem Fruchtkorbe ein Sinnbild der Fruchtbarkeit. 6. Ein Ohrring von Golde, mit einem Medusenkopf, der auf einem gekrümmten Horne steht. 7. Ein kleiner Tisch von Achat. Bekanntlich diente der Tisch in den ersten Zeiten des Christenthums den Christen zum Erkennungszeichen, und zwar ward das Wort *ΙΧΘΥΣ* so gedeutet: *Ιησυς Χριστὸς Θεῦ Υὸς Σωτήρ.*

Tafel XXII. 1. Sehr zierliche und schön gearbeitete Spange von Bronze, worauf der Pegasus in derselben Art, wie auf den ersten Münzen von Korinth, vorgestellt ist. 2. Eine Spange, worauf die Sonne, als Kopf mit in die Höhe gekräuselten Stirnlocken und Strahlen zu sehen ist. 3. Eine Spange, auf der ein schlafender Hund liegt. Der Hund war den alten Völkern sehr beliebt, und ein besonderes Zeichen der Laren. 4. 5. 6. Ein schöner Griff von einer Urne, gefunden zu Lyon. Eine nackte Frau, die einen Schleyer über ihrem Kopfe hält; an

diesen Schleyer ist hinten das Brustbild eines geflügelten Genius gelehnt, der aus einer Pflanze hervorsteigt. An dem unteren Theile desselben, der beynahe grob gearbeiteten Füßen gleicht, sieht man eine Fuge, die wahrscheinlich in die Urne einpaßte. Die Gesichter beyder sind von Silber. 7. Eine kleine rohgearbeitete Gestalt, die neben einem eben so rohen Pferde steht; der Verf. erklärt die Mannsgestalt für Castor, der als Pferdebändiger betrachtet ward. Er hat eine kegelgestaltete Mütze auf, seine Schultern sind mit einem kurzen Mantel bekleidet, er hält den Zaum seines Rosses. Gefunden bey Sedan. Caylus erklärt ein ähnliches Bild, das er für einen Sklaven hält, der ein Roß in die Rennbahn führt. Wir können nicht entscheiden, wer Recht hat. 8. Die halbe Gestalt eines liegenden Löwen, unten daran ein Kettenhaken; vielleicht ein Stück einer größeren Kette zum Schmuck.

Tafel XXIII. 1. 2. Ein Faun, ganze Gestalt, nackt, an den verlängerten Ohren und dem kleinen Schwänzchen an der Spitze des Rückgrates kenntlich. Man hat ihm hier in der Zeichnung wieder einen Strick in die Hände gegeben, den er über den Kopf zum Sprunge schwingt. Gefunden bey Autun. 3. 4. Eine kleine Gestalt von Bronze, gefunden bey Zerstörung des Schlosses von Chalon-sur-Saône. Eine Kindesgestalt, gehüllt in einen großen Mantel, der den linken Arm verhüllt, und die rechte an Mund und Kinn gelegt und steht in einer nachdenklichen Stellung. Der rechte Arm und die Füße sind nackt. Der Verf. glaubt, es sey ein Schauspieler, der in einer nachdenklichen Gestalt auf der Bühne steht; aber woher denn die kindliche Bildung im großen haarlosen Kopf und in den deutlichen Kinderbeinen? 5. Ein nackter Mann, sitzend, den linken Fuß in die Höhe gezogen, den rechten ausgestreckt, seine Hände sind auf den Rücken gebunden, der Bart dicht, die Haare struppicht. Wahrscheinlich eine Trophäe, an etwas anderes, das verloren gegangen, mit dem Rücken befestigt.

Tafel XXIV. 1. 2. 3. Bild der Minerva von Bronze, nicht, wie der Verf. glaubt, das Bild der Stadt Rom. Die ganze Darstellung zeigt die Minerva als Kriegesgöttin, und ihre Stellung mit dem rechten Fuße auf einer Kugel und die ganze Bewegung der Hände, die sie geöffnet vor sich wegstreckt, deutet uns an, zu versinnlichen, wie walzend und leicht entschlüpfend das Kriegesglück sey, welches sich den Römern in Gallien nur zu oft aufdrängte, und daher gewiß nicht ohne Bedeutsamkeit in diesem Lande gefunden worden ist. Sie hat eine lange faltige Tunica an, bauschend um den Leib aufgegürtet, mit kurzem Mantel, darüber den Brust- und Rückenpanzer, vor der Brust das

Medusenhaupt, von dem sich die Schlangen losgerissen und sich auf dem Panzer herumringeln; ein Helm deckt ihren Kopf, Arme und Füße sind nackt. Gefunden zu Marseille. Die losgerissenen Schlangen sind gewiß nicht ohne Bedeutung.

Tafel XXV. 1. 2. Ein Krieger von Bronze, mit dem linken Fuße vorschreitend, in beyden Händen einen Spieß, baarhaupt, Haar und Bart buschig, über beyde Schultern geht ein kurzer Mantel, nur wie eine Schärpe; die Füße sind durch lange Beinkleider umhüllt, wie sie den Barbaren auf alten Bildwerken ertheilt werden, und so ist wohl ein Gallier gemeint. Gefunden bey Sedan. 3. 4. Kleines Bild einer liegenden Frau, der Oberleib nackt, von den Hüften an verhüllt, einen Geldbeutel in der rechten Hand, die linke auf den Leib gelegt (oder etwas darin haltend?). Gefunden zu Amiens. 5. Ein nacktes Kind, hervorsteigend aus einem Büschel von Weinblättern, in der Rechten Reste einer Traube haltend, rücklings gelehnt, bloß mit Mantelschärpe über die Schultern, welche auf der rechten Schulter eine runde Spange zusammenhält, die linke Hand verstümmelt. Die Haare sind auf dem Scheitel aufgerollt, wie sich die jungen Römer vor Empfang der Toga virilis trugen. Die Augen sind mit Silber ausgefüllt. Bronze, gefunden in der Gegend um Tours. 7. Ein Wagen, gefunden in Frankreich, aber wo, ist unbekannt. Zwey große und zwey kleine Tauben ziehen den Wagen, auf dem eine Frau sitzt, mit einem Mantel bekleidet, doch Brust und Arme nackt, die linke Hand hat sie auf dem Schooße liegen, die rechte betheurend auf die Brust gelegt, die Haare sind zierlich gelockt. Hinter ihr stehen drey Frauen mit verschlungenen Armen, gelehnt um einen Büstenständer, der einen Kienapfel trägt, dem vier Eichenblätter gewissermaßen als Kelch dienen. Die Räder sind von neuer Arbeit. Der Verf. vermuthet eine Mischung von Venus und Cybele, und den Grazien.

Tafel XXVI. Sachen von Thon. 1. 2. 3. Lampen. Man kann annehmen, daß der Gebrauch der Lampen schon in die älteste Zeit steigt. Man hat dreyerley angenommen: Sacrae, Domesticae und Votivae; zu diesen letzten gehören auch wohl meist die, welche in den Grabmälern gefunden werden. 1. 2. Haben die Gestalt eines großen Helms mit einem Helmgitter, sie sind bey Arles gefunden worden. Die Gladiatoren trugen solche Helme, die Kopf und Gesicht ganz verhüllten. 1. Hat als Helmkamm einen kleinen Tempel mit einer spitzen Giebelseite, fünf Löcher bilden das Helmgitter; 2. hat zum Kamm einen Pferdekopf und acht Löcher. 4. Der Obertheil einer Lampe mit Schrift, welche der Verf. liest: *ΠΟΛΥΟΚΤΟC ΤΟΥΛΓΙΟΥ*. 5. Lampenboden mit griechischer Inschrift, die sich selten findet; es

steht darauf: *KPHCKENTOC*. 6. Eine thönerne Form, um darin etwas abzugießen; es scheint ein Ungeheuer darin eingekratzt. 7. Obertheil einer runden Lampe. Auf einem Bette liegt eine leicht bedeckte Frau, die linke Hand über die Hüfte hangend, die rechte auf den Kopf gelegt, vor ihr steht eine nackte Frau, die ihr etwas reicht, was aber nicht ausgedruckt ist, da es in die Oeffnung der Lampe zum Oeleingießen fällt. Beym Bette steht eine Sandale. Darüber liest man; LAS AM (welches der Verf. durch Lascivae Amicae zu deuten geneigt ist.) 8. Obertheil einer Lampe. Ein Löwe verzehrt eben die Reste eines Menschen, nur die Füße sind noch übrig; ein Tieger sitzt, wie es scheint gesättigt, dabey. Der Verf. vermuthet, daß diese Lampe einem Christen gesetzt ward, der in dem Kampfe mit den wilden Thieren sein Leben verlor; wir sollten indessen meinen, daß wir dann auch vielleicht irgend ein Zeichen des Christenthums daran entdecken müßten.

Tafel XXVII. 1. 2. 3. 4. Achsendeckel zur Befestigung des Rades an die Achse. Zwey Tauben darauf und mehrere Haken daran hängend, schwer schon in der Zeichnung über die Bestimmung eines jeden einzelnen zu verstehen und durch eine bloße Beschreibung gar nicht zu versinnlichen; wir können daher hier nur auf die Anschauung selbst verweisen. 5. 6. 7. 8. Stücke eines Rosenkranzes, dessen sich die Druiden auch bedient haben sollen; auf 7. stehen Zeichen, die wahrscheinlich eine geheime Bedeutung haben; 8. ist ein halber Mond, 6. wie ein Rad gestaltet. »In Bourgogne, Picardie, Lorraine und Bretagne gibt es viele Gebräuche, die noch in dem Druiden-Dienste ihren Grund zu haben scheinen; so war es noch vor fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren, daß die Kinder in den Straßen umherriefen am Anfange des neuen Jahres: Au Gui l'an neuf (der Mispel im neuen Jahre; vergleiche die Beurtheilung der Cambrian Antiquities, Wien. Jahrb. V.); in Bourgogne verkaufte man, allein zur Zeit der Fasten, Kuchen, welche man Corniottes nannte (unstreitig auf die Mondessichel sich beziehend), und in Lorraine gingen die Kinder am Neujahrstage zu ihren Pathen und Pathinnen, ihre Cugneu oder Gugneu zu erbitten, das heißt, kleine Kuchen in Gestalt des wachsenden Mondes, und der Name deutet gewiß Gui neuf an, welche Worte in jenen frühen Zeiten so ungemein verehrt waren.«

Tafel XXVIII. 1. 2. Zwey Elfenbeintafeln mit eingeschnittenen Bildern, gefunden bey Mainz. Auf 1. sieht man Adam im Paradiese, umgeben von allerhand Gethier, die linke Hand um einen Baumzweig legend; Eva ist nicht da, und die vier Paradieses-Flüsse kommen unten im Bilde neben einander

von Cherbourg, nicht weit von Querqueville (das man von Quercuum Villa ableitet) befindet. Es soll der Ueberrest eines Druidentempels seyn. Die Steine des alten Gebäudes sind im Zickzack und durch einen Mortel verbunden, der aus Kalk und Muschelresten zusammengesetzt, dem nichts Aehnliches umher gefunden wird. Das alte Gebaude besteht aus drey abgerundeten Kreuzes-Seiten (die vierte ist neu), die in der Mitte, wo sie zusammentreffen, mit einer Kuppel uberwolbt sind; der Kreisbogen herrscht innerhalb im ganzen Gebäude, die spitzbogigen Fenster sind neuer eingebrochen. Man müßte dies Gebäude selbst sehen, um eine sichere Vermuthung äußern zu können, uns erscheint die Annahme eines Druiden-Heiligthums auf diese Art unwahrscheinlich.

Tafel XXXII. 1. 2. Zwey Torso's von griechischem Marmor, gefunden in der Gegend von Pezenas; 1. ist vielleicht ein junger Herkules, die Muskeln sind scharf ausgedrückt; 2. ist mit einer Chlamys bekleidet, die eine runde Spange auf der rechten Schulter zusammen halt. 3. Ein Eber, von Bronze, die Augen mit Silber ausgelegt, gefunden bey Luxembourg. Die Beine sind abgebrochen, unter dem Bauche befindet sich eine viereckige ungefahr 3 Zoll große Oeffnung, wodurch er wahrscheinlich auf einer Lanzenstange als Feldzeichen seine Befestigung erhielt. 4. Eine Haarnadel, auf der oben ein Hündchen sitzt, das uberaus zierlich und niedlich gearbeitet ist, und einen neuen Beweis von der Sorgfalt und Sauberkeit in den Arbeiten des Alterthums gibt. 5. Platte von Bronze, auf der man ein Kind sieht, gestreckt auf einem zurückgeworfenen Mantel, den eine runde Spange auf der Brust halt, die rechte ist am Leibe niedergestreckt, die linke Hand über den Kopf gelegt. Eine scheußliche Larve, mit offenem Munde überdeckt durch einen Knebelbart, mit struppigen Haare auf dem Scheitel, verhüllt das eigentliche Haar und Lockenköpfchen des Kindes, in dem der Verfasser einen Amor verborgen glaubt. Wir vermuthen, daß er die Larve recht gelüftet hat.

Tafel XXXIII und XXXIV. Eine Reihe Münzen, meist noch alle nirgends bekannt gemacht. Wir konnen uns bey Betrachtung derselben durchaus nicht verweilen, da uns dieß viel zu weit führen würde, und verweisen daher allein auf das Werk selbst. Desto wichtiger sind wieder die folgenden Kupfertafeln für uns.

Tafel XXXV. Alles, was hier dargestellt ist, ward zu Chalon-sur-Saône gefunden. Das Münster zu Chalon scheint in den ersten Zeiten, als die christliche Gottesverehrung sich in Gallien festsetzte, auf der Stelle erbaut zu seyn, wo ein heid-

nischer Tempel gestanden hatte. Als man 1780 ein Gewölbe ausgrub, fand man Baureste eines großen und prachtvollen Gebäudes, in Säulen, Gesimsen u. s. w., wobey auch Buchstaben von der Länge eines Fußes waren, die man leider zusammenzusetzen vergaß. Zugleich ward das höchst roh gearbeitete Grabdenkmal gefunden, welches unter 1 nachgebildet ist. Ein nackter Merkur, um den Hals blos die Chlamys, und in der rechten Hand einen Geldbeutel, in der linken den Botenstab, höchst roh, so daß er wie ein Strick aussieht, an den er gebunden ist. Bey ihm sind: ein Hahn, eine auf dem Rücken liegende Schildkröte, und eine Ziege oder ein Bock. In der Höhe an der Seite steht eine kleine Gestalt, mit enganschließendem Leibrock, die Hände gefaltet. Darüber liest man: **Deo Mercurio Augusto Sacro Habro(nius) Aviti** (wohl filius). Auf der Seitenwand sieht man einen Doppelphallus. 2) Rohes Bild einer sitzenden Fortuna. 3) Grabstein, zwey Gestalten stehen neben einander, die größere, der Mann, hat die etwas kleinere umfaßt, und die rechte Hand auf der rechten Schulter derselben liegen. Sie hat in der rechten einen Becher, in der linken einen Fruchtkorb, er in der linken einen Becher. Brustbild. Becher und Fruchtkorb erklärt der Verf. für Zeichen des heil. Abendmahls, also: Gestalten eines Ehepaars, welches den christlichen Glauben angenommen. 4) Eine Kapsel in Gestalt eines Herzens. 7. Eine Münze, geschlagen unter Konstantin, die als Zaubergehänge oder zum Zierat getragen worden. Drey Spangen: 5) ein Käfer, 6) ein Pfau, 8) der Pegasus. Zuletzt unter 9) ein Knopf. Alles von 4 bis 9 in Bronze.

Tafel XXXVI. 1. 2. 3. 4. Man hat in Gallien öfters Täfelchen von Stein entdeckt, in welche Heilmittel, besonders für Augenkrankheiten geschrieben sind. Solcher wurden nun dreyzehn auf einmal im Jahre 1807 zu Naïs gefunden. Die erste hier mitgetheilte hatte folgende vier Inschriften, jede in zwey Zeilen.

Juni Tauri Theodotium	Ad Omnem Lippitudinem.
Juni Tauri Authemerum	Ad Epiphor(am) Et Omnem Lippitudi(nem).
» » Penicillem	Ad Omnem Lippitud(inem).
» » Diasmyrnes	Post Inpetum Lippitu(dinis).

Lippitudo bedeutet triefende Augen, dann jede Augenentzündung; Epiphora ist Augenlieder-Entzündung mit Thränenfluß. Ferner finden sich folgende Inschriften auf 3:

Q. Juni Tauri Stactum Ad Scarabitiem Et Clart (claritatem).
L. Cl. Martini Diapsori(cum) Ad Caligin(em).
L. Cl. Martini Evodes ad Asperitudin(es).

Dann finden sich auf einem Täfleın die beyden Namen: Q. *Junius Taurus* und L. *Claudius Martinus*. Fernere Inschriften sind auf 4:

Q. Juni Tauri Flogium Ad Genas Et Claritat(em).
» » » Stactum Delacrimiatorium).

und auf 2 liest man · L. Caemi Paterni Stacton ad Caliginem Scarabitiem Et Claritatem. — L. Caemi Paterni Anthemerum Lene Ex Ovo Acr(itudines) Exag(uescens). — L. Caemi Paterni Crocodes ad Aspritudin(es). 5 6. Eine Marke von Bley, auf einer Seite ein Delphin, auf der andern steht PSE. 7. Eine runde Tafel von Bronze, deren Inschrift der Verf. so liest: Aesculapio pro salute Annii Veri Caesaris Marci Aurelii Antonini Augusti Filii Senatus Populusque Romanus Signum ex argento et aere in Templo Jovis Optimi Maximi. Publico sumptu Faciendum Curaverunt Quintus Junius Rusticus et Gordianus Vettius Consules. — 8. 9. Zwey Ziegelstempel mit Schrift, auf einem C. Fan nicephor, auf dem andern: A. Herennulei. kari. 10. 11. Eine vierseitige Marke, wie ein Langwürfel gestaltet. Der Verf. meint, daß diese ziemlich oft gefundenen Würfel den Gladiatoren gegeben worden wären, die, nach vorhergegangener Prüfung, tüchtig befunden wären, in den öffentlichen Spielen zu erscheinen. Darnach wird von ihm die Inschrift gedeutet, welche lautet: Philogen Alfi Sp. Id. Sex. M. Anto. P. Do. so gelesen: Philogenus Alfio Spectatus Idus (oder Idibus) Sextilis, Marcus Antonius, Publius Domitius (consules). Spectatus ist ihm so viel wie examinatus, geprüft.

Tafel XXXVII. Geschnittene Steine; alle hier mitgetheilten sind vertieft ausgeschnitten und unbekannt. Der Verf. bemerkt, daß es der geschnittenen Steine eine ungeheure Anzahl gibt, und daß daher die Kunst sie zu verfertigen, so wie ihr Gebrauch sehr verbreitet gewesen seyn muß. 1. Eine Göttin (Venus) sitzt auf einer Wolke, einen Palmenzweig in der rechten Hand haltend, vor ihr steht auf der Erde ein Verwunderung bezeugender Mann (Aeneas), vor dem die ihn zum Stadtbaue führende Sau sitzt. Der Verf. macht hierbey auf die Sage aufmerksam, welche unstreitig eine älteste römische Volkssage ist, wie Aeneas dem Mutterschweine folgt, das ihn achtzehn Stadien weit führt, worauf er an dem Orte, wo er ausruht, die Stadt gründet, und wie er die Mutter mit den dreyßig Ferklein, die sie geboren, den Göttern opfert. Erst hierdurch wurden wir auf die überaus merkwürdige Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, die zwischen dieser und der Druiden-Sage in Wallis obwaltet, die wir weitläuftiger in der Anzeige der Cambrian An-

tiquities (Bd. V. dieser Jahrbücher) mittheilten, und die gewiß eine tiefere Nachforschung verdient, wenn sie ihr nicht schon an andern Orten, uns unbekannt, geworden ist. Wir glauben indessen die Forscher der Götterlehren und alter Volksweisheit darauf aufmerksam machen zu müssen. Der Eber, in welchen sich ja auch Wischnu verwandelte, ist dabey vielleicht auch deutsam? 2. Alter schön gearbeiteter bärtiger Kopf, mit der Löwenhaut umhüllt. 3. Hektor, der die Flotte der Griechen mit seiner Fackel anzündet. 4. Jupiter Anxur auf einem Stuhle mit hoher Lehne, in der Rechten eine Krone, auf ein langes Stock-Zepter gestützt, die Chlamys ist über die Lenden und Füße geschlagen. Vor ihm sitzen auf drey runden Bogen ein Adler, ein Pfau und ein Kautzlein, in den Bogen stehen drey Buchstaben *Η Λ Υ*, welche der Verfasser durch *Η'ΛΙΟΣ* (wohl richtiger *Η'ΛΙΟΥ*) erklärt. 5. 6. Ein Zauberanhängsel (deren waren in alter Zeit dreyerley, astronomische, Erkennungszeichen, und cabalistische) und zwar hier ein astronomisches, zweyseitig. Auf einer Seite: der Vordertheil eines Pferdes mit einem Pankopf auf der Brust, mit den Füßen eine Aehre haltend, worauf eine Ameise sitzt, zur Seite ein Halbmond. Andererseits: Merkursstab über einem Widderkopf; Haupt der Sonne mit Strahlen, und einer Büchse auf der Stirn, darunter das Himmelszeichen der Venus, und andererseits eine Palme. 7. Ein Reiter auf einem galoppirenden Pferde, den Rücken und das halbe Gesicht dem Beschauer zuwendend, die rechte Hand rückwärts, wie auffordernd ausgestreckt, das Haupt nackt und geschoren, leicht gepanzert, mit einem Mantel, das kurze Schwert hochauf an linker Seite, zwey Lanzen auf dem Schooß vor sich, welche die Gallier Gaesum, Gaesa nannten. (Wir sehen darin das altdeutsche Ger (ein Speer) verborgen.) 8. Hat nur eine Inschrift, wie alle folgenden bis 13. Man liest darauf *Αφροδισιας*. 9. Eine Hand die ein Ohr am Ohrläppchen hält *Μνημόνευ' ἐμῦ*, erinnere dich meiner. 10. Inschrift: **Severa Vitalis prima**, gefunden bey Lyon. 11. Inschrift: *ΣΙΛΟΝΟϹ ΝΑΤΑΡϹΙΚΟϹ*. 12. Unter zwey Palmen: **Q. Ponponivs Favstvs.** 13. Zwischen zwey Herzen zwey Aehren, darüber: *ΟΥΑΛΕΡΙΑ*, darunter: *ΕΠΙΚΤΗΣΙΣ*.

Tafel XXXVIII. Vasengemälde und geschnittene Steine. 1: f. Vase mit Bild, worin der Verf. die sieben Anführer gegen Theben sieht. Wir wollen uns hier nicht auf das wandelbare Feld der Auslegung alter Bildwerke wagen, die Bestimmung anderer Entscheidung überlassend, bemerken aber dabey, daß wir nicht begreifen können, wie von den beyden Männern im Bilde

zwey, links der eine welcher rechts hinsieht, zu den untenstehenden Beinen gehören kann. Die Gestalten sind schwarz auf einem hellrothen Grunde. 3. 4. Eine Vase, auf welcher der Grund schwarz und die Gestalt roth ist. Die schwebende Aurora in langem Unterkleide, mit breiten aber nicht langen Aermeln, und mit einem fliegenden, über die linke Schulter und den rechten Arm geworfenen Schleyer. Die Flügel sind erhoben, und um den Kopf ist ein Band geschlungen, um und über den Kopf gehend; in jeder Hand hat sie einen Krug, auf dem einen steht: *ΚΑΛΕ*, auf dem andern: *ΕΩΣ*. 5 und 6. Zwey kleine Vasen, auf jener die Nacht, welche vor der Aurora, die auf dieser ist, fliehet. 7. Geschnittener Stein. Vor einem Waschbecken, welches auf einem Ständer steht, und wie ein Taufbecken der christlichen Zeit aussieht, steht ein nackter Mann, der die Hände hineinstreckt, eine nackte Frau ist eben im Begriff aus einem weiten Kruge Wasser hinein zu gießen. 8. Ein dergleichen. Vor einer Säule knieen zwey nackte Gefangene (Orest und Pylades), bey der Säule steht ein runder Schild (der Argische) und hinter ihnen eine nackte Frau (Iphigenia) die rechte Hand auf die Schulter des einen sich umblickenden Gefangenen legend, mit der linken hoch aber abwärts ein Beil haltend, und nach ihm blickend, als wenn sie nichts mit solcher That zu schaffen haben wolle (der Verfasser hat die Auslegung in anderem Sinne genommen). Auf

Tafel XXXIX fällt der Verfasser auf einmal ins spätere Mittelalter. 1. Ist eine Schüssel von Kupfer mit eingeschmelzter Arbeit. In der Mitte der französische Schild, mit Lilien besäet, rund herum sechs andere Wappen. Außerdem sechs Siegel. 2. Siegel des Hugo Abt von Saint Pierre zu Auxerre, von 1485 bis 1513. 3. Siegel der Sammlung (Konvent) der Predigermönche zu Nevers. 4. Siegel der Maria de Raveton, Aebtin von Notre-Dame zu Lisieux, aus dem sechzehnten Jahrhundert. 5. Sigillum *Rudolphi* Clerici de *Corcon*. 6. Sigillum Craciclopis de *Biota*, und 7. ein Todter in einem Sarge, das Gesicht mit einem Tuche bedeckt, und mit der Umschrift: Quisquis esto cogita quod morieris ita.

Tafel XL. Eine indische Platte mit erhobenen Gestalten. Die Arbeit ist zierlich und merkwürdig genug, aber wir würden darüber doch kein genügendes Urtheil zu geben vermögen, und da nun das Ganze gar nicht hieher gehört, so glauben wir desto eher, uns mit der bloßen Erwähnung begnügen zu können. — Die Länge dieser Beurtheilung möge darin ihre Entschuldigung finden, daß wir glaubten, bey den jetzt in Deutschland wieder erwachenden Forschungen, um so mehr und besonders für Oesterreich, wo sich so viel Reste der Römer-Vorwelt finden,

auf Manches aufmerksam machen zu müssen, da wir hoffen und wünschen, öfter noch auf diese Gegenstände von andern Seiten her zurückzukehren. Büsching.

Art. X. Anthologia Poematum latinorum aevi recentioris, curavit *Augustus Pauly* A. L. M. *Tubingae* apud Henr. *Laupp*, MDCCCXVIII. 8. maj. Vorrede und Elenchus XVI, Anthol. und indices 352 S.

Die lateinische Poesie hat bey Wiederherstellung der Literatur und des guten Geschmackes die vorzüglichsten Männer beschäftiget, und mehrere Dichter hervorgebracht, die mit den Alten selbst auf eine würdige Art wetteiferten. Ein Vida, Sannazar, Fracastor, Balthas. Castiglione, Molsa und andere haben sich in verschiedenen Dichtungsarten rühmlich ausgezeichnet, und viele andere gingen mit lobenswürdigem Eifer auf der von ihnen betretenen Bahn fort. Ihre Kultur hatte zugleich auf die Bildung der Poesie in den neueren Sprachen den größten Einfluß; sie ging fast bey den meisten Völkern dieser vorher, oder doch immer ihr zur Seite. Von jener brachten sie den gebildeten Geschmack und die poetischen Kunstkenntnisse mit, und waren dadurch in den Stand gesetzt, desto sicherere Fortschritte auch in dieser zu machen. Mit welchem Eifer die lateinische Poesie von jeher bey den verschiedenen Völkern betrieben, mit welchem Beyfall sie aufgenommen wurde, zeigen die vielen Sammlungen lateinischer Gedichte, die beynahe bey jedem Volke veranstaltet wurden, unter dem Namen: Deliciae Poetarum Italorum, Gallorum, Germanorum u. s. w. und ungeachtet der nachherigen Ausbildung der neueren Sprachen und Poesie, gab es doch noch immer bis auf unsere Zeiten Dichter und Liebhaber der lateinischen Muse, deren Gesänge in Sammlungen oder Auszügen von Zeit zu Zeit herauskamen. Auch die Deutschen haben sich in diesem Fache vortheilhaft ausgezeichnet, und mehrere ihrer Dichter in lateinischer Sprache, Lotichius, Eobanus Hessus, Melissus, Balde und andere nehmen neben den Dichtern anderer Völker einen ehrenvollen Platz ein. Eine Sammlung neuerer lateinischer Gedichte hat Mitscherlich, der vortreffliche Erklärer Horazens, noch im letzten Zehend des vorigen Jahrhunderts herausgegeben, die mit verdientem Beyfall aufgenommen wurde: Eclogae recentiorum carminum latinorum, *Hannov*. 1793. Eine neue Sammlung kündiget H. D. Friedemann, Konrektor des Gymnasiums zu Wittenberg, auf Subscription an, unter dem Titel: Analecta poematum latinorum saeculi decimi noni. Wittenberg 15. November 1818. (Siehe lite-

rarischen Anzeiger 1819 Nr. 8. S. 60.) Der Plan der gegenwärtigen Sammlung von Herrn Pauly aber erstreckte sich weiter; seine Absicht war nicht eigentlich Neues zu liefern, wovon nur weniges vorkommt, sondern er gibt uns eine Auswahl von Gedichten aus ein und sechzig Dichtern, vom funfzehnten Jahrhundert mit Pontanus angefangen, der 1426 geboren, 1503 starb, und geht bis auf die neuesten Zeiten herab. Er hat sie, wie er in der Vorrede sagt, für junge Leute bestimmt, die daraus Nutzen und Vergnügen schöpfen können, weßwegen er auch beydes in der Auswahl der Gedichte zu verbinden sich angelegen seyn ließ. Indessen versichert er (Vorrede VI.), daß, wenn er dieses Werk noch einmal bearbeitete, er jetzt Einiges noch verwerfen, Anderes hinzusetzen würde.

Er bringt die gesammelten Gedichte unter folgende Klassen: Heroica S. 1 — 30. Lyrica S. 31 — 137. Elegiaca. Epigrammata. Gnomica. Aenigmata. S. 139 — 293. Appendix dramatica. S. 295 — 316.

I. *Heroica*, wozu er alles rechnet, was im heroischen Sylbenmaße, d. i. in Hexametern geschrieben ist. In diese Klasse ist daher aufgenommen aus Vida: Laus *Virgilii* S. 3. Ars poetarum in descriptionibus p. 4. Bombycum L. 11. S. 5. Aus Rapini hortis: Rusticandi deliciae S. 6. Zwey schöne Eklogen Galatea S. 7 von Sannazar, und Viburnus, Venator von Lotichius und noch einige andere Gedichte, unter denen uns besonders gefielen S. 17. Veteres in operibus ingenii esse insuperabiles von Reichard. S. 22. De institutione puerili von Morcelli, und S. 28 Hymenaeus von Bosch.

II. *Lyrica*. Die vorzüglicheren darunter dünken uns von Sannazar XIII. ad villam Merpellinam. XIV. Von Eobanus Hessus: Joanni Osthenio. XXIII. Von Lotichius: Die natali Virgilii XXIV. Adamo Gelphio und XXIV. 6. Ad Marc. Eridanum die Vatis natali. LXXIV. Von Friedr. Müller Lisbonae excidium; ferner einige Oden von Klotz; doch scheinet er uns zuweilen Begeisterung und Leidenschaft zu erkünsteln, und Bilder und Redensarten zu auffallend zu suchen. Wo er wirklich empfindet, was er ausdrückt, ist er wärmer und lebendiger, wie in der Ode LXXIX. De se ipso. LXXXI. Ad Quintum Icilium. Auch kommen hier zwey kleine anmuthige Gedichte von Denis vor, LXXXII. Nox serena. LXXXIII. Feriae. Eine sehr schöne und erhabene Ode ist die LXXXIV. von Mitscherlich: Ad *Petrum Leopoldum* Imperat. August. und LXXXV. ad *Franciam* von Drück.

Eine größere Anzahl von Oden ist aus Balde, der ungeachtet einiger Fehler unter die besseren lateinischen Lyriker zu zählen

ist, eingerückt, worunter einige sehr schöne vorkommen, als XLIV Ad Linum Wisonethum, XLVIII Pecunia serpens, LVIII Ad Ludovicum Sonnara, und noch andere. Allein so viel lyrischen Geist und Ausdruck auch Balde hat, so bleibt er sich nicht immer gleich, und sein Geschmack scheinet nicht geläutert genug gewesen zu seyn. Er fällt zur Unzeit ins Witzige, wo Wärme des Affekts herrschen sollte; er versteigt sich zuweilen in das Schwülstige, und sinket wieder da und dort bis zum Gemeinen und Niedrigen herab, wodurch das feinere Gefühl beleidiget wird. Z. B. S. 104 Naso rubicunda Bacchi stiria pendet und Od. 69. V. 29. S. 111.

> Vappa linguarum putriumque vocum
> Unico ructu stomachi levanda.

Wie übertrieben und schwülstig ist folgendes Od. 72 Threnodia p. 113. v. 21.

> Ciete nimbos lumina. Transeat
> In stagna moeror. Ceu Rhodopeia
> Nix vertar in fontes et Aemi
> Deciduas resoluta brumas

welches kleine possierliche Gleichniß hingegen bey einem wichtigen Gegenstande eben daselbst p. 115 v. 61.

> Hiant abactis oppida civibus,
> Gingiva qualis, quam vacuam molae
> A stirpe convulsi cruento
> Verbere destituere dentes.

In den meisten seiner Gedichte kann man daher auch die Spuren des einen oder des andern Fehlers dieser Art wahrnehmen. Deßwegen sah auch Herder sich veranlaßt, als er das Andenken dieses Dichters in seiner Terpsichore wieder aufweckte, manches wegzulassen, was zu gedehnt war, manches zu mildern oder zu erheben, und mancher Vorstellungsart ein feineres Colorit zu geben. (Pauly, S. 318, 319).

Jedoch der trefflichste unter den neuern lyrischen Dichtern in lateinischer Sprache und allen Nachahmern Horazens ist nach dem Urtheil aller Kenner ohne Zweifel der Pole Sarbievius, der wahrhaft von dessen Geiste belebt, und würdig des Lorbers ist, womit ihn Urban VIII., selbst aufgeklärter Kenner, und Dichter in diesem Fache, krönte. Mit welcher Kühnheit der Gedanken erhebt er sich nicht! wie angemessen und lyrisch überall die Sprache! so daß Horaz selbst in den neuen Zeiten sich kaum anders würde ausgedrückt haben. Er ist daher auch nicht ohne Grund oft der zweyte Horaz oder *Horatius Sarmaticus* genannt worden, und was Quinctilian von jenem sagt, läßt sich auch auf diesem anwenden, Institut. Orator. L. X. C. 1. Et insurgit aliquan-



rarischen Anzeiger 1819 Nr. 8. S. 60.) Der Plan der gegenwärtigen Sammlung von Herrn Pauly aber erstreckte sich weiter; seine Absicht war nicht eigentlich Neues zu liefern, wovon nur weniges vorkommt, sondern er gibt uns eine Auswahl von Gedichten aus ein und sechzig Dichtern, vom funfzehnten Jahrhundert mit Pontanus angefangen, der 1426 geboren, 1503 starb, und geht bis auf die neuesten Zeiten herab. Er hat sie, wie er in der Vorrede sagt, für junge Leute bestimmt, die daraus Nutzen und Vergnügen schöpfen können, weßwegen er auch beydes in der Auswahl der Gedichte zu verbinden sich angelegen seyn ließ. Indessen versichert er (Vorrede VI.), daß, wenn er dieses Werk noch einmal bearbeitete, er jetzt Einiges noch verwerfen, Anderes hinzusetzen würde.

Er bringt die gesammelten Gedichte unter folgende Klassen: Heroica S. 1 — 30. Lyrica S. 31 — 137. Elegiaca. Epigrammata. Gnomica. Aenigmata. S. 139 — 293. Appendix dramatica. S. 295 — 316.

I. *Heroica*, wozu er alles rechnet, was im heroischen Sylbenmaße, d. i. in Hexametern geschrieben ist. In diese Klasse ist daher aufgenommen aus Vida: Laus *Virgilii* S. 3. Ars poetarum in descriptionibus p. 4. Bombycum L. 11. S. 5. Aus Rapini hortis: Rusticandi deliciae S. 6. Zwey schöne Eklogen Galatea S. 7 von Sannazar, und Viburnus, Venator von Lotichius und noch einige andere Gedichte, unter denen uns besonders gefielen S. 17. Veteres in operibus ingenii esse insuperabiles von Reichard. S. 22. De institutione puerili von Morcelli, und S. 28 Hymenaeus von Bosch.

II. *Lyrica*. Die vorzüglicheren darunter dünken uns von Sannazar XIII. ad villam Merpellinam. XIV. Von Eobanus Hessus: Joanni Osthenio. XXIII. Von Lotichius: Die natali Virgilii XXIV. Adamo Gelphio und XXIV. 6. Ad Marc. Eridanum die Vatis natali. LXXIV. Von Friedr. Müller Lisbonae excidium; ferner einige Oden von Klotz; doch scheinet er uns zuweilen Begeisterung und Leidenschaft zu erkünsteln, und Bilder und Redensarten zu auffallend zu suchen. Wo er wirklich empfindet, was er ausdrückt, ist er wärmer und lebendiger, wie in der Ode LXXIX. De se ipso. LXXXI. Ad Quintum Icilium. Auch kommen hier zwey kleine anmuthige Gedichte von Denis vor, LXXXII. Nox serena. LXXXIII. Feriae. Eine sehr schöne und erhabene Ode ist die LXXXIV. von Mitscherlich: Ad *Petrum Leopoldum* Imperat. August. und LXXXV. ad *Franciam* von Drück.

Eine größere Anzahl von Oden ist aus Balde, der ungeachtet einiger Fehler unter die besseren lateinischen Lyriker zu zählen



ist, eingerückt, worunter einige sehr schöne vorkommen, als XLIV Ad Linum Wisonethum, XLVIII Pecunia serpens, LVIII Ad Ludovicum Sonnara, und noch andere. Allein so viel lyrischen Geist und Ausdruck auch Balde hat, so bleibt er sich nicht immer gleich, und sein Geschmack scheinet nicht geläutert genug gewesen zu seyn. Er fällt zur Unzeit ins Witzige, wo Wärme des Affekts herrschen sollte; er versteigt sich zuweilen in das Schwülstige, und sinket wieder da und dort bis zum Gemeinen und Niedrigen herab, wodurch das feinere Gefühl beleidiget wird. Z. B. S. 104 Naso rubicunda Bacchi stiria pendet und Od. 69. V. 29. S. 111.

> Vappa linguarum putriumque vocum
> Unico ructu stomachi levanda.

Wie übertrieben und schwülstig ist folgendes Od. 72 Threnodia p. 113. v. 21.

> Ciete nimbos lumina. Transeat
> In stagna moeror. Ceu Rhodopeia
> Nix vertar in fontes et Aemi
> Deciduas resoluta brumas

welches kleine possierliche Gleichniß hingegen bey einem wichtigen Gegenstande eben daselbst p. 115 v. 61.

> Hiant abactis oppida civibus,
> Gingiva qualis, quam vacuam molae
> A stirpe convulsi cruento
> Verbere destituere dentes.

In den meisten seiner Gedichte kann man daher auch die Spuren des einen oder des andern Fehlers dieser Art wahrnehmen. Deßwegen sah auch Herder sich veranlaßt, als er das Andenken dieses Dichters in seiner Terpsichore wieder aufweckte, manches wegzulassen, was zu gedehnt war, manches zu mildern oder zu erheben, und mancher Vorstellungsart ein feineres Colorit zu geben. (Pauly, S. 318, 319).

Jedoch der trefflichste unter den neuern lyrischen Dichtern in lateinischer Sprache und allen Nachahmern Horazens ist nach dem Urtheil aller Kenner ohne Zweifel der Pole Sarbievius, der wahrhaft von dessen Geiste belebt, und würdig des Lorbers ist, womit ihn Urban VIII., selbst aufgeklärter Kenner, und Dichter in diesem Fache, krönte. Mit welcher Kühnheit der Gedanken erhebt er sich nicht! wie angemessen und lyrisch überall die Sprache! so daß Horaz selbst in den neuen Zeiten sich kaum anders würde ausgedrückt haben. Er ist daher auch nicht ohne Grund oft der zweyte Horaz oder *Horatius Sarmaticus* genannt worden, und was Quinctilian von jenem sagt, läßt sich auch auf diesem anwenden, Institut. Orator. L. X. C. 1. Et insurgit aliquan-

do, et plenus est jucunditatis et gratiae et variis figuris et verbis felicissime audax. Einige wollten ihm zwar den Vorwurf machen, daß er sich zu genau an Horazens Wendungen und Worte halte. Allein durch den Gebrauch, den er als Genie davon macht, weiß er sie in sein Eigenthum zu verwandeln, so wie Virgil Verse des Ennius, und Horaz selbst so manche Stellen aus den griechischen Lyrikern in ihren Gedichten anbrachten.

III. Elegiaca. Epigrammata. Gnomica, Aenigmata.

a) *Elegiaca.* Zu den bessern Elegien zählen wir von Sannazar LXXXVI Ad amicam, LXXXVII Ad Divum Jacobum *Picenum*, LXXXVIII Ad *Bacchum*. Die Elegien von Joannes Secundus, von Lotichius, der überhaupt in dieser Dichtungsart ein ausgezeichneter Dichter ist. Hier ist auch die berühmte Elegie von ihm eingerückt de Obsidione urbis *Magdeburgensis* CXC, wegen welcher man den Lotichius im eigentlichen Sinn zu einem Vates machen wollte, der die Eroberung und das traurige Schicksal dieser Stadt (1631 d. 10. May) beynahe ein Jahrhundert vorher sollte verkündiget haben, wie Morhoff und einige Gelehrte der Meinung waren. Andere hingegen haben richtiger gezeigt, daß, was darin für Wahrsagung genommen wird, bloß auf die Belagerung 1550, bey deren Gelegenheit sie gedichtet wurde, zu beziehen, und in Rücksicht auf jene nur durch Zufall eingetroffen sey. S. Pauly S. 345. Als lobenswürdige Dichter im elegischen Fache zeigen sich besonders die, welche in den neuesten Zeiten geschrieben haben, Van Santen, Honuft, Kloz, Bosch, Döring, Mitscherlich, die mit jedem vorhergehenden in einen ehrenvollen Wettstreit treten können.

b) *Epigrammata.* Die aus verschiedenen Dichtern aufgenommenen Epigrammen sind, nach unserm Urtheile, großen Theils von geringerem Werth, als die übrigen Gedichte; Gedanken ohne etwas Auffallendes, wenige mit dem Witze Martials gewürzt, und die der Manier der Griechen nachgebildeten von zu wenig Kraft. Einige verdienten in dieser Sammlung gar keinen Platz, z. B. CXII. in *Bacchum*, das, ohne das fraterrime zu rügen, in einem niedrigen, frostigen Wortspiele besteht. Welche abgenützte Gedanken enthalten nicht CXXVIII, CXXIX von Posthius. CLXII ist bey einem großen Gegenstande ein vielfaches Wortspiel; wie wenig drücket nicht 174 der ganze Gedanke aus.

c) *Gnomae.* Einige von Scaliger und Baudius, die nebst dem körnigen Ausdruck durch den gediegenen Sinn gefallen. CXXXVII — CXLIII.

d) *Aenigmata, Lusus verborum, Logogryphi.* Diese hätten nach unserm Bedünken ganz wegbleiben, und durch etwas Besseres anderer Art ersetzt werden können. Es ist in der That zu verwundern, wie unser Zeitalter an Räthseln, Charaden, Logogryphen, Wortspielen überhaupt so viel Vergnügen findet, und unsere Dichter so gern diese Buchstaben- und Sylbenspielwerke verfertigen, wahre Kleinigkeiten, die von Poesie kaum etwas an sich haben, als etwa das Sylbenmaß und ein bischen Witz, der gewöhnlich gesucht, erkünstelt, gezwungen oder bloß symbolisch und daher frostig ist, und wobey der aufgefundene Sinn meistens der angewandten Mühe ihn gesucht zu haben, nicht werth ist; folglich weder das dulce noch utile die Anstrengung des Geistes lohnt. Ist es Mangel an Kraft zu bessern Werken, oder an Größe und Richtigkeit des Geschmackes? So z. B., was hat der Leser dabey gewonnen, wenn er bey Aenigm. CCI errath, daß er hier eine Wurst, oder bey CCIV den Rauchtabak beschrieben findet? oder was ist der Nutzen und das Vergnügen, wenn er bey CCLXIV die Wörter nex, nix, nox, nux, und bey CCLXV mas, mos, mus herausgebracht hat?

Auf diese Gedichte folget noch ein Appendix von einem kurzen dramatischen Gedicht Alexander trans Tanaim von Denis, worin man das in Sprache und Dichtkunst vielgewandte Genie des großen Mannes nicht verkennt, und dessen Schriften wir unsern jüngern Dichtern, die mit selbigen so wenig bekannt zu seyn scheinen, besonders zu empfehlen wünschen.

S. 317 ist von dem Herausgeber Index Poetarum beygefügt, worin er Nachrichten von den Dichtern, aus welchen er Gedichte aufgenommen hat, und von den Ausgaben, deren er sich bediente, mittheilet, und zuweilen sein eigenes Urtheil über dieselben anbringt. S. 331 Index nominum rerumque memorabilium da und dort mit einer erklärenden Anmerkung. Endlich müssen wir bemerken, daß die corrigenda zwar zuletzt in ziemlicher Anzahl angegeben sind, allein sie könnten noch um vieles durch Uebersehen vermehrt werden, die auch zuweilen den Sinn entstellen. X.

Art. XI. Die Welt als Vorstellung und Wille: vier Bücher, nebst einem Anhange, der die Kritik der kantischen Philosophie enthält, von Arthur Schopenhauer. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1819. XVI. 725 S. gr. 8.

Ein in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Werk, wie das vor uns liegende, kann vor allen auf eine ausführlichere Würdigung Anspruch machen; und diese dürfte vielleicht um so verdienstlicher

seyn, je mehr uns die philosophischen Ansichten des Verfassers Gelegenheit darbieten werden, manches zu berühren, was unserer noch allzu scholastischen und durch die Schwerfälligkeit ihrer Formeln gehemmten Philosophie in ihrer freyeren Fortbildung gedeihlich seyn kann. Um dem Leser den Kern dieses Werkes zu enthüllen, werden wir von jedem Buche eine gedrängte Darstellung seines Inhalts geben; und dieser unsere Erinnerungen hinzufügen.

Erstes Buch. Die Welt als Vorstellung, erste Betrachtung: die Vorstellung unterworfen dem Satze des Grundes: das Objekt der Erfahrung und Wissenschaft. Die Welt ist meine Vorstellung, beginnt der Verfasser mit Berkeley, d. h. alles, was für die Erkenntniß da ist, ist nur Objekt in Beziehung auf ein Subjekt, Anschauung des Anschauenden, also Vorstellung. Diese Wahrheit ist die Aussage derjenigen Form aller möglichen und erdenklichen Erkenntniß, welche allgemeiner, als alle anderen, als Zeit, Raum und Causalität ist; denn alle diese setzen eben jene schon voraus. Die stets vorausgesetzte Bedingung alles Erscheinenden, alles Objekts ist das Subjekt: das was alles erkennt, selbst aber von keinem erkannt wird. Sein unmittelbares Objekt ist der Leib, der, wie alle Objekte der Anschauung, in den Formen alles Erkennens, in Zeit und Raum, liegt, durch welche die Vielheit ist; dagegen das Subjekt, das nie erkannte, nicht in Raum und Zeit liegt; daher ihm auch weder Vielheit, noch der Gegensatz derselben, Einheit, zukömmt; vielmehr ist es ganz und ungetheilt in jedem vorstellenden Wesen. Die wesentlichen und allgemeinen Formen alles Objekts, Zeit, Raum und Causalität, können auch ohne die Erkenntniß des Objekts, vom Subjekte aus, gefunden und vollständig erkannt werden (sie liegen, wie Kant es ausdrückt, a priori in unserm Bewußtseyn). Der gemeinschaftliche Ausdruck für alle diese uns a priori bewußten Formen des Objekts ist der Satz vom Grunde (was der Verfasser in seiner Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde ausführlich gezeigt hat). — Die intuitive Vorstellung faßt die ganze sichtbare Welt oder die gesammte Erfahrung nebst den Bedingungen der Möglichkeit derselben in sich. Diese Bedingungen, das allen Erscheinungen Gemeinsame, Zeit und Raum, können, wie Kant gelehrt hat, auch unmittelbar angeschaut werden, und sind so unabhangig von der Erfahrung, daß diese vielmehr als von ihnen abhängig gedacht werden muß. Zeit und Raum, die Gestalten des Satzes vom Grunde, zeigen aber, daß alles, was aus Ursachen oder Motiven hervorgeht, nur ein relatives Daseyn hat, nur durch und für ein anderes, ihm gleichartiges ist; jeder Augenblick in der Zeit z. B. ist nur, in sofern

er den vorhergehenden, seinen Vater, vertilgt hat, und er ist nur, um selbst wieder eben so schnell vertilgt zu werden. Eben so relativ ist das Wesen der Materie, welche den Inhalt jener Formen, der Zeit und des Raums, ausmacht. Die Materie ist nichts als Causalität: ihr Seyn ist ihr Wirken; denn nur wirkend füllt sie den Raum und die Zeit; der Inbegriff alles Materiellen ist daher die Wirklichkeit. Die Materie ist ohne Zeit und Raum nicht vorstellbar; schon die Form, welche unzertrennlich von ihr ist, setzt den Raum voraus, und ihr Wirken betrifft immer eine Veränderung, also eine Bestimmung der Zeit. Das Wesen der Materie ist die Vereinigung von Raum und Zeit; daher die Veränderung, d. h., der nach dem Causalgesetz eintretende Wechsel jedesmal einen bestimmten Theil des Raums, und einen bestimmten Theil der Zeit zugleich und im Verein betrifft. Die Materie trägt darum auch die Eigenschaften der Zeit und des Raums zugleich an sich; sie verknüpft folglich die bestandlose Flucht der Zeit mit dem starren, unveränderlichen Beharren des Raums; so entsteht das Zugleichseyn und die Dauer, das Beharren der Substanz bey der Veränderung der Zustände. — Jede besondere Klasse von Vorstellungen ist nur für eine eben so besondere Bestimmung im Subjekte da, die man ein Erkenntnißvermögen nennt. Das subjektive Correlat der Materie oder der Causalität ist der Verstand; seine einzige Funktion ist daher die Causalität zu erkennen. Die erste und einfachste Aeußerung des Verstandes ist die Anschauung der wirklichen Welt, die durchaus Erkenntniß der Ursache aus der Wirkung ist; und zwar wird unmittelbar erkannt die Wirkung auf den thierischen Leib, der deßhalb das unmittelbare Objekt des Subjekts ist, und die Anschauung aller anderen Objekte vermittelt. Die Veränderungen, welche der thierische Leib erfährt, werden unmittelbar erkannt, und indem diese Wirkung sogleich auf ihre Ursache bezogen wird, entsteht die Anschauung der letzteren als eines Objekts. Dies ist die Erkenntnißweise des reinen Verstandes, der aus den von den Sinnen gelieferten Daten die Anschauung schafft (vergl. des Verfassers Abhandlung über das Sehen und die Farben); daher alle Anschauung reine Verstandeserkenntniß der Ursache aus der Wirkung, d. h., das Gesetz der Causalität voraussetzt. Daraus folgt aber nicht, daß zwischen Subjekt und Objekt das Verhältniß von Ursache und Wirkung bestehe; denn dieses findet nur zwischen unmittelbarem und vermitteltem Objekte, also immer nur zwischen Objekten statt, dagegen Subjekt und Objekt, als erste Bedingung, aller Erkenntniß, also auch dem Satze vom Grunde überhaupt vorhergehen, indem dieser nur die Form alles Objekts, die durchgängige Art und Weise seiner Erscheinung ist, das Objekt

aber immer das Subjekt schon voraussetzt (gründliche Widerlegung des Realismus und Idealismus, des realistischen Dogmatismus und des Scepticismus). Der Verstand geht von der sinnlichen Empfindung aus, dem unmittelbaren Bewußtseyn der Veränderungen des Leibes, vermöge dessen dieser unmittelbares Objekt ist. Alle thierischen Leiber sind Ausgangspunkte der Anschauung der Welt für das erkennende Subjekt. Das Erkennen mit dem durch dasselbe bedingten Bewegen auf Motive ist daher der eigentliche Charakter der Thierheit. Von der anschaulichen, unmittelbaren Vorstellung gehen wir zu den abstrakten, discursiven Begriffen der Vernunft über, die allen Gehalt nur von jener anschaulichen Erkenntniß und in Beziehung auf dieselbe haben. Die Reflexion, dieses höher potenzirte Bewußtseyn, dieser abstrakte Reflex alles Intuitiven, ist das Eigenthum des Menschen. Der Verstand hat die Funktion, das Verhältniß von Ursache und Wirkung unmittelbar zu erkennen, die Vernunft die, Begriffe zu bilden, die von den anschaulichen Vorstellungen von Grund aus verschieden sind, ob sie gleich in nothwendiger Beziehung zu diesen stehen, und ohne sie nichts wären. Die abstrakte Erkenntniß oder Vernunfterkenntniß ist Wissen. Der eigentliche Gegensatz des Wissens ist das Gefühl. Wer sich die Aufgabe macht, über irgend eine Art von Gegenständen vollständige Erkenntniß in abstracto zu erlangen, strebt nach Wissenschaft. Die unumgängliche Bedingung der Erlernung einer jeden Wissenschaft ist die Verbindung der allgemeinsten Begriffssphären jeder Wissenschaft, d. h. die Kenntniß ihrer obersten Sätze, und die Vollkommenheit einer Wissenschaft als solcher, d. i. der Form nach, besteht darin, daß so viel wie möglich Subordination und wenig Coordination der Sätze sey. Der Inhalt der Wissenschaften ist das Verhältniß der Erscheinungen der Welt zu einander gemäß dem Satze vom Grunde; die Nachweisung jenes Verhältnisses heißt Erklärung. Was die Wissenschaften voraussetzen, als ihren Erklärungen zum Grunde liegend, wie Raum und Zeit, ist das eigentliche Problem der Philosophie, welche daher da anfängt, wo die Wissenschaften aufhören. Die Philosophie ist eine vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen: eine Aussage in abstracto vom Wesen der Welt, in ihrer Gesammtheit, wie in ihren einzelnen Theilen. —

Dieses ist das Wesentlichste des ersten Buchs. Der Grundgedanke: die Welt ist meine Vorstellung, ist trefflich ausgeführt und beleuchtet; nur würden wir diese Wahrheit als philosophische an eine höhere Betrachtungsweise anknüpfen. Aufgeben müssen wir nämlich doch einmal jene noch in der Kantischen Philosophie vorherrschende Entgegensetzung des Subjekts und Objekts, wo-



durch das an sich lebendig verknüpfte in zwey sich gegenüberstehende Welten zerrissen wird, von denen die eine die reale, den Stoff enthaltende und darbietende, die andere die formelle, den Stoff bildende und bearbeitende seyn soll: so daß keine von beyden für sich selbst, sondern die eine nur für die andere wäre, ein deus ex machina also, eine prästabilirte Harmonie z. B. die künstliche Brücke zwischen beyden bilden müßte. Schon die älteste (die indische) Weisheit erkannte es, daß diese Trennung und Entgegensetzung an sich nichtig sey. Eben so verknüpften die griechischen Weisen das Subjekt und Objekt durch die Behauptung, daß nur Gleiches das Gleiche erkenne; und bestimmter noch sagt Parmenides, der tiefsinnige Eleatiker:

Eins ist aber das Denken und das, wovon es Gedank' ist.

Und dieser Ansicht folgten alle eigentliche (d. h. spekulative) Philosophen, wie unter den neueren Bruno und Spinoza. Wir möchten die auf diese Ansicht sich gründende Philosophie die esoterische nennen, welche sich nämlich in die Tiefe und Einheit des Lebens contemplirend versenkt, und gleichsam vom Mittelpunkte, als dem Centralgeiste desselben, aus alle Erscheinungen des Lebens betrachtet, dagegen die exoterische Philosophie, in der Reflexion befangen, das Leben in der Trennung und Entgegensetzung der Natur und des Geistes, des Objekts und des Subjekts u. s. w. anschaut, also außerhalb der Tiefe und inneren Einheit des Lebens sich befindet, nur auf der trügerischen Oberfläche desselben herumschweifend. Aus jener Ansicht folgt von selbst, daß alles, was ist, unsre Vorstellung ist, und daß es kein Seyn geben kann, ohne ein vorgestelltes zu seyn: nicht als wenn das, was wir äußeres, materielles Seyn nennen, ein bloß in der Vorstellung bestehendes und fur sich unwirkliches wäre, sondern, weil beyde, Subjekt und Objekt, unauflöslich an einander gebunden, und an sich Eins sind, so kann auch keines ohne das andere gesetzt seyn; denn wie ist ein Bewußtseyn oder Erkennen als wirkliches denkbar, ohne daß es auf einen Gegenstand gerichtet wäre, oder wie ist ein Seyn denkbar, ohne daß es als solches gedacht würde? Ein Ding an sich ist sonach sich selbst widersprechend: wir denken uns ein Seyn als unabhängig von unserm Denken bestehend, abstrahiren also von unserm Denken, durch welches doch allein jenes Seyn gesetzt ist. Das ungetheilte, ewig einfache Leben stellt sich überall in seiner Gesammtheit dar, und ergänzt sich gleichsam selbst, wo es in einer besondern Form seines Wesens erscheint, dadurch, daß es jener einseitigen Erscheinung die andere, diese Einseitigkeit aufhebende Form hinzugesellt, also dem Denken das Seyn, und das Seyn dem Denken. Das aber, was nothwendigerweise mit dem einen oder dem anderen zugleich eintritt, gleichsam zur Ergänzung der einseitigen Darstellung, faßt der Verstand,

das Besondere festhaltend, als wirklich Entgegengesetztes auf, und so zerfällt ihm das Ganze in zwey Welten, zwey Elemente, Pole u. s. w.

Mit demselben Rechte kann ich aber auch, den Satz umkehrend, behaupten: meine Vorstellung ist die Welt, oder, wie Parmenides sagte, alles, was ich denke, ist (d. h. stellt sich mir nothwendiger Weise als Objekt meines Denkens dar), sey es in der sinnlichen oder in der intelligiblen Welt. Bey jener Aussage: alles, was ist, ist meine Vorstellung, oder: alles, was ich mir vorstelle, ist, dürfen wir aber des höchsten, Subjekt und Objekt verknüpfenden und den Gegensatz vermittelnden Begriffs nicht vergessen, welcher uns der des Lebens ist; denn in ihm durchdringen sich Seyn (dessen Form der Raum) und Werden oder Streben (dessen Form die Zeit ist); das Leben ist nämlich das im beharrlichen Seyn ewig Werdende, und im veränderlichen, unerschöpflichen Werden ewig Beharrende, oder das ewig sich selbst Bildende, das folglich in jedem Momente gebildetes, geformtes, ruhiges Seyn und zugleich bildendes oder zubildendes, seine Formen stets wechselndes ist. Der Gegensatz des Subjekts und Objekts wird auch im Erkennen durch diesen höchsten und allgemeinsten aller Begriffe vermittelt, d. h. auch das Vorstellen und Erkennen ist ein lebendiges, d. h. bildendes. Der Geist erkennt also dadurch, daß er den Gegenstand in sich selbst ab- oder nachbildet, so wie er sich selbst im Wollen dadurch bestimmt, daß er den Gegenstand seines Wollens sich vorbildet und im Handeln dieses geistige Gebilde festhält. »Die Welt ist meine Vorstellung« hat daher zugleich diesen Sinn: alles, was ist, ist für mich nur, insofern ich es in mir nachbilde und es dadurch in mich aufnehme oder es in mich selbst verwandle. Doch genug der Andeutungen für den denkenden Leser.

Zweytes Buch. Der Welt als Wille erste Betrachtung: die Objektivation des Willens. Es genügt uns nicht zu wissen, daß wir Vorstellungen haben, daß sie solche und solche sind, und nach diesen oder jenen Gesetzen, deren allgemeiner Ausdruck der Satz vom Grunde ist, zusammenhängen; wir wollen auch die Bedeutung dieser Vorstellungen wissen, und ob die Welt noch etwas anderes als Vorstellung, und was sie außerdem sey. Die Welt als Vorstellung ist nur die eine, gleichsam die äußere Seite der Welt; es gibt eine noch ganz andere Seite, die ihr innerstes Wesen, ihr Kern, das Ding an sich ist. Der Mensch findet diese in sich selbst, indem er nicht bloß rein erkennendes Subjekt ist, sondern auch vermöge seines Leibes als Individuum in der Welt wurzelt. Der Leib ist dem Menschen theils als Vorstellung in der Anschauung gegeben, theils

als Wille; und dieser offenbart ihm die Bedeutung, zeigt ihm das innere Getriebe seines Wesens, seines Thuns und seiner Bewegungen. Jeder Akt des Willens ist zugleich eine Bewegung des Leibes, und die Aktion des Leibes ist nichts anderes, als der objektivirte, d. h. in die Anschauung getretene Akt des Willens. Nach der Analogie unseres Leibes beurtheilen wir die Objekte, die nicht unser eigener Leib sind, und nehmen daher an, daß sie einerseits, so wie er, Vorstellungen sind, andererseits aber, wenn man ihr Daseyn als Vorstellung des Subjekts bey Seite setzt, das dann noch übrig bleibende seinem inneren Wesen nach dasselbe seyn muß, was wir in uns Wille nennen. Der ganze Leib ist nichts anderes, als mein sichtbar gewordener Wille oder mein Wille selbst, in sofern dieser anschauliches Objekt ist. Daher die vollkommene Angemessenheit des Leibes zum Willen überhaupt; denn die Theile des Leibes sind den Hauptbegehrungen, durch welche sich der Wille offenbart, vollkommen entsprechend, und der sichtbare Ausdruck derselben. Eben so entspricht auch dem individuell modificirten Willen, dem Charakter des Einzelnen, die individuelle Korporisation. Die fortgesetzte Reflexion führt uns dahin, auch die Kraft, die in der Pflanze treibt und vegetirt, die Kraft, die den Magnet zum Nordpol wendet, die Schwere, die den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht, diese alle ihrem inneren Wesen nach für dasselbe innere Wesen der Erscheinungen, für den Willen zu halten. Es stehen sich demnach Erscheinung, d. h. Vorstellung und Ding an sich, d. h. Wille gegenüber, und der Wille eben ist es, wovon alle Vorstellung, alles Objekt die Erscheinung oder Sichtbarkeit ist; daher er für sich selbst nie Objekt ist, weil alles Objekt seine bloße Erscheinung, nicht mehr er selbst ist. Wir nennen dieses innere Wesen der Erscheinungen nach der vollkommensten und deutlichsten seiner Offenbarungen, im Menschen, Wille, welches nur eine denominatio a potiori ist. Der Wille ist völlig frey von allen Formen der Erscheinung, in welche er erst eingeht, wenn er sich objektivirt; weder die allgemeinste Form aller Vorstellung, die des Objekts für ein Subjekt, trifft ihn, noch viel weniger die dieser untergeordneten, die ihren gemeinschaftlichen Ausdruck im Satze vom Grunde haben, zu denen auch Raum und Zeit gehören (das principium individuationis, weil durch sie das dem Wesen nach Gleiche und Eine als verschieden, als Vielheit neben und nach einander erscheint). Der Wille ist demnach das Ding an sich und schlechthin grundlos; denn er liegt außerhalb des Gebietes des Satzes vom Grunde; er ist ferner frey von aller Vielheit, obwohl seine Erscheinungen in Raum und Zeit unzählig sind. Darum ist er auch schlechthin untheilbar; daher die unendliche Zahl der Indi-

stellungen, den Dingen, abspiegelt; die Blume an sich z. B. ist nicht diese oder jene einzelne Blume, sondern das, was in allen früheren, jetzigen und zukünftigen Blumen hier, wie überall, als unveränderliches, ewiges Wesen der Blume gedacht werden muß, und dessen sinnliches Gleichniß oder Abbild jede wirkliche Blume war, ist und seyn wird. Das an sich der Dinge sind demnach die Ideen: so wie aber das besondere Seyn das allgemeine voraussetzt, eben so wird auch das an sich der einzelnen Dinge ein höheres und letztes an sich voraussetzen; dieses ist das an sich des Seyns und Lebens überhaupt, d. h. der ewige Geist, der, in unendlichen Formen und Gestalten sich offenbarend, doch stets einfach und ungetheilt ist, erhaben über Zeit, Raum und Kausalität: der eine, unergründliche Geist alles dessen, was war, ist und seyn wird, der in der dunklen Tiefe der Erde, wie im strahlenden Aether waltet, für den es eben so wenig ein hier und dort, ein dießseits und jenseits, als ein vormals, jetzt und zukünftig gibt. Die unmittelbaren, selbst geistigen, also auch dem menschlichen Geiste eingebornen Offenbarungen dieses ewigen Geistes alles Seyns und Lebens sind die Ideen, jene reinen und ewigen Lebensformen, und die Offenbarungen oder Nachbildungen der Ideen sind wiederum die einzelnen, in Zeit und Raum wahrnehmbaren Dinge. Der ewige, unergründliche Geist alles Seyns und Werdens (d. h. alles Lebens) und das sinnliche Ding stehen sich daher so, wie Unendliches und Endliches, Ewiges und Zeitliches, Unbedingtes und Bedingtes, oder wie an sich und Erscheinung für den reflektirenden Verstand entgegen, und das diesen Gegensatz versöhnende, vermittelnde (dämonische) Band sind die Ideen. Also hat nach unserer Ansicht das einzelne Ding sein an sich in der Idee, nach der es sich bildet oder gebildet hat, die Ideen aber der einzelnen Dinge lösen sich insgesammt wieder in das höchste und letzte an sich alles Lebens auf. Uns ist demnach der Wille nur das Streben der Wesen nach dem an sich ihres Lebens, d. h. nach ihrer Idee, nicht das an sich selbst. Der Wille ist ferner nur ein besonderes Lebensprinzip, das im Menschen seinen ergänzenden Gegensatz im Erkenntnißvermögen oder im Verstande hat; Verstand und Wille ist nämlich gleichsam die Polarität des geistigen Lebens, deren Indifferenz objektiv die Einbildungskraft und subjektiv die Vernunft ist (daher theoretische und praktische Vernunft). Das an sich dieser Geisteskräfte ist keine einzelne Kraft, in ihrer Entgegensetzung gegen die anderen (das Unbedingte oder Absolute also weder der Wille, noch die Vernunft), sondern der Geist selbst in seiner reinen, ungetheilten Wesenheit, die sich gleichsam sinnbildlich in jeder seiner einzelnen Elemente offenbart, alle auf gleiche, ungetheilte Weise beseelt

nicht übereinstimmen. Der Wille kann nach unserer Ansicht nicht das an sich der Dinge seyn, sondern er ist nur die Kraft der Aeußerung ihres inneren Wesens, welche selbst ein ursprüngliches, an und für sich seyendes voraussetzt Das an sich, der äußeren, veränderlichen, in Zeit und Raum wechselnden Erscheinung des Dinges entgegengesetzt, kann nur das innere, unwandelbare Wesen desselben seyn, das den Formen seines Daseyns, so wie den Aeußerungen seines Triebes, seiner Kraft oder seines Willens zum Grunde liegt und sie bedingt; dieses an sich ist daher weder als ein bloßes Seyn (als äußere, sinnliche Gestalt), noch als bloßes Streben oder Wollen zu denken, sondern als dasjenige, für welches, weil es außer der sinnlichen und wahrnehmbaren Erfahrung liegt, die nur für das Sinnliche ursprünglich gebildete Sprache keine oder eine bloß negative Bezeichnung hat, die des Unbedingten. Das Seyn ist aber doppelt, besonderes und allgemeines Seyn, und beyde sind unauflöslich an einander geknüpft (denn das Allgemeine ist nur lebendiges und wirkliches Seyn, insofern es sich im Besonderen offenbart, und das Besondere nur wirkliche Besonderheit, in sofern es eine individuelle Gestaltung des Allgemeinen ist); sonach ist auch das an sich doppelt, gleich wie jedes Ding ein doppeltes Wesen hat. Das einzelne Ding ist nämlich das, was ich sinnlich wahrnehme (was den Bedingungen der Zeit, des Raums und der Kausalität unterworfen ist), zugleich aber ist es eine Form, ein Gleichniß des Gesammtwesens oder der höheren Sphäre, zu welcher es als Glied gehört; das einzelne Naturprodukt ist z. B. dieses einzelne Ding, für sich betrachtet, und zugleich eine Offenbarung, der nicht bloß in ihm, sondern in allen Dingen seiner Gattung wirkenden Naturkräfte. Auf das Allgemeine bezogen, wird das einzelne Ding nicht mehr als dieses einzelne, sondern als eine Darstellung des Allgemeinen betrachtet; und je mehr wir das Wesen dieses Allgemeinen in ihm ausgedrückt finden, je mehr sich das Universelle auf frey nothwendige, gleichsam genialische Weise im Individuellen abspiegelt, um so vollkommener wird sich uns das Ding darstellen, je mehr wir aber Merkmale in ihm wahrnehmen, die nicht im Wesen des Allgemeinen liegen, sondern die durch äußere, den reinen Bildungsprozeß störende Einwirkungen gesetzt worden sind, um so mehr wird es sich vom Allgemeinen entfernen, um so mangelhafter und getrübter dieses darstellen. Die vollkommenen, darum nur geistigen Bilder oder Formen des allgemeinen Lebens sind die Ideen, wie die Alten sie nannten (ἰδέαι, εἴδη, formae oder species); diese liegen daher auch jedem Dinge zum Grunde und sind das an sich seines Wesens. Die Idee also ist das reine, unwandelbare Wesen, das sich in den zeitlichen Dar-

Dienste des Willens losreißt, wodurch das Subjekt aufhört einzelnes Individuum zu seyn, und nur noch reines, willenloses Subjekt der Erkenntniß ist. Wenn man nämlich nicht mehr den Relationen der Dinge zu einander, deren letztes Ziel immer die Relation zum eigenen Willen ist, nachgeht, nicht mehr das Wo, das Wann, das Wozu und Warum an den Dingen betrachtet, sondern einzig und allein das Was, und das ganze Bewußtseyn ausfüllen läßt, durch die ruhige Betrachtung des gerade gegenwärtigen Gegenstandes, so daß der Anschauende in die Anschauung verloren eins mit ihr geworden ist, dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches, sondern die Idee. So wird mit einem Schlage das einzelne Ding zur Idee seiner Gattung und das anschauende Individuum zum reinen Subjekt des Erkennens. Jenes außer und unabhängig von aller Relation Bestehende, allein eigentlich Wesentliche der Welt, der wahre Gehalt ihrer Erscheinungen, die Ideen, sind der Gegenstand der Kunstbetrachtung. Die Kunst nämlich wiederholt die durch reine Contemplation aufgefaßten ewigen Ideen, das Wesentliche und Bleibende aller Erscheinungen der Welt, und je nachdem der Stoff ist, in welchem sie jene wiederholt, ist sie bildende Kunst, Poesie oder Musik. Die Kunst ist die Betrachtungsart der Dinge unabhängig vom Satze des Grundes, im Gegensatze zu der gerade diesem nachgehenden Betrachtung, welche der Weg der Erfahrung und Wissenschaft ist. Die dem Satze vom Grunde nachgehende Betrachtungsart ist die vernünftige, die im praktischen Leben und in der Wissenschaft gilt, die vom Inhalte jenes Satzes wegsehende die geniale, welche in der Kunst allein gilt; die erste ist dem Aristoteles, die andere dem Platon eigenthümlich. Die Idee wird durch jene reine, im Objekt ganz aufgehende Contemplation aufgefaßt, und das Wesen des Genius besteht eben in der überwiegenden Fähigkeit zu einer solchen Contemplation; und da diese ein gänzliches Vergessen der eigenen Person und ihrer Beziehungen verlangt, so ist Genialität nichts anderes, als die vollkommenste Objektivität, entgegengesetzt der subjektiven, d. h. auf die eigene Person oder den Willen gehenden Richtung des Geistes. Alles Wollen entspringt aus Bedürfniß, also aus Mangel und Leiden; die Begehrungen gehen aber in das Unendliche; also findet der Wille nie seine Befriedigung, gelangt nie zur Ruhe. Nur wenn äußerer Anlaß oder innere Stimmung uns plötzlich aus dem endlosen Strome des Wollens heraushebt, und die Erkenntniß dem Sklavendienste des Willens entreißt, indem wir die Dinge frey von ihrer Beziehung auf den Willen auffassen, also ohne Interesse und Subjektivität sie betrachten, tritt die stets entfliehende Ruhe und mit ihr Beruhigung,

das Gefühl des Wohlseyns, ein, welches eben die Kunst gewährt. Die subjektive Seite des ästhetischen Wohlgefallens gründet sich auf die vollkommene, anschauliche Erkenntnißweise, von welcher der Wille durchaus nicht afficirt wird. Unter den Sinnen gewährt das Sehen, das keine unmittelbare Verbindung mit dem Willen hat, jene Erkenntniß am reinsten; schon mehr dem Einflusse auf den Willen ist das Gehör unterworfen, noch mehr als dieses das Tasten; am meisten mit dem Willen inquinirt sind der Geruch und der Geschmack. Werden wir nun durch die Bedeutsamkeit und Deutlichkeit der Objekte, aus denen uns die in ihnen individualisirten Ideen leicht ansprechen, aus der dem Willen dienstbaren Erkenntniß bloßer Relation in die ästhetische Contemplation versetzt und dadurch eben zum willensfreyen Subjekte des Erkennens erhoben, so erregt uns das Gefühl des Schönen. Haben aber jene Gegenstände gegen den menschlichen Willen überhaupt, wie er sich in seiner Objektivität, im Leibe, darstellt, ein feindliches Verhältniß, bedrohen sie ihn durch ihre allen Widerstand aufhebende Uebermacht und verkleinern sie ihn durch ihre unermeßliche Größe bis zum Nichts, ohne daß jedoch der Betrachter auf dieses feindliche Verhältniß zu seinem Willen seine Aufmerksamkeit richtet, sondern vielmehr jene dem Willen furchtbaren Gegenstände als reines, willenloses Subjekt des Erkennens ruhig beschaut: dann erfüllt ihn das Gefühl des Erhabenen. Beym Schönen gewinnt das reine Erkennen ohne Kampf die Oberhand, beym Erhabenen dagegen wird jener Zustand des reinen Erkennens erst durch ein bewußtes und gewaltsames Losreißen von den als ungünstig erkannten Beziehungen des Gegenstandes auf den Willen, durch ein freyes Erheben über den Willen und die auf ihn sich beziehende Erkenntniß gewonnen. Das Gegentheil des Erhabenen ist das Reizende, das den Willen dadurch aufregt, daß es ihm die Gewährung oder Erfüllung unmittelbar vorhält durch Gegenstände, die ihm unmittelbar zusagen. Im Objekte sind das Erhabene und das Schöne nicht unterschieden; denn dieses ist immer die zur Offenbarung strebende Idee, d. i. die adäquate Objektivität des Willens auf einer bestimmten Stufe. Das reine Subjekt des Erkennens und die Idee treten daher als nothwendige Correlate immer zugleich in das Bewußtseyn. Weil nun einerseits jedes vorhandene Ding rein objektiv und außer aller Relation betrachtet werden kann, und andererseits in jedem Dinge der Wille auf irgend einer Stufe seiner Objektivität erscheint, dasselbe sonach Ausdruck einer Idee ist, so ist auch jedes Ding schön, selbst das unbedeutendste (wie im Stillleben der Niederländer); schöner ist aber eins als das andere dadurch, daß es jene rein objektive Betrachtung erleichtert und ihr entgegenkommt. Der

[illegible]

... Die dem Satze vom Grunde nachgehende Betrachtungsart ist die vernünftige, die im praktischen Leben und in der Wissenschaft gilt, die vom Inhalt jenes Satzes wegsehende die geniale, welche in der Kunst allein gilt; die erste ist dem Aristoteles, die andere dem Platon eigenthümlich. Die Idee wird durch jene reine, im Objekt ganz aufgehende Contemplation aufgefaßt, und das Wesen des Genies besteht eben in der überwiegenden Fähigkeit zu einer solchen Contemplation, und da diese ein gänzliches Vergessen der eigenen Person und ihrer Beziehungen verlangt, so ist Genialität nichts anderes, als die vollkommenste Objektivität, entgegengesetzt der subjektiven, d. h. auf die eigene Person oder den Willen gehenden Richtung des Geistes. Alles Wollen entspringt aus Bedürfniß, also aus Mangel und Leiden; die Begehrungen gehen aber in das Unendliche; also findet der Wille nie seine Befriedigung, gelangt nie zur Ruhe. Nur wenn äußerer Anlaß oder innere Stimmung uns plötzlich aus dem endlosen Strome des Wollens heraushebt, und die Erkenntniß dem Sklavendienste des Willens entreißt, indem wir die Dinge frey von ihrer Beziehung auf den Willen auffassen, also ohne Interesse und Subjektivität sie betrachten, tritt die stets entfliehende Ruhe und mit ihr Beruhigung,

das Gefühl des Wohlseyns, ein, welches eben die Kunst gewährt. Die subjektive Seite des ästhetischen Wohlgefallens gründet sich auf die vollkommene, anschauliche Erkenntnißweise, von welcher der Wille durchaus nicht afficirt wird. Unter den Sinnen gewährt das Sehen, das keine unmittelbare Verbindung mit dem Willen hat, jene Erkenntniß am reinsten; schon mehr dem Einflusse auf den Willen ist das Gehör unterworfen, noch mehr als dieses das Tasten; am meisten mit dem Willen inquinirt sind der Geruch und der Geschmack. Werden wir nun durch die Bedeutsamkeit und Deutlichkeit der Objekte, aus denen uns die in ihnen individualisirten Ideen leicht ansprechen, aus der dem Willen dienstbaren Erkenntniß bloßer Relation in die ästhetische Contemplation versetzt und dadurch eben zum willensfreyen Subjekte des Erkennens erhoben, so erregt uns das Gefühl des Schönen. Haben aber jene Gegenstände gegen den menschlichen Willen überhaupt, wie er sich in seiner Objektivität, im Leibe, darstellt, ein feindliches Verhältniß, bedrohen sie ihn durch ihre allen Widerstand aufhebende Uebermacht und verkleinern sie ihn durch ihre unermeßliche Größe bis zum Nichts, ohne daß jedoch der Betrachter auf dieses feindliche Verhältniß zu seinem Willen seine Aufmerksamkeit richtet, sondern vielmehr jene dem Willen furchtbaren Gegenstände als reines, willenloses Subjekt des Erkennens ruhig beschaut: dann erfüllt ihn das Gefühl des Erhabenen. Beym Schönen gewinnt das reine Erkennen ohne Kampf die Oberhand, beym Erhabenen dagegen wird jener Zustand des reinen Erkennens erst durch ein bewußtes und gewaltsames Losreißen von den als ungünstig erkannten Beziehungen des Gegenstandes auf den Willen, durch ein freyes Erheben über den Willen und die auf ihn sich beziehende Erkenntniß gewonnen. Das Gegentheil des Erhabenen ist das Reizende, das den Willen dadurch aufregt, daß es ihm die Gewährung oder Erfüllung unmittelbar vorhält durch Gegenstände, die ihm unmittelbar zusagen. Im Objekte sind das Erhabene und das Schöne nicht unterschieden; denn dieses ist immer die zur Offenbarung strebende Idee, d. i. die adäquate Objektivität des Willens auf einer bestimmten Stufe. Das reine Subjekt des Erkennens und die Idee treten daher als nothwendige Correlate immer zugleich in das Bewußtseyn. Weil nun einerseits jedes vorhandene Ding rein objektiv und außer aller Relation betrachtet werden kann, und andererseits in jedem Dinge der Wille auf irgend einer Stufe seiner Objektivität erscheint, dasselbe sonach Ausdruck einer Idee ist, so ist auch jedes Ding schön, selbst das unbedeutendste (wie im Stillleben der Niederländer); schöner ist aber eins als das andere dadurch, daß es jene rein objektive Betrachtung erleichtert und ihr entgegenkommt. Der

Vorzug besonderer Schönheit liegt vornämlich darin, daß die Idee selbst, die uns aus dem Gegenstande anspricht, eine hohe Stufe der Objektivität des Willens und daher durchaus bedeutend und vielsagend ist. Darum ist der Mensch vor allen anderen schön, und die Offenbarung seines Wesens das höchste Ziel der Kunst. Die Quelle des ästhetischen Genusses wird bald mehr in der Auffassung der erkannten Idee liegen, bald mehr in der Seligkeit und Geistesruhe des von allem Wollen und dadurch von aller Individualität befreyten reinen Erkennens. — Die Baukunst hat die Aufgabe, einige der Ideen, welche die niedrigsten Stufen der Objektivität des Willens sind, wie Schwere, Cohäsion, Starrheit, Härte, und neben ihnen das Licht zu deutlicher Anschaulichkeit zu bringen. Eigentlich ist der Kampf zwischen Schwere und Starrheit der ästhetische Stoff der schönen Architektur, und ihre Aufgabe, ihn auf mannigfaltige Weise vollkommen deutlich hervortreten zu lassen; diese Aufgabe löst sie, indem sie jenen unvertilgbaren Kräften den kürzesten Weg zu ihrer Befriedigung benimmt, und sie durch einen Umweg hinhält, wodurch der Kampf verlängert und das unerschöpfliche Streben beyder Kräfte auf mannigfaltige Weise sichtbar wird. Da die Werke der Baukunst gewöhnlich anderen, der Kunst fremden, nützlichen Zwecken untergeordnet sind, so besteht das große Verdienst des Baukünstlers darin, die rein ästhetischen Zwecke ungeachtet ihrer Unterordnung unter fremdartige durchzusetzen und zu erfüllen, indem er sie auf mannigfaltige Weise dem jedesmaligen Zwecke anpaßt. Was die Baukunst für die Idee der mit Starrheit verbundenen Schwere leistet, das leistet die schöne Wasserleitungskunst für dieselbe Idee, da wo ihr die Flüssigkeit, d. h. die Formlosigkeit, leichteste Verschiebbarkeit und Durchsichtigkeit, beygesellt ist; und was diese beyden Künste für die tiefsten Stufen der Objektivität des Willens leisten, das leistet für die höhere Stufe der vegetabilischen Natur gewissermaßen die schöne Gartenkunst, ob sie gleich ihres Stoffes lange nicht so sehr Meister ist, als jene, und daher ihre Wirkung beschränkt. Der Pflanzenwelt gehört, in so fern sie sich ohne Vermittelung der Kunst überall zum ästhetischen Genusse anbietet, hauptsächlich die Landschaftsmalerey an; hier gründet sich das ästhetische Wohlgefallen vorzüglich auf das reine, willenlose Erkennen: es entzückt uns das Gefühl der tiefen Geistesruhe und des gänzlichen Schweigens des Willens. Eine noch höhere Stufe offenbart die Thiermalerey, in welcher die objektive Seite des ästhetischen Wohlgefallens entschiedenes Uebergewicht über die subjektive erhält; denn es beschäftigt uns hier die Unruhe und Heftigkeit des dargestellten Willens. Die Idee, in welcher der Wille den höchsten Grad seiner Objektivität erreicht, unmittelbar an-

schaulich darzustellen, ist endlich die große Aufgabe der Historienmalerey und der Sculptur. Die Thiere haben nur einen Gattungscharakter, beym Menschen aber sondert sich der Gattungscharakter vom Individualcharakter; jener heißt Schönheit, dieser eigentlicher Charakter oder Ausdruck, und die Aufgabe ist, beyde zugleich im natürlichen Individuum vollkommen darzustellen. Der individuelle Charakter darf aber nicht als etwas Zufalliges und diesem Individuum Eigenthümliches, sondern idealisch, d. h. mit Hervorhebung seiner Bedeutsamkeit in Hinsicht auf die Idee der Menschheit überhaupt aufgefaßt und dargestellt werden. Der eigentliche Charakter, hervortretend in Affekt, Leidenschaft, Wechselspiel des Erkennens und Wollens, durch den Ausdruck des Gesichts und der Geberde allein darstellbar, ist vorzüglich Eigenthum der Malerey. Wie die bildenden Künste, hat auch die Poesie die Absicht, die Ideen zu offenbaren und sie mit der Deutlichkeit und Lebendigkeit, in welcher das dichterische Gemüth sie auffaßte, dem Hörer mitzutheilen. Offenbarung der Idee, welche die höchste Stufe der Objektivität des Willens ist, Darstellung des Menschen in der zusammenhängenden Reihe seiner Bestrebungen und Handlungen ist der große Vorwurf der Poesie. Die Idee der Menschheit kann der Dichter entweder so darstellen, daß der Dargestellte zugleich der Darstellende ist; dieß geschieht in der lyrischen Poesie; oder so, daß der Dargestellte vom Darstellenden ganz verschieden ist, wie in allen anderen Gattungen. Als der Gipfel der Dichtkunst, sowohl in Hinsicht auf die Größe der Wirkung, als auf die Schwierigkeit der Leistung, ist das Trauerspiel anzusehen. Hier erreicht die Erkenntniß, geläutert und gesteigert durch das Leiden selbst, den Punkt, wo die Erscheinung, der Schleyer der Maja, sie nicht mehr täuscht, die Form der Erscheinung von ihr durchschaut wird, der auf dieser beruhende Egoismus erstirbt, die vorher so gewaltigen Motive ihre Macht verlieren, und statt ihrer die vollkommene Erkenntniß des Wesens der Welt, als Quietiv des Willens wirkend, die Resignation herbeyführt, das Aufgeben nämlich, nicht bloß des Lebens, sondern des ganzen Willens zum Leben selbst. — Ganz abgesondert von allen Künsten steht die Musik, die nicht, wie die anderen Künste, ein Abbild der Idee, sondern ein Abbild des Willens selbst ist. Derselbe Wille nun ist es, der sich in der Musik und in den Ideen, deren Erscheinung in der Vielheit die sichtbare Welt ist, objektivirt; also wird eine Analogie seyn müssen zwischen der Musik und den Ideen. In den tiefsten Tönen der Harmonie, im Grundbasse, erkennen wir daher die niedrigsten Stufen der Objectivität des Willens, die unorganische Natur, die roheste Masse, auf welcher alles ruht und aus der sich alles erhebt und entwickelt; in den gesammten,

die Harmonie hervorbringenden Stimmen zwischen dem Basse und der leitenden, die Melodie singenden Stimme, stellt sich die gesammte Stufenfolge der Idee dar; die dem Basse näher liegenden sind die niedrigeren jener Stufen, die höher liegenden repräsentiren die Pflanzen- und die Thierwelt; in der Melodie dagegen, der hohen, das Ganze leitenden und in bedeutungsvollem Zusammenhange eines Gedankens von Anfang bis zu Ende fortschreitenden, ein Ganzes darstellenden Hauptstimme erkennen wir die höchste Stufe der Objektivität des Willens, das besonnene Leben und Streben des Menschen. Die Musik erzählt gleichsam die geheimste Geschichte des menschlichen Willens, malt jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung des Willens, kurz alles das, was die Vernunft unter dem weiten und negativen Begriff Gefühl zusammenfaßt und nicht weiter in ihre Abstraktionen aufnehmen kann. —

Vorzüglich reichhaltig ist dieser Abschnitt an originellen Ansichten und treffenden Bemerkungen. Um jedoch die Grenze der Beurtheilung nicht zu weit hinauszurücken, wollen wir nur über die Hauptpunkte unsere Erinnerungen vortragen. Mit Recht behauptet der Verf., der Gegenstand der Kunst seyen die Ideen, in deren Beschauung sich das Individuum verliere, und, aufhörend Individuum zu seyn, reines Subjekt der Erkenntniß werde. Mit der Individualität legt der Mensch zugleich den Willen ab, d. h. alles, was als Zeitliches und Besonderes an ihm haftet; und dieß ist nothwendig, wenn er sich zum reinen Wesen, zum an sich der Dinge erheben soll. Folgt aber nicht aus dieser eigenen Erklärung des Verf., daß der Wille, weit entfernt das an sich zu seyn, vielmehr das der Individualität Anhängende ist, nämlich das Prinzip des Strebens und der Sichselbstbestimmung in der für jedes Individuum bestimmten Sphäre seines Daseyns und Lebens? Wenn der Mensch nur gereinigt und geläutert von diesem Prinzipe zum Wahrhaften und Vollkommenen (zum an sich) gelangen kann, so wird doch jenes diesem gerade entgegengesetzt seyn müssen. Unserem Urtheile nach verhält es sich so. Im Schönen der Natur und der Kunst verklärt sich unser Erkennen und Wollen; weder das eine, noch das andere wird aufgehoben (die Erkenntniß ist daher in der Beschauung des Schönen keine willenlose), sondern von dem Unvollkommenen und Ungenügenden, von dem Wandelbaren und Zufälligen, das der Erkenntniß und dem Willen in der Sphäre des wirklichen Lebens anhängt, gereinigt und zur Betrachtung des wahrhaften, unbedingten Lebens emporgehoben. Hier erkennt der Geist das Objekt in der vollkommenen, harmonischen Gestaltung seines Wesens; seine Erkenntniß wird dadurch selbst vollkommen, d. h. vollständig befriedigt;

und eben so wird sein Wille befriedigt; denn das, wonach er sich sehnte und dessen Sehnsucht das Ungenügende des Wirklichen und Endlichen stets von neuem erweckte, dieses findet er hier dargestellt: sein bisher unerfülltes Streben wird erfüllt, sein Gemuth beruhigt und sein reger Wille zum befriedigten Genusse, der ihn mit Seligkeit erfüllt. Daher sowohl das Beruhigende und Tröstende, als auch Entzückende und Beseeligende des ästhetischen Genusses, welches, indem es uns die Beschränktheit des Irdischen vergessen macht, den Himmel auf uns herabzaubert. Und natürlich: denn die Leiden des Widerspruchs, des schmerzlichen Kampfes, des nie erfüllten Verlangens und Strebens haben einzig ihren Grund in dem Gegensatze der Erkenntniß und des Willens, in dem Widerspruche dessen, was ich erkenne, was also wirklich ist, und dessen, was meinem Wunsche gemäß seyn sollte, wonach ich demnach strebe und mich sehne, ohne es in der Wirklichkeit erlangen zu können. Auf dem Standpunkte der Reflexion stellt sich dieser Gegensatz dar in der Natur, die, unbekümmert um unsere Wünsche und sittlichen Bestrebungen, ja oft grausam ihrer spottend und mit unempfindlicher Gleichgültigkeit sie vernichtend, ungestört ihren Weg fortgeht, und in dem sittlichen Willen, der über die Natur hinausstrebt und sie, als Sinnlichkeit, in sich zu ertödten sucht. Wo demnach die Leiden dieses Widerspruchs aufgehoben werden, da muß nothwendig die Freude und Lust des wahrhaften, sich selbst genügenden Lebens eintreten; und diese Versöhnung des Gegensatzes, auf welchem das ganze Getriebe des wirklichen und zeitlichen Lebens ruht, kann auf doppelte Weise eintreten: einmal durch das an sich des Wirklichen und Endlichen, d. h. die Idee, welche die vollkommene, genügende Darstellung (Gestaltung, Form) des Lebens ist; diese erforscht der Philosoph als Wahrheit und bildet der Künstler als Schönheit; zweytens durch das an sich des Seyns und Lebens überhaupt, also durch die innere, unbedingte Einheit, den unergründlichen, ewigen Geist alles Lebens, welchen wir das Heilige nennen. Für die in der Trennung und Scheidung der Lebenselemente stets begriffene Reflexion trennt sich demnach die Gesammtheit des Daseyns in den Gegensatz der Natur und des Geistes, denen die Elemente des Wahren und Guten entsprechend sind; und die Indifferenz dieser Polarität ist für die Reflexion wieder doppelt: die objektive ist die Kunst und die subjektive, die sich in die ewig verborgene und doch in allem sich offenbarende Einheit versenkt, die Religion (daher die Elemente des Schönen und Heiligen). Die höhere Betrachtung aber, welche sich über Raum, Zeit und Kausalität, als die Formen und Gesetze der Erscheinung, zum wahren, unwandelbaren Wesen der Dinge erhebt, erkennt

in allem nur das Eine, ewig sich Gleiche, Unbedingte; für sie sind Natur und Geist ursprünglich, wesentlich und ewig verbunden (denn ist eine bloß materielle, also unbeseelte, völlig geistlose Natur denkbar, oder ein Geist, der, ohne in sich Natur, d. h. ursprüngliche Wesenheit zu seyn, nichts als ein nichtiges, in sich selbst gehaltloses Erkennen und Streben wäre?). Beyde sind die eine ewige Zusammenstimmung des Lebens; gleichwie ferner in der Musik Melodie und Harmonie wesentlich und untheilbar Eins sind, eben so sind auch die Kunst und die Religion an sich Eins; die Kunst ist die Melodie des einigen Lebens, und die Religion die Harmonie, gleichsam die tiefste, verborgene Grundstimmung, die sich in die Melodie ergießt, um sich zu offenbaren. Den Cyclus des Lebens könnten wir daher durch diese Quadruplicität bezeichnen: Natur — Mensch — Weltall — Gottheit, oder Wissenschaft — Tugend — Kunst — Religion = wahr — gut — schön — heilig. Die beyden ersten sind die Elemente oder Faktoren des Endlichen, die beyden anderen die des Unendlichen. Die Vierheit ist aber an sich Einheit; denn sie ist nur das objektiv entfaltete Bild derselben: die Einheit nämlich, sich selbst als lebendige objektivirend, gestaltet sich zur Zweyheit; diese ist aber nur Form ihrer Erscheinung oder Offenbarung; also bleibt das Wesentliche auch der Zweyheit Einheit, d. h. Einigung oder Indifferenzirung des Gegensatzes; und zwar beweist sich die Einheit nicht bloß als Einheit der entgegengesetzten Elemente (reale Harmonie), sondern auch als Einheit an und für sich selbst (ideale Harmonie; denn jede wirkliche Einigung setzt die Idee der Einheit oder die Einheit an sich voraus; und diese ist Harmonie aller Harmonien, der tiefste Grund und der höchste Zweck alles Seyns und Strebens).

Was das Schöne und Erhabene betrifft, so sind wir auch hier anderer Meinung, als der Verfasser. Nach unserer Ansicht ist, nur es kurz anzudeuten, das Schöne, das Vollkommene und das Erhabene eigentlich nur ein Element des Schönen, dem das andere, das Reizende, entgegensteht. Im Erhabenen tritt nämlich nur das Unendliche in seiner zur Bewunderung oder zum Staunen uns hinreißenden Kraft oder Größe hervor; indem es uns das Gefühl der Ohnmacht und Wichtigkeit einflößt, will es uns gleichsam über unsere Individualität hinausreißen, in welcher es dennoch das Gefühl des Unvermögens zurückläßt; es setzt daher einen Kampf und Widerspruch, und kann folglich nie die wahre Befriedigung und Beruhigung gewähren, weil es nur den Gegensatz des Unendlichen und des Endlichen, der beschränkten Kraft fühlbar macht, ohne diesen Gegensatz zu versöhnen. Darum auch wirkt das Erhabene erregend: es idealisirt gleichsam unsern Geist, und macht ihn der Begeisterung, der philosophischen wie

der ethischen, künstlerischen und religiösen erst fähig. Dem Erhabenen gebricht die endliche, faßliche, angenehme Form oder Darstellung; und diese erlangt es erst, wenn das Gefühl des Unendlichen ein ihm adäquates Objekt gefunden hat, in welchem es sich anschaulich darstellen kann. Dann verwandelt sich das Erhabene in das Schöne, und dieses erst wirkt beruhigend und beseeligend. Das Erhabene ist demnach nur der Uebergang zum Schönen, oder das Schöne in seinem Streben nach Vollendung. Die Kunst steigt, wie uns ihre Geschichte lehrt, vom Erhabenen zum Schönen auf, und sinkt vom Schönen zum Reizenden herab.

Die Kunstgattungen scheinen uns nach diesem, den ewigen Naturgesetzen entsprechenden Organismus geordnet werden zu müssen. Die Kunst nämlich hat als Bildnerin des Schönen zum Vorbilde die ewige Bildnerin alles dessen, was ist, die Natur. Die Gesammtheit der natürlichen Gebilde läßt sich aber auf diese vier Elemente zurückführen: Stein, Pflanze, Thier und Mensch; denn das äußere, scheinbar erstarrte Seyn des natürlichen Lebens ist die Mineralität (scheinbar erstarrt: weil sie an sich in die Bewegung des Ganzen verschlungen ist, und für sich selbst auch als Schwere, strebend und sich bewegend ist); das dem materiellen Seyn sich entfesselnde Streben ist die Vegetabilität; die objektive Indifferenz beyder ist die Animalität, d. h., das Leben (das Leben ist nämlich die Einheit des Seyns, des mineralischen Princips, und des Strebens, des vegetabilischen), und zwar als materielles und sinnliches Leben; die subjektive Indifferenz aber der Mensch: das Leben als dem Materiellen, der Sinnlichkeit, sich entfesselndes und sich selbst erkennendes und bestimmendes. Eben so sind die Elemente der Kunst Plastik, Musik, Orchestik und Poesie. Jedes dieser Elemente ist in sich selbst wieder so organisirt, daß es sich nach den ewigen Lebensgesetzen polarisirt (denn die Duplicität ist, wie die älteste Weisheit schon anerkannte, die Bedingung aller Entfaltung und Bildung) und den Gegensatz durch die Indifferenz wieder aufhebt. Die Gegensätze der Plastik sind die Baukunst und die Malerey, ihre Indifferenz aber ist die Bildhauerey; die Gegensätze der Musik sind die Melodie und die Harmonie, ihre Indifferenz der Rhythmus; die Faktoren der Orchestik (ὀρχηστικη) sind die Tanzkunst und die Mimik, ihre Indifferenz die Schauspielkunst; die Polarität der Poesie endlich ist das Epos und das lyrische Gedicht, und ihre Indifferenz das Drama. An diese Hauptgattungen der Kunst schließen sich die Nebenarten an, die als weitere Ausführungen oder Anwendungen jener auf verschiedene Gegenstände betrachtet werden können. Die Poesie ist also die Kunst an sich, oder die Idee aller Kunstdarstellung; daher jede andere Kunstgattung poe-

tischen Geist voraussetzt, nämlich geistige Entwickelung und Ausbildung der Idee des Schönen, welche im Kunstwerke dargestellt werden soll, sey es durch Massen, durch Körpergestaltung, durch Farben, durch Töne, durch Geberden und rhythmische Bewegungen oder durch die Sprache. — Als den Gipfel der Poesie betrachtet der Verfasser das Trauerspiel. Im Trauerspiele ist aber unläugbar das lyrische Element verwaltend; und so wie die lyrische Stimmung im epischen Gesange ihre Beruhigung findet (denn hier löst sich die erregte, oft leidenschaftliche Stimmung des Gemüths für oder wider einen Gegenstand in die ruhige, willenlose Betrachtung einer höheren Gesammtheit auf), eben so die tragische in der komischen. In der Tragödie stirbt der Wille als individuelles Streben nach Freyheit erst der Selbstheit ab, um sich für die höhere Harmonie des Lebens, in welcher es keinen Widerspruch der Freyheit und Nothwendigkeit mehr gibt, zu reinigen (die Tragödie ist daher die orphische καθαρσις); den Eintritt aber in die selige Wonne des unbedingten und schrankenlosen, also auch nicht mehr endlich beschränkten Lebens feyert die Komödie, das Lustspiel der Alten. So sind auch in der Religion (und das alte Drama ruhte ganz auf religiösen Ansichten) die Trauerfeste die Vorbereitungen und Einweihungen in die Freudenfeste. — Die Musik betrachtet endlich der Verfasser als eine von den übrigen ganz abgesonderte Gattung der Kunst: als wenn das Gemüth etwas vom Körper so abgesondertes und rein geschiedenes wäre, und nicht vielmehr das ihn Belebende und Beseelende. Beyde sind im Leben aneinander gefesselt (ob sie sich gleich als Elemente der Kunst in Plastik und Musik scheiden); und was in der Orchestik als sinnliche Einstimmigkeit des Körpers und des Gemüths erscheint, das stellt sich in der Poesie als höhere, geistig sich entfaltende Einheit des Seyns und des Strebens dar. Aber auch der Plastik liegt die Musik zum Grunde; denn die Körpergestaltung erscheint als vollkommen und schön nur, in sofern sie der sinnliche Ausdruck des inneren, musikalischen, von Gemüth und Empfindung durchdrungenen, und durch sie verklärten Lebens ist. Dem Betrachter der alten Bildnisse verschwindet gleichsam der Körper, oder er wird zur durchsichtigen Hülle des inneren Wesens. Uebrigens vergleichen wir die Musik der Vegetabilität, weil das, was der Ton als geistiger Ausdruck der inneren Regung, des Strebens ist, die alles sichtbar bildende Natur als Farbe darstellt. — In den tiefsten Tönen der Harmonie, im Grundbasse, erkennt ferner der Verfasser die niedrigsten Stufen der Objektivität des Willens, die unorganische Natur, die roheste Masse, in der Melodie dagegen das besonnene Leben und Streben des Menschen. Vielmehr spiegelt sich, dünkt uns, in der

Melodie das erregte, wechselnde Leben der Empfindungen ab, deren innere Einheit und ruhige Besonnenheit die Tiefe der Harmonie ist. Die Melodie ist also das veränderliche Leben der Empfindungen, das sich geregelt im Flusse der Töne, im Rhythmus darstellt, die Harmonie aber die beharrliche Grundstimmung, oder die innere Einheit im äußeren Wechsel der Empfindungen; und diese innere Einheit entfaltet sich in der Mannigfaltigkeit der Töne dadurch, daß mit dem Anklange des Grundtons die hohen Töne immer zugleich mittönen; so ergießt sich das Gemüth in den Wechsel der Empfindungen und objektivirt oder individualisirt sich gleichsam in dieser Vielheit der veränderlichen Regungen. Die Melodie ist demnach das äußere, spielende Leben, das sich nur dadurch harmonisch und künstlerisch darstellen kann, daß diese Fülle von einer beharrlichen Einheit getragen wird, und aus ihr sich entwickelt. Die Tiefe ist also hier nicht das Niedrigste, sondern vielmehr das Höchste, welches darum auch, je ernster und feyerlicher die musikalische Stimmung ist (wie in der Kirchenmusik), um so mehr die Melodie beherrscht; daher diese um so einfacher und ruhiger wird, und um so mehr sich in Harmonie ganz aufzulösen strebt.

Viertes Buch. Der Welt als Wille zweyte Betrachtung: bey erreichter Selbsterkenntniß Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben.

Der Wille erhält durch die hinzugetretene, zu seinem Dienste entwickelte Welt der Vorstellung die Erkenntniß von seinem Wollen und von dem, was es sey, das er will, daß es nämlich nichts anderes sey, als diese Welt, das Leben, gerade so wie es da steht. Die erscheinende Welt ist daher sein Spiegel; und da, was der Wille will, immer das Leben ist, aber weil dasselbe nichts weiter ist, als die Darstellung jenes Wollens für die Vorstellung, so bezeichnen die Ausdrücke Wille und Wille zum Leben ganz dasselbe. Wo Wille ist, da ist auch Leben und Welt. Dem Willen zum Leben ist also das Leben gewiß, und weder der Wille, das Ding an sich in allen Erscheinungen, noch das Subjekt der Erkenntniß, der Zuschauer aller Erscheinungen, werden irgend von Geburt und Tod berührt; denn Geburt und Tod gehören eben zur Erscheinung des Willens, also zum Leben, dessen gegenseitig sich aufhebende Pole sie sind (daher der indische Gott des Todes, Schiwa, den Lingam, das Symbol der Zeugung, zum Attribute hat). Die beständige Ernährung und Reproduktion ist nur dem Grade nach von der Zeugung, und eben so die beständige Excretion nur dem Grade nach vom Tode verschieden. Die Form der Erscheinung des Willens, also die Form des Lebens oder der Realität ist eigentlich nur die Gegenwart (Vergangen-

heit und Zukunft sind nur im Begriffe, im Zusammenhange der Erkenntniß da, in sofern sie dem Satze vom Grunde folgt); diese ist sein sicherer Besitz, der ihm nie entrissen werden kann. Die Gegenwart ist der Berührungspunkt des Objekts, dessen Form die Zeit ist, mit dem Subjekte, das keine Form hat, weil es nicht zum Erkennbaren gehört, sondern Bedingung alles Erkennbaren ist. Also die einzelne Erscheinung des Willens beginnt und endet zeitlich, der Wille selbst aber als Ding an sich und das erkennende, nie erkannte Subjekt wird nie davon getroffen. Der Wille bejaht sich selbst, wenn, indem ihm in seiner Objektivität, d. h., der Welt oder dem Leben, sein eigenes Wesen als Vorstellung vollständig und deutlich gegeben wird, diese Erkenntniß sein Wollen keineswegs hemmt, sondern eben dieses so erkannte Leben auch als solches von ihm gewollt wird; die Verneinung des Willens zum Leben aber zeigt sich, wenn auf jene Erkenntniß das Wollen endet, indem die ganze, durch Auffassung der Ideen erwachsene Erkenntniß des Wesens der Welt, die den Willen spiegelt, zum Quietiv des Willens wird, und so der Wille frey sich selbst aufhebt. — Der Wille als solcher ist frey; alles dagegen, was zur Erscheinung gehört, ist, weil es dem Satze vom Grunde unterworfen ist, als Folge aus gegebenem Grunde nothwendig bestimmt, und kann in keiner Beziehung anders seyn, als es ist. Jedes Ding ist als Erscheinung oder Objekt durchaus nothwendig, dasselbe ist aber an sich Wille, und dieser ist völlig frey für alle Ewigkeit; die Erscheinung nämlich ist nothwendig und unabänderlich in der Vorstellung der Gründe und Folgen bestimmt, aber das Daseyn dieses Objekts überhaupt, und die Art seines Daseyns, d. h., die Idee, die sich in ihr offenbaret, ist unmittelbar Erscheinung des Willens, und in Gemäßheit der Freyheit dieses Willens könnte es überhaupt nicht Daseyn oder auch ursprünglich und wesentlich ein ganz anderes seyn; aber einmal da und vorhanden ist es in die Reihe der Gründe und Folgen eingetreten, und kann, als nothwendig bestimmt, weder ein anderes werden, noch auch aus der Reihe austreten. Im Menschen gelangt der Wille zum völligen Selbstbewußtseyn, zum deutlichen und erschöpfenden Erkennen seines eigenen Wesens, wie es sich in der ganzen Welt abspiegelt. Auch bey ihm geht die Freyheit des Willens als Dinges an sich keineswegs unmittelbar auf seine Erscheinung über, vielmehr geht das einzelne Handeln ganz nothwendig aus dem Zusammentreffen des Charakters mit den Motiven hervor. So besteht neben der Freyheit die Nothwendigkeit, jene als intelligibler Charakter, diese als empirischer. Der intelligible Charakter ist als ein außerzeitlicher, untheilbarer und unveränderlicher Willensakt zu betrachten, dessen

in Zeit und Raum und allen Formen des Satzes vom Grunde entwickelte und auseinandergezogene Erscheinung der empirische Charakter ist, wie er sich in der ganzen Handlungsweise und im Lebenslaufe dieses Menschen erfahrungsmäßig darstellt. Alle Thaten des Menschen sind nur die stets wiederholte, in der Form etwas abwechselnde Aeußerung seines intelligiblen Charakters, und die aus der Summe derselben hervorgehende Induktion gibt seinen empirischen Charakter. Wenn man behauptet, der Mensch könne in einer gewissen Lage so und auch entgegengesetzt handeln, so wird auf unphilosophische Weise die Freyheit des Willens an sich auch auf seine Erscheinung übergetragen. Die Motive können den Willen nie ändern; sie haben selbst nur unter der Voraussetzung Macht über ihn, daß er gerade ein solcher ist, wie er ist: bloß die Richtung seines Strebens können sie ändern, d. h. sie können machen, daß er das, was er unabänderlich sucht, auf einem anderen Wege, als bisher, sucht. Zum äußeren Können gehört nicht allein das Vorhandenseyn der Bedingungen und Motive, sondern auch die Erkenntniß derselben; er muß auch wissen, was sich mit den Bedingungen für ihn selbst sowohl, als für andere machen läßt. Die Einsicht davon, daß ich durch falsche Begriffe geleitet etwas anderes that, als meinem Willen gemäß war, ist die Reue, die also bey richtigerer Erkenntniß eintritt. — Der Mensch hat vor dem Thiere eine eigentliche Wahlbestimmung voraus; diese ist aber eines von den Dingen, die das Daseyn des Menschen so viel qualvoller machen, als das des Thiers; denn während das Thier immer nur durch eine anschauliche Vorstellung motivirt wird, ist der Mensch bestrebt, diese Art der Motivation gänzlich auszuschließen und allein durch abstrakte Vorstellungen sich bestimmen zu lassen. Unser Schmerz, wie unsere Freude, liegt daher meistens nicht in der realen Gegenwart, sondern bloß in abstrakten Gedanken, die uns oft Qualen schaffen. — Zum intelligiblen und empirischen Charakter gesellt sich noch der erworbene, d. h. die möglichst vollkommene Erkenntniß der eigenen Individualität, das abstrakte und deutliche Wissen von den unabänderlichen Eigenschaften des eigenen empirischen Charakters, so wie von dem Maße und der Richtung der geistigen und körperlichen Kräfte, also von der gesammten Stärke und Schwäche der eigenen Individualität. — Die Freyheit, als deren Abbild und Aeußerung die ganze sichtbare Welt, ihre Erscheinung, dasteht, kann da, wo ihr die vollkommen adäquate Kenntniß ihres eigenen Wesens aufgegangen ist, von neuem sich äußern, indem sie auf dem Gipfel der Besinnung und des Selbstbewußtseyns dasselbe will, was sie sich selbst nicht kennend wollte, wo dann die Erkenntniß im Einzelnen, wie im Ganzen stets für sie Motiv bleibt,

oder diese Erkenntniß wird ihr ein Quietiv, das alles Wollen beschwichtigt und aufhebt. Dies ist die Bejahung oder Verneinung des Willens zum Leben. Das Daseyn des Menschen ist, auch von der rein geistigen Seite betrachtet, ein stetes Hinstürzen der Gegenwart in die todte Vergangenheit, ein stetes Sterben; eben so ist das Leben unsers Leibes nur ein fortdauernd gehemmtes Sterben, ein immer aufgeschobener Tod. Wollen und Streben ist sein ganzes Wesen, einem unlöschbaren Durste zu vergleichen: der Grund alles Wollens aber ist Bedürftigkeit und Mangel, also Schmerz. Eben so ist der Wunsch seiner Natur nach Schmerz: die Erreichung gebiert schnelle Sättigung, der Besitz nimmt den Reiz weg, und der Wunsch stellt sich unter einer neuen Gestalt wieder ein: so folgt Oede, Leere und Langeweile. Alle Befriedigung, alles Glück ist immer nur negativ; denn es setzt stets einen Wunsch, also Mangel, voraus, und mit der Befriedigung hört der Wunsch, folglich der Genuß auf; sonach ist jede Befriedigung oder Beglückung nur Befreyung von einem Schmerze. — Das Individuum findet sich als Mikrokosmos, und, wenn es sein eigenes Daseyn und Wohlseyn vor allem anderen berücksichtigt, macht es sich egoistisch zum Mittelpunkte der Welt; dann geht der Wille leicht über sich selbst hinaus bis zur Verneinung des Willens in anderen Individuen, und bricht in die Grenze der fremden Willensbejahung ein. Dieser Einbruch ist das Unrecht, ein ursprünglicher und positiver Begriff, dessen bloße Negation der Begriff Recht ist; denn diesem wird jede Handlung subsumirt, welche nicht Ueberschreitung jener Grenze, also nicht Verneinung des fremden Willens zur stärkeren Bejahung des eigenen ist. Unrecht und Recht sind ethische Bestimmungen, d. h. solche, die für die Betrachtung des menschlichen Handelns als solchen und in Beziehung auf die innere Bedeutung dieses Handelns an sich Gültigkeit haben. Die reine Rechtslehre ist daher ein Abschnitt der Ethik, und bezieht sich unmittelbar auf das Thun, nicht auf das Leiden. Auf das Unrechtleiden dagegen geht die Staatslehre oder die Lehre von der Gesetzgebung, die sich um das Unrechtthun nur wegen seines nothwendigen Correlats, des Unrechtleidens, bekümmert. In der Ethik ist der Wille, die Gesinnung der Gegenstand der Betrachtung; den Staat dagegen kümmern Wille und Gesinnung bloß als solche und um ihrer selbst willen ganz und gar nicht, sondern allein die That (sie sey nun bloß versucht oder ausgeführt) wegen ihres Correlats, des Leidens von der anderen Seite. Der Begriff des Unrechts und Rechts, der ursprünglich ethisch ist, wird juridisch durch die Verlegung des Ausgangspunktes von der aktiven auf die passive Seite, also durch Umwendung. Der Staat ist gegen die nachtheiligen Folgen des Egoismus ge-

richtet, welche aus der Vielheit egoistischer Individuen ihnen allen wechselseitig hervorgehen und ihr Wohlseyn stören, und dieses Wohlseyn bezweckt er eben. Außer dem Staate gibt es kein Strafrecht; denn dieses gründet sich auf einen gemeinsamen Vertrag, zu dessen Erfüllung unter allen Umständen (zur Vollziehung der Strafe nämlich auf der einen Seite und zur Duldung derselben auf der anderen) die Glieder des Staats verpflichtet sind. Der unmittelbare Zweck der Strafe ist daher im einzelnen Falle Erfüllung des Gesetzes, als eines Vertrags, der einzige Zweck des Gesetzes aber ist Abschreckung von Beeinträchtigung fremder Rechte. Die Strafe ist wesentlich auf die Zukunft gerichtet, die Rache dagegen wird durch das Geschehene, also das Vergangene als solches, motivirt. — Wer sich über die an den einzelnen Dingen und am Leitfaden des Satzes vom Grunde fortschreitende Erkenntniß erhebt und inne wird, wie dem Dinge an sich die Formen der Erscheinung nicht zukommen, der sieht ein, daß die über andere verhängte und die selbst erfahrene Qual immer nur jenes eine und selbige Wesen treffen, und die Verschiedenheit zwischen dem, der das Leiden verhängt, und dem, welcher es dulden muß, nur Phänomen ist, weil in beyden derselbe Wille lebt, der, indem er in einer seiner Erscheinungen gesteigertes Wohlseyn sucht, und in der anderen großes Leiden hervorbringt, nur sich selbst verletzt, weil der Quäler und der Gequälte Eins sind. Der Quälende muß erkennen, daß er in allem lebt, was auf der Welt Qual leidet, der Gequälte einsehen, daß alles Böse, das auf der Welt verübt wird oder je ward, aus jenem Willen fließt, der auch sein Wesen ausmacht, auch in ihm erscheint, und daß er durch diese Erscheinung und ihre Bejahung alle Leiden auf sich genommen hat, die aus solchem Willen hervorgehen, und sie mit Recht erduldet, so lange er dieser Wille ist. Dieses ist die Erkenntniß der ewigen Gerechtigkeit, welche gänzliche Erhebung über die Individualität erfordert. Die direkte Darstellung dieser Wahrheit finden wir in den indischen Vedas, dem Volke aber wurde sie als Mythe in der Lehre von der Seelenwanderung vorgetragen. — Der Begriff gut ist wesentlich relativ und bezeichnet die Angemessenheit eines Objekts zu irgend einer bestimmten Bestrebung des Willens. Das Gute hat daher sein Wesen nur in seinem Verhältnisse zu einem begehrenden Willen. Die Güte der Gesinnung ist die Tugend. Alle Thaten sind bloß leere Bilder; die Gesinnung allein, welche zu ihnen leitet, gibt ihnen ethische Bedeutsamkeit. Die echte Güte der Gesinnung, die uneigennützige Tugend und der reine Edelmuth gehen von Erkenntniß aus, aber nicht von abstrakter, durch Worte mittheilbarer, sondern von einer unmittelbaren, intuitiven, die jedem selbst aufgehen

muß. Aus der Durchschauung des principii individuationis geht in geringerem Grade die Gerechtigkeit, in höherem die eigentliche Güte der Gesinnung hervor, die sich als reine, uneigennützige Liebe gegen andere zeigt. Da, wo sie vollkommen ist, setzt sie das fremde Individuum und sein Schicksal dem eignen völlig gleich; und die Mehrzahl der Individuen, deren ganzes Wohlseyn oder Leben in Gefahr ist, kann selbst die Rücksicht auf das eigne Wohl des Einzelnen überwiegen. Was uns zu guten Thaten und Werken der Liebe bewegt, ist immer die Erkenntniß des fremden Leidens; darum ist die reine Liebe ihrer Natur nach Mitleid. Wer nur in allen Wesen sich, sein innerstes und wahres Selbst erkennt, die endlichen Leiden alles Lebenden als die seinen betrachtet, und so den Schmerz der ganzen Welt sich zueignet, wie sollte dieser das Leben durch stete Willensakte bejahen, und eben dadurch immer fester sich ihm verknüpfen? Vielmehr wird diese Erkenntniß des Ganzen, des Wesens der Dinge an sich zum Quietiv alles und jedes Wollens. Der Wille wendet sich vom Leben ab, es schaudert ihn vor seinen Genüssen; so gelangt der Mensch zum Zustande der freywilligen Entsagung, der Resignation, der gänzlichen Willenlosigkeit (Ascetik). Die Verneinung des Willens zum Leben tritt also dann ein, wenn die vollendete Erkenntniß des eigenen Wesens zum Quietiv alles Wollens geworden ist. Das Leben eines solchen, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen, ist, so arm und freudenlos sein Zustand von außen betrachtet erscheint, doch voll innerer Freudigkeit und wahrer Himmelsruhe. Diese Verneinung des Willens zum Leben ist der einzige in der Erscheinung hervortretende Akt seiner Freyheit. Nichts ist von ihr verschiedener, als die willkürliche Aufhebung seiner einzelnen Erscheinung, der Selbstmord, der, weit entfernt Verneinung des Willens zu seyn, vielmehr ein Phänomen starker Bejahung desselben ist; denn der Selbstmörder will das Leben, und ist nur mit den Bedingungen unzufrieden, unter denen es ihm geworden; daher gibt er keinesweges den Willen zum Leben auf, sondern bloß das Leben, indem er die einzelne Erscheinung zerstört. Der Selbstmörder gleicht, weil er sich dem Leiden entzieht, welches ihn als Mortification des Willens zur Verneinung seiner selbst und zur Erlösung hätte führen können, einem Kranken, der eine schmerzhafte Operation, die ihn von Grund aus heilen könnte, nicht vollenden läßt, sondern lieber die Krankheit behält. Bey der Verneinung des Willens zum Leben steht der Wille, der sich durch die Erscheinung, den Leib, offenbart, mit dieser fortdauernden Erscheinung in Widerspruch, indem er verneint, was sie ausspricht. Dieser Widerspruch hebt sich dadurch auf, daß der Zu-

stand, in welchem der Charakter der Macht der Motive entgegen ist, nicht unmittelbar vom Willen ausgeht, sondern von einer veränderten Erkenntnißweise (in der christlichen Kirche Gnadenwirkung). Die echte Tugend und Heiligkeit der Gesinnung hat ihren ersten Ursprung nicht in der überlegten Willkür (den Werken), sondern in der Erkenntniß (dem Glauben); denn führten die Werke, die aus Motiven und überlegtem Vorsatze entspringen, zur Seligkeit, so wäre die Tugend immer nur ein kluger, methodischer, weitsehender Egoismus. Die gänzliche Verneinung des Willens und die dadurch erfolgende Erlösung von einer Welt, deren ganzes Daseyn sich uns als Leiden darstellt, erscheint als ein Uebergang in das Nichts. Dieses Nichts ist kein absolutes (denn ein solches ist undenkbar), sondern nur ein relatives: das Nichts ist nur in Verhältniß zu etwas anderem, also einem höheren Begriffe stets untergeordnet. Das Positive ist das Seyende, die Welt der Vorstellung, die Objektivität des Willens; das aus dieser Heraustretende scheint sich daher in das Nichts zu verlieren. Der umgekehrte Standpunkt aber würde das für uns Seyende als das Nichts, und jenes Nichts als das Seyende uns zeigen. Letzteres kann jedoch von uns, so lange wir der Wille zum Leben selbst sind, nur negativ erkannt und bezeichnet werden. —

Bey diesem Abschnitte wollen wir nur über den Begriff des Wollens einige Erinnerungen machen. Wir nehmen ein doppeltes Erkennen an (ein anschauliches, auf die Erscheinungen des wirklichen Lebens hingerichtetes, und ein intelligibles, das sich auf das den wandelbaren Erscheinungen zum Grunde liegende, Ewige — außer uns und in uns — bezieht: und dieses ist die aus der höheren Betrachtung unsers eigenen Wesens und der Welt von selbst hervorgehende Anerkennung des Unbedingten oder Göttlichen); und eben so ein doppeltes Wollen, ein sinnliches, das als Verlangen oder in heftigerem Grade als Begierde die Erhaltung, Beförderung und Erweiterung unsers irdischen Daseyns bezweckt, und ein intelligibles, das sich auf die höhere und gottähnliche Natur unsers Wesens gründet, und über das Sinnliche hinausstrebend, das an sich des Lebens zum unverrückten Ziele hat. Im besonnenen und zur wahren Erkenntniß erwachten Menschen werden beyde Arten des Wollens stets verbunden seyn; denn ein solcher wird nichts bloß sinnliches und zeitliches als solches wollen, sondern dieses Wollen des Zeitlichen und Endlichen wird er nur als Organ des höheren, ewigen Wollens betrachten, indem sich in der sinnlichen Handlung, in dem einzelnen Werke der Geist des höheren Lebens offenbart, der ihn als sittliches Wesen beseelt. Das Leben und Handeln des wahrhaften Menschen wird daher ein stetes Realisiren der Idee des Unendlichen und Göttli-

chen seyn, und durch sein Handeln wird er nicht nur diesen Geist zu objektiviren suchen, sondern auch in anderen empfänglichen Gemüthern ihn zu erwecken und lebendig zu erhalten streben. Wir billigen daher nicht jene düstere Ansicht von der Unseligkeit des irdischen Daseyns, welche der Verfasser nicht ohne Vorliebe, wie es scheint, ausführlich entwickelt hat, noch auch die gänzliche Verneinung des Willens, die vollkommne Resignation u. s. w., die nach unsrer Ueberzeugung von moralischer Schwäche oder Schwärmerey zeigt. Der gesunde, kräftige Mensch wird nämlich, wohl erkennend, daß das Endliche und Zeitliche dem wahrhaften Streben des Gemüths nicht genügen kann, dennoch das Zeitliche nicht von sich abzuwerfen suchen, weil diese sinnliche Welt die einzige Bedingung seines Handelns und Wirkens ist (denn das Intelligible kann sich nur im Sinnlichen offenbaren, so wie der Künstler sein innerstes Bestreben, seine heilige Begeisterung nur auf sinnliche Weise, in einem materiellen Stoffe, darstellen kann, und auch der Forscher das Wahre nur in sinnlichen Darstellungen und Abbildern erkennt). Das Sinnliche wird aber keineswegs der Endzweck seines Handelns seyn, in sofern es aus sittlicher Gesinnung entspringt, sondern er wird das Sinnliche nur als Medium und Organ seines eigentlichen, übersinnlichen Strebens und Wollens betrachten. Der Wille wird sich demnach als sinnlicher (auf das Irdische hingerichteter, als Freude, Lust, Begierde u. s. w.) zum reinen Willen, zur Liebe des Guten und Schönen, zu begeistertem Streben nach Gottähnlichkeit verklären. Nur der Sinese, dem Liebe und Begeisterung versagt war, konnte die Meinung hegen, daß Tugend und Glückseligkeit in gänzlicher Unempfindlichkeit bestehe, in Aufhebung alles Strebens und Denkens, so daß der Mensch um so vollkommner werde, je näher er der Natur des Steines komme. An die Ueberzeugung, daß das Irdische und Endliche seiner Natur nach unvollkommen und ungenügend ist, folglich auch das auf das Sinnliche und Irdische gerichtete Wollen nicht zum wahrhaften Gute hinführen kann, knüpft sich im Gemüthe des sittlich und religiös Gebildeten das begeisterte Streben nach dem höchsten, einzig beglückenden Leben an, das der Tugend und dem Göttlichen geweiht ist; und je mehr der Sittliche nach dieser Reinheit seines Lebens strebt, um so mehr wird er sich bemühen, das Sinnliche, dessen Triebe und Begierden ihn davon abführen, nicht zu ertödten, sondern seinem höheren Streben zu unterwerfen, damit es diesem diene als Mittel und Organ. Diese sittliche Kraft, diese religiöse Ueberzeugung, daß die Tugend in jedem ihrer Werke (wenn auch das Wirkliche als Sinnliches in der Zeit untergeht) ewig sey, und so wie sie aus dem göttlichen Geiste stamme, auch in ihm ewig fortlebe,

wird den Menschen, wenn ihn die Welt in ihren Mängeln, Gebrechen und ihrer ganzen Unseligkeit umgibt, nicht in Trostlosigkeit oder düstere Schwermuth versinken lassen, sondern ihn aufrichten, seinen Muth durch das Gefühl der höheren Würde seines Wesens als eines sittlichen beleben, und wider alle Anfechtungen des Trübsinns stärken. Die höhere Welt, in welche uns die Ideen des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen emporheben (den contemplativen, in die Betrachtung des Wesens der Dinge versunkenen Denker nennen wir nämlich mit eben dem Rechte einen höheren, gottähnlichen Menschen, als den für Tugend und Recht begeisterten Mann, dem das Schicksal eine äußere und politische Wirkungssphäre angewiesen hat, als ferner den Künstler und den gotterleuchteten Priester), ist das wahrhaft Seyende, Ewige und Wesentliche (das ὄντως ὂν des Platon, unser scholastisches an sich), dagegen die sinnliche Welt, bloß für sich betrachtet, also ohne Beziehung auf die höhere, die ihr erst Gehalt und Bedeutung gibt, das Unbeständige, stets Wechselnde und nie zur Ruhe Gelangende, also das eigentliche, wesenlose Nichts ist. Die Ideenwelt ist das wahrhafte Seyn, die Sinnenwelt, als ihr Abbild betrachtet, das Werden und Sich offenbaren des Seyns, für sich selbst aber aufgefaßt (nämlich von der einseitigen Reflexion), das Werden ohne Seyn, d. h. das nichtige Spiel der Erscheinungen ohne Grund und Endzweck. —

Der Anhang enthält die auf dem Titel angegebene Kritik der kantischen Philosophie, mit welcher der Verfasser eine Rechtfertigung der in diesem Werke von ihm dargestellten Lehre beabsichtigte, in sofern sie in vielen Punkten mit der Kantischen Philosophie nicht übereinstimmt, ja ihr widerspricht. Wir begnügen uns, diesen Anhang allen, denen gründliche Philosophie und Wahrheit am Herzen liegt, zu sorgfältiger Lesung und Prüfung zu empfehlen. A.

Art. XII. Antar, a bedoueen Romance, translated from the Arabic. By *Terrick Hamilton* Esq. Oriental Secretary to the british Embassy at *Constantinople*. *London*: John *Murray*, *Albimarlestreet* 1819. Oktavo 298 S.

Der Uebersetzer, dessen Namen (nach diesem seinem ersten Auftritte unter orientalischen Literatoren zu urtheilen) noch oftmals rühmlich unter denselben genennt werden dürfte, sandte die Erstlinge seiner Arbeiten nach England, wo dieselben ohne sein Wissen und Zuthun, dem Drucke übergeben wurden. Der ungenannte Herausgeber beginnt daher seine Einleitung mit der sehr annehmbaren Entschuldigung: »daß es außer seiner Macht liege,

»dem Leser erschöpfenden Vorbericht zu erstatten über die Natur »und den Inhalt der epischen Erzählung, wovon hier ein Theil »zum ersten Male dem europäischen Publikum vorgelegt werde.«

Der Unvollständigkeit dieses Vorberichts soll diese Anzeige, denselben theils berichtigend theils ergänzend, abhelfen, und sich über den Inhalt des ganzen Werkes verbreiten, wovon hier nur ein Theil (ohne Versprechen der Fortsetzung) vielleicht nur als Probe, um den Geschmack des Publikums zu erforschen, ans Licht gefördert ward.

Da dem unterzeichneten Erstatter dieser Anzeige das gute Glück geworden, der Erste den arabischen Ritterroman, wovon es sich hier handelt, als solchen aufzufinden und zu erkennen, davon Reisenden und Gelehrten die erste Nachricht zu geben, und das erste nach Europa gekommene Exemplar desselben aus Cairo auf die kaiserliche Hofbibliothek von Wien zu schaffen, so steht ihm am ersten und nächsten der umständliche Bericht hierüber zu.

Als er gerade vor zwanzig Jahren (i. J. 1799) nach Konstantinopel an der kaiserlichen Internuntiatur zu dienen gesendet ward, erhielt er vom damaligen dirigirenden Minister der auswärtigen Geschäfte, Freyherrn von Thugut, den Auftrag, für ihn um jeden Preis eine Handschrift der tausend und einen Nacht aufzufinden. Das Resultat der hierüber zu Konstantinopel auf dem Büchermarkte sowohl als bey den Kaffehhauserzählern (Meddah) angestellten Nachforschungen war, daß die Märchen der Tausend und Einen Nacht in den Kaffehhäusern zu Konstantinopel ganz und gar unbekannt, nur in Aegypten anzutreffen seyn dürften. Da aber wer suchet findet (wenn auch was anderes als das Gesuchte), so fand sich zuerst ein Band arabischer Rittererzählungen in den Händen der Frau Aide, einer an einen englischen Beratträger, d. i. als englischer Unterthan privilegirten Kaufmann, vermählten Halepinerin, die mit großen Anlagen natürlicher Beredsamkeit und einem seltenen Gedächtnisse ausgestattet, wie eine echte Araberin Märchen und Verse über Alles liebte. Mit ihr las der Berichterstatter jenen Band voll Ritterthaten und Heldenschlachten, und erfuhr, daß dieses einer der vielen (der Zahl nach schwer zu bestimmenden) Bände sey, aus denen der große Ritterroman Antar bestehe, welcher den Stoff zu den meisten Erzählungen syrischer und ägyptischer Kaffehhausredner hergebe, der aber vollständig zu finden eben so schwer sey, als der Phönix, von dem das arabische Wort sagt: Mewdschudol-ism maadum ol dschissm, d. i. dem Namen nach bekannt, doch nicht zu finden in dem Land. Einzelne Bände davon fänden sich wohl fast in jedem wohl eingerichteten Hause in den großen Städten Syriens

und Aegyptens, aber vollständig sey dieses bändereiche Werk nirgends anzutreffen. Frau Aide selbst hatte dasselbe nie vollständig gesehen, und wußte auch die wahre Anzahl der Bände desselben nicht anzugeben, indem laut Sagen dasselbe nach Einigen aus dreyßig, nach Anderen aus vierzig, aus funfzig, aus sechzig, ja aus siebzig und achtzig Bänden bestehen sollte. Diese Angabe, die so romantisch klang als der Inhalt des Werkes selbst, fand sich in der Folge doch als wahr bestätigt, weil dieser ungeheuere Ritterroman gar nicht in Theile oder Hauptstücke untergetheilt ist, sondern die Zahl der Bände sich einzig und allein nach der Willkür des Abschreibers richtet, je nach der Wahl des Formats und der Bogenzahl. So bestand das auf der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien befindliche Exemplar ursprünglich aus drey und dreyßig dünnen Foliobänden, die nun in sechs dicke Foliobände und einen siebenten Quartanten zusammengebunden sind; Exemplare in Quart geschrieben, haben zwischen vierzig und sechzig Bänden, und deßhalb mögen die in Oktavformat geschriebenen wohl bis zur Zahl von siebenzig und achtzig anwachsen. Die Muthmaßung, daß es sich beyläufig so mit den Varianten der Bändezahl verhalten möge, mußte ganz natürlich aufsteigen, als der Schreiber dieser Zeilen eines der mit Frau Aide gelesenen Gedichte schon irgendwo gesehen zu haben sich erinnerte, und dasselbe in dem Werke des unsterblichen Jones de poesi asiatica fand, welcher ebenfalls einen einzelnen Band zur Hand bekommen hatte, ohne über den wahren Umfang oder Inhalt desselben gehörig unterrichtet zu seyn *). Dieser Band, den S. W. Jones den vierzehnten nennt, war in dem Aide'schen Exemplare der siebenzehnte. Die durch diese Verschiedenheit begründete (und durch späteren Fund bestätigte) Muthmaßung gereichte zur großen Freude der Frau Aide und des Schreibers, dem mehr darüber in Erfahrung zu bringen zu Konstantinopel nicht gelang; als er aber das folgende Jahr (1800) an der syrischen Küste seine Nachforschungen fortsetzte, fand er wirklich während seines zehntägigen Aufenthaltes zu Jaffa einzelne Bände des Ritterromans Antar, konnte aber wegen Kürze des Aufenthalts auf dem Lande, und weil er jeden Augenblick des Absegelns des englischen Kriegsschiffs (der Tiger), auf dem er sich mit Sir Sidney Smith befand, gewärtig seyn mußte, eben so wenig seine Märchenforschung mit gehöriger Muße verfolgen, als die Wallfahrt nach Jerusalem unternehmen, wiewohl er zehen Tage lang nur zehn Stunden davon entfernet war. Erst ein Jahr später, als das englische zum Entsatze Aegyptens bestimmte Korps vor

*) *Jones* Poeseos asiat. Comment. cap. XVII.

Alexandrien gelandet war, und die Scheiche der Beduinen mit Lebensmitteln ins englische Lager kamen, war günstige Gelegenheit vorhanden, die Nachforschungen nach arabischen Märchen auf ihrem klassischen Grund und Boden zu beginnen. Jeder Scheich und Märchenerzähler, der ins Lager kam, wurde um die Tausend und Eine Nacht und um Antar angegangen. Allen war das eine und das andere dieser Werke wohl bekannt, aber dieselben vollständig aufzufinden oder herzuschaffen wollte keiner verbürgen.

Sie brachten einzelne Theile von verschiedenem Formate, die also ganz verschiedenen Exemplaren angehörten, mitunter wohl auch Bände anderer beliebter Beduinenromane, als vom Siret Iskender, Siret Ben Hilal, Kussat Dulhamma u. s. w. aber an eine Vervollständigung eines einzigen Antars aus diesen viel zerfetzten, viel beschmutzten einzelnen Bänden der Beduinenbibliothek des Zelts und des Pferdes war nicht zu denken. Erst zu Cairo ward der Ankauf eines vollständigen Exemplars möglich und wirklich. Am Tage, der auf den Abzug der Franzosen und das Einrücken der Engländer folgte, wurde der Scheich der Kaffehhauserzähler von Cairo (Scheichol-meddah) in das Haus des kaiserlichen Konsuls, Herrn v. Rosetti, eingeladen, und demselben ein Beutel Geldes (500 Piaster) versprochen, wenn ihm ein vollständiges Exemplar aufzutreiben gelänge. Nach einigen Tagen erschien er damit. Es war vollständig, bestand aber aus zwey ganz verschiedenen Hälften. Die erste auf sehr feinem geglättetem Papier mit goldenen Rändern eingefaßt, schon im J. d. H. 871 (1466) geschrieben, die zweyte auf grobem starken Papiere mit leserlicher aber nichts weniger als schöner Schrift, vielleicht nicht funfzig Jahre alt.

Dieser kostbare Fund wurde sogleich sorgfältig eingepackt, und der Finder wollte denselben nicht aus den Augen und Händen lassen, um die Einschiffung selbst zu besorgen. So wurde das Werk dann am Bord der englischen Fregatte La Madonna del Carmen, auf welcher Sir Sidney Smith und Oberst Abercrombie die Nachricht von der Kapitulation Alexandria's nach England brachten, im Beyseyn des Auffinders eingeschifft, und in Malta der Quarantaineanstalt mit einem Schreiben an das Gubernium von Triest übergeben, um sicher bis nach Wien befördert zu werden. Unglücklicherweise gingen entweder zu Malta oder zu Triest die zwey letzten Bände verloren, und das mit so vielem Aufwande von Geld und Mühe erkaufte Werk würde dennoch unvollständig geblieben seyn, wenn sich nicht durch einen sehr glücklichen Zufall unter den von Beduinen einzeln erstandenen Bänden, die letzten des ganzen Werkes vorgefunden

hätten, so daß das Exemplar mittelst derselben dennoch ein vollständiges ward. Diese beyden letzten Bände machen im Exemplare der k. k. Hofbibliothek den siebenten Quartband aus, welcher die Fortsetzung und das Ende des in den sechs Foliobänden enthaltenen Romans enthält. Da der Finder die Kostbarkeit des von ihm gefundenen Schatzes gegen Jedermann laut kund machte, und die Aufmerksamkeit anderer damals mit ihm in Aegypten befindlichen Reisenden darauf lenkte, fand der Bruder des englischen Uebersetzers, der als Verfasser der Aegyptiaca in der literarischen Welt rühmlich bekannte dermalige Undersecretary of state Hr. William Hamilton, in Syrien ein Exemplar Antars auf, das aber mit dem vom Dr. Clarke aufgefundenen Exemplare der tausend und einen Nacht auf einem Schiffe mit L. Elgins Marmorsteinen befindlich, als dasselbe im Haven von Cerigo Schiffbruch litt, entweder ganz zu Grunde ging, oder doch zu allem Gebrauche verdorben ward. Der Bruder des dermaligen brittischen Staatssekretairs, dermaliger brittischer Botschaftssekretair zu Konstantinopel, tritt nun in dem vorliegenden Werke als Uebersetzer desselben auf, ohne daß der ungenannte Herausgeber über den Fund und die Beschaffenheit des Exemplars, über die Größe und den Werth des Romans, über die Art der Uebersetzung selbst, ob dieselbe nämlich wörtlich oder frey, im Ganzen oder im Auszuge, das Nöthige vorberichtet.

Der Erstatter dieser Anzeige fühlt sich so mehr verpflichtet, und im Stande diesen so fühlbaren Mangel gut zu machen, als er, nicht damit zufrieden, solchen Schatz in die kaiserl. Bibliothek geliefert zu haben, denselben dort nicht unbenützt liegen lassen wollte, sondern, als er im Jahre 1802 von London über Wien als Gesandtschaftssekretair nach Konstantinopel zurückging, sich durch den Obersthofmeister Herrn Fürsten von Starhemberg die allerhöchste Gnade ausbat, das ganze Werk wieder mitnehmen zu dürfen, um es zu Konstantinopel nach Musse zu lesen. Während der vier Jahre seines dortigen Aufenthaltes las er dasselbe nicht nur zweymal von einem Ende zum andern, sondern verfertigte auch einen Auszug von vierhundert halbbrüchig geschriebenen Bogen daraus, der nun schon lang über das neunte Jahr im Pulte aufbewahrt günstiger Zeit entgegen harrt, um ans Licht zu treten. Indessen kam dem Deutschen als ersten Finder und Uebersetzer der Engländer durch die schnellere zu Tageförderung seiner späteren Uebersetzung zuvor, ohne dadurch vielleicht den künftigen Erfolg des noch ungedruckten Auszugs zu beeinträchtigen, weil der Riesenumfang eines Romans, welcher, sey es in ein Paar Dutzend Oktavbänden, in ein Dutzend Quartanten oder in ein halbes Dutzend Folianten

gekleidet auftritt, schwerlich so viele Leser finden möchte, als sich ein gedrängter Auszug des Ganzen, ohne Vernachläßigung der wesentlichsten Schönheiten, in einem halben Dutzend Duodezbanden versprechen darf. Selbst der vorliegende Band scheint nur berechnet, die Leselust auf die Probe zu stellen, ohne dieselbe mit der Zahl der noch folgenden Bände ins Voraus zu erschrecken, wovon der Vorbericht wohl weislich schweigt.

Wenn der Herausgeber die umständliche Angabe bey der Bändezahl, die ihm doch nicht unbekannt seyn konnte, bedachtsam verschwieg, so scheint er das Urtheil des großen Orientalisten Sir William Jones, dem ein einzelner Band dieses Ritterromans in die Hände fiel, nicht mit Bedacht, sondern weil es ihm unbekannt geblieben, oder der Erinnerung entfallen war, mit Stillschweigen übergangen zu haben. Wir brechen dieses Stillschweigen zum Vortheile des Werks, zu dessen Gunsten der Leser doch nicht besser gestimmt werden konnte, als durch die folgenden Worte des großen Kenners und Kunstrichters asiatischer Dichtkunst: Hujus libri (de *Antaro* et *Ablae* amoribus) quartum decimum solummodo volumen mihi videre contigit. Nihil est elegans nihil magnificum quod huic deesse putem. Ita sane excelsum et in eo dicendi genus ita varium, ita periculosum ut non verear eum inter *poemata perfectissima* recensere. Heros eximius, qui in eo laudatur idem ille est *Antara*, qui carminum *Moallakat*, ut appellantur, quintum composuit. Fuit autem *Abla* filia formosissima, quam perdite amavisse dicitur [1]).

Solches Lob aus dem Munde des einzigen aller Orientalisten, welcher tiefe Gelehrsamkeit in den orientalischen Sprachen, feinen Geschmack und Dichtertalent in einem so hohen Grade vereinigte, wie die europäische Litterargeschichte vor ihm und nach ihm bisher kein Beyspiel aufzuweisen hat, könnte Lesern und Kunstrichtern vor der Hand genügen, und wäre wenigstens im Vorberichte der englischen Uebersetzungsprobe sehr an seiner Stelle gewesen. Wir haben aber noch größeres und gewichtigeres, und gemeingültige-

---

[1]) Da der Herausgeber dieses Urtheil seines großen Landsmannes mit Stillschweigen übergangen hat, so darf es um so weniger wundern, daß er von andern Werken, worin Antar bereits in die europäische Lesewelt eingeführt worden, keine Notiz genommen, als in der Encyklopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients. I. 260; in dem Intelligenzblatte der allg. Littz. 1802. Nro. 96. S. 777; in der vollständigen Ausgabe von Antars Moallakas von Willmet, in dem Prolegomenen. S. 15.

res in Bereitschaft, das in voraus die Stimmen nicht nur von einzelnen Lesern, sondern von ganzen Nationen für sich gewinnen muß, und für sich wirklich seit Jahrhunderten gewonnen hat. Größer und gewichtiger und gemeingültiger als Gelehrten- und Dichterlob ist Gesetzgeber- und Prophetenwort. Mohammed, der seinem Volke im Koran die Mährchen verbot, weil er fürchtete, daß zu großer Geschmack an denselben (besonders an den persischen), den himmlischen Schein, womit er die im Koran erzählten Volkssagen umgab, zerstören möchte, Mohammed äußerte mehr als einmal in seinem Leben den Wunsch, daß dasselbe in die Zeit Antar's, des Vaters der Ritter gefallen seyn möchte, und hinterließ das vielbedeutende, durch die getreueste Ueberlieferung bis heut' erhaltene Wort: Erzählet euern Kindern die Sagen von Antar, denn dieß wird ihre Herzen stählen härter wie Stein [1]).

Mohammed der große Gesetzgeber seines Volks, dem er durch Reinheit des Glaubens und Kraft der Seele den Vorzug und die Herrschaft vor anderen Völkern, durch Gesetze im Namen des Himmels gegeben, zuwenden wollte, empfahl die Erzählung der Heldenthaten aus demselben Grunde, aus welchem er die Mährchen im Koran verboten hatte. Er empfahl dieselben erstens als arabische, d. i. als vaterländische im Gegensatz mit persischen oder ausländischen, dann als begeisternde geschichtliche Erzählung großer Thaten im Gegensatz mit Zaubergeschichten und Geistermährchen, mit denen der Inder und Perser des schau- und hörlustigen Arabers Heldenkraft auf dem Pfuhl asiatischer Weichlichkeit einzuschläfern drohte. Dieser von Mohammed so richtig gefühlte und aufgegriffene Umstand bezeichnet schon die große Kluft, welche zwischen dem Ritterromane Antar, und dem Mährchen der tausend und einen Nacht liegt; jener ist rein historisch und arabisch, diese sind fabelhafte Dichtung persischen Ursprungs; der Beschreibung der Thaten Antars, des arabischen Dichterhelden und Heldendichters, des Ritters der Frauen und des Vaters der Ritter, liegt historische Wahrheit zum Grunde, während die tausend und eine Nacht und ähnliche Mährchen reine Fabel sind; selbst der arabische Name bezeichnet den Unterschied, denn die historischen Romane wie der Antars, Alexanders, Hakems u. s. w., heißen Kußat

1) حدثوا اولادكم بحديث عنتر فانه يدع لهم قلب من الحجر

قصة oder Siret سيرة die Erzählung oder Biographie, während die Mährchen der tausend und einen Nacht, Geschichten Hikajet حكاية aber auf persisch Essane افسانه d. i. Mährchen heißen, keinen von beyden aber der Ehrenname wahrer Geschichte Tarich تاريخ beygelegt wird. Antar steht also als arabischer historischer Roman den ursprünglich persischen Mährchen gerade gegenüber [1]).

---

[1]) Der Vorredner der englischen Uebersetzung eignet dem Hrn. Langlès eine nicht ihm gehörige Vermuthung von dem persischen Ursprunge der tausend und einen Nacht zu. Diesen hat der Schreiber dieser Zeilen in einem aus Konstantinopel an Hrn. Silvestre de Sacy geschriebenen Briefe zuerst durch eine in dem arabischen Geschichtwerke Messudi's die goldenen Wiesen aufgefundene Stelle dargethan. Von dem Inhalte sowohl dieses Briefes, als von dem zugleich mitgetheilten Ende der tausend und einen Nacht (das Galland nicht kannte, oder geflissentlich verschwieg) hat Hr. Caussin in der neuen von ihm mit einigen vorher nicht herausgegebenen Erzählungen vermehrten Ausgabe der tausend und einen Nacht, ohne den Namen des Schreibers zu nennen, Erwähnung gethan. Die Stelle Messudi's aber, welche den persischen Ursprung der tausend und einen Nacht beweiset, lautet im LXII. Hauptstücke (Handschrift im Besitz des Hrn. Ritters von Italinsky) folgendermaßen: »das Geschichtwerk Obeid Ben »Scherije's ist in den Händen der ganzen Welt, aber Viele »rechnen was er erzählt unter die Mährchen und die zum Zeitver»treibe müßiger Fürsten erfundenen Geschichten, mit denen man sich »in ihre Gunst einzuschmeicheln pflegt. Dieses Buch ist also viel»mehr eines der Art, wie die aus dem Persischen, Indischen und »Griechischen übersetzten Fabelwerke, wie z. B. das Buch der Tau»send Listen (Hesar Efsane), welches man auf arabisch auch die »tausend Mährchen (Elf Charafa) nennt, und das gewöhnlich un»ter dem Namen der tausend Nächte Elf leila bekannt ist. Es »enthält die Geschichte eines Königs, seiner Tochter Schehrsade »und ihrer Amme Dinarsade. Ein ähnliches Werk ist das von »Dschelkend und Schimas, d. i. die Geschichte eines indischen »Königs und seiner zehn Vesire; die Reisen von Sindbad und »andere.«

Eine zweyte, die vorige bestätigende Stelle findet sich im CXVI. Hauptstücke, Regierung des Chalifen Manßur. »Er ließ der Erste Bücher aus dem Persischen ins Arabische übersetzen, unter denen sich das von Kolaila und Dimma (die sogenannten Fabeln Bidpai's) befand« u. s. w. Diese Stellen beweisen erstens: daß die tausend und eine Nacht ursprünglich die tausend Nächte hieß; zweytens daß dieselbe nicht früher als unter der Regierung Manßurs ins Arabische übertragen ward. Den Zusatz der Einen Nacht zu den tausend erhielt das Werk vermuthlich von einem viel späteren Herausgeber, welcher in den Rahmen alt-

Mohammed wollte sein schau- hör- und thatenlustiges Volk, wie er die Araber nennt, durch die Erzählung von vaterländischen Heldenthaten zu ähnlichen begeistern, nicht aber daß der Araber durch fremde Mährchen seine ohnedieß so reizbare Einbildungskraft überreizend, sein Leben in müßigem Staunen hinbringe, oder die heiligen Sagen des Persers mit den durch den Koran als göttlich erklärten biblischen vermischend, diese wie jene für Nichts als Mährchen halte. Wie kein Gesetz, sey es selbst im Namen des Himmels gegeben, auf der Erde langen Bestand hat, wenn es im geraden Widerspruche mit dem Charakter und der Sitte des Volks steht, dem es gegeben ward, so befreyte sich auch im Islam der Geist des Arabers gar bald von dem einengenden Mährchenverbote, welches den Hippogryphenflug seiner Phantasie zügeln sollte, und als die Chalifen ihre Waffen bis an die gaditanische und bosporische Meerenge trugen, als nebst Arabien und Syrien, Persien und Aegypten, Afrika und Spanien dem Nachfolger des Propheten, dem Schatten Gottes auf Erden gehorchte, ward der Geist der Eroberer zum Theil mit dem Geiste der Eroberten

persischer Geschichte eine Menge arabischer Erzählungen, Sagen und Anekdoten einfügte, so daß sie erst durch viel spätere Zusätze zum eigentlichen arabischen Volkswerke umgewandelt ward. Nach dem Vorredner des Schahname (S. Notice sur le *Schahnamé* de *Ferdoussi* et traduction de plusieurs pièces relatives à ce poëme, ouvrage posthume de Mr. de *Wallenbourg*. *Vienne* 1810 p. 52.) war der persische Dichter Rasti, welcher am Hofe Sultan Mahmuds des Gasnewiden lebte, der Verfasser der tausend Mährchen (Hesar Efssane). Wenn hier nicht etwa von einem zweyten Werke desselben Titels die Rede ist, und das Werk Rasti's das Original der Tausend und einen Nacht wäre, so müßte die oben angeführte Stelle Messudi's (der um hundert Jahre früher als Mahmud lebte) später interpolirt worden seyn, und dieß ist sogar das Wahrscheinlichere, weil dieselbe sich nicht in allen Handschriften Massudi's befindet. Um der Vermuthung keinen Raum zu geben, daß unter einem der zwey Hesar Efssane betitelten Werke vielleicht die unter dem Titel des tausend und einen Tags bekannten Mährchen gemeint seyen, wiederholen wir hier die schon zweymal (im Kataloge der orientalischen Handschriften der Wiener Bibliothek Nro. 171 und im Morgenblatte) öffentlich zur Sprache gebrachte Anklage literarischen Betrugs, dessen sich Petit de la Croix durch die Zusammenstoppelung der persisch seyn sollenden Mährchen des tausend und einen Tags, aus dem Türkischen mit französischen Zusätzen bearbeitet, schuldig gemacht hat; indem sowohl der Derwisch Mokles, den er als Quelle anführt, eine lügenhafte Erfindung ist, als das Buch Freude auf Leid, das er als die auf der königl. Bibliothek befindliche Quelle angibt, ganz anderen Inhalts ist.

verschmelzet, die Wissenschaft und die Fabel drangen zahlreich auf den Geist des unaufhaltsam mit dem Schwerte die Welt durchschreitenden Beduinen ein, und unter den ersten Chalifen aus der Familie Abbas wurden mit den Uebersetzungen der wissenschaftlichen Werke des Inders, Persers, Griechen und Aegypters auch ihre Apologen und Mährchen ein Eigenthum des für Fabeln und Dichtungen aller Art so empfänglichen und so genußfähigen Arabers.

Um von der magischen Kraft, womit Zaubergeschichten und Geistermährchen die brennende Einbildungskraft und das stürmische Gefühl des Arabers beherrschen, sich einen richtigen Begriff zu machen, muß man dieselben in dem Munde eines kundigen Erzählers einem Kreise hör- und schau- und thatenlustiger Beduinen vorgetragen gehöret haben, man muß sie gesehen haben diese versammelten und dicht gedrängten Kreise, nicht nur in der Mitte der Städte, und in den Kaffehhäusern, wo müßige Zuhörer weichlich auf Soffa und Polstern gelagert, und langsam die Würze von Mokka und den Rauch des Tobaks einschlürfend, sich den süßen Eindrücken hingeben, womit die Beredsamkeit des Erzählers dem Gehöre durch wohlgerundete Perioden, und durch den Zauber zierlich gereimter, mit Versen reich durchflochtener Prose schmeichelt, sondern man muß auch Beduinenkreise gesehen haben (wie der Schreiber dieser Zeilen sie schaute), um den Redner der Wüste mit dichten Schultern gedrängt. Wenn die brennende Sonne hinter den Sandhügeln hinuntergesunken, und der lechzende Boden den kühlenden Thau einschlürft, schlürfen sie nicht minder gierig die Mährchen und Fabelgeschichten ein, die sie vielleicht schon hundertmal gehöret haben, die aber nichts desto minder wie neue auf sie wirken, Dank der Beweglichkeit ihrer Einbildungskraft, und dem kunstgewandten Talente des Erzählers.

Man muß sie gesehen haben diese Kinder der Wüste, wie sie sich regen und bewegen, wie sie im Gefühle hinschmelzen, und im Zorne aufflammen, wie sie sich abängstigen, und wieder zu Athem kommen, wie sie lachen und klagen, wie sie mit dem Erzähler und dem Helden der Erzählung den Zauber der Beschreibungen, und die Raserey der Leidenschaften theilen. Ein wahres Schauspiel, wo aber die Zuhörer zugleich die Schauspieler sind. Ist der Held der Geschichte von dringender Gefahr umdroht, so schaudern sie auf, und schreyen laut: La, la, la, Istaghferallah, nein! nein! nein! Gott verhüt' es, das kann nicht seyn! Befindet er sich im Schlachtgemenge, die Schaaren der Feinde niedermähend mit dem Schwerte, so greifen sie nach dem ihrigen, und richten sich auf, als wollten sie zu seinem

Schutze hinfliegen; fällt er in Schlingen der Treulosigkeit und Verrätherey, so zieht sich ihre Stirn in Runzeln zürnenden Unwillens, und sie rufen: Gottes Fluch über die Verräther! erliegt er endlich der Ueberzahl seiner Feinde, so entfährt ihrer Brust ein langes und glühendes Ach! von dem Todessegen begleitet: Gottes Barmherzigkeit sey über ihn, er ruhe im Frieden! Wenn er im Gegentheile siegreich und ruhmgekrönt aus der Schlacht zurückkehrt, füllt das laute Geschrey: Lob Gott dem Herrn der Heerschaaren! die Luft. Die Beschreibung von Naturschönheiten, und besonders des Frühlings wird mit oft wiederholtem Taib taib, d. i. Wohl! wohl! empfangen, und Nichts gleicht dem Vergnügen, das in allen Augen funkelt, wenn der Erzähler ein Gemälde weiblicher Schönheit mit Muße und Liebe ausführt.

Sie horchen mit stillschweigender Aufmerksamkeit hin, und wenn der Erzähler seine Beschreibung nun mit dem Ausruf endet: Gelobt sey Gott, der schöne Weiber erschaffen hat! so rufen alle mit der Begeisterung, der Bewunderung und des Dankes in vollem Chor: Gelobt sey Gott, der schöne Weiber erschaffen hat! Aehnliche Formeln öfters dem Lauf der Rede eingemischt, und mit bekannten Sprüchen und Umschreibungen verlängert, dienen dem Erzähler als Ruhepunkte nur gleichsam Athem zu holen, oder durch dieselben den Faden der Erzählung ohne neuen Aufwand des Gedächtnisses und der Einbildungskraft ruhig und gelassen fortzuspinnen. Wo der Erzähler eines europäischen Kreises sagen würde: und nun setzten sie ihre Reise fort, sagt der arabische Redner: und nun zogen sie über Berge und Thäler, durch Wälder und Felder, über Wiesen und Wüsten, über Fluren und Pfade ohne Spuren, bergauf thalein vom Morgenroth bis zum Abendschein. Während ähnlicher Redensarten, die ihm gedankenlos vom Munde strömen, sammelt er seine Aufmerksamkeit, und setzt den Wanderstab seiner Geschichte fort, bis daß die sinkende Nacht, oder die erschöpfte Lunge ihm die Unterbrechung der Erzählung gebeut, die nie zu Ende seyn würde, wenn er sich nur dem Wunsche seiner Zuhörer fügte. Auch endet nie ein Erzähler die Geschichte mit dem Abend, sondern unterbricht dieselbe in einem der anziehendsten Augenblicke, indem er die Fortsetzung oder den Schluß nächsten Abend verspricht, und wenn dieselbe wirklich mit Beginn des nächsten Abends geschlossen wird, beginnt er sogleich eine andere, deren Fortsetzung wieder auf den folgenden Abend hinausgeschoben, und so Abend an Abend durch eine Reihe von Erzählungen in einander verflochten wird.

Diese Gesellschaftskreise um den Erzähler geschlossen, in denen der Beduine Mährchen anhörend oder auch selbst erzählend die halbe Nacht durchbringt, und nach der brennenden Hitze des Tags erfrischender Kühlung genießt, werden mit einem besonderen Worte, Musameret مسامرة d. i. das Gespräch in mond- oder sternenheller Nacht genannt, und Es-samir السامر heißt, der Liebhaber oder Führer solcher Nachtgespräche, in denen sich nach vollendeter Erzählung die Gesellschaft erst über den Inhalt und das Wunderbare derselben bespricht. Je wunderbarer desto weniger verfehlt die Erzählung ihre Wirkung auf die Zuhörer, und das Wunderbare sey auch noch so unglaublich, oder auch noch so abgebraucht, es findet doch immer Eingang: quodcunque voles poscat sibi fabula credi, und nie läuft der Erzähler Gefahr, daß ihm der Zuhörer einer im horazischen Sinne entgegne: quodcunque ostendis mihi sic incredulus odi. Ueberhaupt gilt von mehreren Lehren der horazischen Poetik für den arabischen Erzähler gerade das Gegentheil; der ganze Geist und der Charakter einer arabischen Erzählung ist der Lehre, welche Horaz dem poetischen Erzähler gibt: Semper ad eventum festinat, et in medias res non secus ac notas auditorem rapit, schnurstracks entgegengesetzt. Der Araber fängt jede Erzählung so weit von vorne an, als nur immer möglich, ja es ist sogar ein vorzüglicher Kunstgriff des Erzählers, statt den Hörer mitten auf den Schauplatz hineinzureißen, denselben durch zwey oder drey Vorhallen des Eingangs herumzuführen, so daß er lange ungewiß bleibt, wo denn eigentlich der wahre Eingang zum Schauplatze der Erzählung seyn wird. Wenn der arabische Erzähler diese horazische Lehre so schlecht befolgt, so befolgt er so genauer die gleich darauf folgende: atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet, Primo ne medium, medio ne discrepet imum. Je wunderbarer und bunter die Erzählung vom Anfang bis ans Ende, desto mehr spricht sie den Beyfall und die Bewunderung der Zuhörer an, und daher der große und wohlverdiente Ruf der Tausend und einen Nacht, deren Uebersetzung selbst für Pope's Geist köstlicher Genuß war, wenn derselben auch Bischof Warburton keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Nach diesem treuen Gemälde arabischer Erzählungswuth und Mährchensucht, wird die Bemerkung über den wesentlichen Unterschied des Ritterromans Antar von dem gewöhnlichen arabischen Mährchen um so richtiger aufgefaßt werden können. Dieser Hauptunterschied liegt darin, daß Antar nicht Fabel, sondern

Geschichte seyn soll, daß daher (ein Paar Stellen ausgenommen, wo die Dschinnen nur im Vorbeygehen genannt werden) das Uebernatürliche davon ganz ausgeschlossen, daß weder von Zaubrern noch Geistern, weder von Hippogryphen noch Talismanen, weder von Beschwörungen noch Verwandlungen die Rede ist. Nicht Eine fabelhafte Dichtung wie die der Tausend und Einen Nacht, oder auch nur wie die der italienischen epischen Ritterromane des Ariosto und Pulci; dennoch hat der dem Plane und der historischen Anlage nach ausgeschlossene Geist des Wunderbaren und Uebernatürlichen sich auch hier in den Beschreibungen der Schlachten, und der übernatürlichen Tapferkeit des Helden unter der Larve historischer Wahrheit eingestohlen.

Wenn der Held Hunderte von Schlachten, und allein wider Hunderte und Tausende siegreich und meistens unverwundet besteht, so gilt solche außerordentliche Tapferkeit, und solches übernatürliches Glück für lautere geschichtliche Wahrheit, und so gibt selbst die Geschichte des Arabers dem Mährchen Zoll und Steuer. Der Held des Romans und die Hauptbegebenheiten seines Lebens sind wirklich rein historisch, und Herr Willmet der verdienstvolle Herausgeber, Uebersetzer und Erläuterer des von Antar an der Kaaba aufgehangenen arabischen Preisgedichts hat die Quellen, aus denen die Erzählung der vorzüglichsten Begebenheiten seines Lebens geschöpfet ist, nachgewiesen. Antars Geschichte ist also halb Wahrheit und halb Dichtung, die Biographie eines wirklichen Dichters und Helden mit tausend ritterlichen Abenteuern ausgestattet, ein historischer, und ein arabischer Ritterroman. Sowohl Geschichte als Roman tragen immer den Stempel des Geistes der Zeit, worin ihre Verfasser lebten, unverkennbar an sich, und wenn die Verfasser nicht gleichzeitig sind mit den wahren oder erdichteten Begebenheiten, welche sie als Geschichte oder als Roman erzählen, so wird sich in ihren Werken weit gewisser der Geist und die Sitte der Zeit finden, der sie angehörten, als der Ton und Charakter verflossener Jahrhunderte, von denen sie treue Rechenschaft geben wollen. Nur wird ihr Gemälde sich so mehr der Wahrheit nähern, je näher sie selbst der Zeit sind, wovon sie als Geschichtschreiber sprechen. Um also den Ausspruch über die Zeit thun zu können, welcher der Geist und die Sitte des Ritterthums angehören, wovon das Leben Antars ein so anziehendes Gemälde liefert, ist es vor Allem nothwendig, die Epoche in welcher das Werk verfaßt ward, zu bestimmen.

Da alle bibliographischen Quellen und selbst Hadschi Chalfa über den Verfasser dieses Ritterromans tiefes Stillschwei-

gen beobachten, so können wir uns nur an die Angaben halten, welche das Werk selbst liefert. Da Aßmai einer der ersten schönen Geister, welche an dem der Dichtkunst und allen Wissenschaften so holden Hofe der Chalifen Harun und Mamun lebte, durchaus und fast auf jedem Blatte als der erste Verfasser desselben genannt ist, so ist ers wohl auch zweifelsohne. Oefters sind aber neben und mit ihm auch als Gewährsmänner, als Erzähler der Geschichte Antars, Ebu Obeide und Dschohaina, der Sohn Ghailems aus Jemen genannt, beyde gleichzeitig mit Aßmai, beyde wie er am Hofe Mamuns des großen Gönners der Gelehrsamkeit und der Gelehrten wohl gelitten [1]).

Darüber, daß Aßmai der erste und vorzüglichste Verfasser dieses so berühmten und beliebten Ritterromanes sey, darf wohl kein Zweifel walten; aber die Epoche der Regierung, unter welcher derselbe verfaßt worden, ist in dem Werke nicht so ausdrücklich, wie der Name des Verfassers angegeben, indem die gewöhnliche Weihe oder Zueignung an den Chalifen, durch den dasselbe veranlaßt, oder dem es dargebracht ward, fehlt. Dennoch läßt sich aus einem Hauptmerkmale des Helden, und aus dem was die arabische Geschichte von der Geburt Mamun's meldet, wie uns dünkt, mit einiger Gewißheit entscheiden, daß diese Rittergeschichte weder unter der Regierung Harun's noch unter der Emins, sondern in den goldenen Tagen des Chalifenthums, d. i. unter der Regierung Mamun's und für denselben verfaßt worden sey. Schon der Umstand, daß ein Werk von solchem Umfange und Gehalte sich eher aus der späteren als aus der früheren Lebenszeit des Verfassers herschreiben müsse, und daß der Hof Mamun's noch weit mehr als der Harun's der Feenpallast der Dichter und Erzähler war, welche den ganzen Tag hindurch außerhalb des Vorhangs oder außer dem Thore des Audienzsaales harrten, um wenn der Chalife in die Hände klatschte sie zu rufen, demselben mit Gedichten und Erzählungen die lange Weile zu vertreiben; schon dieser doppelte Umstand gibt der aus-

[1]) Diese drey Namen sind in der englischen Uebersetzung gleich auf der zwey und zwanzigsten Seite mitsammen genennt, nur durch Druckfehler verstümmelt: Now the narrators of this history *Asmael* (Aßmai) and *Zoheinah* (Dschohaina) and *Aboo Obeidah* (Abu Obeide) state; der Herausgeber der auf diese Stelle nicht Rücksicht genommen, nennt in der Vorrede Aßmai unbeschränkt als den Verfasser. In den letzten Theilen finden sich nebst den obigen drey noch manchmal andere Namen wie Ibn Hascham u. dergl. genannt, die aber augenscheinliche Interpolationen der Abschreiber sind, welche das Werk mit ihren Zusätzen ausgestattet, und die Dunkelheit ihres eigenen Namens, durch die Blendlaterne großer Ueberlieferungsnamen desto besser verstecket haben.

gesprochenen Meinung von der Epoche, worein das Werk fällt, einige Wahrscheinlichkeit, welche aber durch das folgende innere Hauptmerkmal der Geschichte Antar's und Mamun's bis zur Gewißheit, in so weit dieselbe ohne ausdrückliche Quellenzeugnisse erhalten werden kann, gesteigert wird.

Antar der ritterliche Sänger eines der sieben an der Kaaba aufgehangenen Gedichte, denen die Araber wie dem heiligen Hause selbst durch Verbeugung und Niederwerfung auf die Erde göttliche Ehre zollten, und in denselben das Werk des Dichtergenius als die Frucht göttlicher Begeisterung anbeteten, war, wie aus geschichtlichen Quellen bekannt ist, der außer sittlicher Ehe erzeugte Sohn einer Negersklavin; und so war Mamun nicht der Sohn der aus fürstlichem Geblüte entsprossenen Frau Soheide, Gemahlin seines Vaters Harun, sondern von einer Negersklavin geboren. Die arabischen Geschichtschreiber erzählen sehr umständlich die sonderbare und seltsame Veranlassung dieser Geburt. Harun, der mit der Frau Soheide sehr gerne Schah zu spielen pflegte, bestimmte eines Tags mit ihrer Zustimmung, daß der Verlierende sich der Laune des gewinnenden Theils fügen, und was ihm auferlegt würde, genau vollziehen müsse. Soheide verlor das erste Spiel, und Harun, der ihre Eingezogenheit (die vielleicht mitunter ein wenig geziert seyn mochte) kannte, legte ihr auf, sich vor ihm bey hellem Tage zur selben Stunde ganz nackt zu entkleiden, und so die Runde des Hofes zu machen. Umsonst weigerte sie sich, dieser Fannenlaune zu huldigen, umsonst waren alle Bitten und Thränen, die auferlegte Strafe mußte vollzogen, und das gegebene Wort gelöset seyn. Nun aber kam die Wiedervergeltung des Spiels unter derselben Bedingniß. Harun verlor das zweyte Spiel, und Frau Soheide, übermüthig das ihr eingeräumte Recht mißbrauchend, forderte (was nicht so leicht eine andere Frau von ihrem Manne gefodert haben würde), daß er statt mit ihr oder einer aus den siebenhundert arabischen, persischen, griechischen, tatarischen, ägyptischen und tscherkassischen Schönheiten, aus denen sein Harem bestand, die nächste Nacht mit der häßlichsten Negersklavin, die so eben Holz und Wasser in die Küche trug, zubringe. Umsonst trug der Chalife der Gebieterin des Harems die Hälfte seiner Schätze an, um so lastiger Buße enthoben zu seyn (und seine Weigerung mochte aufrichtiger seyn als die Soheide's), umsonst waren alle Bitten und Beschwörungen, die auferlegte Strafe mußte vollzogen, und das gegebene Wort gelöset seyn. Die Frucht dieser verlornen Schachpartie war Mamun, der nach seinem Bruder Emin den Chalifenstuhl bestieg. Es ist natürlich, daß so sonderbare Herkunft

den witzigen Köpfen damaliger Zeit Stoff genug zu Stechgedichten und boshaften Einfällen gab, und daß wenn auch später, als der Sohn der Negersklavin zur Herrschaft gelangte, die Witzbolde und Epigrammatiker, aus Furcht den Kopf zu verlieren, der Zunge Einhalt thun mochten, durch dieses erzwungene Stillschweigen die Erinnerung an die wahre Abkunft des Chalifen dennoch unmöglich ausgelöschet werden konnte. Es war daher ein schöner und glücklicher Gedanke Aßmai's, die Herkunft des mit dem Chalifenmantel bekleideten Sohns der Negersklavin durch Hinweisung auf Antar den Vater der Ritter, den Ersten arabischer Dichter aus der goldenen Zeit vor Mohammed, mit dem höchsten Adel des Wortes und des Schwertes zu verbrüdern.

So erschien die Abstammung Haruns von der schwarzen Sklavin, die sich weder läugnen noch bemänteln ließ, mit Antars ebenfalls historisch bekannter Abstammung von der Negersklavin verglichen, noch in viel schönerem und günstigerem Lichte; denn Mamun war zwar der Sohn einer Sklavin des Harems, und es belastete ihn die Farbe und Häßlichkeit seiner Mutter, aber er war eben so rechtmäßig und gesetzmäßig erzeugt, als mit jeder anderen der siebenhundert Schönheiten des Harems. Mit Antar verhielt es sich ganz anders; er war die Frucht des gemeinschaftlichen Umgangs mehrerer Männer mit Einer Sklavin, welche vor Mohammed als die dritte und niedrigste Art der Ehe erlaubt, vom Propheten aber mit mehreren anderen schändlichen Gebräuchen des Götzendienstes im Namen des Himmels und des Alleinigen Gottes abgestellt ward. Nach dieser durch den Islam aufgehobenen Sitte war vor der Einsetzung desselben die Ehe dreyfach; die heute gesetzmäßige islamitische auf Lebenszeit (mit Vorbehalt der Scheidung), die Beywohnung eines Mannes mit einer oder mehreren Sklavinnen, und der gemeinschaftliche Gebrauch einer Sklavinn von mehreren Männern [1]. Bey der Geburt des Kindes wurde dasselbe von Kunstverständigen in der Gliederphysiognomik [2]) untersucht, und demjenigen der gemeinschaftlichen Ehegenossen zugesprochen, mit dem es durch Bau des Kopfes und der Glieder die größte Aehnlichkeit hatte. So ward Antar der Sohn der Negerin Sebibe, dem tapfe-

[1]) Mohammeds Ueberlieferungen im ersten Bande der Fundgruben Nro. 516, S. 296.

[2]) علم القيافه Ilmol-Kiafet d. i. die Gliederphysiognomik, siehe Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. II. S. 199. Cotta, 1813.

ren Ritter Schebad zugesprochen, weil er mit ihm mehr ähnlich war, als den neun andern Reitern, seinen Mitgenossen, denen Sebiba in wilder Ehe angeeignet war.

Wenn also Antarn, dem Vater der Ritter, dem Helden der goldenen Zeit der Araber vor dem Islam, die noch überdem durch die niedrigste Beywohnung der Mutter befleckte Herkunft von einer Negersklavin, den durch Tapferkeit und Beredsamkeit erworbenen unsterblichen Ruhm nicht mindern konnte, wenn er durch Uebermacht des Schwerts und des Worts die Neider und Tadler verstummen machte, und unaufgehaltenen Schrittes dem großen Ziele dauernder Ehre entgegen ging, und dasselbe glücklich erreichte; wie willkommen mußte die Erzählung seiner Lebensgeschichte und Großthaten dem Chalifen seyn, dessen dunkle Herkunft von einer Negersklavin vielfältigem Tadel Preis gegeben, durch das Licht, durch die großen Eigenschaften seines Charakters, und durch glückliches Herrschertalent so glänzend verstecket ward, daß seine Regierung der Blütenmoment der Dichtkunst, die Lesezeit der ernsten Wissenschaften, das goldene Zeitalter des Chalifenthums geworden ist. Dieser zusammentreffende Umstand der Abstammung von einer Negersklavin, welche dem größten Helden vor dem Islam und dem größten Beschützer der Wissenschaften im Islam, nämlich den Beduinenritter Antar und dem abbassidischen Chalifen Mamun gemein war, bestimmt wie uns däucht auf das wahrscheinlichste, die Zeit in welcher Aßmai der beliebteste aller schöner Geister, die am Hofe Haruns, Emirs und Mamun's lebten, diesen Ritterroman geschrieben hat.

Aßmai, der durch natürliche Anlage und durch die Huld des Chalifen am meisten begünstigste Hofdichter Mamun's entwarf also in diesem Werke das Gemälde des goldenen Zeitalters der Araber vor Mohammed, von dem er kaum zwey Jahrhunderte entfernet lebte. Die zwey glänzendsten Epochen der arabischen Geschichte sind die Zeit unmittelbar vor Mohammed, und die Regierung der ersten sieben Chalifen aus der Familie Abbas. Die erste umschließt die schönsten Tage arabischer Freyheit und Unabhängigkeit, in der zweyten hätte das Reich der Araber den höchsten Gipfel der Größe und Macht erreicht. In beyden Epochen nahm der Genius geistiger Kultur den Flug unsterblichen Ruhms. Die erste, das Blütenalter der Dichtkunst und Wohlredenheit, brachte die größten arabischen Dichter hervor, und der größte derselben Mohammed, war zugleich Prophet und Gesetzgeber seines Volks. Das Wort, das er seinem Volk als Vermächtniß hinterließ, *la nebbi baadi*, nach mir kommt kein Prophet, ist durchaus wahr, wenn auch unter dem Propheten blos der Poet verstanden würde; denn nach ihm stand

kein größerer arabischer Dichter auf, und alle Versuche späterer Dichter, mit dem Koran wettzueifern, selbst des größten derselben, Motenebbi's, der, wie sein arabischer Name es ausspricht, Prophet seyn wollte, fielen nur zur Beschämung der Versuchenden, zum Triumphe der unerreichbaren Kraft des Korans aus, und bestätigten die hohe Meinung der Völker von der Göttlichkeit seines Worts.

Mohammed beschloß als Gesetzgeber und Dichter im Namen des Himmels, d. i. als Prophet, das goldene Zeitalter des Ritterthums und der Dichtkunst, in welchem Antar wie (der vom Araber nach ihm genannte) Stern Antares *) als Stern erster Größe am Himmel der Ritterehre und des Dichterruhms funkelt. Dieses goldne Zeitalter der Sprache und Dichtkunst heißt dem Araber die Zeit der Unwissenheit, bloß in Bezug auf Mohammeds Sendung, welcher sein Volk aus der finsteren Nacht des Götzendienstes zum hellen Lichte des Islams, d. i. gläubiger Ergebung führte. Den Flor der Dichtkunst abgerechnet, kann das Zeitalter unmittelbar vor Mohammed wohl mit Recht die Zeit der Unwissenheit genannt werden, in Vergleich mit dem Zeitalter der höchsten wissenschaftlichen Kultur unter den ersten sieben Chalifen der Familie Abbas, und besonders unter dem siebenten derselben Mamun, unter welchem die wissenschaftliche Bildung des Arabers den höchsten Gipfel erreichet hatte. Die Geschichte Antar's ist also ein Ritterroman, dessen Held in dem goldenen Zeitalter arabischer Dichtkunst unmittelbar vor Mohammed, dessen Verfasser in dem goldenen Zeitalter wissenschaftlicher Bildung der Araber unter Mamun lebte; der Hofdichter Aßmai beschrieb die Heldenthaten des Beduinendichters Antar, der erste schöne Geist am Hofe Mamuns huldigte durch diesen Roman dem ersten Dichtergenius vor Mohammed, und dem Chalifen selber; denn der Strahlenkranz der Ehre und des Ruhms, den Aßmai um die schwarzen Schläfe Antars flocht, war auch für die des Chalifen geflochten, und der Glanz göttlicher Verehrung, womit der Araber vor Mohammed das Werk seiner großen Volksdichter anbetete, warf noch einen Abglanz auf den lebensbeschreibenden Dichter zurück.

Die Geschichte Antar's ist also das Gemälde der Sitten, des Geistes, des Charakters der glänzendsten Zeit vor Mohammed, in der glänzendsten Zeit des Chalifenthums beschrieben, ein Gemälde beduinischen Ritterthums am Hofe des Chalifen ent-

*) Das Herz des Skorpions, mit Bezug auf die schwarze Farbe des Helden.

worfen, und ist daher sowohl durch den Geist des Zeithelden, als durch den der Zeit des Verfassers großgenährt in Saft und Kraft des lebendigsten Ritter- und Dichterlebens, wie es vor und nach Mohammed geister- und länderunterjochend aus der Wüste hervorbrach, wie es verweichlichte Völker und morsche Thronen unter die Füße tretend, durch Asien und Afrika bis nach Europa herüberzog, und den südlichen Odem romantischer Dichtkunst und Rittterehre durch Spanien bis ins Herz der europäischen Jungfrau hauchte. Hieraus erhellt der große Unterschied zwischen dem Ritterromane Antar und den Mährchen der tausend und Einen Nacht und ihres Gelichters. Die persischen Mährchen verbot Mohammed seinem Volke, die arabischen Heldensagen Antar's empfahl er demselben, damit sich ihr Herz daran stähle, härter als Fels; jene sind reine, und meistens abenteuerliche Dichtung, die Abenteuer Antar's meistens historisch; viele von jenen spielen in der Zeit Haruns und Mamuns, in welcher der Verfasser von Antar's Geschichte lebte, und sie sprechen von diesen Tagen als von der guten alten Zeit, während es eben diese Tage sind, in denen Aßmai das Gemälde noch der älteren, guten goldenen Zeit vor Mohammed entwarf.

Die Zeit, worin die Geschichte Antars spielt, umfaßt die merkwürdigsten Begebenheiten, deren die Historie der Zeit der Unwissenheit, d. i. der Zeit vor Mohammed erwähnt. Die Kriege der arabischen Vicekönige in Mesopotamien und Syrien mit den griechischen und persischen Kaisern; die Schlachttage der Stämme des steinigen Arabiens (Hedschas), mit denen des glücklichen (Jemen); das berühmte Wettrennen der zwey Pferde Dahes und Gabra, woraus langwierige Kriege entstanden sind; endlich die Wettkämpfe der Wohlredenheit und Dichtkunst in Gegenwart des zu Mekka versammelten Arabiens, und die dem Genius zuerkannten Ehren göttlicher Verehrung.

Antar wird unter der Regierung des großen Perserkönigs Nuschirwan des Gerechten geboren, und stirbt nach der Geburt Mohammeds, kurze Zeit vorher, ehe dieser seine Sendung von Gottes wegen verkündet hatte; sein Leben geht fast ein ganzes Jahrhundert durch, das vielleicht den Namen Antars getragen hätte, wenn nicht der Prophet erschienen wäre. Es ist das Jahrhundert der arabischen Wohlredenheit und des arabischen Ritterthums.

Nach dem, was bereits von der Sitte und dem Charakter des Arabers bekannt, und hier gesagt worden ist, darf nicht erst auseinandergesetzt werden, daß der Geist des arabischen Ritter-

thums, wiewohl er den des europäischen aufgeregt hat, ein anderer als derselbe ist, der vom Morgenlande ins Abendland verpflanzt, bey uns durch den Einfluß des Himmelsstrichs, durch die Lehre des Christenthums und durch die Fortschritte der Kultur sich ganz anders gestaltet hat.

Man erkennt wohl in dem Geiste des europäischen Ritterthums den Hauch des Südens und Ostens, der aus brennenden, von unabhängigen Stämmen bewohnten Wüsten erst in die Reiche Vorderasiens, und dann über Afrika nach Europa vordrang, aber indem er über das Meer ging, kühlte er seine Gluten, und ward zum wohlthätigen Frühlingsodem, der das verjährte Eis nordischer Barbarey schmolz, und bald in den südlichen Gegenden die Bluten provenzalischer Poesie aufhauchte. Ohne die Kenntniß des arabischen Ritterthums wurde die des europäischen nur unvollständig erfaßt werden; denn jenes ist die Wurzel, aus welcher der Rittergeist des europäischen Mittelalters zum weitschattenden Baume aufwuchs. Antars Ritterroman, ein treues Gemälde des asiatischen Mittelalters in der höchsten Blüte arabischen Ritterthums, das hier von allen seinen lichten und dunkeln Seiten dargestellt wird, ist weniger Roman, als so manches in unsern Tagen über das europäische Mittelalter geschriebene angeblich historische Werk. Aßmai, der schöne Geist am Hofe Mamun's, der sich im Brennpunkte aller Strahlen arabischer Kultur befand, läßt zwar den kriegerischen Tugenden und der natürlichen Wohlredenheit des Beduinen und seinem Mittelalter zur Zeit der Unwissenheit die verdiente Gerechtigkeit widerfahren, aber es kommt ihm nicht in Sinn (wie so vielen deutschen Schöngeistern, die das europäische Mittelalter überschätzen, und außer allem Verhältnisse der Wahrheit lobpreisen), dem Zustande ritterlicher Rohheit und halber Kultur, den Fortschritt derselben und die Verfeinerung der Sitte unterzuordnen und nachzusetzen. Aßmai ist kein übertriebener Lobredner des Beduinenthums; wohl aber gilt das Lob des arabischen Ritterthums der eigenen Zeit, in der er lebte, in welcher sich der ritterliche Geist arabischer Sitte am Hofe des Chalifen, von Kunst und Wissenschaft gehegt und gepflegt, in größter Vollkommenheit entfaltet hatte. Das Lob, das er der gesitteten Tapferkeit und der dichterischen Bildung des Beduinen vor Mohammed ausspricht, gilt seiner eigenen Zeit, gegen die er also viel gerechter ist, als alle die Lobpreiser des Mittelalters, welche dasselbe auf Kosten der neueren Zeit erheben und überschätzen. Diesen ergeht es, wie denen, welche das farbige Spiel des Lichtes in besonnten Wolken am Himmel erblicken, und solche Herrlichkeit von fern bewundern und anstaunen mit hohem Lobpreis des Lichts und der Farben, und

des Schwungs, und der Gestaltung der Wolke; wie aber? wenn sie herunter sänke auf die Erde, was wäre sie anders als Nebel, kalt und feucht, in dem man unsicher und unbehaglich herumtappt, ohne auch nur den rechten Weg finden zu können. — Wir wollen also recht gern die Schönheit der Wolken, die das Morgen- oder Abendlicht am Himmelt malt, preisen, und die seltenen Wundergestalten anstaunen, welche das Auge der Einbildung in denselben wechselnd vorzeichnet, aber die Wolke herunter zu wünschen, um im Nebel zu irren, oder nur dem Nebel voriger Zeiten eine Standrede halten zu wollen, sey ferne von uns, und Allen, die sich weder das Loos Irions noch die Rolle des Lobredners der Wolken in der Komödie des Aristophanes verlangen.

Eben so wenig aber wollen wir die Vorzüge und die schönen Seiten des asiatischen Ritterthums, das erst mittelst der Mauren durch Spanien, und dann durch die Kreuzfahrer in alle Länder Europa's verpflanzt ward, verkennen, und weder gegen das europäische noch gegen das asiatische Mittelalter ungerecht seyn. Das treue, lebendige Gemälde, welches der Roman Antar davon entwirft, gibt den besten Vergleichungspunkt des asiatischen und europäischen Ritterthums, und erklärt die Entstehung des einen in der Wüste, die Ausbildung des anderen in Städten und Schlössern durch Kultur und Religion. Die vornehmsten Pflichten des Ritterthums sind dem arabischen und dem christlichen Ritter gemein; aber ganz anders ist die Grundlage derselben, das Gesetz und der Begriff der Ehre, in der östlichen Wüste, und im gesitteten Abendlande gestaltet. Die Vertheidigung des Unterdrückten, die Beschützung des Schwachen, die Beschirmung der Frauen, die Ausübung der Gastfreundschaft und aller Pflichten der Rechtlichkeit, die unerschütterliche Treue des gegebenen Wortes, der Glanz der Geburt, die Macht der Familie, der Ruhm bestandener Abenteuer liegen im Kreise des asiatischen Ritterthums, wie in dem des europäischen. Der arabische Ritter erkennt, wie der europäische, das Gesetz der Ehre als den Grundsatz seines Betragens, als den Leitstern seiner Handlungen, aber wie verschieden ist nicht der Ehrbegriff du Chevalier loyal et féal von dem Ehrbegriffe des Ritters der Wüste!

Das erste Gesetz, welches der Ehrbegriff dem arabischen Ritter vorschreibt, ist das der Rache. Rache! Rache! blutige Rache! ist der gellende Wuthausruf des einzelnen Beduinen und des ganzen Stammes, so lang die kleinste der Unbilden nicht im Blute des Beleidigers rein gewaschen ist, die ihn oder den Entferntesten der Verwandten oder Angehörigen getroffen hat. Das Feldgeschrey Antars und seiner Genossen ist En-nar En-nar we la el-aar; den Brand! den Brand! und nicht die

Schand'! — oder Rach'! Rach'! und nicht die Schmach! Diese Rachewuth, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, ward die Quelle der ewigen Kriege und Fehden, wodurch Arabien vor Mohammeds Sendung zerrissen ward. Er war's, der, indem er wider die Blutrache den Bannstrahl des Himmels im Koran schleuderte, und den Preis vergossenen Blutes festsetzte, dem weiteren Vergießen desselben Einhalt that, der, indem er den Haß durch Mord zu tilgen verbot, die zerstreute Kraft der sich befehdenden Stämme in Einen Brennpunkt wider gemeinschaftlichen, äußeren Feind sammelte, und die Rache des Blutes, nicht mehr dem Schwerte der Einzelnen überlassend, dem Richtschwert zutheilte. Hiedurch ward die Rohheit des Rachegefühls in seinen Wirkungen zwar einigermaßen gemildert, und die eigentliche Blütenzeit des arabischen Faustrechts endete mit Mohammeds Prophetenthum; aber ungeachtet seines, im Namen des Himmels gesprochenen Verbots der Blutrache dauerte der Zweykampf als Genugthuung für erlittenen Schimpf im arabischen Ritterthum fort, und ging mit demselben ins europäische Ritterthum über, wo er sich, ungeachtet aller dawider streitenden Lehren christlicher Religion, als Ehrengericht erhielt. Da dieser falsche Begriff von Ehre und Genugthuung den gebildetsten Völkern klassischer Vorzeit außer dem Schlachtfelde fremd, und erst eine Frucht der Begriffe und Sitten des Mittelalters war, so kann das Umsichgreifen desselben nach Einführung des Christenthums zwar als kein Beweis für den Vorzug alter Religionen, wohl aber als geschichtlicher Beleg der Wahrheit dienen, daß die Sitte der Völker sicherer durch die allen Menschen von Natur aus eingeprägte allgemeine Pflichtenlehre des Sittengesetzes, als durch die Lehren positiver Religion begründet werde. Ungeachtet der evangelischen Lehre, welche dem Beleidiger nach empfangenem Streiche auf der einen Wange die andere hinzureichen gebeut, hat die barbarische Sitte der Selbstgenugthuung durch Zweykampf unter allen christlichen Völkern fortgeherrscht, und der europäische Ritter träumte nicht, daß seine Denk- und Handlungsweise nur die durch den Himmelstrich gefühlte und gemilderte des arabischen Ritters sey, zu dessen Charaktergemälde aus Antar wir nun wiederkehren. Ungeduldig, heftig, gebieterisch, und vor Allem stolz, nimmt der Beduinenritter weder Entgegnung noch Widerstreit an, und empört sich wider jede Beschränkung oder Demüthigung angeborner Freyheit und Unabhängigkeit durch fremdes Uebergewicht, an Geburt, Ehre oder Kraft. Laut verkündet er den eigenen Vorrang, bereit, denselben überall zu behaupten, und die Lobsprüche, die er sich selbst ertheilt, mit seinem Schwerte blutig zu unterschreiben.

Er athmet nur Rache und Blut im Kampf und auf dem Schlachtfelde, und überläßt sich schrankenlos dem Vergnügen der Sinne in den Tagen des Friedens und der Ruhe, er durchlebt die Tage seiner Jugend und Thatenkraft zwischen Schwertern und Flaschen, zwischen dem Getümmel der Schlachten und der Lustgelage, kämpfend, schlagend, singend, trinkend. Die Gefühle der Zärtlichkeit, die er laut ausschreyt, sind nicht weniger roh, als sein Ehrbegriff. Seine Liebe ist nichts minder, als die zartfühlende geheimnißvolle Leidenschaft des Ritters des europäischen Mittelalters, die von Einem Blicke oder Händedruck groß genährt, die der Huldin des Herzens geschworene Treue unverbrüchlich bewahrte; noch weniger ist dieselbe der kalten Galanterie oder falschen Sentimentalität verwandt, welche in späterer Zeit die Stelle des alten Ritterzartgefühls einnahm. Seine Leidenschaft entreißt ihn sich selber, er verkündet dieselbe laut der ganzen Welt, er schreitet unaufhaltsam zum Ziel der Minne vor, und er ersetzt durch Heftigkeit seiner Flamme, was derselben an Beständigkeit fehlen mag. Nichtsdestoweniger ist ihm die Beständigkeit nicht unbekannt, ja, er rühmt sich derselben sogar als angeborner Tugend; aber die Beständigkeit für den ersten Gegenstand seiner Liebe schließt nicht folgende Abenteuer aus; die Gebieterin seines Herzens muß sich mit dem Vorrange, den er ihr über alle anderen zuerkennt, begnügen, und darf sich durch die Zahl ihrer Nebenbuhlerinnen, die sein Bett mit ihm theilen, nicht für gekränket halten. Diese Mehrheit der Frauen hat ebenfalls ihren Grund in der Sitte jener Zeit, wo bey den Arabern die Zahl der Frauen nicht beschränkt war. Erst M o h a m m e d, welcher dem Mißbrauche der Freyheit, eine unbeschränkte Zahl von Frauen zu nehmen, steuern wollte, beschränkte die Zahl gesetzmäßiger Gemahlinnen auf v i e r, und statt also, wie man gewöhnlich mit Unrecht glaubt, die Vielweiberey bey seinem Volke zu begünstigen, setzte er derselben im Gegentheil Gränzen. Auf der anderen Seite verbot er ihnen a u s z u g e h e n, u n d s i c h z u s c h m ü c k e n, w i e i n d e n T a g e n d e s G ö t z e n d i e n s t e s, und indem er dieselben in Hareme einschloß, und unter Schleyern verhüllte (hierin die Sitte der alten persischen Könige nachahmend), warf er den Schleyer des Geheimnisses über den gesellschaftlichen Umgang der Geschlechter, und über den Ausdruck ihrer gegenseitigen Gefühle, die sich in den schönen Tagen arabischer Unabhängigkeit frey und offen entgegenbrannten.

Wenn der europäische Ritter den arabischen durch feinere Ausbildung des Sittengefühls, durch richtigere Anwendung des Ehrbegriffs, durch größere Zartheit seiner Liebeserklärung übertrifft, so wird er von ihm an Großmuth, Freygebigkeit und Gastfreund-

schaft übertroffen; Armen, Waisen und Fremden gibt er all sein Habe und Gut hin, bis auf das letzte Kameh und bis aufs letzte Hemde. Wer da kommt ist willkommen, um mit ihm Tisch und Lager zu theilen; wer immer von seiner Milch getrunken, oder nur die Stricke seines Zelts berührt hat, ist unter dem Palladium seiner Ehre (*Irs*) geschirmet. Heiliger Zufluchtsort, der dem Schuldigen die Straflosigkeit, selbst in dem Hause des Beleidigten, zusichert, dessen gerechte Rache er auf sich geladen [1]).

Der Ritter des europäischen Mittelalters ist endlich der Ritter der Gesellschaft, der Schlösser, der steigenden Kultur; der Araber ist der Ritter des Zeltes, der Wüste, der Natur. Ungeachtet dieses auffallenden Unterschiedes von Physionomie und Charakter, den wir so eben bemerket haben, wird man dieselben noch immer ähnlich genug finden, um ihre Stamm- und Familienverwandtschaft zu erkennen. Man trifft Personen, Situationen, Großthaten und Abenteuer an, die denen der berühmtesten französischen Ritterromane und italienischen romantischen Gedichte aus dem Gesichte geschnitten zu seyn scheinen, was kein Wunder, weil Geist und Leib des Ritterthums und seiner romantischen Geschichten mit den Arabern aus dem Morgenlande durch Spanien nach Europa eingewandert ist. Der gute Bischof Turpin und Charlemagne waren gleichzeitig mit Aßmai und Harun Al-raschid, aber die Romanenschreiber, welche die Thaten Rolands, und die Verrätherenen des Hauses von Mainz erzählen, sind ein Paar Jahrhunderte später aufgestanden, wo der Geist der Araber durch die Herrschaft derselben in Spanien, und durch die Kreuzzüge in Europa verbreitet war. Man findet in Antar, der gleichzeitig mit Arthur lebte, mehr als einen Zug der Helden Ariosts und der Tafelrunde. Charlemagne spielt im Morgante des Pulci eine eben so wenig glänzende Rolle, als der gute König Kais in der Geschichte Antars. Rebia und Amara sind nicht minder verstockte und verrätherische Feinde, als Pinabel und Ganelon, und die Familien Siad und Korad stehen sich eben so feindselig gegenüber, als das Haus von Mayence und Clermont (woraus Bayard entsprossen). Die Pferde Goldzaum (Bride d'or) und Rabican scheinen den arabischen Rennern Dahis und Ghabra, oder der Mähre Dschirwe und dem Schlachtgaul Antars Ebhar [2]) nachgeahmt zu seyn. Durendal und Flamberge

---

[1]) Was Pomponius Mela von den alten Deutschen sagt, gilt ganz von den Beduinen: Jus in viribus habent adeo ut ne latrocinii quidem pudeat tantum hospitibus boni. Pomp. Mel. l. IV. c. 2. Germaniae descriptio.

[2]) Dieser letztere ist vermuthlich durch einen Schreibfehler der arabi-

scheinen an die Stelle des aus einem Donnerkeile (Luftsteine), bereiteten Schwertes Dhami, und eines anderen getreten zu seyn, das sich im Besitze Antars und des Königs Kais befand. Nur ist bey aller dieser Uebereinstimmung der arabische Ritterroman Antar unendlich viel vernünftiger, als die italienischen und französischen, indem in denselben weder fliegende Pferde noch Zaubereyen, weder Zauberer, noch Feen, weder unverwundbare Ritter noch sprechende Pferde, weder Reisen in den Mond noch Höllenfahrten vorkommen, kurz, nichts Uebernatürliches, das dem Lauf der Natur und geschichtlicher Wahrscheinlichkeit widerspräche, denn die ungeheure Zahl der erschlagenen Feinde, während der Held immer ohne, oder nur mit leichten Wunden davon kommt, gilt dem Araber, wie der Inhalt des ganzen Werkes als geschichtliche Wahrheit. So großen Werth dasselbe für alle Liebhaber und Kenner arabischer Geschichte, Geographie, Genealogie und Ritterabenteuer hat, so hat dasselbe ganz gewiß noch einen viel größeren und allgemeineren, für alle Klassen von Lesern, durch das getreue Gemälde der Sitten und des Charakters dieses bestaunenswerthen Volks, welches aus seinen Wüsten, in denen es nie bezwungen worden, hervorbrechend einen großen Theil Asias, Afrikás und Europas seiner Herrschaft unterworfen hat. Antar ergreift den Leser nicht sowohl durch die Zartheit der Gefühle, nicht durch das Interesse und die Neuheit der Situationen, nicht durch das Wunderbare der Begebenheiten und der Abenteuer, als durch das treue Gemälde arabischer Sitten, Gebräuche, Vorurtheile und Leidenschaften, welches hier treuer gezeichnet ist, als in allen Reisebeschreibungen, ja, wir sagen es geradezu, treuer, als in der tausend und Einen Nacht, deren größtes Verdienst vielmehr im Wunderbaren und Seltsamen besteht. Aus der tausend und Einen Nacht lernet man größtentheils nur den Bewohner der Städte und das Leben der Höfe kennen, und wie konnte dieß anders kommen in einem Werke, dessen größter, späterhin in den alten persischen Rahmen eingespannter Theil, allem Anscheine nach, erst unter der Regierung der letzten mamlukischen Sultane in Aegypten geschrieben worden ist, zu einer Zeit, wo die Zeit Haruns für die goldene Zeit des Chalifenthums, und der Hof desselben für das Ideal aller morgenländischen Höfe galt. In Antar hingegen sehen wir nur den Beduinen, den Sohn der Natur, wir leben mit ihm unter dem Zelte und in der Wüste, und begleiten ihn nur einmal an den Hof des arabischen Vicekönigs, Statthalters

---

schen Handschrift in der englischen Uebersetzungsprobe als Abdjar verfehlt.

von Nuschirwan, und an den Hof des Konigs der Könige Nuschirwans selbst. Aßmai, der am Hofe Haruns und Mamun's lebte, war der Zeit vor Mohammed, die er beschrieb, nahe genug, um davon ein treueres Gemälde zu liefern, als die späteren ägyptischen Mährchenerzähler von den goldenen Tagen Haruns; oder wenn wir von der unbestreitbaren Wahrheit ausgehen, daß jeder Romanschreiber sowohl, als Geschichtschreiber, vom Geiste der Zeit, welcher er angehört, unwiderstehlich ergriffen und durchdrungen, weit gewisser im Geiste seines Jahrhunderts, als in dem der verflossenen schreibe, so ist eigentlich Antar größtentheils das treue Gemälde der goldenen Zeit des Chalifats unter den Regierungen Haruns und Mamuns, wo er geschrieben ward, und die Tausend und eine Nacht ist größtentheils nur das Gemälde der letzten Zeit des ägyptischen Sultanenreichs, in welcher (nach mehreren Wahrzeichen zu urtheilen) der neuere größere Theil der tausend und Einen Nacht dem alten, persischen Werke eingeschachtelt worden ist. Aßmai war übrigens selbst Beduine, wenn nicht, wie wahrscheinlich von Geburt, wenigstens durch Neigung und Sitte, und Bekanntschaft mit den Gebräuchen der Wüste, wie dieses mehrere aus seinem Leben durch die Geschichte auf uns gekommene Züge beweisen *).

Wo könnte man ein getreueres Gemälde des Charakters und der Sitte, dieser doch zu einem gewissen Grade geistiger Bildung gelangten Söhne der Wüste finden? In Antar finden wir eine große Anzahl der treffendsten Pinselstriche zur Charakterschilderung des Arabers vor Mohammed. Wir finden darin eine Menge bürgerlicher und religiöser Einrichtungen, die Mohammed nicht erst eingesetzt, sondern nur bestätiget, andere, die er verändert oder aufgehoben hat. Die natürliche Gränzfeindschaft der Bewohner von Hedschaf und Jemen (des steinigen und glücklichen Arabiens), und der Raub als ein gültiger Titel rechtlichen Besitzes anerkannt; die ungeheure Kluft, welche den Freyen vom Sklaven trennt, die Titel und Ansprüche des

*) Man sehe z. B. die im Rosenöl II. Bd. erzählte Anekdote, wo er, um das gute Gedächtniß und den Geiz Haruns zu Schanden zu machen, als Beduine verkleidet, sich am Hofe melden ließ, als solcher ein Beduinengedicht deklamirte, das wegen der unglaublichen Härte und Seltsamkeit der gebrauchten Redeformen selbst Harun nicht auswendig nachsagen konnte, und deßhalb seinem Worte gemäß in Gold aufzuwiegen, gehalten war. Als der Chalife, darüber erzürnt, dem Beduinen den Wisch herzugeben befahl, um denselben in Gold aufzuwiegen, fand sich, daß dasselbe auf einem Säulentramm eingegraben, dem vor dem Hofthore stehenden Kamehle aufgeladen war, daß also, dem Worte des Chalifen gemäß, der Stein in Gold aufgewogen werden mußte.

Adels; Rücksichten für die Wittwen und Waisen und Priester, die immer aus den Greisen und Weisen genommen sind; die Rechte des Siegers; die Verehrung der Götzenbilder; die Wallfahrt nach Mekka; der Waffenstillstand in den heiligen Monaten der Ruhe; die Ehren den Königen, und die Anbetung den Meisterstücken der Dichtkunst gezollt; die Feste, Spiele, Turniere und Triumpheinzüge; der Schmuck der Götzenbilder in Blumenkränzen und hellrother Farbe, der Schmuck der Männer in glänzenden Waffen, der Frauen in Armbändern, Knöchelringen u. s. w.; die Feyerlichkeiten der drey großen Standpunkte des menschlichen Lebens, der Geburt, der Hochzeit und des Begräbnisses; der Adel der Pferde; die Sorgfalt für das Harem und für das Gestütt, die kitzelige Reinheit der Frauenehre, und die Eifersucht auf unvermischte Rasse der Pferde u. s. w. Nichts von alle dem ist in diesem treuen Gemälde vergessen.

Einen besonderen Werth erhält dasselbe für den Geschichtforscher, Genealogen und Geographen durch die Namen arabischer Stämme, Häuptlinge, Berge und Flüsse, von denen (da die Scene immer in dem Inneren des Landes vorgeht) die wenigsten auf der besten der bisherigen Karten Arabiens, nämlich auf der Niebuhrschen angemerkt sind. Da sind die Namen der Stämme und ihrer Zweige, deren freundschaftliche oder feindschaftliche Verhältnisse auf dem ursprünglichen Zwiespalt aller arabischen Stämme in die Nachkommen Adnan's und Joktan's zurückgeführt sind. Da sind die bedeutungsvollen Namen der Berge und Thäler in Hedschas und Jemen, und alle Herrlichkeit der fruchtbarsten Thäler des gesegneten Arabiens verschwindet, wenn den Helden der Geschichte oder seine Stammverwandten, die Söhne Abs, das Heimweh nach der Heimat in Hedschas, nach dem glücklichen Berge und nach dem wohlbewässerten Thale ergreift. Eine Karte nur mit beyläufiger Bestimmung der in der Geschichte Antars vorkommenden Namen der Berge, Thäler, Bergschluchten und Thalströme wäre ein Haupterforderniß einer europäischen Bearbeitung dieses Romans, wenn die daraus für die Geographie zu ziehende Ausbeute für den Leser nicht verloren seyn sollte *).

Antar's Name ist längst ein historischer, und als solcher wie der anderer Helden auf Ortsbenennungen übergegangen, in

*) Um nur ein Beyspiel zu geben von der Ausbeute, die sich daraus mit Vergleichung der alten Geographen erwarten ließe, erwähnen wir des Vulkans Dschebeled-Duchan, d. i. der Berg des Rauchs, dessen Ausbrüche in Antar umständlich beschrieben sind, während kein Reisebeschreiber oder Erdbeschreiber desselben seit Plinius erwähnt hat: Mons *adusto* similis. VI. 1.

welchen derselbe sich auch schon auf unseren bisherigen Karten findet, ohne dem mit der Geschichte des Vaters der Ritter nicht vertrauten Europäer verständlich zu seyn. Auf der Niebuhrschen Karte findet sich Chubti *Antar*, die Stätte Antar's, und auf allen ägyptischen Istabli *Antar*, der Stall Antars. Im arabischen Isak die Stadt Nehr Antar. Antar, der Vater der Ritter, war im Besitze Abhars, des berühmten Schlachtrappen, und überhaupt durch seine Rosse nicht minder berühmt, als Diomedes; wie das Andenken des griechischen Helden durch die nach ihm benannte Insel [1]), und durch den Stall seiner Rosse [2]) in Ortsnamen erhalten ward, so erhielt der Araber das Andenken des Vaters der Ritter durch die nach ihm genannte Stätte in Arabien, und in Aegypten durch die Benennung des Stalls Antars, wofür die Sage die in den Felsen gehauenen Grotten am Ufer des Nils ausgibt.

Dem Interesse, das der Ritterroman Antar dem Geschicht- und Erdbeschreiber darbeut, geht das der Poesie zur Seite. Antar war nicht nur der erste Held, sondern auch der erste Dichter seiner Zeit, und das Meisterwerk seines Genius prangte unter den sieben mit goldener Tinte auf Pergament geschriebenen, und an der Kaaba zu göttlicher Verehrung aufgehangenen Gedichten (Moallakat). Der Dichter, der auf diese Ehre Anspruch zu machen, und dieselbe behaupten zu können glaubte, hing sein Gedicht selbst an der Kaaba auf, in der Gegenwart aller zur Wallfahrt versammelten Stämme Arabiens. Dadurch forderte er nicht nur alle Dichter seines Volkes zum Wettstreit in der Dichtkunst, sondern auch alle seine Gegner und Neider, welche, ohne selbst Dichter zu seyn, ihm diese Ehre nicht gönnen wollten, zum ritterlichen Zweykampf auf. Jedem Tadler, der den Dichter solcher Ehre nicht würdig erkannte, war es frey, mit ihm auf Leben und Tod Lanzen zu brechen, und dieser mußte gleich schlag-

---

[1]) Contra Apulum litus *Diomedea* conspicua monumento Diomedis. *Plinius* L. IV. c. 26.

[2]) Oppidum fuit *Tirda* Diomedis equorum stabulis dirum *Plin.* l. IV. c. 11; beym Solinus Polyhistor heißt die Stelle: *Tyrida* oppidum fuit equorum Diomedis stabulum l. XV. Unstreitig ist diese eine der vielen verderbten Stellen dieses alten Geographen, dessen Text noch sehr kritischer Sichtung bedarf. Man nehme nur z. B. die Stelle im XIX. Cap. de *Hypani* ac *Borysthene*, wo von den Riphäern und dem bey ihnen unter der Gestalt von weißen Federn fallenden Schnee die Rede ist, von denen Herodot dasselbe erzählt. Die Stelle: Quippe casus continuarum *ruinarum* quidam ibi exprimit simile pennarum ist voller Unsinn, der in den wahren Sinn übergeht, sobald statt *ruinarum* das Wort pruinarum gesetzt wird.

fertig von Wort und Hand seyn, um die sich angemaßte Ehre, unter die Aufgehangenen zu gehören, wider feindliche Dichter und Ritter, durch die Uebermacht der Zunge und des Arms als vollkommen verdient, zu bewähren. Bloßer Tadel galt und verschlug nichts, der Kritiker mußte entweder das angefeindete Gedicht durch ein besseres übertreffen, oder seinem Tadel durch die Wucht des Speers entscheidendes Gewicht geben. Nur der Dichter, der gleich Meister des Schwerts der Zunge und der Zunge des Schwerts war, blieb Meister des Kampf- und Ehrenplatzes, im Angesicht des versammelten Arabiens, und der kommenden Geschlechter, so lang arabische Zunge lebt. So errang Antar, der Vater der Ritter, der Dichter der Helden, die unsterbliche Ehre, daß vor seinem, an der Kaaba aufgehangenen Gedichte die Stämme Arabiens, den göttlichen Genius der Dichtkunst verehrend, anbetend niederfielen.

Außer diesem Meisterstücke arabischer Dichtkunst, enthält der Ritterroman Antars noch eine Menge poetischer Bruchstücke, welche der Held bey verschiedenen Gelegenheiten aus dem Stegreife im höchsten Feuer der Begeisterung ausspricht, und deren einige von höchstem dichterischen Werthe mit Recht nicht minder berühmt sind, als das aufgehangene Gedicht selbst. Dieses ist übrigens zweymal darin enthalten, einmal stückweise, wie der Held die verschiedenen Stellen zum Preis seines Mädchens, Gaules, Schwertes, Stammes u. s. w., bey verschiedenen Gelegenheiten aus dem Stegreife in der Begeisterung des Augenblicks ausspricht, und wieder bey Gelegenheit des Dichterwettstreits, bey der Versammlung aller Stämme zu Mekka, wo der Dichter die bisher einzeln zerstreuten Zahlperlen seines Genius an goldenem Faden gereiht, als Halsband der Kaaba aufhängt. Dieser historische Umstand des Entstehens und der Vollendung eines dieser sieben aufgehangenen Musterbilder arabischer Dichtkunst löset auf einmal das bisher dunkle Räthsel des Mangels an gehörigem Zusammenhange, den jedes derselben deutlich verräth. Bey persischen Gaselen, d. i. bey dem kurzen Ausbruche lyrischer Begeisterung des Augenblickes, läßt sich der Mangel an Zusammenhang von einem Distichon zum anderen freylich nur aus dem kühnen Sprunge morgenländischer Einbildungskraft, welche über unausgefüllte Gräben wegsetzt, erklären, aber bey Gedichten längeren Odems, wie diese arabischen Kaßide sind, wird die Zusammenstellung des Lobpreises ganz verschiedener Gegenstände, des Schwertes, des Herdes, des Kamehls u. s. w. ohne allen Uebergang, nur durch die Zusammenreihung der bey verschiedenen Gelegenheiten entstandenen Lobgedichte zu einem, im Grunde unzusammenhangenden Ganzen, zum ersten Male genügend, und historisch befriedigend er-

klärt. Eine weniger genügende Antwort erhält die Kritik, auf die Frage, welche von den in dem Romane zahlreich eingestreuten poetischen Bruchstücken wirklich Antarn, welche dem Aßmai, welche den späteren Bearbeitern, und Herausgebern, den Abschreibern und Interpolatoren zugehören mögen. Gewiß nur die wenigsten dem wirklichen Helden und Dichter Antar, mehrere den späteren Herausgebern, die meisten dem Dichter Aßmai, dem ersten Verfasser des Romans. Solcher Bruchstücke sind in dem bändereichen Werke nicht viel weniger als tausend enthalten, wovon vielleicht ein Zehentel auf den Beyfall abendländischer Liebhaber morgenländischer Dichtkunst rechnen dürfte, ohne den Vorwurf von Wiederholung und Weitschweifigkeit zu fürchten. Dieses Verhältniß dürfte auch das richtige einer Uebersetzung im Auszuge seyn, wenn dieselbe europäischen Lesern genießbar seyn soll; die sechzig Oktav-, oder sechs Foliobände eines arabischen Exemplars, dürften auf eben so viele kleine Oktav- oder Duodezbände zusammen geschmolzen, sich standhafte Herausgeber und Leser versprechen, woran bey größerer Weitläufigkeit wohl nicht zu denken wäre.

Dieses für die Belehrung, den Geschmack und die Ungeduld europäischer Leser so nothwendig zu beachtende Verhältniß scheint uns der englische Uebersetzer nicht gehörig berücksichtigt zu haben. Nach dem Verhältnisse des vorliegenden Bandes zu urtheilen, der etwa den achtzehnten Theil des Originals in sich begreift, würde die englische Bearbeitung des Ganzen, auf diesem Fuße fortgefahren, achtzehn bis zwanzig ähnliche Oktavbände bilden, was mehr ist, als der Geduld der rüstigsten Leser von Ritterromanen zugemuthet werden kann. Auf der andern Seite hat der Uebersetzer, ungeachtet dieser zu großen Weitläufigkeit seiner Uebersetzung, dennoch manche historisch und ethnographisch merkwürdige Umstände, welche auch in einem gedrängteren Auszuge nicht fehlen sollten, gänzlich übergangen. So fehlt gleich beym Eingang das für jeden Leser, der sich in der arabischen Geschichte, worin der Roman tief eingreift, orientiren soll, so nöthige historische Detail der ursprünglichen Theilung und Spaltung arabischer Stämme in wahre und abgeleitete Araber (Mostarab, woraus Mozarab entstanden), die Geschichte der vier Söhne Nesar's, woraus Voltaire (nach Herbelot) die Anekdote des Scharfsinns Zadigs nachgeahmt hat, die Niederlassung derselben mit 120,000 Seelen am Flusse Abrima, in dem schönsten Theile von Hedschas; die Streitigkeiten der Stämme unter Rebia, dem Sohne Madar's, dem Enkel Nesar's wegen des goldgehörnten Widders, und des dem alten Weibe Besus gehörigen Kamehles Serab, der Rache der Söhne von Kolaib und Hassass, die Niederlassung der

Söhne Abs an der Gränze zwischen Jemen und Hedschas an dem glücklichen Berge (Alemes-saadi), und dem wohlbewässerten Thale (Wadiosch-schorbe). Außer diesen historischen und geographischen Details, welche eine der nützlichsten Ausbeuten zweckmäßiger Bearbeitung dieses historischen Ritterromanes seyn würden, fehlen mehrere andere psychologisch- und ethnographisch merkwürdige Züge, die weit größere Aufmerksamkeit verdienen, als die herrlichsten Schlachtgemälde, deren einige im Originale über zehen Blätter füllen. So vermissen wir gleich beym Eingange (S. 27) den wichtigen Umstand der Namenserklärung des Helden, welchem der König Soheir den Namen Antara, d. i. kleiner Löwe, beylegt, weil er, als Knabe, in seiner Gegenwart einem Hunde das demselben vorgeworfene Fleisch mit Löwenmuth entreißt. Weiter unten fehlt ganz und gar das Abenteuer mit Fatek, dem Sohne Mahbubs, welcher an der Spitze einer Partey der Söhne Khatan in das Gebiet der Söhne Adnan streift, und bey welcher Gelegenheit Antar den Ehrentitel Hamie Abs, d. i. Schirmer der Söhne Abs erhielt. Unbegreiflich ist, daß der Uebersetzer der Erscheinung Abla's, der Geliebten Antars, die ihn zu allen Heldenthaten seines Jünglingsalters begeistert, das große Interesse raubt, welches ihr im Original die umständliche Beschreibung ihrer Schönheit und ihres Putzes gibt, wo Antar, von ihrem Anblicke begeistert, in den Lobpreis ihrer Schönheit ausbricht. Es war am ersten Tage des Mondes Redscheb, des heiligen Ruhemondes der alten Araber, wo die Waffen schwiegen; die Beschreibung dieser heiligen Feyerzeit, wo alle Stämme nach der Kaaba pilgerten, ist abermals, sehr mit Unrecht, übergangen, desgleichen die Beschreibung des Frühlingsfestes am Teich der Gaselen u. s. w.

Es würde uns einerseits zu weit führen, alle die historischen, geographischen und ethnographischen Unterlassungssünden des Uebersetzers mit dem Originale in der Hand nachzuweisen, und andererseits nicht die Mühe lohnen, den Faden mit dem vorliegenden Theile, nämlich noch vor der Hochzeit mit Abla abzubrechen. Wir begnügen uns, für heute den, vom Uebersetzer und Herausgeber unterlassenen Bericht, über das Wesen, den Werth und den Geist dieses merkwürdigsten aller arabischen Ritterromane hier erstattet zu haben, und behalten uns vor, bey der Erscheinung der Fortsetzung des angezeigten Werks eine gedrängte Anzeige des Inhalts des ganzen Romanes vom Anfange bis zum Ende zu liefern.

Jos. v. Hammer.

Art. XIII. Mariä Krönung, und die Wunder des heiligen Dominikus, nach Johann von Fiesole, in funfzehn Blättern; gezeichnet von Wilhelm Ternite. Nebst einer Nachricht vom Leben des Malers, und Erklärung des Gemäldes, von August Wilhelm von Schlegel. Paris, in der griechisch-lateinisch-deutschen Buchhandlung, 1817. Größtes Fol. Velinp. 30 Seiten Beschreibung und funfzehn Kupfertafeln.

Da Sinn und Neigung für die ältere Malerey sich seit einiger Zeit besonders in Deutschland entwickelt haben, so versprachen sich die Unternehmer eine freundliche Aufnahme ihres Werkes, und diese wird ihm gewiß wohl allenthalben werden, wo dieser Sinn und diese Neigung sich wirklich rein entfaltet haben, theils durch die Merkwürdigkeit des hier öffentlich bekannt gemachten Bildes selbst, theils durch die zierlichen, saubern und reinlichen Nachzeichnungen und Stiche, und theils durch die gehaltvolle Beschreibung und Erläuterung Schlegel's. Da der Künstler, dessen bedeutendes Werk hier vor uns gelegt ist, bey uns noch wenig bekannt ist, da noch nichts von seinen Malereyen durch saubern Stich, wie hier, verbreitet worden ist, so scheint es uns nicht unwichtig, wenn wir aus den erläuternden Worten hier einen Auszug geben, so weit sie, ohne die Anschauung der Kupfer, verständlich sind und dabey gelegentlich anführen, was sich uns etwa Bemerkungen Verdienendes noch aufgedrängt hat.

Johann von Fiesole nimmt unter den Herstellern und Förderern der Kunst, welche den großen Meistern des sechzehnten Jahrhunderts vorangingen, eine bedeutende Stelle ein, und sein hier nachgebildetes Gemälde ist unstreitig eines seiner vorzüglichsten und merkwürdigsten Werke. Im Jahre 1387 ward Johann zu Mugello, einer Landschaft des florentinischen Gebiets, geboren; sein weltlicher Name soll Santi Tosini gewesen seyn. Im Jahre 1407, also im ein und zwanzigsten seines Alters, trat er in den Prediger-Orden der Dominikaner, wo er den Namen des Bruders Johannes, und von dem Kloster, in welchem er eingekleidet war, den Beynamen von Fiesole erhielt. Schon in früher Jugend hatte er angefangen die Kunst zu üben. Sein älterer Bruder war Miniaturmaler, und in Gemeinschaft mit diesem hat er nach damaliger Weise verschiedene Chorbücher fleißig mit kleinen Bildern ausgeziert, welche noch gegenwärtig in Florenz aufbewahrt werden. Diese erste Richtung blieb auch späterhin sichtbar: in dem reichlichen Gebrauch der Vergoldung, in der Behandlung der Farben und in der unendlichen Sorgfalt, womit er sogar die kleinsten Zieraten ausführte. Vasari nennt keinen andern Lehrer, dem Johannes nacheiferte; was

Neuere von seinem Verhältniß zu Gherardo Starnina und Masaccio erwähnen, ist ganz ungewiß.

Johannes änderte nie gern seine Gemälde, sondern beharrte bey seinen ersten Gedanken, weil er meinte, so sey es der Wille Gottes gewesen. In seinen Gemälden findet man, wie Lanzi bemerkt, mehr von der alten Weise des Giotto, als in den Bildern der meisten damaligen anderen Maler. Der Eintritt in den geistlichen Stand war für Johann von Fiesole kein Hinderniß, in der Ausübung seiner Kunst fortzufahren; denn so, wie er seine Kunst ausübte, war sie ein wahrer Gottesdienst. Er widmete sie ausschließlich geheiligten Darstellungen, und hatte dabey nicht einen eitlen Ruhm, noch ein flüchtiges Ergötzen, sondern die Erbauung und Freude der Gläubigen vor Augen, wenn sie die Gegenstände ihrer Verehrung in schöner Gestalt, in kostbarem Schmuck und mit dem Ausdruck der Seligkeit im Gesicht erblicken würden. Er pflegte sein Gemüth durch Gebet zu reinigen und zu erheben, ehe er den Pinsel zur Hand nahm, und oft hat er vor dem Bilde des Gekreuzigten, während er es malte, Thränen vergossen. Er war fleißig, und hat viele dessen ungeachtet sehr ausgeführte Bilder geliefert; jedem, der ihn um ein Gemälde anging, wollte er gern willfahren, und pflegte zu antworten: man solle nur die Erlaubniß des Priors auswirken, an ihm werde es nachher nicht fehlen. Der Ertrag seiner Arbeiten wurde zu mildthätigen Gaben verwendet.

Ungeachtet der Bescheidenheit, ja Demuth des Johann von Fiesole, wurde sein Verdienst dennoch frühzeitig anerkannt und hervorgezogen. Cosmus von Medicis, der Vater des Vaterlandes, schätzte ihn, und trug ihm die Ausführung weitläuftiger Frescogemälde im Sankt-Markus-Kloster auf, wobey er Gelegenheit hatte, die würdigsten Männer seines Ordens zu verherrlichen. Er stellte einen Baum vor, neben dessen Stamme der heilige Dominikus stand; an den Zweigen hingen in runden Rahmen die Bildnisse seiner ausgezeichnetsten Nachfolger, welche die Ordensbrüder von entlegenen Orten herbeygeschafft hatten. Nachher verzierte er mit seinen Gemälden verschiedene Kirchen in mehreren Städten Italiens, unter andern in Cortona und Orvieto. (Von dem einen dieser Bilder, Christus und Moses vorstellend, beyde treffliche Köpfe und mit herrlichen Gewändern umhüllt, findet sich in dem in Deutschland leider sehr unbekannten aber vorzüglichen Werke des Padre de la Valle eine Abbildung, in der Storia del duomo di Orvieto, worin sich auch treffliche Stiche der großen Bilder des Luca Signorelli, Antichrist, Auferstehung, Hölle, Paradies u. s. w. befinden. Wir empfehlen hier beyläu-

sig jedem Freunde der Kunst des Mittelalters dieses Werk angelegentlich, worin herrliche Denkmaler der Baukunst, der Bildhauerey und Malerey in schönen Stichen enthalten sind.

Der Papst Nikolaus der V. berief ihn nach Rom; und ließ ihn im Vatikan die Kapellen des heiligen Laurentius und des Sakramentes malen. Bey dieser Gelegenheit sah ihn der Papst häufig, und ging vertraulich mit ihm um; die Einfalt, Demuth und Frömmigkeit des kunstreichen Mannes erwarben ihm die Liebe des Papstes, und als während dieser Zeit das Erzbisthum in Florenz erledigt ward, so wollte ihn Nikolaus mit dieser Würde bekleiden. Kaum hatte Johann dieses erfahren, als er den Papst inständig bat, ihn dessen zu überheben: er fühle sich nicht berufen, ein ganzes Volk zu regieren, er sey gewohnt zu gehorchen, nicht andere zu lenken, bey welcher Lebensweise auch die Gefahr des Irrthums geringer sey Hierauf nannte er als den würdigsten einen andern Mönch des Prediger-Ordens, Fra Antonio, welcher dann auf seinen Vorschlag zur erzbischöflichen Würde erhoben ward, und sie mit großem Ruhme verwaltete. (Oh Demuth jener, von vielen so verachteten Zeit, wo bist du in der jetzigen hochgepriesenen noch zu finden?)

In solchen Gesinnungen lebte Johann von Fiesole, mit stillem Gemüth unabläßig darauf gerichtet, die Schönheit der geistigen Welt sichtbar aufzufassen, durch strenge Mäßigkeit sich zur Betrachtung vorbereitend, mit wenigem genügsam, geduldig und verträgsam unter seinen Ordensbrüdern, ein Tröster der Armen, ein Freund aller Menschen. Er starb im acht und sechzigsten Jahre seines Alters (1455) in Rom, und ward nach seinem Tode selig gesprochen, und durch die Beynamen: der heilige Bruder Johannes (Beato Fra Giovanni) und: der englische Bruder (Fra Angelico) geehrt. Sein Bildniß (es ist auf dem Titelblatte zu finden) zeigt uns einen würdigen Greis mit kahlem Haupte, die gewölbte bilderreiche Stirn und das große Auge betrachtend gesenkt, voll milden Ernstes, und ohne irgend eine Mischung von Trübsinn oder düsterer Strenge.

Die klösterliche Einsamkeit erlaubte dem Johann von Fiesole nicht, Schüler zu bilden; manche sind ihm beygelegt worden, doch ist nur einer sein unbestrittener Schüler, Benozzo Gozzoli, dessen zahlreiche und verhältnißmäßig wohl erhaltene Gemälde die Hauptzierde des Campo Santo in Pisa sind. Die heitere Farbenpracht des Johann von Fiesole, so wie seine erfindsame Mannigfaltigkeit in Gebäuden der Hintergründe konnte Benozzo Gozzoli auch entfalten, aber in der Anmuth

und zarten Gemüthlichkeit hat er seinen Meister vielleicht nicht ganz erreicht.

Nur weniges von den Werken des Fiesole ist im Kupferstiche erschienen. Dem Verfasser war nur ein schlecht gestochenes Blatt in der Etruria Pittrice, und die Umrisse der Kapelle Nikolaus des V., welches eine rohe Arbeit ist, bekannt geworden; (wir haben oben noch ein schönes und tüchtiges Blatt in der Storia del duomo di Orvieto nachgewiesen).

Das hier mitgetheilte Gemälde ist im königl. Museum zu Paris befindlich, es steht in den Sälen des Louvre. Ehemals zierte es die Sankt-Dominikus-Kirche zu Fiesole, und Vasari beschreibt es so: »Aber unter allen Werken, welche Fra Giovanni ans Licht gebracht, übertraf er sich selbst, und bewies seine hohe Vortrefflichkeit und Einsicht in die Kunst an einer Tafel, welche in derselbigen Kirche (San Domenico di Fiesole) neben der Thüre, wenn man hereintritt zur Linken, befindlich ist. Auf selbiger Tafel krönt Jesus Christus unsere liebe Frau, in mitten eines Chores von Engeln, und unter einer unendlichen Menge von Heiligen, so Männern als Frauen, welche so zahlreich und so wohl ausgeführt sind, in so mannigfaltigen Stellungen und mit so verschiedenem Ausdruck der Köpfe, daß man unglaubliche Freude und Süßigkeit bey ihren Anblick empfindet; ja es scheint, als wenn die Geister im Himmel nicht anders seyn könnten, oder vielmehr, wenn sie Körper hätten, müßten sie so gestaltet seyn. Denn alle diese heiligen Männer und Frauen sind nicht blos lebendig, mit zarten und süßen Geberden abgebildet, sondern die ganze Färbung des Werkes scheint von der Hand eines Heiligen oder Engels zu seyn, wie sie es denn auch wirklich ist; weßhalb mit gutem Grunde dieser fromme Ordensbruder allezeit Fra Giovanni Angelico benannt worden ist. Ferner die Geschichten von Unserer lieben Frauen und dem heiligen Dominikus, die im untern Rahmen des Bildes stehen, sind in ihrer Art göttlich, und ich für mein Theil kann versichern, ich sehe dieses Werk niemals, ohne daß es mir als ein neues Wesen erscheint, und ich scheide davon, ohne mich je ersättigen zu können.«

Dies Bild nun, dessen Trefflichkeit Vasari so rühmt, ist unstreitig das hier nachgebildete, wodurch die Gewißheit des Malers außer allen Zweifel gesetzt wird. Es ist 6 $^{1}/_{3}$ Pariser Fuß hoch, und eben so breit. Die Köpfe auf den einzelnen Blättern, und die kleinen Bilder sind genau in der Größe des Urbildes gestochen. Die Tafel, worauf es gemalt, ist aus drey Stücken zusammengefügt, und ganz vergoldet gewesen. Auf diesem Goldgrunde sind die mit Eyerweiß angefeuchteten Wasser-

farben aufgetragen. Die Heiligenscheine und die übrigen beträchtlichen goldenen Zieraten an den Gewändern sind ausgespart, und auf diese Art kommt der Goldgrund vielfältig zum Vorschein. (Es scheint uns hier das Wort »ausgespart« in einer unrichtigen Bedeutung gebraucht zu seyn; wir sagen: es scheint, da manches in der Kunstsprache des Mittelalters noch schwankt. Unsern Beobachtungen nach wurden nie ganze Tafeln vergoldet, sondern nur die Theile, auf welche die Heiligenscheine und Köpfe fallen sollten, und die bestimmt waren, die Luft darzustellen, und statt der Fernen des Hintergrundes eine einige goldene Fläche darzubieten. Wir nennen nun denjenigen Theil, der nicht mit vergoldet ward, und der durch die tief eingedrückte Vorzeichnung der Umrisse [darüber sprachen wir bereits in der Anzeige der Paulinzeller Ruinen, Jahrbücher Bd. VI.] angezeigt ward: ausgespart, indem ja diese Vergoldung schon immer als eine vorgängige Malerey angesehen werden konnte. Erst die spätere Zeit z. B.: van der Werff, wußten durch zierlich vergoldete Kupfertäflein, die zart übermalt wurden, dem Fleische eine lichtere duftigere Gestalt zu verschaffen. — Aus diesen Beobachtungen nun vermuthen wir auch, daß nicht diese ganze Bildtafel vergoldet ward, sondern nur die Heiligenscheine und die Stellen, wo zierliche golddurchwirkte Gewänder hinfallen sollten. Wenn andere Beobachtungen uns widerstreiten sollten, so würde es uns angenehm seyn, Belehrung darüber zu empfangen, denn es ist immer erfreulich, in einem noch so verworrenen Felde etwas zu lernen, darum haben wir diesen Gegenstand hier ganz zur Sprache gebracht.)

Den verschwenderischen Gebrauch des Goldes in den alten Gemälden leitet Herr von Schlegel von »den Mosaiken der griechischen Kirche.« Unserer (schon Bd. IV. der Jahrbücher angedeuteten) Ansicht widerspricht diese Meinung um so mehr, da wir nicht recht begreifen können, wie eine solche musivische Vergoldung, die denn doch wohl immer wieder Malerey als Vorbild voraussetzen möchte, als einwirkend gedacht werden kann; doch geben wir auch gern zu, daß diese Meinung ebenfalls eine tiefer gehende Untersuchung fordert. Wir haben bereits [an dem genannten Orte, Bd. IV. der Jahrbücher] unsere Ansicht von Entstehung des Goldgrundes und der alten Art der Malerey angedeutet, wonach uns diese Weise aus den geschnitzten und einst ganz vergoldeten Gestalten geflossen ist, die sich nur immer mehr abflächten, und zuletzt ganz mit der Ebene, auf welcher sie standen, verschmolzen, nur noch die alte Art angedeutet durch die tief eingedrückten Umrisse, und die scharf eingeschnittenen Heiligenscheine. Ob nun der Goldgrund, wie der Verfasser sagt:

»eine befremdliche Störung« hervorbringe, ob »neben diesem sonnigen Glanze des Goldes die übrigen Farben, wie heiter sie auch an den Gesichtern, wie prächtig an den Gewändern seyn mögen, gewissermaßen nur als Schatten erscheinen,« hängt wohl meistentheils von dem Standpunkte ab, auf dem sich der Beschauer, geistig und leiblich befindet. Der Verfasser sagt selbst, daß diese Störung »nur auf den ersten Anblick« statt findet, und wir setzen hinzu, uns auf eben Gesagtes beziehend, wenn der Beschauer geistig und leiblich noch nicht den rechten Standpunkt gefunden hat, aus welchem Gemälde des Mittelalters betrachtet werden müssen. Uns hat immer geschienen, als wenn diese goldgründigen Gemälde, wenn man sie in der rechten Beleuchtung, in einem schräg darauf fallenden, nicht brennenden Lichte betrachtet, nichts durch den Goldgrund leiden, und die Farben nur dann matt und kalkigt erscheinen, wenn sie wirklich, nach so gäng und geber Sitte jener Zeit, matt, bleich und kalkig sind. Bey diesen Gemälden, aber auch wohl bey allen andern, thut der Augenpunkt, aus dem man sie beschaut, sehr viel.

Die Heiligenscheine sind auf eigene Weise behandelt: die Zieraten daran sind nämlich vermittelst metallener kreisrunder Formen dem Goldgrunde eingeprägt: man bemerkt deutlich die Vertiefungen in der Oberfläche des Holzes, und einige größere dergestalt eingedruckte Vertiefungen sind wiederum mit Farben ausgefüllt, um Saphire, Rubinen und andere Edelgesteine nachzuahmen, dergleichen man den irdischen Kronen einzufügen pflegte. Die Verschiedenheit der Muster zeigt, daß der Künstler sich nicht mit einer einzigen Form begnügte, sondern eine Menge gebrauchte, so daß dieser der Malerey fremde Schmuck einen beträchtlichen Aufwand von Mühe und Vorkehrungen erfordert haben muß. (Wir haben schon lange versucht, aus der Art, wie die Heiligenscheine, Strahlenscheine und der Goldgrund des Hintergrundes durch Eindrücke behandelt ward, einzelne Beweisthümer für die Zeit der Verfertigung wo möglich zu finden, aber dieß hat uns noch nicht gelingen wollen, vielmehr hat sich uns immer gezeigt, daß besonders in den uns näheren Zeiten darin die größte Abwechslung herrschte; nur in der frühesten Zeit sind die Vertiefungen so bedeutend, daß sie das Gemälde halb hochbildartig herausheben. Dagegen scheint uns die Verzierungsart, wodurch Edelsteine durch Malerey in den Goldgrund gleichsam hineingewirkt wurden, ein ziemlich untrügliches Zeichen für die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, also für die Lebenszeit des Johann von Fiesole abzugeben. Unklar ist es uns aber immer noch: wie und wann brachten die alten Maler diese Verzierungen an? Das scheint uns klar, daß es vor der Vergoldung geschah;

aber wie waren sie nun im Stande, in den Kreidegrund und die Leinewand, die meist unter ihm lag, die Vertiefungen einzudrücken und so tief, daß selbst oft noch der Druck in das Holz hineinging, ohne daß die spröde Kreide aufsprang, platzte, ja zuletzt gar absprang? Möchte man doch darüber Untersuchungen anstellen.)

Was die Farben betrifft, so ist Grund, zu glauben, daß sie beträchtlich ausgeblaßt sind, nicht durch eine besondere Beschädigung, sondern bloß vermöge der Wirkung der Zeit und der ursprünglichen Mischung der Bestandtheile. Einige Engelsköpfe zunächst am Throne, die sich zufällig frischer als die übrigen erhalten haben, geben uns einen Maßstab für die Wärme und Kraft des Malers in der Färbung des Fleisches. So wie aber jetzt die Farben in ihrer Gesammtheit dastehen, nehmen sie sich einigermaßen grell aus, ohne doch recht kräftig zu seyn. Dieß rührt von der eigenthümlichen Behandlung her; der Künstler hat durchaus die Wirkung der Widerscheine nicht gekannt, oder sie wenigstens nicht in seine Nachahmung aufgenommen. Die verschiedenen Farben der Gewänder stehen neben einander, ohne von ihren Umgebungen Einflüsse zu empfangen, oder sie ihnen zurückzugeben. Sie behaupten sich überall in ihrer Reinheit: die Schatten sind nicht durch Trübung, durch Versetzung mit Schwarz oder Braun hervorgebracht, sondern bloß durch Verdickung desselben Farbestoffs; die stärksten Lichter sind mit Weiß aufgehöht, aber um alle Härte zu vermeiden, ist dieses Weiß mit äußerst feinen Pinselstrichen, wie eingegraben, aufgetragen. (Diese Art und Weise, die Lichter aufzusetzen, finden wir schon in dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, bey jenem so merkwürdigen Gemälde des Jahres 1206, welches sich in der Gemäldesammlung der Breslauer Hochschule findet, und eine unstreitig deutsche Arbeit ist, in welcher auch nicht die geringste Vorspiegelung von Neugriechisch statt findet, indem sich das, dem Griechischen gerade Entgegengesetzte zu deutlich ausspricht. Es verdient bemerkt zu werden, von wo an diese Aufsetzung der weißen Farbe anfängt, und wie tief sie herunter geht, da sie wohl ein Beweisthum für das Alter der Gemälde abgeben kann.)

Die Anordnung ist sehr verständig. Ueber die ganze Breite des Gemäldes geht eine zu beyden Seiten ins Unbestimmte hin zu verlängernde Stiege von neun Stufen; diese Stiege führt zu dem in der Mitte befindlichen Throne hinauf, welcher oben eine sechseckige Fläche bildet. (Die zweymal drey ist hier gewiß nicht ohne Bedeutsamkeit, so wie die neun Stufen). Die drey zurücktretenden Seiten des Thrones sind von reich bekleideten Wänden umgeben, die drey vorspringenden Seiten von einem Thronhimmel

mit altdeutschen Spitzbogen überwölbt. (Die Spitzbogen sind, so weit unsere Beobachtungen reichen, sehr selten in den Gemälden vorkommend, welches uns immer als eine wunderliche Eigenheit aufgefallen ist. Wären die Maler der damaligen Zeit nicht zu innig mit den andern Künsten ihres Zeitalters, und besonders auch gewiß mit der altdeutschen Baukunst verschwistert gewesen, so möchte man daraus ein Widerstreben gegen den eigentlichen Grundzug altdeutscher Baukunst folgern. Die Maler des sechzehnten Jahrhunderts wenigstens neigten sich leicht und rasch wieder dem römelnden Wesen in dem Baubeywerke zu, das auf ihren Gemälden erscheint. Auf der östlichen Seite Deutschlands haben wir den runden Bogen in der Malerey vorherrschend gefunden, es wäre wohl keine unwürdige Untersuchung, zu sehen, wie etwa die westliche Seite Deutschlands, und vor allem die niederrheinischen Meister, die gerade in die Blütenzeit altdeutscher Baukunst fallen, den Spitzbogen gebrauchten. Die alten Italiener erfordern wieder eine eigene Untersuchung, und bey ihnen mag es auch wohl, wie in der Baukunst selbst, der Mischlinge am meisten geben.)

Zu diesem Thron führt ein gleichfalls dreyseitiger Vorsprung der Treppe, dessen vordere Seite, den großen Seitenflügeln gleichlaufend, dem Beschauer gerade gegenüber liegt, während die Nebenseiten rechts und links schräg ablaufen. Der winklichte Ausschnitt des Gemäldes stimmt hiermit überein. Engel stehen oben zu beyden Seiten des Thrones, auf den Stufen hinabwärts sind Erzväter, Apostel und Heilige geordnet; den Vordergrund, einen Estrich vor der Treppe, nehmen kniende Heilige ein. Nur oben, dicht um die Jungfrau her, ist ein freygelassener Raum, so daß man die Haupthandlung bequem und abgesondert erblickt. Die Erfindsamkeit des Malers ist zu bewundern, wie er bey einem Gegenstande, wobey eigentlich keine Entgegensetzung der verschiedenen inneren Eigenthümlichkeiten statt findet, und ein verwandter Ausdruck der liebevollen Freude, der stillen Seligkeit auf allen Gesichtern erfordert wird, eine so große Mannigfaltigkeit innerhalb der Grenzen des Würdigen und Schönen zu erschaffen wußte. Man wird nicht sagen können, daß irgend ein Kopf den andern wiederhole. Und diese Mannigfaltigkeit erstreckt sich nicht nur auf die Züge und den seelenvollen Blick, sondern auch auf den Wuchs und die Anordnung der Haare und den Bartwurf, welcher meistens von ungemeiner Schönheit ist; endlich auf die Geberden und Stellungen. (Dieß ist die lieblichste und herrlichste Seite des ganzen Gemäldes, wie denn überhaupt in allen Bildern des Mittelalters die Köpfe das Schönste, Bedeutendste und Herrlichste sind. Zu ihnen kehrt daher auch der Blick am freudigsten

zurück, in ihnen strahlt uns die Göttlichkeit und Höhe entgegen, welche der alte Maler in sein Bild zu legen wußte, durch sie ist meist der Brennpunkt des ganzen Werkes bezeichnet. Wollen wir nun eine etwa verfehlte Hand, einen vermagerten und verzeichneten Fuß zu hoch anschlagen? Betrachten wir lieber jedes in seiner Eigenthümlichkeit, und übersehen wir, was nicht Verdrehtheit des Malers ist, sondern im ganzen Gange der Zeit sich als ein gemeinsamer Fehler zeigt. Aber auch in den Händen zeichnet sich hier Johann von Fiesole aus, und von den einzelnen Köpfen werden wir sogleich sprechen. Am Schlusse dieser Anzeige werden wir darauf zurückkommen, wie der Verf. selbst diese eigenthümliche Ausbildung und Kunst in den Köpfen als eigentliche Seelenmalerey betrachtet).

Die Zeichnung des Nackten ist nicht die Stärke unsers Meisters. Der Leib des Heilandes auf dem kleinen unten befindlichen Bilde der Auferstehung ist mager und hölzern; etwas freyer und lebendiger, wiewohl schmächtig, sehen wir dieselbe Gestalt auf dem Bilde der Geißelung an dem Gewande des heiligen Nikolaus. Die damals üblichen Gegenstände der Malerey machten dem Künstler nur in wenigen Fällen die Aufgabe, unbekleidete Körper darzustellen; die Sitten und Kleidertrachten waren der Beobachtung der Natur in diesen Stücken nicht günstig; einen Geistlichen entfernten vollends seine Begriffe von Zucht und Sittsamkeit hievon, und eigene Veranstaltungen für die Kunst, um jenem Mangel abzuhelfen, gab es noch nicht. Die Wissenschaft der Zergliederungskunst ist dem Johann von Fiesole völlig fremd geblieben; an den wenigen nackten Theilen, die er uns zeigt, dem Gesichte, dem Halse, den Händen, hat er treulich beobachtet und nachgeahmt, was auf der Oberfläche erscheint; aber man kann nicht sagen, daß seine Zeichnung von den Werkzeugen der Bewegung, die unter der Haut versteckt liegen, und dem innern Bau der Theile eine bestimmte Rechenschaft ablege. Auf dem ganzen Hauptbilde findet sich kein unbekleideter Arm, ja, was noch auffallender ist, weder ein bekleideter noch unbekleideter Fuß.

Dagegen besaß Johann von Fiesole eine große Meisterschaft in den Gewändern. In dem Faltenwurf ist nirgends etwas Steifes oder ängstlich zurecht Gelegtes, alles ist durch die gegenwärtige oder vorhergehende Bewegung bestimmt; auch finden sich keine von den störenden Querfalten, welche den Gang der Glieder unterbrechen. In kindlicher Sinnesart der alten Meister ist die ganze Darstellung dieses himmlischen Ereignisses nach Art einer Krönung unter Sterblichen behandelt; eben dadurch steht das Ganze dem frommen Beschauer so nahe, und doch ist ihm alles wieder durch die Göttlichkeit der abgebildeten Personen,

die zwar hier sein Blick, wie in menschlicher Umgebung, erreicht, aber zu denen nur sein Gebet dringt, nicht das irdische Auge, in eine weite heilige Ferne gerückt.

Das erste Blatt der Kupferstiche gibt uns eine Uebersicht des ganzen Bildes in verkleinertem Maßstabe, sowohl des Hauptbildes, als der darunter befindlichen sieben kleinen Bilder aus der Heiligensage des heiligen Dominikus. Die darauf folgenden geben die Köpfe, und meist auch einen Theil der Gestalt in Umrissen nach der Größe des Urbildes, durchgezeichnet von Ternite, und mit großer Reinheit von dem Kupferstecher, Forsell, behandelt und ausgeführt. Dann erscheinen die sieben untern Bilder ebenfalls in ihrer natürlichen Größe, auch mit Sauberkeit behandelt, und da von dem Zeichner größte Treue zu erwarten steht, in Hinsicht geschickter und treuer Ausführung alle Wünsche befriedigend.

Die Jungfrau kniet auf der obersten Stufe vor dem Thron, vorwärts geneigt, die schönen Hände, über der nur leise angedeuteten weiblichen Brust gefaltet, mit derselben innigen und liebevollen Ergebung, womit sie die erste Botschaft des Engels empfing. Nichts geht über die Zartheit und Anmuth dieser hingehauchten Gestalt, über die Klarheit des unschuldigen Hauptes. Sie ist mit königlichem Schmuck angethan; ein luftiger Schleyer fällt bescheiden auf ihre Stirn, läßt aber die blonden Haarflechten durchscheinen, und verhüllt nicht die Gestalt des Kopfes. Der rothe Leibrock kommt nur an den Aermeln zum Vorschein; über diesem trägt sie ein weites blaues Gewand, das an den Seiten offen, die Arme frey läßt; dann den königlichen Mantel, der von den Schultern bis über die Füße herabwallt, und veilchenfarb oder purpur gewesen, aber leider sehr verblichen ist. (Es scheint uns, als wenn das Bild der Muttergottes kein der Einbildungskraft des Malers entschöpftes, sondern ein Bildniß sey. Wenn wir ein solches Verfahren vom sechzehnten Jahrhundert an als ein ganz verwerfliches, als ein sogar ruchloses, und einen durch nicht zu begütigenden Unfug bereits in diesen Jahrbüchern an anderer Stelle bezeichneten, so findet doch dieß nicht auf das dreyzehnte, vierzehnte und den größten Theil des funfzehnten Jahrhunderts eine Anwendung, wo die fromme, kindliche Gesinnung jeden Verdacht gegen die gute Absicht des Malers zurückdrängt). Um den Saum des Mantels gehen, bey der größern Abbildung sieht man es genau, in der kleinen ist es ein unbedeutender Blätterschmuck geworden, Buchstaben; sie verdienen eine Untersuchung.

Der Heiland sitzt zur Linken des Thrones, um seiner Mutter den Platz zu seiner Rechten frey zu lassen. Er ist nach hergebrachter Weise mit einem rothen Leibrock und blauen Mantel bekleidet.

An den Aermeln kommt blaues Unterfutter zum Vorschein, unter dem aufgeschlagenen Mantel Grauwerk. Es ist hierbey nicht an das irdische Bedürfniß einer warmen Bekleidung zu denken, sondern Pelzwerk gehörte im Mittelalter, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, zum festlichen Schmuck. Dem Kopfe wäre etwas mehr Kraft zu wünschen, die Gesichtsbildung erscheint zu leidend, besonders in dem weichen Munde. Auch hier gehen um die Aermel und den Mantel-Saum Buchstaben. Möchte doch einmal jemand, dem recht viel dergleichen alter Bilder vorkommen, diese Buchstabenschrift sammeln, und zu entziffern versuchen, damit man über ihre Bedeutung oder Nichtbedeutung im Klaren wäre. (Vergl. was wir darüber bereits Bd. II. dieser Jahrbücher erwähnten.) Der Engel sind zu jeder Seite des Thrones zwölfe, wenn man die mitzählt, welche von den vorn stehenden fast ganz verdeckt werden. Sie sind alle als Knaben, schon dem Jünglingsalter nahe, mit lockigem Haar, langen wallenden Gewändern, und großen purpurnen Fittigen vorgestellt. Ueber der Scheitel haben sie ein rothes Flämmchen. Einen einzigen ausgenommen, der zur Rechten des Thrones anbetend steht, sind die übrigen, so weit sich ihre Beschäftigung wahrnehmen läßt, insgesammt bemüht, den festlichen Augenblick durch die Tonkunst zu feyern und zu verkündigen. Die Blasetonwerkzeuge stehen mehr zurück, gen alle Weltgegenden verkündigen Posaunen das Lob des Herrn, und die Feyer der göttlichen Jungfrau. Die dunklere Farbe, das krausere Haar, die dickeren Lippen, die etwas eingedrückten Nasen einiger Engel, zeigen deutlichst an, daß der Maler Mohrenknaben vorstellen wollte, entweder in Berücksichtigung einer Sitte seiner Zeit, welche die lärmenden Tonwerkzeuge, Pauken und Drommeten, durch Afrikaner wirklich ertönen ließ, oder etwa durch sinnige Darstellung, daß in jenen lichten himmlischen Höhen aller Unterschied der Gottesverehrung schwinden werde, daß selbst die, welche wir Heiden nennen, da um den Thron Gottes stehen, und das, was wir in thörichter Wuth verdammen, dort mit uns vereint, Gott loben wird. Das wäre dann ein unendlich herrliches Bild des schönen Liedes: »Wir glauben all' an einen Gott,« schon im vierzehnten Jahrhundert ausgesprochen, und allen denen, die sich Christen nennen, bedeutsam zurufend: liebet euch als Brüder!

Diese Gestalten nun ausgenommen, hat der Maler in den andern Engeln, besonders in den voranstehenden, alles erschöpft, was sein Pinsel nur Freundliches, Liebliches, kindlich Heiliges hinzustellen vermochte. Lauter Knabengestalten, voll lieblicher Unbefangenheit und seliger Unschuld. Wie der Blick dieser Kinder sich in den erhabenen Auftritt vertieft hat, und das Auge in seliger Freude verschwimmt, so kann der Beschauer sich auch kaum

von ihrer Heiligkeit und unschuldsvollen Reine abziehen. Es ist, als wenn sie selbst in den reinsten Wohlklang sich auflösten, denn ihre Tonwerkzeuge berühren sie mit einer reizenden, hingebenden Nachläßigkeit, oder als wenn schon von selbst die Töne sich in diesen himmlischen Räumen, bey so göttlicher Erscheinung aus den Saiten hervordrängten, und es nur der leisesten Berührung, wie einer Aeolsharfe, bedürfte. Dieser selige Friede, dieser Wohllaut, diese Ruhe schwebt auch über dem ganzen Bilde. — Sie spielen auf Saitentonwerkzeugen, deren Bau zum Theil merkwürdig ist, doch findet sich keines derjenigen darunter, das man Rotte nennt.

Die Zahl der versammelten Heiligen ist sehr beträchtlich, zur linken des Beschauers sind achtzehn, zur rechten Hand zwey und zwanzig, unter denen doch ein Paar so verdeckt, daß sie ganz unkenntlich. Zunächst den Engeln stehen oben Moses und David, und um sie her die zwölf Boten, unter ihnen Johannes der Täufer, oben neben Moses. Alle sind durch ihre Namen in den Heiligenscheinen bezeichnet, eine Sitte, die wir noch auf einem Gemälde vom Jahre 1487 gefunden haben, auf dem die Zwölfboten den Sarg der zum Himmel aufsteigenden Maria umgeben. Der, welcher dicht neben dem heiligen Simon auf der linken Seite steht, hat im Kupferstich keinen Namen. v. Schlegel erklärt ihm für den Markus. Auf der linken Seite steht, nächst den Zwölfboten, besonders hervortretend und ausgezeichnet, der Stifter des Ordens, zu dem der Maler gehörte, der heilige Dominikus, in seinem Ordensgewande, das aber hier in der Verklärung mit goldenen Sternen besäet ist; ein Stern schwebt über seiner Scheitel, in der Linken hält er einen Lilienzweig, in der Rechten ein aufgeschlagenes Buch, worin man auf Lateinisch sein geistliches Vermächtniß, nämlich die letzte Ermahnung des Sterbenden an seine Schüler, und eine Anrufung dieser an ihren Schutzheiligen lieset. Der Ausdruck des Gesichts ist eine feurige, entzückte Andacht, der verklärte, sehnende Blick ruht auf der erhabenen Erscheinung. Das Gesicht selbst ist nicht schön, und zeigt die Spuren der büßenden Vermagerung, zugleich aber auch ist klar, daß es das wirkliche oder damals für wahr gehaltene Bildniß des Heiligen seyn muß, und kommt auch so wieder auf allen den kleinen Bildern vor. — Wir können von den sich daran schließenden Heiligen nur Einiges bemerken. Nach italienischer Ueberlieferung sollen die Köpfe des heiligen Antonius, des Franciskus von Assisi und des Thomas von Aquino ebenfalls von wahrhaften Bildnissen entnommen seyn. Die Stickereyen am Obergewande Karl des Großen erscheinen auf dem Kupferstiche als Bienen, welches aber ein Versehen seyn soll,

da sie nur ein freyer, blumenartiger Zierat sind. Die drey am Kragen des kaiserlichen Mantels herabhangenden Kronen sollen ohne Zweifel die kaiserliche, fränkische und italienische bedeuten.

Der heilige Nikolaus ist mit der Pracht vorgestellt, die einem morgenländischen Bischofe und einem Heiligen gebührt, von welchem Wunder der Freygebigkeit erzählt werden. Die schweren Stoffe seiner faltigen Gewänder sind grün; auch die großen Blumenschnörkel, womit sie ganz durchwirkt sind, nur in verschiedenen Abschattungen derselben Farbe. Die goldenen Kugeln am Boden neben ihm sind eine Anspielung auf die drey Beutel Goldes, die er einem Edelmann zuwarf, um dessen drey Töchter auszustatten, welche dieser der Verführung Preis zu geben eben im Begriff war. Besondere Bewunderung verdienen die kleinen Bilder, die auf dem Mittelstreif des bischöflichen Mantels gestickt sind und die Leidensgeschichte des Heilandes vorstellen. »Der Maler hat seine Gedankenfülle in geistreichen Entwürfen bis zur Verschwendung bewährt« (so meint der Verf., wir werden aber gleich zu zeigen suchen, daß hier nicht die Erfindung, sondern nur die Ausführung der kleinen Bilder selbst auf Rechnung des Malers zu setzen ist); jede dieser Gruppen in ihrem engen Raume enthält den Keim eines vortrefflich geordneten Gemäldes« (und dieß war es auch wirklich, denn wir werden gleich zeigen, daß der Maler hier nur wieder etwas Vorgefundenes, das Bildniß einer Stickerey, gab). Auf dem untersten Bilde, wo die Gestalten halb verloren in den Falten gehen, sind dennoch die in Schlaf versunkenen Jünger und der am Oelberg betende Heiland mit natürlichen Geberden geschildert. Hierauf folgen der Judaskuß, die Verspottung unter der Dornenkrönung, die Geißelung, die Kreuztragung und oben die Auferstehung. (Die Kunst der Stickerey, wir sprachen schon Bd. II. dieser Jahrbücher bey Gelegenheit des Werkes von Fiorillo über die Geschichte der deutschen Kunst kurz davon, war im Mittelalter zu einer besonderen Höhe gesteigert worden, und war eine eigene gar treffliche Kunstfertigkeit. Besonders verzierte man die Rückenstücke der Meßgewande mit einem Streifen von Stickerey, der entweder die Leidensgeschichte des Herrn in mehreren Darstellungen gab, wie hier, oder man stickte bloß ein großes Kreuzbild und daneben Maria und Johannes. Wie nahe diese Darstellungen der heiligen Handlung gingen, bey welcher diese Gewande den Priester zierten, bedarf keines Wortes, und da bey derselben der Geistliche meistentheils mit dem Gesicht gegen den Altar gewendet ist, und den Rücken der Gemeinde zukehrt, so wurde auch gerade das Rückenstück am meisten geziert. Indessen gab es auch Meßgewande, bey denen die beyden vorderen Sei-

ten des Gewandes mit solchen Bildwerken [denn so kann man sie wohl, da sie, wie wir bereits am eben angeführten Ort zeigten, eine Art von erhobener Arbeit waren, nennen] geziert waren, und davon haben wir ein Beyspiel in der Sand-Kirche zu Breslau, in welcher, dem Hauptaltar gegenüber, sich das Grabmal eines Abts in rothem Marmor findet, worauf dieser auch ein so prächtig gesticktes Meßgewand trägt, auf dem, gleichsam an den Aufschlägen des vorn offenen Mantels, sich die Leidensgeschichte Christi in der Stickerey zeigt. Solche Gewänder hatten dann wahrscheinlich auf der Rückseite ein großes Kreuzbild. Diese Bilder haben meist unter sich eine große Aehnlichkeit, und scheinen gewissermaßen durch die Zunft der Stickerinnen stehend geworden zu seyn, so daß also, wie wir oben andeuteten, hieher weisend, dem Johann von Fiesole in der Anordnung dieser Bilder kein Ruhm entsteht, vielmehr glauben wir, daß er irgend ein Prachtgewand seines Klosters, das also gestickt vor ihm lag, nachbildete, und dieser Glaube gewinnt dadurch bey uns mehr Gewicht, da die Falten des Gewandes und die Verschiebungen der Gemälde nicht aus der Einbildung, sondern nach der Natur gemacht zu seyn scheinen, welches auch dem ganzen Streben des Künstlers und seiner Zeit am nächsten lag.)

Auf der rechten Seite stehen oben, den Zwölfboten am nächsten, drey Blutzeugen Christi: Dominicanus (ein Schüler des heiligen Dominikus), Laurenzius und Stephanus. Hinter ihnen der heilige Georg, ganz gepanzert, und darin nur seine ritterliche Ehrenfestigkeit zeigend, denn seine Gesichtszüge, die Milde auch abgerechnet, welche die Handlung, in der sich alle befinden, hervorbringen mußte, sind doch zu weich und schlaff. Voran knien rechts die heiligen Frauen. Agnes, Katharina, Klara, Cäcilia (?) und Margaretha sind durch ihre Beywerke bezeichnet, zwey sind ganz verdeckt und drey nicht leicht zu deuten. (Eine von diesen ist uns erklärlich, die mit dem Pfeil, es ist die heilige Ursula, die Königinn der eilftausend Jungfrauen. Die Heilige, welche v. Schlegel für die Cäcilia erklärt, und die wir mit einem Fragezeichen versahen, scheint uns falsch gedeutet, da auch nicht ein einziges ihrer Beywerke vorhanden ist. Es ist vielmehr, und dahin deutet der volle schöne Rosenkranz, die heilige Rosalia. Was die heilige Klara betrifft, so halten wir auch diese für ein Bildniß.)

Wir gehen nun noch zu den sieben kleinen Bildern über, die unter dem Hauptbilde sind und Darstellungen aus dem heiligen Leben von des Malers Ordensheiligen, Dominikus, enthalten. Die häufige Vergoldung fällt zwar hier weg, aber sie erscheinen doch in einer gewissen Entfernung fleckig, weil der Maler

die örtlichen Farben überall auf das treueste nachgeahmt, ihre Gegensätze aber nicht durch die Widerscheine und das Helldunkel in Uebereinstimmung zu setzen gewußt hat. Dabey schaden auch die vielen schwarzen und weißen Ordenskleider des heiligen Dominikus und seiner Schüler. In der Nähe betrachtet, sind aber diese Bilder sehr bewunderungswürdig, indem sich Gedanke und Ausführung in ihnen auf das vortheilhafteste vereinigen. Auf dem ersten Bilde sehen wir den Papst schlafend ruhen; daß es der Papst sey, zeigen die dreyfache Krone, der gestickte Mantel, die vielen Ringe an den Fingern. Vornan steht Dominikus, ein sich über neigendes und durch einen Riß gespaltenes Gebäude haltend. Dieß betrifft eine Heiligensage über die Stiftung des Ordens. Als Dominikus im Jahre 1215 dem Papst Innocentius III. den Plan zu seinem neuen Orden vorlegte, fand er ihn einigermaßen schwierig. In der folgenden Nacht aber schien dem Papst in einem Traum die Kirche des Laterans Einsturz zu drohen; er sah dieß mit Bekümmerniß und Schrecken, als Dominikus herbeyeilte und den wankenden Bau stützte. Innocentius III., getroffen von der sinnbildlichen Bedeutung seines Traumes, bezeugte sich nun sehr willig, die Unternehmung, als der Kirche heilsam, zu begünstigen, und dieses wichtige Ereigniß eröffnet mit Recht die Reihe der Ordensbilder.

Das zweyte Bild stellt dar: als der Heilige nach erlangter Bestätigung seines Predigerordens in der Kirche des heiligen Petrus betete, erschienen ihm die Zwölfboten Paulus und Petrus, und reichten ihm, jener ein Buch, dieser einen Stab, als Sinnbilder des Predigerthums und der Wanderung in fremde Länder. Die Bauart der Kirchenhallen ist merkwürdig, sie zeigt jene älteste Bauart, die wir die sächsische nennen; runde Bogen ruhen auf schlanken Säulen, mit wenigen Kopf- und Fuß-Gesimsen. Herr v. Schlegel nennt sie auch die byzantinische. Der Kopf des heiligen Paulus ist ganz herrlich und gemahnt an die schönen Bilder, welche vom Moses und Christus des Johann von Fiesole in der Domkirche zu Orvieto bewundert werden. Petrus zeigt den kahlen Scheitel, mit wenigem Haar um die Stirn und buschigen Bart, eine Kopfbildung, die er auf so vielen Bildern und selbst alten päpstlichen Bleybullen führt. Daß der neben dem heiligen Dominikus kniende Mönch abgewendet sey, geht aus seiner, obgleich nicht klaren Stellung, da ihn Dominikus verdeckt, nicht hervor, überhaupt war es aber wohl nicht der Wille des Malers, die Theilnahmlosigkeit des Mönches auszudrücken, vielmehr war wohl seine Gegenwart zur Erhärtung des Wunders nöthig; aber seine Gesichtsbildung brauchte man nicht zu erkennen, die wäre in diesem Bilde

störend gewesen, es war genug, daß der Maler die durch Zeugenmund erhartete Wahrheit des Wunders andeutete.

Das dritte Bild stellt ein Wunder vor, welches Dominikus in Rom vollbracht haben soll. Ein junger edler Römer, Napoleon, Neffe des Kardinals Steffano di Fossa Nova, hatte einen heftigen Sturz vom Pferde gethan, und war für todt weggetragen worden. Wir sehen auf diesem Bilde eine gedoppelte Darstellung; hinter einer vorn offenen Halle das Roß, welches eben seinen niedergestürzten Reiter blutrünstig tritt. In der Halle selbst erhebt sich der Todtscheinende so eben auf das Gebet des vor ihm befindlichen Dominikus, der mit emporgehobener segnender rechten Hand sein: surge, auszusprechen scheint. Neben ihm der Kardinal und eine reiche Versammlung geistlicher und weltlicher Personen, auch eine kniende und betende Nonne, denn in einem Nonnenkloster ereignete sich dies Wunder, so wie ein Mann, den seine Kleidung als einen Arzt bezeichnet, der durch staunend erhobene Hände das Wunder, was seine Kunst nicht vermocht hätte, bekräftigt. So ausgezeichnete Köpfe auch hier dem Beschauer entgegen treten, so werden sie doch alle durch einen lieblichen, mildfreundlich lächelnden und dankbar gegen den Heiligen aufblickenden Mädchenkopf übertroffen. Dies Mädchen mag Braut oder Schwester des so schwer Verwundeten gewesen seyn.

Bild IV. Der Heiland, in riesenhafter Größe, nackt, nur mit einem Tuche um die Hüften, steht, bis zu den Hüften, in seinem Grabe aufgerichtet, die Arme ausgebreitet, um seine Wunden zu zeigen, Kopf und Augen still demüthig gesenkt und liebend zu den unten Sitzenden gewendet. Seiner Marter Werkzeuge umstehen ihn. In der menschlichen Größe entsprechender Gestalt sitzen unten: Maria, Blick und Hände betend erhoben, und Johannes, die heilige Mutter Gottes anschauend und die Hände verwunderungsvoll ausbreitend. Beyde in reichen und schön geworfenen Gewänden, mit großen und edel gehaltenen Falten. Dies Bild mag manchem auf den ersten Blick sonderbar, wunderlich, ja denen, die sich in die Denkweise des Mittelalters nicht versetzen können, mag es abgeschmackt erscheinen. Von der Beschuldigung einer gewissen Seltsamkeit wollen wir es nicht frey sprechen, aber wir glauben auch, daß ein jeder, vertraut mit der Kunst des Mittelalters, eine ergreifende Kraft und Größe und wieder stille Ruhe in ihm nicht verkennen und gern auf sich wird einwirken lassen. v. Schlegel, möchte man glauben, hatte eine Scheu, seine Ansicht über dieß wunderbare Bild zu äußern, denn er geht überaus kurz und unbedeutend darüber hin.

Das fünfte Bild hat wieder eine doppelte Darstellung. Links sieht man den Platz vor einer Kirche. Der heilige Dominikus,

die örtlichen Farben überall auf das treueste nachgeahmt, ihre Gegensätze aber nicht durch die Widerscheine und das Helldunkel in Uebereinstimmung zu setzen gewußt hat. Dabey schaden auch die vielen schwarzen und weißen Ordenskleider des heiligen Dominikus und seiner Schüler. In der Nähe betrachtet, sind aber diese Bilder sehr bewunderungswürdig, indem sich Gedanke und Ausführung in ihnen auf das vortheilhafteste vereinigen. Auf dem ersten Bilde sehen wir den Papst schlafend ruhen; daß es der Papst sey, zeigen die dreyfache Krone, der gestickte Mantel, die vielen Ringe an den Fingern. Vornan steht Dominikus, ein sich über neigendes und durch einen Riß gespaltenes Gebäude haltend. Dieß betrifft eine Heiligensage über die Stiftung des Ordens. Als Dominikus im Jahre 1215 dem Papst Innocentius III. den Plan zu seinem neuen Orden vorlegte, fand er ihn einigermaßen schwierig. In der folgenden Nacht aber schien dem Papst in einem Traum die Kirche des Laterans Einsturz zu drohen; er sah dieß mit Bekümmerniß und Schrecken, als Dominikus herbeyeilte und den wankenden Bau stützte. Innocentius III., getroffen von der sinnbildlichen Bedeutung seines Traumes, bezeugte sich nun sehr willig, die Unternehmung, als der Kirche heilsam, zu begünstigen, und dieses wichtige Ereigniß eröffnet mit Recht die Reihe der Ordensbilder.

Das zweyte Bild stellt dar: als der Heilige nach erlangter Bestätigung seines Predigerordens in der Kirche des heiligen Petrus betete, erschienen ihm die Zwölfboten Paulus und Petrus, und reichten ihm, jener ein Buch, dieser einen Stab, als Sinnbilder des Predigerthums und der Wanderung in fremde Länder. Die Bauart der Kirchenhallen ist merkwürdig, sie zeigt jene älteste Bauart, die wir die sächsische nennen; runde Bogen ruhen auf schlanken Säulen, mit wenigen Kopf- und Fuß-Gesimsen. Herr v. Schlegel nennt sie auch die byzantinische. Der Kopf des heiligen Paulus ist ganz herrlich und gemahnt an die schönen Bilder, welche vom Moses und Christus des Johann von Fiesole in der Domkirche zu Orvieto bewundert werden. Petrus zeigt den kahlen Scheitel, mit wenigem Haar um die Stirn und buschigen Bart, eine Kopfbildung, die er auf so vielen Bildern und selbst alten päpstlichen Bleybullen führt. Daß der neben dem heiligen Dominikus kniende Mönch abgewendet sey, geht aus seiner, obgleich nicht klaren Stellung, da ihn Dominikus verdeckt, nicht hervor, überhaupt war es aber wohl nicht der Wille des Malers, die Theilnahmlosigkeit des Mönches auszudrücken, vielmehr war wohl seine Gegenwart zur Erhartung des Wunders nöthig; aber seine Gesichtsbildung brauchte man nicht zu erkennen, die wäre in diesem Bilde

August W. v. Schlegel faßt ein allgemeines Urtheil über Johann von Fiesole in folgende Worte zusammen. »Johann von Fiesole hat im Ganzen die Tugenden und Mängel seiner Zeitgenossen mit ihnen gemein. Im Verständniß der malerischen Wirkung und in manchen wissenschaftlichen Theilen ist er vielleicht aus Anhänglichkeit an die ihm ehrwürdige alte Weise einigermaßen zurückgeblieben. Seine eigenthümlichen Vorzüge sind Süßigkeit, Zartheit und Anmuth. Seine Einbildungskraft nimmt nicht eben einen kühnen Schwung in das Gebiet des Außerordentlichen und Wunderbaren, wie z. B. die des Orgagna; aber nirgends auch wird man Dürftigkeit oder Ohnmacht der Erfindung gewahr. Seine Kunst ist eine ergiebige Quellader, die gleichmäßig, ohne Ungestüm und ohne Zwang, einem liebevollen, durch Andacht und Beschaulichkeit geläuterten Gemüth entfließt.«

Zeichner und Beschreiber haben, jener auf eine zierliche, dieser auf eine umsichtige Weise alles erfüllt, was man nur von ihnen bey der Herausgabe eines alten Kunstwerks wünschen kann. Wir verschweigen indessen nicht, daß wir sehr gewünscht hätten, der Zeichner hätte noch einige Tafeln hinzugefügt und auf ihnen die durchgezeigten Umrisse aller Köpfe auf dem großen Bilde gegeben, unter denen noch gar herrliche und schöne Gesichtszüge sich darstellen. Denn die Köpfe sind ja immer das Geistigste und Herrlichste aller Bilder des frühen Mittelalters. Dieß hat der Verf. der vorliegenden Beschreibung auch tief erkannt und erwogen, und es sey uns daher erlaubt, noch den Schluß seiner Schrift anzuführen, da sie für die Erkenntniß der Kunst des Mittelalters von höchster Bedeutung nicht allein ist, sondern auch bezeichnend für die neueren Kunstbemühungen werden, und das wirre Treiben und Lenken darin vielleicht in etwas, wenn auch nicht beschwören, doch wenigstens nachdenklich machen kann.

»Alle unmittelbaren Vergleichungen zwischen der Kunst der Alten und der Neueren werden mehr oder weniger hinkend seyn; denn beyde sind in ihrem innersten Wesen nicht nur verschieden, sondern entgegengesetzt, und können daher nicht mit einem gemeinschaftlichen Maßstabe gemessen werden. Die Kunst der Griechen ging vom Körper aus, die der Neueren von der Seele. In den Darstellungen der Griechen war der menschliche Körper schon mit aller Vollkommenheit seines Baues ausgestattet, alle körperlichen Bewegungen und Kraftäußerungen wurden auf das nachdrücklichste nachgeahmt, ehe die Seele sich im Gesicht verkündigte. Ja auch diejenige Würde und Schönheit der Köpfe, welche unabhängig vom Ausdrucke auf den Verhältnissen der Theile beruht, wurde von den Griechen vergleichungsweise sehr spät entdeckt. Bey den alten christlichen Malern hingegen ist der Körper unvoll-

kommen entworfen, und gleichsam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während sich schon in der Mannigfaltigkeit der Gesichtsbildungen die zartgefühltesten Unterscheidungen offenbaren, und während es ihnen gelang, eigentlich die Schönheit der Seele zu malen. Diese Künstler sahen die Welt mit einem anderen geistigeren Auge an, sie hatten aber auch ein wesentlich verändertes Menschengeschlecht vor sich. In der Darstellung der Körper sind die Neueren nur durch Nachahmung der Alten vortrefflich geworden. Der Kunstgeschichte liegt es ob, zu zeigen, wie die Verschiedenheit der Religionen diese entgegengesetzten Richtungen bewirkt hat. Je weiter wir sowohl in der Kunst der Alten als der Neueren zurückgehen, desto mehr finden wir sie ausschließend dem Gottesdienste gewidmet und durch Religionsbegriffe bestimmt. Mit dem Fortgange der Zeiten ist die Kunst immer weltlicher geworden, und dieses pflegt eigentlich ihr Ende zu seyn. In unserem Zeitalter hat man die Kunst bloß durch weltliche Antriebe und Ansichten zu heben gesucht, welches aber nimmermehr gelingen kann. Alle Wissenschaft, alle Beobachtung der wirklichen Dinge reicht nicht hin, um sich zu eigenthümlichen und wahrhaften Schöpfungen zu erheben. Der Künstler muß eine höhere Weihung empfangen, sey es nun, wie bey den Griechen, in der Sphäre der lebendigen Naturkräfte, oder wie bey den alten christlichen Malern, in dem geistigen Reiche der Wiedergeburt des inneren Menschen. Die Kunst, als ein Widerschein des Göttlichen in der sichtbaren Welt, ist eine Angelegenheit und ein Bedürfniß der Menschheit, an welche Himmel und Erde Hand anlegen müssen, wenn sie gedeihen soll.«

Ein trauriges Zeichen aber — setzen wir hinzu — ist es, ein Beweis verkehrter Ansicht und verworrenen Strebens, wenn Künstler der neueren Zeit, in der evangelischen Lehre erwachsen, zum katholischen Glauben übertraten, in dem Meinen, nun werde ihnen die wahre Kunsthöhe, der eigentliche Kunstsinn aufgehen. Gleichsam, als wenn ein bloßer Tausch hier Erkenntniß, Seele und Leben einimpfen könne. Wen das innere Gemüth treibt, der trete in die Gemeinschaft mit den Brüdern, deren Gottesverehrung ihm zusagt, aber einem Schemen jagt der nach, welcher durch das Aeußere etwas Inneres erschaffen will. Das ist eine der leidigen Verkehrtheiten der Zeit, angelernt, hohl und nichtig; doch ist hier nicht der Ort, darüber unsere Ansicht darzulegen, wir wollten uns hier nur verwahren, daß man etwa aus dem Schlusse der angezeigten Stelle herausgrübeln könne, wir wären diesem süßlichen Glauben unserer Zeit zugethan, und behalten uns vor, bey einer anderen Gelegenheit darüber unsere Meinung ausführlich zu geben.

Büsching.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. VI.

Bayerns historische Literatur und deren besondere Ausbeute für Oesterreich.

(Beschluß.)

Codex chronologico-diplomaticus Episcopatus *Ratisbonensis* collectus ac editus Opera et Studio Thomae *Ried*, Cancellistae Consistorialis Ratisbonensis. Tomus I. Continens DCCL. diplomata, omnisque generis chartas inde a Saeculo VIII. ad finem Saeculi XIII. (Ratisbonae, Typis Laurentii Stephani *Schaupp*, 1816.)

und

Geschichte des Fürstenthums Passau, aus archivalischen Quellen bearbeitet von Johann Nepomuck Buchinger, Dr. der Rechte, und Assessor der Ministerial-Archivs-Kommission und des Reichs-Archives. Zwey Bändchen. I. Bändchen, ältere Geschichte bis zum vierzehnten Jahrhundert. (München, gedruckt bey Franz Seraph Storno, 1816).

Woher Christenthum, Anbau und Sitte, daher muß uns auch die mittlere Geschichte kommen. Salzburg und Passau, sind in den, vorzüglich durch sie emporgerichteten Landen von der Taja bis zur Drau, und vom Inn bis an die Raab, älter, wohlthätiger, lange auch mächtiger, als Babenberger und Traungauer, als Eppensteiner und Münzthaler. — Die Klöster entstanden großentheils auf ihren Ruf, wurden öfters eingezogen zu ihrer Mensa, vertrauten häufig unter den Schrecknissen des Krieges und der Selbsthülfe, ihre Urkunden ganz oder zum Theil der Mutterkirche; so Kremsmünster, Traunkirchen, Erla ꝛc. — Wie jene ob und unter der Enns, so in Kärnten, Bamberg, die Lieblingsstiftung Heinrichs des Heiligen und der jungfräulichen Kunigunde. — Von welcher Wichtigkeit ist es also nicht, durch die Liberalität der bayerischen Regierung und durch den schätzbaren Fleiß, einzelner von ihr begünstigter Gelehrten, die allzulang entbehrten, den Motten, der Verwesung und allen Elementarunfällen Preis gegebenen diplomatischen Schätze jener Hochstifter und Abteyen, ans Licht hervortreten zu sehen, die bey der großen Sekularisation, in das reiche Entschädigungsloos des Hauses Wittelsbach gefallen sind!?

Schon des Melkers, Bernard Petz, unschätzbare Sammlungen, und das Saalbuch des tausendjährigen Monsee, überzeugten uns, daß die Archive des Hochstiftes Regensburg und der fürstlichen Abtey S. Emmeran, für Oesterreich immerdar bedeutend seyn mußten. — Rieds schätzbare Sammlung, vortrefflich unterstützt von solchen Männern, wie Gemeiner, Zierngiebel, Moritz, fordert solche zu desto größerer Gewißheit. Ein berichtigter Katalog, der Regensburger

1

Bischöfe von Wicterp 697 bis auf Dahlberg beginnt. — 1300 Urkunden von 710 bis 1600 folgen, ein vortreffliches Register (in unsern Tagen fürwahr ein seltenes Geschenk), beschließt.

Vollständigkeit scheint der Herausgeber vor allem im Auge gehabt zu haben, denn was sein Hochstift betrifft, finden wir hier Alles wieder, sey es auch bey Hund und Pez, in den monumentis boicis, in der Juvavia, bey Hansiz, Resch, Meichelbeck und Oefele, bey Eccard oder im Chronico lunaelacensi bereits gedruckt.

Pechlarn war der Anfang und Mittelpunkt Regensburgischen Besitzthums in Oesterreich, durch Schenkung Ludwigs des Frommen 830, »locus in provincia Avarorum, ubi antiquitus castrum »Herilungoburch, — cum adjacentiis, ubi Erlaffa in Danubium »cadit,« und jenes von S. Emmeran an der Aist und Narden und zu Tuln, durch Vergabung des Gränzgrafen Ratbod, Wilhelms und Engilradens, seiner Gemahlin. — Wir sehen sie, gleich den höchsten Bergspitzen aus der Sündflut, allmählich hervorragen, aus dem Gräuel hunnischer, avarischer, allemannischer, herulischer Verwüstung, die ältesten Ortschaften Oesterreichs, Wieselburg, Steinakirchen, Abersee, Ischgel, Tuln, Perschling, Melk, Wachau, Krummennußbaum ꝛc. — Pechlarn, der Römer Arelape (S. 28) Grafen Friedrichs von Peilstein Schenkung (S. 299) die dortige alte Pfarrkirche zu S. Peter (S. 337, 348) zerstört in der innern Zwietracht unter Friedrich IV. wieder aufgebaut 1499. Friedrich von Hauseck übergibt dort all sein Gut dem Bischof Heinrich, durch Zuthun Ottos von Zinzendorf 1294, Zollsfreyheit durch Leopold den Glorreichen und Albrecht I. 1224 und 1286, die älteste deutsche Urkunde, eine Taidigung zwischen Bischof Leo und Eckhards Hausfrau über ein Gut zu Pechlarn vom Jahre 1267. — Oesterreichs ältestes Kloster S. Florian, wahrscheinlich des Apostels Severin eigene Gründung, auf Bischofs Hartwicks Geheiß, auch Weltenburg umstaltend, (S. 182, 185). Oesterreich 1028 orientale regnum, 1062 orientalis marchia. — S. 232 merkwürdige Schenkung Bischof Konrads von Passau, — Besitz der Burggrafen von Regensburg in Oesterreich, — die Wiener Münze und Mauth von Leopold dem Glorreichen an (S. 340, 611, 732) die Regensburger Häuser daselbst, — und — Rudolphs von Habsburg, Richterspruch bey den mindern Brüdern zu Wien, zwischen Bischof Heinrich von Trient und seinem Erzfeinde Meinhard von Görz und Tyrol 1277 (Hormayrs Geschichte Tyrols II., Urkundenbuch 165, 166, 171, 235, 240). Die Schotten zu Wien verwirken das Recht freyer Abtswahl 1248, weil sie während des auf Oesterreich ruhenden Interdiktes, Gottesdienst daselbst gehalten. Das Schottenkloster zu S. Jakob bey Regensburg setzt ihnen einen Abt. Fur die alte Verbindung Böhmens mit Regensburg, mehrere Winke und (S. 609) der Brief Alirons de Riccardo, Domherrn bey S. Markus in Venedig, Einsammlers des Zehends zur Wiedereroberung des heiligen Landes, worin Prag, Olmutz, Eichstädt und Bamberg, der Mainzer Metropole untergeordnet erscheinen, — fur die Geschichte Tyrols sehr wichtige Dokumente über Regensburgs dortigen Besitz, insonderheit um Kufstein (conf. Hormayrs Archiv fur Süddeutschland II, 42, 44) biblioth. hist. Gottingensis (V. Nro. 1). 1240 der merkwürdige Vertrag zwischen Pfalzgrafen Ratbod und Bischof Seyfried, —

Brixenthal 389, 612, 817, 831, Jochberg und Kitzbühel 284, 389, Partschins im tyrolischen Vintschgau 487, Söll, Prandach im untern Innthale, 712, meranische Herzoge des Hauses Andechs und Dachau, 244, 311, 315, 329, 366, 370. Verträge mit den Grafen von Tyrol von 1237 bis 1284. — Der glückliche Forscher Johann Frast, Capitular von Zwettl, wird hier nach wichtigen Beyträgen zur Geschichte der Kuenringer nicht vergebens suchen, und nicht ohne Wichtigkeit für das südöstliche Kärnten, sind die (Kleinmayerns Juvavia und Hormayrs Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter vortrefflich ergänzenden) vielen Urkunden der Grafen von Lechsgemünde, Neiffen und Graisbach, — auch zur Sittengeschichte viele vortreffliche Züge, über das alte Gesetz der Bajuvarier und Noriker, über alte Rechtspflege, konkubinarische Priester, Abendmahl unter beyderley Gestalten, Immunitäten, Interdikt und dessen Folgen ꝛc. Ketzer (Arnaldisten, Patarener, Spornisten, Leonisten, — die Armen von Lyon), in Friedrichs II. Satzung von 1221 und in einem Briefe Bischof Leos von 1265, überhaupt eine lobenswerthe, die Begierde nach ähnlicher Ausbeute von Passau, Eichstädt, Augsburg, Kempten, Bamberg ꝛc. anfachende Erscheinung. —

Buchinger erfüllt weit weniger die Anforderungen, die wir in unsern Tagen, nach so vielen und trefflichen Vorarbeiten, zumal in Bayern, zu machen berechtiget sind. Der Styl ist sehr mittelmäßig, man vermißt häufig klare Begriffe des alten deutschen Staatsrechtes, auch ist man berechtiget, von dem Mitgliede eines so ruhmwürdigen Institutes, wie das bayerische Reichsarchiv, gründlichere diplomatische Kenntnisse zu erwarten.

An Interesse der Materialien, fehlt es in der Historie Passaus ganz und gar nicht. Welche Aufgabe, eine Monographie der beyden zeitgenossen Deukalione Oesterreichs nach der großen avarischen Flut, Wolfgangs von Regensburg und des als Apostel, Gelehrter und Staatsmann großen Piligrin von Passau, zugleich mit Rüdiger von Pechlarn hochgefeyert, in unserer rauhen Ilias, dem Liede der Nibelungen! Wie gern möchten wir dem, durch eine ganze Reihe gelehrter Arbeiten erprobten Florianer Chorherrn Kurz oder dem hoffnungsreichen Scharfblicke Friedrich Blumbergers in Göttweih, ein Leben seines Stifters, des Bischof Altmanns von Passau, auftragen, der drey Jahrzehende hindurch auf Oesterreich, mehr als seine eigenen Markgrafen, beyde Leopolde, der Schöne und der Heilige gewirkt hat, Gregors VII. rechter Arm, — wie er, an Klugheit und Standhaftigkeit, ein Appius Claudius, eifrig wie ein begeisterter Seher, in seinen Sitten äußerst streng, wie Gregor, ein Feind der Universalmonarchie und eine Stütze der Freyheit, Feind der Simoniaker, die ihre geistlichen Würden von Laien erkauften, Feind der verehlichten Priester, weil er einsah, jene Zeit bedürfe Männer, fremd der verstrickenden Lasten des täglichen Lebens, Männer ohne eine andere Mutter, als die Kirche, ohne einen andern Vater, als den Papst, so ganz und gar Priester, wie jeder große Feldherr wünscht, daß seine Krieger seyen, — und welche Parallele zu Altmann für Gregor, wider Heinrich IV., der Babenberger Konrad, Ottos von Freysingen Bruder, Bischof zu Passau und Erzbischof zu Salzburg, für Alexander wider den großen Barbarossa, Lockungen und Verheißungen gleich unzugänglich ohne Gold, ohne Waffen, verfolgt, ver-

raubt, Salzburg in Flammen, das Land verwüstet, Er, krank, flüchtig zu Admont und dennoch ungebeugt: »mihi vindictam, ego »retribuam!« der letzte Seufzer seines gebrochenen Herzens.

Eine solche Schrift gewinnt freylich außerordentlich durch genealogische Tabellen, aber ein bloßer Abdruck derselben aus Moritz über das einzige Haus der Grafen von Neuburg und Formbach, ist nichts weniger als genügend und ganz ein anderes Muster chronologisch-genealogischer Uebersicht der Markgrafen in der Ostmark, als S. 125, 152 bey Buchinger, gibt Maximilian Fischers Geschichte Klosterneuburgs II. 371. — Aribo und Luitbold sind viel zu wenig gewürdiget, und was sollen wir über die seltsamen Angaben denken: 928 wurde erst die eigentliche Markgrafschaft Oesterreich errichtet« (erst 955 Ottos Sieg auf dem Lechfelde). 855 Anfang der steyerischen Markgrafen, 1030 fangen »die steyerischen Grafen und Herzoge!!« erst eigentlich an, — »Markgraf Burghard 973 ist nach Pütter nur »ein Gränzbewahrer ob der Enns, unter bayerischer Hoheit!« — Passaus Geschichtschreiber sollte doch wissen, die einzige Spur von ihm, sey ein Diplom Ottos II., worin er Passau einige Weingärten bestätiget: »in Wachow (unter der Enns, auf dem linken Donauufer) in comitatu reverendi Marchionis *Burcardi.*«

Das wichtigste für uns ist, das erfreuliche Versprechen der Nachschrift, welches der Verfasser ja recht bald in Erfüllung bringen möge, einen diplomatischen Codex mit allen für Passau wichtigen und noch ungedruckten Urkunden zu liefern. Wir werden auch mit Dank und mit Freude aufnehmen, was in Hunds metropolis, in Hansizens Germania sacra, in Schreitweins Catalogus, bey Brusch rc. nur excerptenweise, vielfältig unvollständig und mit sinnstörenden Druckfehlern und Auslassungen zu finden ist.

Wir heben einige besondere Punkte aus. — Voran geht ein flüchtiger Ueberblick der benützten Quellen, ein kurzer statistischer Abriß folgt, der uns inzwischen, bey so erschöpfenden Hülfsmitteln, nicht vorzüglicher scheint, als jener im Archiv für Süddeutschland I.

Ein kritisch berichtigtes Verzeichniß der Passauer Kirchenfürsten, etwa in synchronistischer Tabelle, gegenüber den Päpsten, den Kaisern, den Salzburger Erzbischöfen, den Herzogen Bayerns, den Babenbergern, wäre sehr bequem gewesen. — An ein solches Buch ist es keine übertriebene Forderung, daß so wichtige Entdeckungen, kritische Forschungen oder folgenreiche Anfragen, über das alte Erzstift Lorch, über dessen Uebertragung nach Passau, über den Palliumsstreit rc. wie in Kurzens Beyträgen, in Gabriel Strassers Kremsmünster rc. nicht unbekannt und ungenützt hätten bleiben sollen. — Immer interessant bliebe, eine nähere Untersuchung der, wenn auch zweifelhaften Bestätigung Karls des Großen von 802 über Tassilos Gründung Kremsmünsters S. 82, sehr wünschenswerth die Herausgabe von Ludwig des Frommen Bestätigung von 823, worin wieder der unerklärte Unterschied zwischen Hunnen- und Avaren-Land, — neben vielen andern Orten, Schönbrunn, die Quelle und zwey Kirchen in Wien (S. Peter, S. Ruprecht?) von Ludwigs Schenkung an Bischof Reginmar zu Kirchbach von 836 und jene an den Chorbischof Alberich mit koniglichen Hofen zwischen der Raab und dem komagenischen Gebirgsruden, von Karls des Dicken Schirmbrief von 887, Arnulphs von 898, Karlmanns von 877, Ludwigs des Kindes von 903, des geographisch höchst interessanten Tausches des Chorbi-

schofs Madelwin gleichfalls von 903, von Ludwigs des Kindes Zollordnung für die Schiffahrt auf der Donau, Traun und Enns 906, der S. 106 verzeichneten Urkunden von 973 bis 985 aus Piligrins Zeit. Der Rotulus über die Zehend= und Besitzesrechte des heil. Stephans (Patrons des Hochstiftes) in der Ostmark und im Avarenlande, würde Aventins erträumtem Landtag zu Tuln 985, diesem vermeintlichen Grundstein der Souverainität der Bayernherzoge über den Osten, für immer die gebührende Stelle anweisen. (S. 106 — 114.) — Ottos III. seltenes Siegel von 999. Renovatio Imperii Romanorum (S. 116), — ferners für Oesterreich wichtig, die Niederburger Urkunden von Heinrich II. (S. 118), jene des salischen Konrads und Heinrichs III. und IV. von 1025, 1049, 1052, 1054, 1055, 1056, 1063. (S. 122, 125) an die Bischöfe Berengar und Engelbert rc. Die Schenkungen der Peilsteiner Grafen, derer von Hunsberg und Steyer. Wie bedeutend die Lage von Windberg für die Geschichte des Landes ob der Enns sey? (S. 117, 183, 202) wurde im Archiv für Geographie, Historie rc. (Nro. 65. Juny 1818) bereits angedeutet, mit einem nicht minder wichtigen Rückblick, auf die häufigen und auffallenden diplomatischen Mängel der Urkunden des einzigen Bischofs Altmann. — Friedrichs des Streitbaren Bekenntniß über alle Lehen, die er von Passau trage, an den Bischof Rüdiger von 1241, zuerst gedruckt aber nicht vollständig in Hormayrs Taschenbuch für 1813 und noch nirgend der Schiedspruch von 1253 über eben diese Lehen zu Gunsten des neuen Fürsten Ottokar rc. — Die »allgemeinen Bemerkungen« S. 277 erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Gar sehr verlangt uns aber, nach der S. 286 versprochenen Zusammenstellung der Passauischen Vasallen und Ministerialen, nach ihrer Abstammung, Verwandtschaft und nach der Lage ihrer Güter, Bischofs Bernards lateinische Gerichtsordnung von 1255, reformirt 1301 durch Bischof Bernard rc.

Immerdar müssen die Bemühungen des Verfassers der Oesterreicher dankbare Aufmerksamkeit erregen, und das versprochene Urkundenbuch, macht vielleicht Epoche in der Historie der Lande ob und unter der Enns, in den Tagen der Carlowingen, der sächsischen und fränkischen Kaiser. — Lenz über Passau, liefert brauchbare Ergänzungen und Lückenbüßer.

Geschichte der altbayerischen Länder, ihrer Regenten und Landeseinwohner. Aus den Urquellen neu und kritisch bearbeitet von Carl Theodor Gemeiner. — Regensburg 1814. 104 Seiten in Quart.

Nur vierzig Abdrücke sind von dieser, in jedem Betrachte vortrefflichen Quellenforschung und geschichtlichen Ausarbeitung, der gelehrten Welt vor Augen und in leider! allzugeringen Umlauf gekommen. — An dieser Abhandlung des würdigen regensburgischen Archivars, nunmehrigen königlich bayerischen Landes=Direktionsrathes Gemeiner, an seiner »Geschichte Bayerns unter Friedrich I.« wie »unter den agilolfingischen Herzogen« besitzt jeder jugendliche Kritiker, ein ernstes und würdiges Vorbild, an dem er bescheiden hinaufschaue, der erfahrne Arbeiter hingegen, ein ruhmwürdiges und einladendes Beyspiel, woran er erstarke! — In der finstern Epoche der Unterdrückung, wollte der Verfasser zeigen,

raubt, Salzburg in Flammen, das Land verwüstet, Er, krank, flüchtig zu Admont und dennoch ungebeugt: »mihi vindictam, ego »retribuam!« der letzte Seufzer seines gebrochenen Herzens.

Eine solche Schrift gewinnt freylich außerordentlich durch genealogische Tabellen, aber ein bloßer Abdruck derselben aus Moritz über das einzige Haus der Grafen von Neuburg und Formbach, ist nichts weniger als genügend und ganz ein anderes Muster chronologisch-genealogischer Uebersicht der Markgrafen in der Ostmark, als S. 125, 152 bey Buchinger, gibt Maximilian Fischers Geschichte Klosterneuburgs II. 371. — Aribo und Luitbold sind viel zu wenig gewürdiget, und was sollen wir über die seltsamen Angaben denken: 928 wurde erst die eigentliche Markgrafschaft Oesterreich errichtet« (erst 955 Ottos Sieg auf dem Lechfelde). 855 Anfang der steyerischen Markgrafen, 1030 fangen »die steyerischen Grafen und Herzoge!!« erst eigentlich an, — »Markgraf Burghard 973 ist nach Pütter nur »ein Gränzbewahrer ob der Enns, unter bayerischer Hoheit!« — Passaus Geschichtschreiber sollte doch wissen, die einzige Spur von ihm, sey ein Diplom Ottos II., worin er Passau einige Weingärten bestätiget: »in Wachow (unter der Enns, auf dem linken Donauufer) in comitatu reverendi Marchionis *Burcardi*.«

Das wichtigste für uns ist, das erfreuliche Versprechen der Nachschrift, welches der Verfasser ja recht bald in Erfüllung bringen möge, einen diplomatischen Codex mit allen für Passau wichtigen und noch ungedruckten Urkunden zu liefern. Wir werden auch mit Dank und mit Freude aufnehmen, was in Hunds metropolis, in Hansizens Germania sacra, in Schreitweins Catalogus, bey Brusch rc. nur excerptenweise, vielfältig unvollständig und mit sinnstörenden Druckfehlern und Auslassungen zu finden ist.

Wir heben einige besondere Punkte aus. — Voran geht ein flüchtiger Ueberblick der benützten Quellen, ein kurzer statistischer Abriß folgt, der uns inzwischen, bey so erschöpfenden Hülfsmitteln, nicht vorzüglicher scheint, als jener im Archiv für Süddeutschland I.

Ein kritisch berichtigtes Verzeichniß der Passauer Kirchenfürsten, etwa in synchronistischer Tabelle, gegenüber den Päpsten, den Kaisern, den Salzburger Erzbischöfen, den Herzogen Bayerns, den Babenbergern, wäre sehr bequem gewesen. — An ein solches Buch ist es keine übertriebene Forderung, daß so wichtige Entdeckungen, kritische Forschungen oder folgenreiche Anfragen, über das alte Erzstift Lorch, über dessen Uebertragung nach Passau, über den Palliumsstreit rc. wie in Kurzens Beyträgen, in Gabriel Strassers Kremsmünster rc. nicht unbekannt und ungenützt hätten bleiben sollen. — Immer interessant bliebe, eine nähere Untersuchung der, wenn auch zweifelhaften Bestätigung Karls des Großen von 802 über Tassilos Gründung Kremsmünsters S. 82, sehr wünschenswerth die Herausgabe von Ludwig des Frommen Bestätigung von 823, worin wieder der unerklärte Unterschied zwischen Hunnen- und Avaren-Land, — neben vielen andern Orten, Schönbrunn, die Quelle und zwey Kirchen in Wien (S. Peter, S. Ruprecht?) von Ludwigs Schenkung an Bischof Reginar zu Kirchbach von 836 und jene an den Chorbischof Alberich mit königlichen Hofen zwischen der Raab und dem komagenischen Gebirgsrucken, von Karls des Dicken Schirmbrief von 887, Arnulphs von 898, Karlmanns von 877, Ludwigs des Kindes von 903, des geographisch höchst interessanten Tausches des Chorbi-

schofs Madelwin gleichfalls von 903, von Ludwigs des Kindes Zollordnung für die Schiffahrt auf der Donau, Traun und Enns 906, der S. 106 verzeichneten Urkunden von 973 bis 985 aus Piligrins Zeit. Der Rotulus über die Zehend- und Besitzesrechte des heil. Stephans (Patrons des Hochstiftes) in der Ostmark und im Avarenlande, würde Aventins erträumtem Landtag zu Tuln 985, diesem vermeintlichen Grundstein der Souverainität der Bayernherzoge über den Osten, für immer die gebührende Stelle anweisen. (S. 106 — 114.) — Ottos III. seltenes Siegel von 999. Renovatio Imperii Romanorum (S. 116), — ferners für Oesterreich wichtig, die Niederburger Urkunden von Heinrich II. (S. 118), jene des salischen Konrads und Heinrichs III. und IV. von 1025, 1049, 1052, 1054, 1055, 1056, 1063. (S. 122, 125) an die Bischöfe Berengar und Engelbert ꝛc. Die Schenkungen der Peilsteiner Grafen, derer von Hunsberg und Steyer. Wie bedeutend die Lage von Windberg für die Geschichte des Landes ob der Enns sey? (S. 117, 183, 202) wurde im Archiv für Geographie, Historie ꝛc. (Nro. 65. Juny 1818) bereits angedeutet, mit einem nicht minder wichtigen Rückblick, auf die häufigen und auffallenden diplomatischen Mängel der Urkunden des einzigen Bischofs Altmann. — Friedrichs des Streitbaren Bekenntniß über alle Lehen, die er von Passau trage, an den Bischof Rüdiger von 1241, zuerst gedruckt aber nicht vollständig in Hormayrs Taschenbuch für 1813 und noch nirgend der Schiedspruch von 1253 über eben diese Lehen zu Gunsten des neuen Fürsten Ottokar ꝛc. — Die »allgemeinen Bemerkungen« S. 277 erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Gar sehr verlangt uns aber, nach der S. 286 versprochenen Zusammenstellung der Passauischen Vasallen und Ministerialen, nach ihrer Abstammung, Verwandtschaft und nach der Lage ihrer Güter, Bischofs Bernards lateinische Gerichtsordnung von 1255, reformirt 1301 durch Bischof Bernard ꝛc.

Immerdar müssen die Bemühungen des Verfassers der Oesterreicher dankbare Aufmerksamkeit erregen, und das versprochene Urkundenbuch, macht vielleicht Epoche in der Historie der Lande ob und unter der Enns, in den Tagen der Carlowingen, der sächsischen und fränkischen Kaiser. — Lenz über Passau, liefert brauchbare Ergänzungen und Lückenbüßer.

Geschichte der altbayerischen Länder, ihrer Regenten und Landeseinwohner. Aus den Urquellen neu und kritisch bearbeitet von Carl Theodor Gemeiner. — Regensburg 1814. 104 Seiten in Quart.

Nur vierzig Abdrücke sind von dieser, in jedem Betrachte vortrefflichen Quellenforschung und geschichtlichen Ausarbeitung, der gelehrten Welt vor Augen und in leider! allzugeringen Umlauf gekommen. — An dieser Abhandlung des würdigen regensburgischen Archivars, nunmehrigen königlich bayerischen Landes-Direktionsrathes Gemeiner, an seiner »Geschichte Bayerns unter Friedrich I.« wie »unter den agilolfingischen Herzogen« besitzt jeder jugendliche Kritiker, ein ernstes und würdiges Vorbild, an dem er bescheiden hinaufschaue, der erfahrne Arbeiter hingegen, ein ruhmwürdiges und einladendes Beyspiel, woran er erstarke! — In der finstern Epoche der Unterdrückung, wollte der Verfasser zeigen,

welches Loos schon einmal das südliche und mittlere Deutschland, unter dem Joche der Franken getroffen, und wie dieses entmuthigende Joch (welches schlechterdings abzustreiten, viele Geschichtschreiber Bayerns, den nicht glücklichen Patriotismus hatten) keineswegs ewig gewährt habe! — Wie überhaupt fast jede seiner Citationen folgenreich genannt zu werden verdient, wirft der Verfasser, gleich auf der zweyten Seite, den richtigen Unterschied auf, jene alte, vierhundertjährige Oberherrschaft Frankreichs, über Schwaben und Bayern, Thüringen und Sachsen, sey weniger schmerzhaft, als der Zwang unter den Gothen und die alten Franken seyen an Ursprung, Sitte und Zunge, unsere wahren Landsleute gewesen! — Dafür, daß unter den Merowingen und Carolingen, im größten Theile ihres Reiches, deutsche Sprache ertönte, daruber wird hier (im Bezug auf Archenholz Minerva, Jahrgang 1808. Bd. III. S. 545) nebst der Autorität Ditmars von Merseburg, auch eine höchst merkwürdige Stelle aus dem um 540 verfaßten Leben des heiligen Abt Eugend angeführt: »Sanctus famulus »Christi *Eugendus* — ortus est haud longe a vico, cui *vetusta* »*paganitas* ob celebritatem clausuramque fortissimam, superstitio»sissimi templi *Gallica lingua* Ysarno dori, i. e. ferrei ostii (eiserne »Thür) indidit nomen.«

Der große Ostgothe Theodorich, vergönnte zeitlebens den sieggewohnten und vergrößerungssüchtigen Franken, durchaus keinen festen Fuß auf dem rechten Rheinufer. — Thüringen und Alemanien 491 — 496 von ihnen erobert, entriß er ihnen eben sobald wieder, streckte seinen Zepter über Pannonien, Norikum, beyde Rhätien, Alemanien, die Guarner und Heruler, und mit einem Schatten größerer Unabhängigkeit auch über die Thüringer aus. — Sein Tod 526 gab, nemine jam obsistente,« wie sich Procopius sehr richtig ausdrückt, das Meiste in die Hand eines andern Theodorich, austrasischen Königs zu Metz. — Die Gothen, von Byzanz her bedrohet, überließen den Franken alles freywillig, sich in die südlichen Pässe und Klausen der rhätischen und tridentinischen Alpen zurückziehend.« »Gothi Francis adulantes, et quicquid illis gratum exhiberi possit, cogitantes, *non solum a pluribus alienigenis regionibus* et locis discedebant, sed etiam ab *Alemannis* prorsus abstinebant.« In genauester Uebereinstimmung hiermit, der Franken große Versammlung zu Chalons, vor Theodorich, um die Ueberreste des Heidenthums auszurotten, und zu schriftlicher Gesetzgebung für die neu unterworfene Völkerschaften: »*Theodoricus* rex *Francorum*, quum esset *Catalaunis*, elegit viros sapientes,« — — et jussit conscribere legem *Francorum Alamannorum* et *Bajoariorum*, et unicuique genti, *quae in ejus potestate erat.*« — Die Echtheit des Prologs dieser Gesetze gegen Mederer und Wiarda in ihren Geschichten des bayerischen und salischen Gesetzbuches behauptet. — 534 starb auch der austrasische Theodorich, acht Jahre nach dem ostgothischen. — Zwischen diese acht Jahre fällt also mit Gewißheit das bojovarische Gesetzbuch und die Gelangung des Landes unter die Oberhoheit der Franken.

Theodorichs Sohn, Theodobert, erstreckte seinen Befehl bereits längst der Donau hinab, durch Pannonien bis an den Meeresstrand, dem Kaiser Justinian also die Erweiterung seines Reiches angebend (Bouquet IV. 39) »feliciter subactis *Thuringis* et eorum provinciis acquisitis, extinctis ipsorum tunc regibus, *Norgavorum*

gentis nobis placata majestas colla subdidit, deoque propitio *Wisigothis*, qui incolebant *Franciae* septemtrionalem plagam, *Pannoniam* cum *Saxonibus Euciis*, qui se nobis voluntate propria tradiderunt, *per Danubium* et *limitem Pannoniae* usque in *Oceani littoribus*, custodiente Deo, nostra dominatio porrigitur.« Um 536 unterwarf sich Theodobert, da die hartbedrängten Gothen immer weiter zurückgingen, auch die hohen rhätischen, tridentinischen, julischen und carnischen Alpen, und von deren Fuße, jenen viel durchschnittenen, mit den prächtigsten Trümmern besäeten Garten Italiens bis an Venedigs Lagunen — und wie späterhin die Neurömer unter Belisar und Narses Ueberwinder der Ostgothen wurden, verloren zwar die Franken jenen Theil Italiens wieder, und auch das Gebirge wechselte mehrmals den Herrn, aber das, nördlich dieser Alpen gelegene Bayern verblieb beständig eine Provinz des großen Frankenreiches, und war es von 528 an schon gewesen, bevor um 550, Herzog Garibald zur Regierung gelangen konnte.

In den eroberten Landen setzten die Franken zum Unterpfand der öffentlichen Ruhe, als Grafen und Staatsbeamte, in der Regel, keine Eingeborne, sondern Franken. Entscheidende Beyspiele aus Gregor von Tours, Aimoin, Eiginhard, den fränkischen Zeitbüchern, dem sächsischen Dichter, dem Mönch von St. Gallen ꝛc. — Dieser Maxime getreu, hatte Theodorich auch den Bayern, einen Heeresfürsten aus dem fränkischen, dem Merovingen selbst verwandten (»*Agilulfus* fertur patre ex nobili senatorum familia ortus, ex *Chlodovei* regis *Francorum* filia procreatus).« Geschlechte der Agilolfinger vorgesetzt, und diesem erlauchten Hause, »regis *dono* et *gratia*,« ein Erbrecht auf die bayerische Herzogswürde beygelegt. Aus fünf andern, wahrscheinlich gleichfalls fränkischen Familien wurden die Staatsbeamten und Nationalrichter, insonderheit die Gaugrafen genommen. — So lange die merowingische Herrlichkeit, bestand auch jene der Agilolfinger. — Selbst wenn sie in Ungnade fielen, widerfuhr ihnen Huld und Nachsicht. In keiner andern fränkischen Provinz war solches Erbrecht durch Gesetz: — Bestätigung genug für die von Mederer mit starken Gründen behauptete Identität oder wenigstens enge Sippschaft beyder Dynastien.

Garibald, (durch Pallhausen gegen die Angriffe der meisten Neueren heftig vertheidiget) mag wohl ein Sohn oder Enkel jenes ersten Agilolf gewesen seyn, dem der austrasische Theodorich, das bayerische Herzogthum als Erblehen verlieh, »quem rex *ordinavit*«. — (de duce si protervus — rebellis fuerit, qui decretum regis contemserit, *donatu dignitatis ipsius* ducatus careat« — und die Chronique de S. *Denis* bey *Bouquet* III. 254.« *Thassiles* fu *rois de Bavière* après *Karibant, par le don de Roi Childebert*). Wie richtig hierüber schon unseres trefflichen Otto von Freysing staatsrechtliche Ansicht B. IV. Kap. 32, und B. V. Kap. 9. 2. — Der Herzogstitel deutet geradezu, auf einen höhern hin, der dem Herzog Befehle zu ertheilen hatte. — Fürsten, die keinen Herrn über sich erkennen wollten, vermieden darum in jener Zeit ängstlich den Herzogstitel, und nannten sich lieber Fürsten, wenn es ihnen die Umstände nicht vergönnten, mit dem Königstitel zu prunken. Barbarischen Heeresfürsten wurde übrigens der Königstitel sehr freygebig beygelegt. Eine klassische Stelle im Chronicon mont. Cassinens. Bd. I. Kap. 9. »Arihis *Beneventi* primus *principem* se appellari jussit, quum usque ad illum, qui *Be-*

nevento praefuerant, *duces* appellarent. — Nam et *episcopis ungi* se fecit et *coronam* sibi imposuit, atque in suis chartis: »Scriptum in *sacratissimo nostro palatio*« in finem scribi praecepit. — Der Longobarde, Paul Diacon, gibt zwar Gariballden ein Paarmal den Königstitel, aber nur in einer Epoche, wo dieser, den Longobarden befreundet und verbündet, die herzogliche Unterordnung und Amtspflicht außer Augen setzend, nach Unabhängigkeit gestrebt, und forthin nicht weiter mehr. — Die fränkischen Zeitbücher geben keinem bayerischen Herzoge, auch nur vorübergehend, königliche Ehre. Die neuen Compilatoren, einander alle ausschreibend, sind gar keine Quellen.

Garibald, ein königlicher Vasall, einer von des Königs Leuten: »unus ex *suis*,« tritt damit auf die Bühne, daß ihm König Klothar eine Gemahlin gibt in der Person der longobardischen Waltrade, der jungen Wittwe Königs Theudebald, die Klothar sich nach dessen Tode selbst beygelegt, aber um des heftigen Widerspruches der hohen Kirchenfürsten willen, wiederum verlassen hatte. — Der politische Nebenzweck dieser Verheiratung Garibalds gewann aber einen entgegengesetzten Umschwung. — Die noch tief in Pannonien umherziehenden Longobarden, Waltradens Landsleute, standen damals noch in keiner unmittelbaren, bedenklichen Berührung mit dem Frankenreiche. Aber 568 überschwemmten sie Italien, verdrängten insonderheit die Franken aus den Gegenden von Venedig, Verona, Trident. Nationalhaß trat gar bald zwischen die neuen Nachbaren. Nach Beute und nach Abenteuern lüsterne Bajuvarier, erschienen in den longobardischen Reichen, ihren fränkischen Oberherrn feindlich gegenüber. Die vom Frankenkönig verstoßene Waltrade hing gänzlich an ihrem Hause und an ihrer Nation. Gleich bey dem ersten Einbruche der Longobarden, gab sie ihre ältere Tochter Euphrasie, dem neuen Herzog von Trident, Evin, die jüngere, von Childebert verstoßene, nachmals so berühmte Theodelinde, dem Könige der Longobarden Autharis selbst. — Entscheidende Losung zum Kriege wider Bayern, das die Franken verheerten und unterwarfen, aber gegen die Longobarden (588 bis 590) sehr unglücklich waren. Childebert zog durch Tyrol heim: »redire ad propria destinavit, *subdens etiam illud regis ditionibus, quod pater ejus Sigebertus prius habuerat*, de quibus locis et captivos et alias abduxere praedas.« (*Gregor Tur.* X. 3. Paul Diacon III. 30. Conf. Hormayrs Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter §. 5, 6, 7, 10). Der erste Garibald scheint beynahe dasselbe Loos mit Odilo, dem vorletzten Herzog agilolfingischen Blutes gehabt zu haben, in Gefangenschaft gerathen, und nach Frankreich abgeführt worden zu seyn, denn wir lesen nur bey Paul Diakon und bey Fredegar: Theodelinde sey mit ihren Brüdern, Grimoald und Gundoald nach Italien entflohen, und der Frankenkönig Childebert habe Tassilo zum Herzog über Bayern verordnet. (his diebus *Tassilo* a *Childeberto* rege *Francorum* apud *Baioariam dux ordinatus* est). Wahrscheinlich war Thassilo kein Sohn, kein Enkel des entsetzten Garibald, sondern ein Seitenverwandter, wie denn das Agilolfinger Geschlecht in Frankreich, im großen Ansehen und Reichthum fortgeblühet hat. Noch unter Dagobert lebte Chrodoald, den Fredegar in seiner Chron. K. 52. quendam ex proceribus de gente nobili *Agilolfina*, rebus plurimis ditatum nennt. Aimoin nennt ihn majoribus apud *Austrasios* clarum, und die Chronik von

St. Denys bey Bouquet III. 281. du plus grant lignage de la terre. Far, dessen Sohn, lebte unter K. Siegebert, und erboßt über seines Vaters Ermordung, fiel er, als Bundesgenosse des thüringischen Herzogs Radulf, das erste Opfer.

Auf seiner Könige Geheiß geschahen Tassilos glückliche Feldzüge gegen Slaven und Hunnen. Alle diese östlichen Horden waren mehr oder weniger im Einverständnisse mit den Longobarden gegen die Franken. »Legatus quoque *Cacani* cum eis adveniens ad *Gallias* perrexit, denuntians *Francorum regibus*, ut *sicut* cum *Avaribus*, *ita* pacem habeant cum *Longobardis*.«

Vortreffliche Anführungen aus den fränkischen Quellen, Gesetzsammlungen, Lebensbeschreibungen der Heiligen, wenigstens sechsmalige Revision des bajuvarischen Gesetzbuches, — Inhalt desselben, — Alles zur Bestätigung des staatsrechtlichen Verhältnisses des bayerischen Herzogthumes zur fränkischen Obergewalt, — Merkwürdige Satzung: »dux vero, qui praeest in populo, ille *semper de genere Agilolfingorum fuit et debet esse, quia sic reges, antecessores nostri concesserunt eis*, ut qui de genere illorum *fidelis regi* erat, et prudens, ipsum *constituerent ducem* ad regendum populum illum, et pro eo, quia dux est, addatur ei major honor, quam caeteris parentibus ejus etc.« — Besondere Fälle der Leistung der bayerischen Heeresfolge gegen die Slaven, Thuringer und Hunnen, — der Kampf wider Samo, — merkwürdige Stelle uber die Ausdehnung Austrasiens (unter dem auch Bayern begriffen war) in der uralten Chronik von St. Denys: »cette terre (*Austrasie*) fut aucune foix apeleé *Loerainne* (l'*Orainne*) et que elle comprent *toute Aventerre*, et toute celle première *Alemaigne* jusques au *Rhin* d'une part et d'autre, et une partie de *Hongrie jusque aus marchés d'Osterice*. —

Ein Bulgaren=Stamm, mit den Hunnen entzweyt, und zur Auswanderung genöthiget, huldigt dem Frankenkönig Dagobert, und bittet ihn: »ut eos in *terra Francorum* ad manendum reciperet. *Dagobertus jubet*, eos ad hyemandum *Bajoarios recipere*.« Fredegar). — Es kam der Befehl (Aimoin): »rex *evocatis Bajoariis* hoc dedit in mandatis, ut unusquisque etc. daß jeder Gastwirth in einer Nacht, die bey ihm eingelegten Bulgaren ermorden solle.

Auch das in der Versammlung der französischen Bischöfe zu Boneil unter König Klothar beschlossene Bekehrungswerk verpflanzte sich durch zwey Mönche des Klosters Luxen, Eustasius und Agilus, als Missionaire in eine unmittelbar zugehörige Provinz, nach Bayern, »ad *Bojos*, quos terrae illius incolae *Bodoarios* vocant,« — »ad gentem *Bajoariorum*, quam *Orosius*, vir eruditissimus et historiarum cognitor, *Bojos prisco* vocabulo appellat, in extrema *Germania* sitam.« — Streitigkeiten über den eigentlichen Zeitpunkt der bischöflichen Amtsführung des Gründers der salzburgischen Erzkirche, des heiligen Rupert. — Zunehmende Uebermacht der Majordome, — Empörung des thüringischen Herzogs Radulf. — Wiederholte Versuche der Bayerherzoge zur Unabhängigkeit. — Unter Odilo bricht endlich der allzustark gespannte Bogen, der letzte Pipin bringt das alte unterthänige Verhältniß der Bayerherzoge zum großen Frankenreich wieder in das Geleise, in dem Sinne, wie sich Karl der Große, in einer Salzburger Urkunde von 789 sehr scharf ausspricht: »*quia Ducatus boioariae, ex regno nostro Francorum* aliquibus temporibus, *infideliter per malignos homines Odilonem et Tassilonem propin-*

quum nostrum a nobis subtractus et alienatus fuit, quem nunc *moderatore justiciarum, deo nostro adjuvante ad propriam revocavimus dicionem.*«

Irrungen über die Zahl und über die Zeit der Theodonen. — Regensburg, »Regina castra« der Römer, der agilolfingischen Herzoge Residenz, eine besonders gefreyte, königlich fränkische Reichsstadt, »*Civitas publica*,« (welchen publizistischen Ausdruck der gelehrte Gemeiner am Schlusse, in einer eigenen Abhandlung erläutert). — Schilderung dieser merkwürdigen Stadt durch den Biographen des heiligen Emmeran, Aribo, Zeitgenossen des letzten Majordomes Pipin.

Die Legende eben dieses heiligen Emmeran. — So wie sich die Gränzen des bereits mit dem griechischen Kaiserthume zusammenstoßenden Frankenreiches erweiterten, strömten auch fränkische Missionäre in die neu erworbenen Länder hin. Noch zu Bonifazens Zeiten häufige Ueberreste des Götzendienstes, ja sogar Menschenopfer. — Beweis für die Ennsgränzen zwischen Bayern und Avaren. —

S. 46 sind über Plektruden, ihre Tochter Piltrud und deren Tochter Swanhilde, Pallhausens scharfsinnige, genealogische Vermuthungen zu vergleichen! (Jahrbücher IV. Anzeige=Blatt.)

Eine Zeitlang engere Verhältnisse zwischen Franken und Bayern, dagegen Spannung mit den Longobarden, also daß Alachis, der longobardische Herzog von Trident, den bayerischen Gränzgrafen zu Botzen befehdete und überwand. — Gemeiner folgert aus dem Leben des heiligen Corbinian, daß die Longobarden damals zu mehrerer Sicherstellung ihrer italienischen Provinzen, eine Vorrückung ihrer Marken in den rhätischen oder tyrolischen Bergen (welche auch die Ostgothen länger als das flache Bayern behauptet hatten) verlangt oder wirklich eingenommen haben.

Aber späterhin änderten sich diese Verhältnisse gar sehr. Von eben dem Theodo, von dem noch die Jahrbücher von Kremsmünster sagen: »*Theodo* dux *Bawariae per reges Francorum efficitur*,« heißt es späterhin bey Maginfred: dux *Theodo* hujus *monarchiam provinciae*, possedit« und Aribo nennt ihn: »*insignem potentia*, qui *sibi* et soboli illius *provinciam ipsam* in 4. partes divisit.« In jeder öffentlichen Handlung, in allen Quellen, Spuren eines planmäßigen, durch die äußerste Schwäche der merowingischen Könige, durch die parziellen Interessen der Hausmeier, durch den unruhigen Geist der Nachbarvölker, Alemanen, Sachsen, Slaven, endlich selbst von Rom aus begünstigten Strebens nach Independenz. — Corbinians Leben, die Hauptquelle zur Geschichte des Herzogshauses und der eigenmächtigen Zerstücklung Bayerns in eine Tetrarchie. —

Des alten Theodo Reise nach Rom, 716, vorzüglich auch in der Absicht, die katholische Lehre zur herrschenden zu machen, und mehrere Bisthümer in Bayern zu errichten. — Ob die Weisung, an die nach Bayern abgeordneten Legaten, die Kirchsprengel zu regeln: »juxta gehennationem *uniuscuiusque ducis*,« die Vierfürsten, Theodos Söhne bedeute, oder nur allgemein gemeint sey? ist nicht zu unterscheiden. — Da der Herzog offen von den Franken abgefallen, mußte sich der römische Stuhl wohl an ihn halten. — Was vermochte dort der Frankenkönig für den wahren Glauben? Empfahl diesen doch Bonifaz auch dem Empörer Gripho: »si *deus* ei *potestatem dona-*

verit.« — .Neuerliche Einwürfe über die wahre Epoche des heiligen Rupert. — Die alte Kapelle zu Regensburg.

Herzog Theodobert, Theodos Sohn, setzt seinen Gastfreund Ansbrand und dessen Sohn Luitbrand auf den longobardischen Thron — Dieses, noch mehr aber, daß Pipins Wittwe Plektrud, vor ihrem Stiefsohne Karl Martel fliehend, in Bayern gastliche Aufnahme fand, zog Karls siegreiche Waffen dahin, »*Bojovarios, cum labore maximo*, ad deditionem coegit, post reluctantibus iterum occurrit.« Plektruden und Swanhilden führte er mit ungeheurer Beute gefangen mit sich fort. —

Theodoberts Sohn Hugibert, blieb in demselben System, wurde aber 728 gleich Alemannien, von Karl Martel mit Heeresmacht unterworfen. »A Slavis et Frisonibus usque ad Hispanos et Sarracenos *nihil contra se erectum*,« mochte der gewaltige Ueberwinder der Araber geduldeu. — Bald hiernach wiederum Spuren der alten, vollständigen Unterordnung, da die Bayern die Karntner=Slaven wider die Hunnen beschützten: »servitutique eos *regum* subjecerunt.« Eben so mußten die Bayern *per jussionem Francorum*; Cacaz, des gefangenen hunnischen Heeresfürsten Boruth Sohn seinem Volke zurücksenden, dem er hierauf als Herzog vorstand.

Hugiberten folgte 737 der ergeizige, der Liebe seines Volkes trutzig vertrauende Odilo: »ducatum *largiente olim Carolo principe*, habuerat *Odilo*.« — Die Spannung mit den Franken erstieg unter ihm die höchste Stufe. Hiltrude, Karl Martels Tochter, floh nach des Vaters Tode zu Odilo. Er nahm sie zur Gemahlin. — In den neuen hierarchischen Einrichtungen ist nur die Rede: »*de assensu Odilonis ducis*.« — Die Söhne des Hausmeiers Karl Martel, Pipin und Carlmann, rücken ergrimmt an den Lech, Ihnen entgegen die Bayern, »*conductosque in adjutorium Saxones et Allemannos et Slavos secum habuerunt*.« — Die Bayern wurden nichts desto weniger in eine wilde Flucht geschlagen, Odilo stellte sich seinen Siegern, und ward mit Hiltruden nach Frankreich abgeführt. »Carlomannus et Pippinus reges Francorum, Odilonem ducem Bavariae, *rebellare* conantem, bello superant. Fuit autem cum domino Pippino rege, in Francia, multis diebus. Inde *reverso* et *accepto ducatu* suo tradidit etc.« — Den Ueberrest seiner Tage verlebte Odilo in der schuldigen Unterwürfigkeit gegen seinen Schwager und König Pipin. — Sein sechsjähriger Sohn Tassilo, unter der Mutter Vormundschaft, — Griphos Empörung erschüttert Bayern. Er bemächtigt sich der Mutter und des Sohnes. Pipin bezwingt ihn bald und setzt wiederum Thassilo, aber als lehenspflichtigen, nicht mehr als Erb=Herzog ein: »per suum *beneficium* Tassilonem collacavit in ducatum Bajoariorum,« sagen die Einen, »eique per *beneficium* Bajovariam commisit,« die Andern. — Tassilo findet sich immer ein, bey den großen Versammlungen »*omnium Francorum*,« — »sicut *mos Francorum* est.« Hiltrudens Tod änderte den jungen Fürsten ganz. Des Vaters unglücklicher Ehrgeiz kam über ihn. Er verließ den König im aquitanischen Feldzuge. — Liutbirge, des longobardischen Königs Desider Tochter, wurde Tassilos Gemahlin. Schon beschloß Pipin: »la guerre contre le duc Thassille de Bavière qui son hommage avoit brisée et s'etoit departiz de sa feuté.« — Des Papstes Vermittlung und Pipins Tod hielten den Ausbruch zurück. — Karl der Große mahnte Tassilo durch den berühmten Abt von Fulda, Sturmio

zur Pflicht. — Die Dingolfinger Synode zeigt an vielen Stellen die neuerliche Abhängigkeit: »*A Rege.*« — Der Sturz des longobardischen Thrones warnte nicht, sondern stachelte nur Thassilos Uebermuth, und die Rachgier Liutbirgens, »inimicissimae semper Francis, post patris exilium.« — Alle Mahnungen und Vermittlung vergebens, selbst die Unterwerfung nur scheinbar und nothgedrungen, durch des Franken Uebermacht und weil: »omnes Bajovarii *plus* essent *fideles Carolo* regi, quam ei et cognovissent *justitiam regis*,« — da nur mehr blos lehenbare Eigenschaft des Herzogthums, bildlich »in baculo, in cujus capite similitudo hominis — in *vassaticum*.« — Neuerliche Werbungen mit den Hunnen, mit Byzanz, mit Benevent, mit allen Gränzvölkern, — das Ende, die Absetzung und Verweisung in das Kloster, auch der Söhne auch der Töchter, vor allen der Anstifterin des ganzen Unheils, Liutbirgens. — »*Tassilo* ad regem *evocatur*, neque *redire* permissus, neque *provincia*, *quam tenebat*, ulterius *duci*, sed comitibus *ad regendum commissa* est.«

Gemeiners sämmtliche Arbeiten, so die Eingangs erwähnten, so die Regensburger Chronik, so seine mannigfaltigen Untersuchungen über verschiedene Stoffe des altdeutschen Staatsrechtes und der Reichshistorie, berechtigen zwar ohne Ausnahme jedesmal zu den ruhmwürdigsten Erwartungen. — Vorliegende, leider äußerst seltene, Schrift zeichnet sich durch Tiefe und Umfang des Quellenstudiums, durch nüchternes Urtheil und scharfgeübten Blick ganz vorzüglich aus. — Gründlicher, erschöpfender, ist das Verhältniß des Herzogthumes Bayern unter den Agilolfingern zum austrasischen und zum ungetheilten, großen Frankenreich, noch niemals behandelt worden. — Ohne wichtige neue Entdeckungen, kann man die Akten hierin für geschlossen ansehen. — Indem wir die entscheidendsten entweder vom Verfasser zu allererst, oder doch zuerst in diesem Sinne und Gewicht angeführten Stellen selbst einführten, haben wir die überzeugende Kraft seiner geschichtlichen und staatsrechtlichen Lehrsätze, am einfachsten auszudrücken geglaubt.

Literarische Notizen.

Ueber die norwegischen, schwedischen und isländischen Literaturen und Sprachen. Von R. K. Rask.

Die Norweger sprechen und schreiben dieselbe Sprache wie die Dänen; diese Sprache zerfällt aber in Norwegen so wie in Dänemark in mannigfaltige Dialekte unter dem Volke, welches in beyden Reichen viele Wörter aus der alten skandinavischen (isländischen) Sprache behalten hat, die in der gebildeten Umgangs- und Schriftsprache beyder Völker ganz ungebräuchlich sind. Doch sind die Dialekte dieser Sprache vom Eiderfluß bis zu Finmarken hinauf kaum so verschieden wie die deutschen Dialekte; sie gehen auch allmählich in einander über, und lassen sich nicht wie die deutschen in die oberen und niederen bestimmt von einander trennen, wiewohl man sonst die norwegischen mit den oberdeutschen vergleichen könnte. Es existirt folglich keine norwegische Sprache in der Literatur; sondern eine gemeinschaftliche für Dänemark und Norwegen, die eben sowohl norwegisch als dänisch genannt werden kann, wenn man sich nur darunter nichts Verschiedenes oder Neues denkt. Die Norweger haben immer seit der Reformation einen sehr ehrenvollen Theil an

dieser gewöhnlich so genannten dänischen Literatur genommen. Der erste wahrlich große Verfasser in dänischer Sprache, Baron Holberg, war aus Bergen in Norwegen gebürtig. (Holbergs auserlesene Werke sind neulich von Professor K. L. Rahbek in Kopenhagen in ein und zwanzig Bänden 8vo. herausgegeben.) Als Geschichtschreiber und Alterthumsforscher ist Schöning mit Recht berühmt geworden. Von den jetztlebenden ausgezeichneten norwegischen Gelehrten und Schriftstellern genügt es hier Hrn. Etatsrath und Ritter Ch. Pram, der in Kopenhagen lebt, und Steffens, welcher dem deutschen Publikum bekannt ist, anzuführen. Wer über die Verdienste und einzelne Arbeiten dieser und anderer Schriftsteller beyder Nationen weitere Auskunft wünscht, sehe Professor Nyerups Dansk-norsk Literaturlexikon, Kopenhagen 1818. zwey Theile 4to. (kostet achtzehn Thaler dänisch). Ueber die ganze ästhetische Literatur beyder Nationen kann man sich eine Uebersicht verschaffen in dem trefflichen dänischen Lehrbuche und Beyspielsammlung des Herrn Professor K. L. Rahbek. Kopenhagen, 1816. zwey Bde. 8vo. Wer aber dem allmählichen Fortschritte dieser Literatur folgen will, und die Verdienste beyder Nationen unter sich oder mit denen der Schweden vergleichen, der sehe Nyerups Fortegnelse over Böger, som udkomme i de tre nordiske Riger (Verzeichnisse der Bucher, die in den drey nordischen Reichen (jährlich) herauskommen), Kopenhagen, in der Gyldendalischen Buchhandlung, wo fast alle skandinavische Sachen zu haben sind, — welches ungefähr dem Leipziger Meßkatalog entspricht.

Die Schweden sprechen eine etwas verschiedene Sprache, die in der Wortbiegung der alten skandinavischen (isländischen) näher liegt, in dem Wörterschatz mehr davon abweicht, weil sie viele fremde Wörter, besonders französische, aufgenommen hat; die Aussprache in Schweden neigt sich mehr zu der deutschen, in Dänemark mehr zu der alten isländischen; doch liegt vielleicht noch der größte Unterschied beyder neuern skandinavischen Sprachen in der Rechtschreibung, die nach sehr verschiedenen Grundsätzen eingerichtet ist. Die schwedischen Wörter, welche von den dänischen abgehen, sind gesammelt in J. K. Höstes svenske Haandordbog for Danske, Kopenhagen, 1799 8vo (148 Seiten) (schwedisches Handwörterbuch für Dänen), welches, verglichen mit den deutschen Idioticis, eine Idee von der großen Aehnlichkeit der nordischen Sprachen geben kann. Die unsterblichen Verdienste, die sich Linné, Celsius u. m. um die Wissenschaften erworben haben, sind jedem Gelehrten wohl bekannt. Ihre ist der berühmteste Sprachforscher, Lagerbring der beste Geschichtschreiber, seine große schwedische Geschichte (4 Bde. 4to.) wurde aber nicht geendigt. Von den Dichtern nimmt Kellgren die erste Stelle ein, er hat unter andern Trauerspiele geschrieben, meistens nach eigenhändigen von dem König Gustaf dem Dritten gegebenen Plänen und Entwürfen, die französisch abgefaßt waren. Lidner wird in der höhern lyrischen Dichtart hoch geschätzt. Bellman war ein anakreontischer Volksdichter, zu dem wenige Nationen ein Gegenstück aufweisen können; er hat seine Gesänge meistens improvisirt und mündlich componirt, die Worte sowohl als Melodien sind nachher von seinen Freunden niedergeschrieben worden. Man hat die gesammelten Werke aller dieser (und anderer) in Stockholm herausgegeben, insonderheit die des letzten mit großer Eleganz gedruckt. Baron Adlerbeths metrische Uebersetzung des Virgil und Horaz, wird als ein Meisterstück angesehen. Zu den jetztlebenden berühmten Verfassern gehören Hr. af Leopold, dessen ge-

sammte Werke zweymal in Stockholm herausgegeben sind. Der Hofprediger Afzelius hat unter mehreren gelehrten Arbeiten mit großem Fleiß die alten schwedischen Volks- und Heldenlieder gesammelt, und mit Melodien in drey sehr sauber gedruckten Octavbänden herausgegeben (so wie Professor Nyerup die dänischen Heldenlieder, in fünf kleinen Octavbänden gesammelt hat). Eine eigene Bearbeitnng der schwedischen Heldenlieder-Melodien mit deutscher Vorrede ist in Kopenhagen von Hrn. Justizrath Grönland erschienen. Der berühmte schwedische Reichshistoriograph Kanzleyrath J. af Hallenberg beschäftigt sich noch in seinem hohen Alter eifrig mit orientalischer Münzkenntniß, er hat vielerley historische, antiquarische und philologische Arbeiten theils in schwedischer, theils lateinischer Sprache herausgegeben, z. B. eine historisch-philologische Erklärung der Offenbarung Johannis, drey Bde. 8vo. (schwedisch) — *De nominibus lucis et visus* — *collectio nummorum cuficorum* u. m. Sehr ausführliche und vollständige Nachrichten über alle historischen Arbeiten der Schweden findet man in Warmholtz *Bibliotheca historica* Sveogoth. Die Dänen und Norweger haben eine weit compendiösere, aber doch sehr schätzbare historische Bibliothek von G. L. Baden, Odense 1815.

Auch in Finnland ist die schwedische Sprache unter den höhern Klassen überall die herrschende, und die Finnen haben einen ruhmvollen Theil an der schwedischen Kultur und Literatur genommen. Unter berühmten eingebornen finnischen Verfassern zeichnen sich besonders folgende aus: Professor Porthan, welcher viele sehr schätzbare Beyträge zu der finnischen Geschichte (größtentheils lateinisch) geliefert hat, woraus Rühs und Lehrberg sehr viel geschöpft haben. Professor und Prediger Franzen lebt jetzt in Schweden, und ist sowohl wegen seines Charakters als seiner schwedischen Gedichte sehr hoch und allgemein geschätzt. Lektor G. Rénvall hat eine Reihe Dissertationen über die finnische Sprache (besonders die Orthographie und Casus und Präpositionen) mit tiefem philosophischem Forschungsgeist geschrieben; jetzt arbeitet er an einem vollständigen finnischen Wörterbuche und Sprachlehre, die auf Kosten des für seine große Aufopferungen für die Wissenschaften so berühmten russischen Grafen von Romanzow ausgearbeitet und ausgegeben werden. Sekretär Indén, der in Wiborg lebt, hat eine kurze, gute Uebersicht der finnischen Sprachlehre schwedisch geschrieben (1818), und viele kleine finnische Gedichte und Aufsätze für das Volk geliefert, wovon einige in kurzer Zeit dreymal aufgelegt worden sind. Die schwedische Volkssprache zerfällt eben so wie die dänische in viele Mundarten; in Finnland ist die nyländische die merkwürdigste, in Schweden die dalekarlische (dalskan), welche den übrigen Schweden völlig unverständlich ist, aber nur in drey Kirchspielen und zwar mit beträchtlicher Variation gesprochen wird. Auch der kleine Distrikt Röslagen in Upland hat seinen eigenen Dialekt, der von den umgebenden ziemlich verschieden ist, doch nicht unverständlich. Eine Untersuchung und genaue Beschreibung desselben würde sehr interessant seyn, weil man die alten Russen (Waräger, die den russischen Namen nach Garderike brachten) davon herleiten könnte.

Die skandinavischen Nationen verstehen einander ohne alles Studium recht gut, auch lesen gebildete Leute fast ungehindert Schriften in beyden Sprachen; doch ist vielleicht das Schwedische den Dänen ein wenig schwerer, auch wohl die dänische Literatur in Schweden mehr verbreitet als umgekehrt; unterdessen kann man sich sehr gut mit einer von die-

Proben aus einem Oesterreichischen Idiotikon, des Franz Ziska.

Aus den gehaltvollen Schriften des Deutschen Mittelalters, welche durch den gelehrten und forschenden Sammlergeist seit der Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts zu Tage gefördert, und in des Volkes lebensfrohe Kreise eingeführet wurden, zeigt sich klar, wie viel Herrliches und Eigenthümliches von dem unerschöpflichen Reichthume unserer Sprache die Unbeachtung der Gebildeten neuerer Zeit in Vergessenheit sinken ließ, und wie selbst unsere Nächstvordern (mit Ausnahme weniger edler Männer), von eitlem Leichtsinne verführet, den alten kräftigen Aar seines schönen, einfachen Gefieders beraubten, um ihn mit den bunten Federn des Französischen Hahnes zu verunzieren.

Um so erfreulicher ist dagegen zu sehen, wie der Deutsche Landmann, und vor allen der edle Gebirgsbewohner sein von dem Urahne ererbtes Sprachgut noch heute als ein unentweihtes Heiligthum bewahret.

In unseren Zeiten, wo der hohe Werth des Vaterländischen allgemein anerkannt wird, ist man daher ernstlich bedacht, das Undeutsche, was der Schriftsprache aufgedrungen wurde, auszurotten, und den Verlust, welchen sie erlitten, aus ihren alten Denkmälern, und den mannigfaltigen Zweigen ihrer Volksmundarten zu ersetzen.

Wäre also schon darum eine vollständige Sammlung der Spracheigenheiten aller Deutschen Stämme höchst wünschenswerth, wenn auch nicht unumgänglich nöthig, so leuchtet desto mehr ihre Unentbehrlichkeit für den ernsten Forscher der Etymologie und Völkergeschichte Jedermann ein; denn die Sprache eines Volkes gibt Aufschluß über sein Alter und seine Abstammung, sie zeigt uns die sittliche Höhe, welche es erreicht hat, und führet uns, wie ein treuer Spiegel, alle seine Eigenheiten vor das Auge.

Dem ungeachtet ist dieses wichtige Feld des Wissens von den, sonst unermüdeten Deutschen nur sparsam und geringachtend bearbeitet worden. Wir zählen kaum zwölf landschaftliche Wörterbücher, die einigen Anspruch auf Vollständigkeit machen können, und wohl kaum zwey, welche dem geistreichen Werke Stalders an die Seite gestellt zu werden verdienen *).

In den meisten vermißt man eine sorgfältige Sonderung der rein landschaftlichen Wörter von jenen, welche sich blos durch die verschiedene Aussprache von dem Hochdeutschen unterscheiden, — Belegestellen aus ältern und neuern Schriftstellern, und die nöthige Hinweisung auf die Quelle der Abstammung; drey unerläßliche Erforderniße eines Idiotikon, welche nur durch die gründliche Erforschung der Mundart, Kenntniß der alten, verwandten und Nachbarsprachen, und vorzüglich durch das Studium der Fränkischen, Gothischen und Alemanischen Schriftdenkmäler errungen werden können.

*) Hier die wichtigsten: G. S. F. Hennigs, Preussisches Wörterbuch. Königsberg, 1785. 8. — Höfers, etymologisches Wörterbuch. Linz, 1815, 8. drey Bände. — A. W. Hupels, Idiotikon der Deutschen Sprache in Lief- und Esthland. Riga, 1795. 8. — Anton von Klein, Deutsches Provinzial-Worterbuch. Mannheim, 1792. 8. zwey Bände. — W. F. H. Reinwald, Hennebergisches Idiotikon. Berlin, 1793—1801. 8. zwey Bände. — J. C. Schmidt, Versuch eines schwäbischen Idiotikon. Berlin, 1795. 8. — K. C. L. Schmidt, Westerwäldisches Idiotikon. Hadamar, 1800. 8. — F. J. Stalder, Schweizerisches Idiotikon. Aarau, 1812. gr. 8. zwey Bande, und A. Zaupser, Versuch eines Bayer'schen und Ober-Pfälzischen Idiotikon sammt Nachlese. München, 1789—1790. 8. zwey Bände.

Viel ist also hierin noch zu thun übrig. —

Der Verfasser vorliegender Proben, überzeugt, daß der einzelne Mensch nur in einem kleinen Kreise kräftig wirken könne, hat sich in seinem Werke, an welchem er schon zwey Jahre mit Sorgfalt und Liebe arbeitet, blos auf das eigentliche Oesterreich, nämlich auf das Land ob- und unter der Enns beschränkt, und in dieser Absicht sein viel Alterthümliches bewahrende Vaterland oft durchwandert. — Er hat sich den strengsten Forderungen unterworfen, und das Idiotikon, mit welchem er eine ausführliche Darstellung der Mundart verbinden wird (wovon bereits der Grundstein in den von ihm mit Schottky vereinet herausgegebenen Oesterreichischen Volksliedern gelegt worden ist), wird daher nur solche aus fremden Sprachen eingewanderte oder ursprüngliche Altdeutsche Wörter enthalten, die in der Schriftsprache heute entweder gar nicht mehr, oder nur in einer andern Bedeutung gebräuchlich sind.

Sein Zweck ist, eine wenn auch nur kleine Lücke in dieser Wissenschaftssache auszufüllen. Wie fern er Genüge leisten wird, muß der Erfolg zeigen; denn, wo die That nicht spricht, helfen Ausflüchte nichts.

Åben *), v. neut. mit haben, Mw. geåbet und geåbnet: (im Wiener-Walde und Mannhartsgebirge.) — 1) Abnehmen, sowohl *a*, an Anzahl und Menge:

Haint hå-n-i main'n Duärscht mit Maßl'n g'låbt,
Då håd håld 's Göld im Baid'l g'åbt.

als auch *b*, an Leibesgestalt, Kräften und Dauer: A håd schtoark g'åbt (er ist um vieles schwächer geworden). Es åbet, åbent, åbnet (es wird Abend). — 2) Als v. act. — Verkehren, wenden: I muaß main'n Jank'r åb'n (wenden) låss'n. — 3) v. act. — pflücken, Früchte abnehmen. — Daher: Abent, plur. (ein Oberösterreichisches Wort, das den Ton auf der ersten Sylbe hat), die Schnittzeit; und abi, abig, abich, adj. et adv. — verkehrt, nicht passend, schief, unrecht: D' Hos'n in abi ånhåb'n. — Af d'r abich'n Sait'n. — An abigi Antwoart. —

Dieses Wort ist auch in Salzburg, Tirol und Steyermark allgemein bekannt, und lautet in dem nördlichen Deutschland: åbich, eiwig; in Bayern, nach Zaupsers Idiotikon, gabisch; Schwedisch afwig. — Vergl. auch hiermit die Schweizerischen Wörter äch, abäch, abächtig bey Stalder. — Die alten Fränkischen und Alemanischen Schriftsteller gebrauchten es nicht nur im physischen, sondern auch im figürlichen und moralischen Sinne: *Abuho* firstanden (etwas falsch auslegen); Deutsch. Isidor c. 9. — ther *abako* githank (sündiger Gedanke), Otfried. — In Docens Gloss. theod. pag. 202: *Apahi*, versutia.

Das Stammwort ist ab.

Åfel, m., plur. Afeln, — die Entzündung der Haut, (inflammatio). A håd sain Wund'n nid g'åcht, då is d'r Åf'l dazuá kemma. — Afli (aflig), adj. et adv. — wund, entzunden. — Da sich der Oesterreichische Landmann zur Heilung dieser Krankheit des Günsels (aiuga reptans), und des Schelkrautes (chelidonium maius,

---

*) Das Å und å bezeichnet den Mittelton zwischen a und o; das hinaufgerückte r wird nur schwach gehöret.

L.) bedienet, hat er auch diesen Kräutern den Namen Åfelkraut, n. plur. Åfelbletta (Afelblätter) beygelegt. — Griechisch αυω, ich entzünde (Allgem.).

Åffolta, Åpfolta (Apfolter), m. — Apfelbaum. (Ober=Mannhartsberg.) — Fränkisch und Alemanisch aphaldera und apholdera, zusammengesetzt aus aphol, Apfel, und dem Celtischen dar, derw, Baum.

Aft, aften, adv. demonstrat. — hernach, dann: Z'earscht i, aft du. Von der Präposition åf, ab. Hierher gehört auch: Åfta (After) m. — der Hintere (bey Notker: aftar), und die Präposition afta (after), die jetzt nur noch in der Zusammensetzung mit einigen wenigen Substantiven in der Mundart gebräuchlich ist, z. B. Åftab'schtånd (Afterbestand), m. — eine Miethe aus zweyter Hand; Åftagebuårt, Nachgeburt, Åfta=Lehen. Dieses Wort ist auch in den Norischen Alpen durchgehends gebräuchlich. Im Unter=Innthale, selbst in der Gegend von Innsbruck sagt man statt nach Ostern — after Ostern; statt nach dem Haller Markt, aftern Haller Markt u. s. w. Siehe auch *Scherz* Gloss. germ. und Adelungs Wörterbuch.

Ågrås, (Aggras), plur. — 1) die Stachelbeere (Ribes uva crispa, L.) und 2) die Krausel=, Kloster= oder Grosselbeere, (Ribes grossularia, L.) — Von Åg (Age), f. — Stachel, Splitter. (Siehe dieses Wort bey Adelung.) — Es bedeutet gleichfalls eine Granne, wie sie im unrein gehechelten Flachs gefunden wird, und auch in dieser Bedeutung ist das Wort alt, und noch in der Mundart gebräuchlich. Schottky besitzt ein altes Spinnerlied, in welchem der Spinnrocken und das Spinnen selbst mit Christi Leiden verglichen wird. Es heißt darin unter andern:

> »Die agen reisen (fallen) auff die schoss,
> Bedewtet: daz Christus sein heiligs plut vergoß
> An dem creutz, sein marter was groß. —
> Ach, edle sele mein,
> Hab lieb den schöpfer dein!«

Ai, Aiai, n., dimin. Aiderl, Aidi, n. — in der Kindersprache das liebkosen'e Schmiegen an die Wangen der Eltern; ein Kuß. Gib m'r an Aiai! In der Schweiz: Å, Aa, Ååli. S. Stalder.

Aischen, nåchaischen, v. act. mit haben, Mw. geaischt, — nachforschen, ausfragen. Ein altes Wort, das schon bey Otfried L. III. c. 2. vorkommt: Er *eiscota* thia zit, uuan e imo baz uurti. Er forschte um die Zeit nach, wo es mit ihm besser wurde. Docen in seinem Gloss. führt *Eiscot* in der Bedeutung von zurückfordern an. Miscell. B. 1. pag. 209. — Angels. ascian, aescian, ahsian; Engl. to ask, fragen. (Allgemein.)

Ålma, (Almer) m. — 1) der Speisekasten, Wandschrank (Oberösterreichisch). — Ital. armario, Span. almario, Franz. armoire. Auch durch ganz Schlesien üblich. — 2) der Faulbaum, Rhamnus frangula, L. (Allgemein.)

Ångenzen, (angånzen), v. act. mit haben, Mw. ångenzt, — von einem Ganzen zuerst etwas wegnehmen. A Fåß Wain, an'n Loab Brod (ein ganzes Brod) ångenz'n; statt der specielleren Ausdrücke: anzapfen, anschneiden.

Beschåffen sain, — von der Vorsehung bestimmt seyn.

Viel ist also hierin noch zu thun übrig. —

Der Verfasser vorliegender Proben, überzeugt, daß der einzelne Mensch nur in einem kleinen Kreise kräftig wirken könne, hat sich in seinem Werke, an welchem er schon zwey Jahre mit Sorgfalt und Liebe arbeitet, blos auf das eigentliche Oesterreich, nämlich auf das Land ob- und unter der Enns beschränkt, und in dieser Absicht sein viel Alterthümliches bewahrende Vaterland oft durchwandert. — Er hat sich den strengsten Forderungen unterworfen, und das Idiotikon, mit welchem er eine ausführliche Darstellung der Mundart verbinden wird (wovon bereits der Grundstein in den von ihm mit Schottky vereinet herausgegebenen Oesterreichischen Volksliedern gelegt worden ist), wird daher nur solche aus fremden Sprachen eingewanderte oder ursprüngliche Altdeutsche Wörter enthalten, die in der Schriftsprache heute entweder gar nicht mehr, oder nur in einer andern Bedeutung gebräuchlich sind.

Sein Zweck ist, eine wenn auch nur kleine Lücke in diesem Wissenschaftsfache auszufüllen. Wie fern er Genüge leisten wird, muß der Erfolg zeigen; denn, wo die That nicht spricht, helfen Ausflüchte nichts.

Ăben *), v. neut. mit haben, Mw. geåbet und geåbnet; (im Wiener-Walde und Mannhartsgebirge.) — 1) Abnehmen, sowohl *a*, an Anzahl und Menge:

> Haint hå-n-i main'n Duärscht mit Maßl'n g'låbt,
> Då håd håld 's Göld im Baid'l g'åbt.

als auch *b*, an Leibesgestalt, Kräften und Dauer: A håd schtoark g'åbt (er ist um vieles schwächer geworden). Es åbet, åbent, åbnet (es wird Abend). — 2) Als v. act. — Verkehren, wenden: I muaß main'n Jank'r åb'n (wenden) låss'n. — 3) v. act. — pflücken, Früchte abnehmen. — Daher: Abent, plur. (ein Oberösterreichisches Wort, das den Ton auf der ersten Sylbe hat), die Schnittzeit; und abi, abig, abich, adj. et adv. — verkehrt, nicht passend, schief, unrecht: D' Hos'n in abi ånhåb'n. — Af d'r abich'n Sait'n. — An abigi Antwoart. —

Dieses Wort ist auch in Salzburg, Tirol und Steyermark allgemein bekannt, und lautet in dem nördlichen Deutschland: äbich, eiwig; in Bayern, nach Zaupsers Idiotikon, gabisch; Schwedisch afwig. — Vergl. auch hiermit die Schweizerischen Wörter äch, abäch, abächtig bey Stalder. — Die alten Fränkischen und Alemanischen Schriftsteller gebrauchten es nicht nur im physischen, sondern auch im figürlichen und moralischen Sinne: *Abuho* firstanden (etwas falsch auslegen); Deutsch. Isidor c. 9. — ther *abako* githank (sündiger Gedanke), Otfried. — In Docens Gloss. theod. pag. 202: *Apahi*, versutia.

Das Stammwort ist ab.

Ăfel, m., plur. Afeln, — die Entzündung der Haut, (inflammatio). A håd sain Wund'n nid g'åcht, då is d'r Af'l dazuå kemma. — Afli (aflig), adj. et adv. — wund, entzunden. — Da sich der Oesterreichische Landmann zur Heilung dieser Krankheit des Günsels (aiuga reptans), und des Schelkrautes (chelidonium maius,

---

*) Das Ă und å bezeichnet den Mittelton zwischen a und o; das hinaufgerückte r wird nur schwach gehöret.

Gott versöhnt wird, und kann man Gott dem Herrn kein angenehmern Kuß geben, als mit dem Mund, welcher durch ein wahre Beicht allen Unflath der Sünden ausgeworfen.« — Vom Schalle gebildet, wie das Schweiz. Butsch; Engl. Buss; Schwed. Puss, Kuß; dann das Ital. baciare und Franz. baiser, küßen, die alle mit dem Lat. Basium verwandt sind. — Pers. Bus.

Dågen, vadågen, v. neut. mit haben, Mw. dågt, gedågen, — schweigen, verschweigen. Nur noch hin und wieder in den Oesterreichischen Gebirgen lebt dieses alte Wort in dem Munde des Landmannes; so hörte ich bey Senftenberg unweit Krems (V. O. M. B.) eine Bäuerin ihr weinendes Kind mit den Worten zufrieden stellen: »Dåg schtülli, i koaf d'r a Guid'l,« (schweige still, ich kaufe dir was Gutes); — aber desto ausgebreiteter, selbst in Wien, hat sich hiervon eine Art Gradation erhalten, nämlich: gedagen, (bey Notker gedagen, und Otfried githagen), welche die Stelle des Hochdeutschen geschweige vertritt: I hå koan'n Bam nid g'seg'n, gedåg'n an'n gånz'n Wåld. 'S is in Hiärbst (Herbst) kålt, g'dåg'n earscht 'n Winta; — und das Beywort vadågt (verdugt): A vadågta Kearl, (ein hinterlistiger Kerl). — Du findst koan'n vadågtan (keinen mehr verschwiegnen) Menschen.

Dagen, verdagen, gedagen für schweigen u. s. w., war in dem Mittelalter fast allgemein im Gebrauche (im von der Hagen Nibelungen Lied 1816. kommt es dreymal vor, V. 487, 3410, und 3505), — stimmt mit dem Isländ. thegia und Latein. tacere ganz überein, und ist eigentlich blos eine figürliche Anwendung von decken. Vergl. damit v. d. Hagens Recens. d. Gloss. zu dem Urtexte d. L. der Nibelungen von Arndt, in den Jahrbüchern der Literatur Bd. I. pag. 176.

Dakemma, (erkommen), v. neut. mit seyn, Mw. dakuma und dakema, — erschrecken, gleichsam außer sich kommen. In dieser Bedeutung findet es sich auch häufig bey den Altdeutschen Dichtern. Hier genüge eine Stelle aus einem Gedichte des dreyzehnten Jahrhundert: »von zwein Kaufmann,« (abgedruckt in den Altdeutschen Wäldern der Brüder Grim):

»Die maget sere weinte,
da mit sie bescheinte
ir kusch und auch ir wiplich zucht,
ez ducht auch noch ein vngenuht,
swa man ez vernemme,
ob ein wip nit erkemme
dar man si gebe einem man,
den si mit vollen augen an
nie gesach zuo einem mal.«

V. 165 bis 173.

Ottfried hat irquaman, arquaman. Mehr Beyspiele finden sich in den Oesterreichischen Volksliedern pag. 268. vor.

Dearisch, (terisch), adj. et adv. — taub, des Gehöres beraubet. Schtokdearisch (Stockterisch), — ohne alles Gehör. Arabisch: Darisch.

Ent, enten, enat (enert), adv. — drüben, jenseits. Ent'n bai da Kiärch'n, (drüben bey der Kirche); enta'n Bå, (bey dem Minnesänger Hadloub: enent baches, jenseits des Baches). Griechisch ἔνθεν. Notker, enont. — Daher die Compos. entumma, entibra, von drüben herüber; entumi, entibri, drüben hin-

Viel ist also hierin noch zu thun übrig. —

Der Verfasser vorliegender Proben, überzeugt, daß der einzelne Mensch nur in einem kleinen Kreise kräftig wirken könne, hat sich in seinem Werke, an welchem er schon zwey Jahre mit Sorgfalt und Liebe arbeitet, blos auf das eigentliche Oesterreich, nämlich auf das Land ob- und unter der Enns beschränkt, und in dieser Absicht sein viel Alterthümliches bewahrende Vaterland oft durchwandert. — Er hat sich den strengsten Forderungen unterworfen, und das Idiotikon, mit welchem er eine ausführliche Darstellung der Mundart verbinden wird (wovon bereits der Grundstein in den von ihm mit Schottky vereinet herausgegebenen Oesterreichischen Volksliedern gelegt worden ist), wird daher nur solche aus fremden Sprachen eingewanderte oder ursprüngliche Altdeutsche Wörter enthalten, die in der Schriftsprache heute entweder gar nicht mehr, oder nur in einer andern Bedeutung gebräuchlich sind.

Sein Zweck ist, eine wenn auch nur kleine Lücke in diesem Wissenschaftsfache auszufüllen. Wie fern er Genüge leisten wird, muß der Erfolg zeigen; denn, wo die That nicht spricht, helfen Ausflüchte nichts.

Åben *), v. neut. mit haben, Mw. geåbet und geåbnet; (im Wiener-Walde und Mannhartsgebirge.) — 1) Abnehmen, sowohl *a*, an Anzahl und Menge:

Haint hå-n-i main'n Duärscht mit Maß'ln g'låbt,
Då håd håld 's Göld im Baid'l g'åbt.

als auch *b*, an Leibesgestalt, Kräften und Dauer: A håd schtoark g'åbt (er ist um vieles schwächer geworden). Es åbet, åbent, åbnet (es wird Abend). — 2) Als v. act. — Verkehren, wenden: I muaß main'n Jank'r åb'n (wenden) låss'n. — 3) v. act. — pflücken, Früchte abnehmen. — Daher: Abent, plur. (ein Oberösterreichisches Wort, das den Ton auf der ersten Sylbe hat), die Schnittzeit; und abi, abig, abich, adj. et adv. — verkehrt, nicht passend, schief, unrecht: D' Hos'n in abi ånhåb'n. — Af d'r abich'n Sait'n. — An abigi Åntwoart. —

Dieses Wort ist auch in Salzburg, Tirol und Steyermark allgemein bekannt, und lautet in dem nördlichen Deutschland: åbich, eiwig; in Bayern, nach Zaupsers Idiotikon, gabisch; Schwedisch afwig. — Vergl. auch hiermit die Schweizerischen Wörter ăch, abăch, abăchtig bey Stalder. — Die alten Fränkischen und Alemanischen Schriftsteller gebrauchten es nicht nur im physischen, sondern auch im figürlichen und moralischen Sinne: *Abuho* firstanden (etwas falsch auslegen); Deutsch. Isidor c. 9. — ther *abaho* githank (sündiger Gedanke), Otfried. — In Docens Gloss. theod. pag. 202: *Apahi*, versutia.

Das Stammwort ist ab.

Åfel, m., plur. Afeln, — die Entzündung der Haut, (inflammatio). A håd sain Wund'n nid g'ăcht, då is d'r Åf'l dazuă kemma. — Afli (aflig), adj. et adv. — wund, entzunden. — Da sich der Oesterreichische Landmann zur Heilung dieser Krankheit des Günsels (ajuga reptans), und des Schelkrautes (chelidonium maius,

*) Das Å und å bezeichnet den Mittelton zwischen a und o; das hinaufgerückte r wird nur schwach gehöret.

Nu geth iz an ein greinen —
Den Vngern gie iz nie so eben:
In ist Eberstorff gegeben —
So iz sei verwazzen! — V. 7794 — 7.

Auch Hartmann von der Aue, in seinem Ywain hat es:

Ich wil mich mit dem munde
nicht geleichen dem hunde,
der dawider greinen kan
so in der ander zannet an.

In der Bedeutung von weinen, auch in der Schweiz und im Badenschen einheimisch. Lat. grunnire; Franz. gronder, murren; Engl. to groan, weinen, seufzen; Holländ. grynen, grynzen, klagen, murren; Span. dar grita, schimpfen, ausschmähen: Ital. gridare, auszanken; Altdeutsch grinen, (in der Mondseeischen Glosse— schreyen, jammern; in dem Fragmente über den Spanischen Krieg, V. 3858—murren, grämlich thun). S. auch Pict. pag. 194.— Stalder leitet dieses Wort nicht mit Ungrund von dem alten Chry (Geschrey) her.

Grundel, f. — die Schmerle, cobitis barbatula, L.— Vermuthlich hat dieser Fisch den Namen erhalten, weil er sich gern auf dem Grunde des Wassers aufhält. (Allgemein.)

Guschen, verb. neutr. mit haben, Mw. guscht, — sich demüthigen, völlig nachgeben, sich schmiegen. I hab iähm's Wüldi aba-thån, daß a håd gusch'n miäß'n. (Ich habe ihn so herabgewürdiget, daß er vollends schweigen mußte). — Niedersächsisch kusen; Franz. coucher.

Haugen, haugeln, haugerln, v. neutr. mit haben, Mw. gehaugt, gehaugerlt, — sich niederbücken, und überhaupt, sich klein und geschmeidig machen: Hauglad geh'n, vorhängig (mit gebeugten Haupte) gehen. — A håd si z'sämm g'haugerlt, daß a mit'n Kopf nid ång'schteß'n is. — So heißt es auch in Fuggers Spiegel der Ehren, u. s. w. pag. 66, Birkens Ausgabe: »Als er nun sahe, daß er nicht zu entreiten vermochte, sprang er geschwind vom Pferd, ließ die Kleider ab, und hauchte zur Erden, gleich als wann er sich ledig machen wollte.«

Von gleicher Abstammung mit dem Hochdeutschen hocken.

Hölschen, aushölschen, v. act. mit haben, Mw. gehölscht, — hohl machen, und von der Hülle befreyen, z. B. einen Apfel aushölschen, (mit einem Messer ausschaben); Nuß hölschen, aushölschen, (die Schale von der Nuß ablösen). Daher die Redensarten: Frisch, wiá-r-an ea^r^scht ausg'hölschta Nußkea^r^n, für; ganz unverdorben, lebensfrisch. An ausg'hölscht's Kind, als hett ma's just aus an'n Schachterl zog'n. Ein Kind, dessen Körper ohne allen Makel ist.

Jausen, (Jause), f. — das Vesperbrot, und jausna, (jausen), v. act. mit haben, Mw. gejausent, — das Abendbrot genießen. Dieses Wort wird vorzüglich in Unter-Oesterreich und Salzburg gehört, weniger in Ober-Oesterreich, wo man dafür, besonders jenseits des Traunflusses die Redensart hat: »'Sis hålb Abent, geh ma zum Brot.« — (Vergl. Höfer). — Es scheint Slavischen Ursprunges zu seyn, wie die Kroat. Wörter jusonati (jausen); jusona (die Jause), das Windische, mala jushna, und Ungrische jusonyia, vermuthen lassen.

Jegerl, jekerl, jegas (jegers), und jerum, — Empfindungslaute der freudigen Ueberraschung. Das erweiterte je.

Zwoa schnewaißi Daiberln
Fliäg'n iba main Haus,
Diärndl, wannst ma b'schåff'n bist,
Blaibst ma nid aus.

Oesterr. Volkslieder, pag. 72.

Der allgemeine verbreitete Glaube an das Beschaffen=Seyn lebt unter dem Oesterreichischen Volke sehr lebendig. Er war schon in grauer Vorzeit da, und durchwanderte Trost und Ruhe gebend auch das Deutsche Mittelalter. Hier nur eine Beweisstelle:

Der werlt wont ein sprichwort bei
Daz chonschafft beschaffen sei,
Es ist beschaffen, daz ist war
Auer es hat ein vnder var:
Gleich chonschafft beschafft got
Etleich ist dez teuffels pot.

Heinr. Teychners Spruchgedichte.

Mehr davon finden sich in den Oesterreichischen Volksliedern. Auch in einem sehr schönen Volksliede von 1537, welches Docen in seinen Miscellaneen Bd. 2. pag. 250. abdrucken ließ, beginnt jede Strophe mit: Beschaffen Glück ist unversaumt. — Von schaffen, machen, anordnen. So heißt es bey Frisch: »Gott beschaffet und ordnet die Reiche.«

Blå, blåb, blåw, seltner blib, adj. et adv. — blau.

Af'n Sundå is Kiardå,
Wås wüll main Schåz håb'n?
A zundaråd's Laib'l,
An'n Schniärriäm, an'n blåb'n
An blib'n und an'n blåbn,
A kadånanas Laib'l —
Mai'n Schåz håd a Hearz'l
Als wiä-r-a Duärt'ldaib'l!

Oesterr. Volkslieder, pag. 169.

Von diesem alten Worte, welches in der Alemanischen Mundart der mittlern Zeiten eben so lautet, und mit dem Isländischen blar; Schwed. bla; Dän. blaa; Span. bloo und Poln. plawy ganz übereinstimmt, stammt ab, das Oberösterreichische Blawerl n. — die Blaumeise, Parus caeruleus, L. — ferner, bleben (bläben), v. act. mit haben, Mw. blebt, — blauen, blau machen, z. B. die Wäsche; und Bleb, Blew, (Bläbe), f. — das Waschblau, die Schmalte.

Blunzen, (Blunze) f. — die Blutwurst; in anderen Gegenden Deutschlands wird sie auch Schweißwurst, Rothwurst, Dimpfel, Sweetwurst; im Franz. Boudin, im Holländ. Beuling genannt. — »Die Fasten macht faist, aber nur die Seel. Wann die Pfeiffen in der Orgel inwendig mit Bluntzen und Leberwürst wären angefüllt, so würden sie einen schlechten, ja gar keinen Klang geben: Wann der Mensch mit Essen und Trinken wohl angeschoppt (angefüllet), da ist das Beten und Seufftzen zu Gott sehr gering.« Abraham a St. *Clara*, wohlangefüllter Weinkeller pag. 30.

Vermuthlich gehört es zu dem Geschlechte der Wörter: plutzig (dickleibig, aufgeblasen); *blonen* (bey Pirtorius), strotzen, voll seyn; to blot, aufschwellen; plenus und πλέος.

Bußen, åbußen, verkl. bußeln, v. act. mit haben, Mw. bußt, — küssen; und Bußel, Bußerl, Bußi, n. — Kuß. In Oesterreich allgemein verbreitet; so schreibt z. B. Abraham a St. *Clara*: »Die Buß ist ein Bussel, durch welches der Mensch wiederum mit

Gott versöhnt wird, und kann man Gott dem Herrn kein angenehmern Kuß geben, als mit dem Mund, welcher durch ein wahre Beicht allen Unflath der Sünden ausgeworfen.« — Vom Schalle gebildet, wie das Schweiz. Butsch; Engl. Buss; Schwed. Puss, Kuß; dann das Ital. baciare und Franz. baiser, küßen, die alle mit dem Lat. Basium verwandt sind. — Pers. Bus.

Dågen, vadågen, v. neut. mit haben, Mw. dågt, gedågen, — schweigen, verschweigen. Nur noch hin und wieder in den Oesterreichischen Gebirgen lebt dieses alte Wort in dem Munde des Landmannes; so hörte ich bey Senftenberg unweit Krems (V. O. M. B.) eine Bäuerin ihr weinendes Kind mit den Worten zufrieden stellen: »Dåg schtülli, i koaf d'r a Guid'l,« (schweige still, ich kaufe dir was Gutes); — aber desto ausgebreiteter, selbst in Wien, hat sich hiervon eine Art Gradation erhalten, nämlich: gedagen, (bey Notker gedagen, und Otfried githagen), welche die Stelle des Hochdeutschen geschweige vertritt: I hå koan'n Bam nid g'seg'n, gedåg'n an'n gånz'n Wåld. 'S is in Hiärbst (Herbst) kålt, g'dåg'n earscht 'n Winta; — und das Beywort vadågt (verdugt): A vadågta Kearl, (ein hinterlistiger Kerl). — Du findst koan'n vadågtan (keinen mehr verschwiegnen) Menschen.

Dagen, verdagen, gedagen für schweigen u. s. w., war in dem Mittelalter fast allgemein im Gebrauche (im von der Hagen Nibelungen Lied 1816. kommt es dreymal vor, V. 487, 3410, und 3505), — stimmt mit dem Isländ. thegia und Latein. tacere ganz überein, und ist eigentlich blos eine figürliche Anwendung von decken. Vergl. damit v. d. Hagens Recens. d. Gloss. zu dem Urtexte d. L. der Nibelungen von Arndt, in den Jahrbüchern der Literatur Bd. I. pag. 176.

Dakemma, (erkommen), v. neut. mit seyn, Mw. dakuma und dakema, — erschrecken, gleichsam außer sich kommen. In dieser Bedeutung findet es sich auch häufig bey den Altdeutschen Dichtern. Hier genügt eine Stelle aus einem Gedichte des dreyzehnten Jahrhundert: »von zwein Kaufmann,« (abgedruckt in den Altdeutschen Wäldern der Brüder Grim):

»Die maget sere weinte,
da mit sie bescheinte
ir kusch und auch ir wiplich zucht,
ez ducht auch noch ein vngenuht,
swa man ez vernemme,
ob ein wip nit erkemme
dar man si gebe einem man,
den si mit vollen augen an
nie gesach zuo einem mal.«

V. 165 bis 173.

Ottfried hat irquaman, arquaman. Mehr Beyspiele finden sich in den Oesterreichischen Volksliedern pag. 268. vor.

Dearisch, (terisch), adj. et adv. — taub, des Gehöres beraubet. Schtokdearisch (Stockterisch), — ohne alles Gehör. Arabisch: Darisch.

Ent, enten, enat (enert), adv. — drüben, jenseits. Ent'n bai da Kiärch'n, (drüben bey der Kirche); enta'n Bå, (bey dem Minnesänger Hadloub: enenz baches, jenseits des Baches). Griechisch ἔνϑεν. Notker, enont. — Daher die Compos. entumma, entibra, von drüben herüber; entumi, entibri, drüben hin-

über, und enhålb, enthålb, enathålb, oft auch zusammengezogen in ehel, ehl, drüben, auf der jenseitigen Halbe. Die meisten Oesterreichischen Schriftsteller des Mittelalters, vorzüglich Horneck, Ennenchel, Schmelzel u. a. haben dieses Wort. Hier eine Belegstelle aus Seyfried Helblinchs jungen Lucidarius (einem Sittengemälde der Zeit Kaiser Albrecht I.), V. 8192 und 8193 nach Schottky's Abschrift:

»Waz ez der Landtherren er
Do man enhalb Tunnau prant?« —

Ganz übereinstimmend mit der Bemerkung Adelungs, daß bisweilen der Enden, (jener Gränze), für dort geschrieben worden ist, hört man in manchen Gegenden Oesterreichs, besonders um Wien gegen Neustadt und der Ungrischen Grenze zu, statt ent, enten, enhålb u. s. w. d'rent, d'renten, d'renthålb sprechen, als Gegensatz des hier allgemein verbreiteten hearenten (herenden, hier Enden), diesseits. Vergl. damit Ende bey Frisch.

Fardel, n. — kleine Ladung, Tracht, Bündel. A Fard'l Wain, Holz, Kålch, (ein leicht beladener Wagen mit Wein, Holz, Kalk). — Nim's Fard'l Hai af d'Ack'l, (nimm deine Tracht Heu auf die Schulter). — Daher das Zeitwort fardeln, affardeln (auffarden), Mw. gefardelt, — aufladen, packen. Im Arab., Pers. und Türk. Farda, eine Ladung Holz. Ital. fardaggio, fardello, Pack, Bündel, und far fardello aufpacken. — Franz. fardeau; Engl. fardel. (Allgemein).

Fecksen, (fåchsen), v. act. mit haben, Mw. gefeckst, — ernten, Früchte einsammeln. Håbt 's schon enka Troad g'feckst, (habt ihr schon euer Getreide eingesammelt). Und Fecksung (Fåchsung), f. — Ernte, ein Wort, das besonders in dem mit Wein beglückten Unter-Oesterreich für Lese, üblich ist. So bezeichnete der Ausdruck: »guådi oder schlechti Fecksung,« überhaupt eine ergiebige oder unergiebige Weinlese. — Fåchsen ist verwandt mit fassen (Altdeutsch vazzen), und fahen (fangen, nehmen), — in der Mondseeischen Glosse p. 338. *givahca*, uvas colligere, und stammt von dem Isländ. få, nehmen, empfangen.

Glumsen (Klumse) f. — Die Klinse, der Riß z. B. in dem Holze. Da Disch håd a Glums'n, daß ma kint mit 'n Dam duårchfoarn. Der Tisch hat sich gespaltet, daß man mit dem Daumen durchfahren könnte. — Böhmisch Kloja. Mit klieben (spalten), von einem Stamme.

Goda, (Goder), m., dim. Goderl n. — Der fleischige, herabhangende Theil unter dem Kinne. 'S Goderl kråzn, Jemanden liebkosen. — Verwandt mit dem Lat. guttur (Gurgel).

Graina, (greinen), gråna, und in Ober-Oesterreich auch zuweilen grina, v. neutr. mit haben, Mw. graint, — Laute des Unmuthes und Verdrusses — (murren, schelten, zürnen), oder Angst und Wehmuth ausstoßen, (weinen, jammern, klagen u. s. w.) — Da Himmeldat'l graint, (es donnert). Main Våda håd mi ausgraint, (mein Vater hat mir einen Verweis gegeben). — 'S Kind graint, (weinet, schreyet). A tuåt in 'n Boart aini grona, (er murret vor sich hin). — In Seyf. Helblinchs Lucidarius kommt es zwey Mal vor:

Er (der Hund) emplacht die tzende vnd grain. V 3736.

Nu geth iz an ein greinen —
Den Vngern gie iz nie so eben:
In ist Eberstorff gegeben —
So iz sei verwazzen! — V. 7794 — 7.

Auch Hartmann von der Aue, in seinem Ywain hat es:

Ich wil mich mit dem munde
nicht geleichen dem hunde,
der dawider greinen kan
so in der ander zannet an.

In der Bedeutung von weinen, auch in der Schweiz und im Badenschen einheimisch. Lat. grunnire; Franz. gronder, murren; Engl. to groan, weinen, seufzen; Holländ. grynen, grynzen, klagen, murren; Span. dar grita, schimpfen, ausschmähen: Ital. gridare, auszanken; Altdeutsch grinen, (in der Mondseeischen Glosse— schreyen, jammern; in dem Fragmente über den Spanischen Krieg, V. 2858—murren, grämlich thun). S. auch Pict. pag. 194.— Stalder leitet dieses Wort nicht mit Ungrund von dem alten Chry (Geschrey) her.

Grundel, f — die Schmerle, cobitis barbatula, L.— Vermuthlich hat dieser Fisch den Namen erhalten, weil er sich gern auf dem Grunde des Wassers aufhält. (Allgemein.)

Guschen, verb. neutr. mit haben, Mw. gurscht, — sich demüthigen, völlig nachgeben, sich schmiegen. I hab iähm's Wüldi ȧbathȧn, daß a hȧd gusch'n miäß'n. (Ich habe ihn so herabgewürdiget, daß er vollends schweigen mußte).— Niedersächsisch kutzen; Franz. coucher.

Haugen, haugeln, haugerln, v. neutr. mit haben, Mw. gehaugt, gehaugerlt, — sich niederbücken, und überhaupt, sich klein und geschmeidig machen: Hauglad geh'n, vorhängig (mit gebeugten Haupte) gehen.— A hȧd si z'sȧmm g'haugerlt, daß a mit'n Kopf nid ȧng'schteß'n is. — So heißt es auch in Fuggers Spiegel der Ehren, u. s. w. pag. 66, Birkens Ausgabe: »Als er nun sahe, daß er nicht zu entreiten vermochte, sprang er geschwind vom Pferd, ließ die Kleider ab, und hauchte zur Erden, gleich als wann er sich ledig machen wollte.«

Von gleicher Abstammung mit dem Hochdeutschen hocken.

Hölschen, aushölschen, v. act. mit haben, Mw. gehölscht, — hohl machen, und von der Hülle befreyen, z. B. einen Apfel aushölschen, (mit einem Messer ausschaben); Nuß hölschen, aushölschen, (die Schale von der Nuß ablösen). Daher die Redensarten: Frisch, wiȧ-r-anearscht ausg'hölschta Nußkearn, für; ganz unverdorben, lebensfrisch. An ausg'hölscht's Kind, als hett ma's just aus an'n Schachterl zog'n. Ein Kind, dessen Körper ohne allen Mackel ist.

Jausen, (Jause), f. — das Vesperbrot, und jausna, (jausen), v. act. mit haben, Mw. gejausent, — das Abendbrot genießen. Dieses Wort wird vorzüglich in Unter-Oesterreich und Salzburg gehört, weniger in Ober-Oesterreich, wo man dafür, besonders jenseits des Traunflusses die Redensart hat: »'Sis hȧlb Ȧbent, geh ma zum Brot.« — (Vergl. Höfer). — Es scheint Slavischen Ursprunges zu seyn, wie die Kroat. Wörter jusonati (jausen); jusona (die Jause), das Windische, mala jushna, und Ungrische jusonyia, vermuthen lassen.

Jegerl, jekerl, jegas (jegers), und jerum, — Empfindungslaute der freudigen Ueberraschung. Das erweiterte je.

Jüling, Güling (bisweilen auch in Ober-Oesterreich Jling), f. — die Lilie. Ital. giglio; in Schwaben, Jlge; in der Schweiz Jlge, Jlige und Jilge; Altdeutsch, Gilge: »Eine schöne Gilge, was guldin.« Flos und Blankflos. (Müllersche Samml. B. 2017). — Bey Scherz, Oberlin: gilg.

Käll, Gäll, Gälm, in Ober-Oesterreich Gälst), m. — Schall, Ruf, Getöse, Echo.

„Der Vogel in den lufften nott
Laid von des Hersz (Heeres) galm,
Vnzt in nider lie der twalm
Daz man in mit der hendt vie.“
Seyfried Helbling.

Mich daucht ich hort ein Gal.
H. Sachs.

Hebr. Kol; Chald. Kó; bey Kero, Calm; Otfried, Galm. Im Hochdeutschen noch in Nachtigall vorhanden. Hievon stammt: källen, gälma (galmen), gälschtan (galstern), v. act. u. neut mit haben, Mw. källt, gälmt, gälschtat und gälscht; — einen Schall von sich geben, in allen Bedeutungen, als z. B. schreyen, lärmen, singen, bellen u. s. w. Ma hän so z'säm källt, daß ma sain ag'ns Woart nid g'heart häd! (Wir schrien, lärmten so zusammen, daß man sein eigenes Wort nicht mehr vernahm).

Man hoert aber die vogellin kallen
gen der wunnebernden zit.
Maneſſ. Liedersammlung.

(Die Nachtigall) kallete uz der bluete
mit solcher ubermuete.
Tristan, V. 478 — 79.

Griechisch καλειν rufen; Isl. gala, gialla; Dän. gjalde; Schwed. gala, gaella. In der Mondseeischen Glosse p. 349. galstron, ansingen, beschreyen.

Koch, n. — der Kinderbrey, und überhaupt jede weiche breyartige Speise, als z. B. Kipf'lkoch, Griäskoch. — »O mein Gott! wenn den Leuten zu einer Lügen sollten die Zähn ausfallen, müßte doch jedermann nur Koch essen.« Abraham a St. Clara. — Kroat. Koh; Böhm. Kasche. (Allgemein).

Kraksen, f. — geflochtener Rückenkorb.

„Pei den selben zeiten
Wart der grab vmb Wien erhaben,
Den muesten die Engelonz anztragen,
In chrechsen uf ir ruckchen.“
Ennenchels Fürstenbuch, S. 84. Megiser.

In Ober-Oesterreich wird auch der Hosenträger Kraksen genannt. Von κρατεω, ich halte, fasse. S. Frisch, und das Scherz-Oberlin. Gloss. unter Kratt. (Allgem.).

Laitgeb, Auslaitgeb, m. — Der Wirth, Wein- oder Cider ausschenkende Bauer. (In den Manhardts-Vierteln allgemein, sonst auch hin und wieder in Ober-Oesterreich und Wiener Wald). — Laitgeben, auslaitgeben, v. act. mit haben, — ausschenken. In den Oesterreichischen Urkunden des Mittelalters: litgebe, lutgebe, Wirth, übereinstimmend mit dem im Nibelungen-Liedel zwey Mal vorkommenden luter-tranch (ein künstliches mit Wein über Gewürz und Zucker abgezogenes und geläutertes Getränk, nach v. d. Hagens Erklärung). — Gothisch, leith, berauschendes Getränke. Bey Otfried und Notker lid.

Laud, (laut), adj. et adv. — Den Sinnen besonders bemerkbar; auffallend, berühmt. Wiä si de trägt, des is schon laud. (Ihre Kleidung fällt auf). — Des Bliäml schmeckt laud, aba's d'sölb'n duärt håd a laudani Foarb. (Dieses Blümchen hat viel Geruch, aber jenes dort hat eine höhere Farbe). Se hån's z'laud trib'n. (Ihr Unfug wurde zu sehr bemerkt). — Sonst wie im Hochdeutschen. (In Unter=Oesterreich und Salzburg beynahe allgemein, seltener in Ober=Oesterreich).

Ledfaigen, (Lettfeige), f. — feiger Mensch. »Auff eben diesen Schlag find't man Leuth, welche, wann man von jhnen begehrt, daß sie vns die warheit dessen, was sie gehört vnd gesehen, erzehlen sollen, auß einen Narren einen Weisen, vnd auß einer verzagten Lettfeigen einen dapffern Held machen.« — Albertis deutscher Gusman von Alfarche, oder Picaro. München 1615.

Ein zusammengesetztes Wort, aus dem Angels. laet, verzackt, und dem alten Baig, Memme. Vergl. das letzte Wort bey Frisch und Scherz.

Mal, Mail, n., plur. Maila, Mala, (Mailer), — Makel, Flecken, z. B. Obstmal, Muädamail. — Sie håd a Mail in's Kload bråcht, (sie hat ihr Kleid beschmutzet).

»Nechein meila ist an dir.« —
Willeram, c. IV. —

(Ein Schwert) — »ane Mal und ane Scharten.« —
Stryker.

»Noch hat ohn alles Mail
Die Röth den meisten Thail.« —
Görres, Altdeutsche Volks= und Meisterlieder, pag. 21.

Die Oesterreicher haben sich auch hievon zwey Zeitworter gebildet, als: malen, mailen, neut. mit haben, Mw. gemailt, — Flecken hinterlassen; 's Obst mailt; — und ausmalen, ausmailen, v. act. mit haben, — vom Makel reinigen, ein Mail z. B. aus der Wäsche bringen. — Dama(i)len, v. rec. mit haben, für beflecken, besudeln, hörte ich ein einziges Mal von einem Hirten nächst Klein=Pechlarn. 'S Pokon'l (Porkonel, von Porcus) håd si gånz damailt, (das junge Schwein hat sich besudelt). —

Das Latein. Macula, Altbrittische magl, (bey Boxhorn), das Deutsche Makel, Holländ. Mael, und Engl. Mole haben mit unserem Mail genaue Verwandtschaft.

Miächteln, (müchteln), v. neut. mit haben, Mw. gemiächtelt — nach Schimmel riechen, übeln Geruch durch feuchte, verschlossen Luft von sich geben. I håb's Möl (Mehl) nid afg'frischt, då is's ma miächtlad woarn. — Von dem Latein. mucere. (Allgem.)

Nacht, nachten, nachtent, ein Nebenwort der Zeit — vergangene Nacht, gestern. (Allgem.)

»Wie nu, vriunt Hagene? iu, waen', versmachet daz,
Daz ich bi iu waere, da iu di ringe naz
sus wurden von dem blute: wer hat daz getan?«
er sprach: »daz taet Else, der het uns naehten bestan.« —
Nibelungen Lied. Van der Hagens Ausg. V. 6513 bis 6516.

„Nächten, da ich bey ihr war."
Görres Volkslieder pag. 103.

Scherz in seinem Gloss. nechten, nechtint.

Nau, Håhenau, (Hohenau), n. — Das Frachtschiff. — Daher:

Naufoa^r^t (Naufahrt), f. — Schiffahrt; im eigentlichen Sinne, die geschickte Lenkung des Schiffes durch die oft veränderlichen, befahrbaren Gegenden der Ströme. — Nauführer, Naufahrer, in Ober-Oesterreich Nauferig, Naufea^r^ch, m. — Schiffmeister, und naufiä^r^n, (nauführen), v. act. mit haben — das Schifflenken. — Nau ist ein Wort von hohem Alter, wie dies das gleichbedeutende Sanskrit. Nau; Pers. Naodan, Celt. Nave, Griech. ναῦς und Lat. Navis, beurkunden.

Nindascht, nindat, (ninderst, nindert), Nebenwort des Ortes, — nirgend, nirgends. In dem alten Fragmente auf Karl den Großen bey Schilter: nieware; im Nibelungen-Lied, niender, ninder: do sprach der bote schiere: »wir heten ninder cheinen zagen.« — V, 920 und: »bezzer pfaertgereite diu chunden niender gesin.« — V. 2292. — Bey Stricker, Horneck und Helblinch: »nindert: »So ist mir nindert ze mueth.« — Lucid. V. 7159.

Der Gegensatz des in der Mundart nicht mehr üblichen indert.

Oad, Ad, Aid, f. — ein mit vielen Zähnen versehenes Acker-Werkzeug, das gepflückte Feld damit zu ebnen, die Ege. — »Da pran sein aid vnd der pfluec.« — S. Helblinchs Lucid. V. 695. — Auch im Dithmarf. lautet es Eide, und in dem Ebersheimischen Salbuche bey Schilter Egide.

Oaten, aten, aiten, v. act. mit haben, — heiß machen, wärmen, feuern. (Gföllerwald).

„Sag mir meinem schäffer drat
daz man ein hauz chauf gar,
da die speizze pei, offenbar
solt du alle peraiten
vnd auch die chezzel aitten.“ —
Ennenchels Fürstenbuch. Megisser pag. 127.

Bey den ältesten Deutschen Schriftstellern kommt dieses Wort sowohl in der Bedeutung von ardere als urere vor.

Griech. αἶθος die Hitze; Lat. Aestus; Isl. Eysa; Altdeutsch Eit; Angelf. hat; Engl. hot. — Gewiß gehört auch hieher das Unterösterr. Oaß, Aß, Aiß, n. und Oatavog'l m. — Das Blutgeschwüre, die Eiterbeule, wegen der brennenden Empfindung, die ein solches Geschwüre verursachet.

Obas, (Obers) n. Das oberste der Milch, die Sahne, der Nidel. Bey Schmelzel: Obermilch. Ital. capo di latte.

Panadel, n. — verkochte Semmelsuppe.

„O lieba Bruda! i kenn a G'sicht
Das meinem Herzerl 's Gnack schier abbricht;
Däs is a Madel
Wie a Panadel
Und wers nicht sieht, der glaubt mir's gar nicht.“ —
Phil. Hafners Scherz und Ernst in Liedern 1763. pag. 26.

Aus dem Ital. Panata, Panatella. (Allgem.).

Pfoad, Pfad, Pfaid n. — Das Hemd. An åldi G'wonhaid is an aisanas Pfoad. (Eine alte Gewohnheit, ist ein Hemd von Eisen). — »Ain pfaid als ein schwan.« — Wigolais W. Hdst. — Auch in Helblinchs Lucidarius kommt es zwey Mal vor, V. 668 und 7133. — Gothisch Paida, und Isländ. Paita. Bey dem Ulphilas paid. Hieher gehört auch: Pfadla, (Pfaidler) m. — Der Verkäufer verschiedener Leinenzeugwaaren. (Allgem.).

Pfugazen, (pfuchezen), v. neut. mit haben, Mw. pfugazt, — unwillkürlich in Lachen ausbrechen. Wiä=ra mi so narrisch ån-g'schaut håd, då hå=n=i zum pfugazn ång'hebt. Daher: Pfugaza, (Pfuchezer), m. — Der Ausbruch eines zurückgehaltenen Lautes. — Ein Schallwort.

Raim, m. — gefrorner Thau, verdickte Flüssigkeit, und das Zeitwort raima, ånraima (anreimen) — angefrieren; z. B. D'Fensta san ålli ång'raimt, (die Fenster sind mit gefrornem Thau bedeckt). De Zweschb'n hån an'n Raim, (die Pflaumen sind mit weißem Frost umzogen). 'S kåldi Wåssa håd's Glås ån-graimt. Vom Biär (Bier)'n Raim (Schaum) wegblåsen. Angelſ. Hrim; Engl. rime, Holländ. Rym; Schwed. Rim. — Wohl eines Ursprunges mit Rahm, cremor. S. dieses Wort bey Adelung. (Allgem.).

Raß, adj. et adv. — scharf, beißig vom Geschmacke. Da Buda (die Butter) is raß. A raßa Wain, (vino razzenfe). — »Zwair hant Wein das Hawbt macht raz.« — Horneck, c. 350. Ferner: zornig, böse, reißend. Trau iähm nid, d'ås is goar a raßa Kearl! — »Wir dunchen vns, als rezze« (eben so raß). Helblinch. — Raze uuolva, (reißende Wölfe). Tatian, c. 41. — Hievon hat sich gebildet: Raßen, v. neut. mit haben, und das Intensiv raßeln — scharf schmecken, und das Hptw. Raßen, (Räße in Wien), f. — die Schärfe. — »Des muetes ein leu, der rezze ein Wolf.« — Helblinch. — Von reißen, Arab. raetz, ratza. (Allgem.).

Rekel, m. — großer Haushund; verächtlich, eine große Person. (Unt. Oest.) — A schiärcha Rek'l. — In beyden Bedeutungen auch im Holländ. Rekel. — Es gehört wie das Angelſ. Raec, Jagdhund, und das Altdeutsche rek, Riese, großer Mensch, zu dem Zeitworte recken, (ausdehnen, strecken), das in der Mundart, wie bey den alten Oberdeutschen Schriftstellern, auch für reichen gebraucht wird. 'S Mal hearrek'n, bey Otfried: »then mund irreken.« — Vergl. recken, bey Stalder.

Ring, adj. et adv — leicht, klein, unbedeutend. Das Primitiv des Hochdeutschen geringe. A ringwinzigs Dingerl, (ein federleichtes Wesen). — »Daz lat iuch ahten ringe, sprach do Sivrit.« — Nibelungen=Lied. V. 649. — Auch bey Kero, im Schwedischen, Niedersächsischen und Schweizerschen: ring.

Schmarak, (Schmerak, an anderen Orten auch Schwerak), m. — possenhafter Mensch. — »Ist das nit ein kläglicher handel, daß vns diser Schmarack und Bärenhäuter aller orten den weg ablaufet.« Albertis Deutscher Gusman von Alfarche. 1615 pag. 140. — Vermuthlich ein zusammengesetztes Wort, aus dem nordischen sma, (klein) und Isl. Ragr, Kobold Teufel.

Schpåmpanaden, plur. — Prahlerey. Ital. spampanata. (Wien).

Schtad, adj. et adv. — leise, langsam, unbeweglich. Schwaig schtad. — Schtokſtad is a dåg'schtånd'n, (unbeweglich, wie ein Kloß ist er vor mir gestanden). Und

Schtadzen, schtazen, v. recip. mit haben, Mw. geschtazt — sich in die Brust werfen. De håd si g'schtazt! — A g'schtazti Gredl, (eine steife, hochmüthige Person) G'schtazt's Wesen. Lächerliches Vornehmthun. — Beyde von dem Altdeutschen stan; Lat. stare.

Trällen, v. act. mit haben, Mw. trällt, — drehen, runden. 'S Fand'l trällt si, (der Faden windet sich. — Träll m. — Kreis, Wirbel. In an'n Träll, (im stäten Wirbel). Träll-weg's (Manh. Berg), rings herum. — Träll, trällad, träl-len, adj. und adv. — abgerundet.

„Mich wundert heut vnd immer mer,
Wo so mezzigest weip
Nem also schönen Leip,
So faißt vnd so gedrollen."
Helblinchs, Lucid. V. 1063 — 1066.

Und Trälla, f. — eine dicke, plumpe Weibsperson. Vergl. bey Adelung die hieher gehörigen Wörter trollen und Drall. (Allg.).

Ummuärken (Umurke) f. — Die Gurke, Cucumis sativus, L. (Allgem.).

„Mit fürbiß, plutzer, vnmurcken,
Melaun, erdäpffl vil wägn da stehn." —
Wolfg. Schmeltzel, Lobspruch der Stadt Wien, 1543. Vers 934 — 35.

Böhm. Wokurki.

Unden (Unde) f. — Welle, Woge, rinnendes Wasser. Sie is in d'Und'n g'fåll'n, und dasoff'n. (Im Wiener Walde). — Fast in allen Schriften des Deutschen Mittelalters ist dieses alte Wort (bey Otfried undon, Tatian undum) zu finden. Wegen Mangel an Raum genüge hier nur eine Belegstelle aus der Krone Altdeutscher Dichtkunst, unserem herrlichen Nibelungen-Liede, nach der letzten Ausgabe des um dieses Werk hochverdienten F. H. v. d. Hagen:

„Ja'n ist mir „sprach Hagene" mein leben nicht so leit,
daz ich mich welle ertrenchen in diesen unden breit:
e sol von minen handen ersterben manich man,
in Etzelen landen: des ich vil guten willen han." —
Vers 6133 — 6136.

Unde, Latein. unda, Altbrittisch unda, leitet Höfer mit vieler Wahrscheinlichkeit von udus ab.

Vaboant, vabant, in Ober-Oesterreich auch vabaint, (verbannt), — ein Empfindungswort des Unwillens und Unmuthes, das auch als adj. gebraucht wird. — 'S is vaboant, daß ma des håd g'scheg'n miaß'n! — A vabanta Mensch, ein verstockter (gleichsam verbannter) Mensch. Von bannen, verscheuchen, verjagen, ausschließen, verurtheilen.

Waderl, n. — Fächer. Das dimin. von Wedel (in der Mundart Wadel). S. dieses Wort bey Adelung.

Wåtschka, (Watschker), — vorzüglich in Ober-Oesterreich ein Scherz-Ausdruck, für Fuß. Von waten, vadere.

Woiseln, wjoseln, verb. neut. mit haben, Mw. gewoiselt, — winseln, wehe klagen. Se hån g'woiselt voa^r Költ'n. Von weh, Engl. wo, Ital. oimè. (Allgem.).

Zånna, (zahnen). — 1. als verb. neutr. mit haben, Mw. zånnt, — den Mund und die Zähne fletschen, widerlich weinen. 'S Kind zånnt, (weinet). A håd mi ånzånnt, (er hat mich widerlich angefahren). — Figürl. — das Blut zånnt aus der Wunde. — In einem alten Liede über die Streitigkeiten zwischen den Görlitzern und Zittauern im Jahre 1491, welches Professor Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten, Bd. I. Seite 29 mittheilte, heißt es:

„Sie zogen ken wenschoßig nein,
Sie nahmen Pferdt, Kuhe, Kelber vnd Schwein,
Sie trieben sie mit Einander von dannen,
Manch görlizer mecht vor Leide wol zannen." —

2. als v. act. — durch Verziehen des Mundes spotten.

Zunächst von dem Lat. sanna, subsannare abstammend. (Allg.).

Zwågen, zwåhen, v. act. mit haben, Mw. zwågt, — waschen, baden; insbesondere aber den Kopf mit Wasser reinigen, und meton. Jemanden einen Verweis geben. (Fast allgemein). In Ober-Oesterreich auch derb abprügeln. — Hieher gehört auch das im V. Ober-Wiener-Wald einheimische Zwågel, n. — Handtuch, das in der Schweiz Zwåheli lautet. — (Vergl. Zwehel bey Frisch). —

Zwagen ist ein uraltes Wort. Es heißt Gothisch thwahan; Angels. twehan; Schwed. tva; Isl. thua, und findet sich auch bey Otfried IV. 11., Tatian c. 155, Willeram V. 3. Notker, Ps. 25, und bey Kero c. 55, vor.

Das Schehinschahname oder das Buch des Königs der Könige.

(Vorbericht.)

Die Zeitungen haben bereits von diesem, durch seinen Umfang und durch seinen Inhalt gleich ungeheueren Dichterwerke gesprochen, wovon sich ein Exemplar unter den vom persischen Schah Sr. M. dem österreichischen Kaiser durch den Botschafter Abul-Hassan Chan gesendeten Geschenken befand, welches bey dem prächtigen Aufzuge des Botschafters zu Wien auf einer mit rothem goldbefranztem Tuch ausgeschlagenen, von Maulthieren getragenen Sänfte durch den Goldstoff des Sacks, worin es steckte, alle Augen auf sich zog. Als die merkwürdigste Erscheinung der persischen Literatur in der neuesten Zeit, als ein Riesenwerk orientalischer Poesie, als die Reimchronik der Regierung des dermaligen Beherrschers von Persien, Feth Ali Schah, verdient dasselbe näher als dem bloßen Namen nach gekannt zu seyn. Fern sey es von uns, irgend einer europäischen Literatur die Uebersetzung dieses historischen Gedichtes von drey und dreyßigtausend Distichen, sage sechs und sechzigtausend Reimen zumuthen zu wollen, auch wenn das alte persische Heldenbuch, das Schahname, einmal schon einen Uebersetzer im Ganzen gefunden haben sollte. Dasselbe hat bekanntermaßen sechzigtausend Distichen, und ist daher fast noch einmal so lang als das Schehinschahname, dessen längerer und mehr pomphafter Name symbolisch den größeren Umfang und Pomp des Inhalts andeuten soll. Es ist noch eine Frage, ob das alte Königsbuch einen entschlossenen, rüstigen Uebersetzer, und diesen doch noch eher als viele Leser vom Anfang bis zum Ende finden wird; aber daß das Buch des Königs der Könige, wenn es auch jemals ganz übersetzt werden sollte (vor welchem Wahrzeichen des Orientalismus der Himmel alle europäische Literaturen, und besonders die deutsche bewahren möge!) auch nicht Einen entschlossenen rüstigen Leser vom Anfange bis zum Ende finden dürfte, glauben wir mittelst der durch Beruf aus demselben geschöpften Kenntniß mit ziemlicher Gewißheit verbürgen zu können. Es gehört nach unserem auf Erfahrung gegründetem Urtheile weit mehr Muth und Geduld dazu, sich durch die sechzigtausend Verse dieses persischen Heldengedichtes, als durch die sechzig Bände des arabischen Heldenromans Antar (wovon in diesem Bande S. 32 ausführlicher die Rede ist) lesend durchzuarbeiten, und die Ausbeute von Poesie und Historie ist ohne allen Vergleich größer aus dem arabischen Roman als aus dem persischen Epos.

Das Epos des Morgenlandes ist, wie die altdeutsche Heldensage, nur gereimte Geschichte mit aller Pracht der Dichtkunst ausgestattet, und das Schahname Firdussi's umfaßt die ganze alte Geschichte Persiens von dem ersten Könige nach der Sündflut bis auf die Eroberung der Araber unter den ersten Chalifen, d. i. einen Zeitraum von dreytausend siebenhundert Jahren, in sechzigtausend Distichen; das Schehinschahname beschreibt in drey und dreyßigtausend nur einige Begebenheiten der ersten Regierungsjahre des dermalen regierenden Schahs Feth Ali Schahs, der ehemals Babachan hieß, und im Jahre 1797, als er den Thron bestieg, den Namen des Herrn der Eroberung annahm, unter welchem denselben seitdem Asien und Europa kennt. Wie sein Hofdichter, der Verfasser des Schehinschahname, eigentlich ehemals geheißen habe, wissen wir nicht; der Schah, selber Dichter, mit des Hofdichters Talente ganz außerordentlich zufrieden, verlieh ihm aus ganz besonderer Huld seinen eigenen Namen mit der Würde eines Chans, so daß der Dichter wie der Schah Feth Ali Chan heißt. Außer der Würde des Chans bekleidet er die eines Dichterkönigs (Melekosch=schuara) eine uralte Würde an den Höfen des Orients (s. Geschichte der persischen Redekünste), vermög welcher der Träger derselben nicht nur eine bloße Sinecure (wie der englische *Poet laureate*), sondern eine angesehene Würde bekleidet, welche ihm den Vorschlag zu Belohnungen aufkeimender Talente und gleichen Rang mit den Fürsten des Reichs einräumt. Da der Schah von Persien selbst lyrischer Dichter, und der epische Poet der König der Dichter ist, da überdieß Beyde desselben Namen Feth Ali tragen, und den Würdennamen Chan der Schah selbst führt, so ist es für die Literaturgeschichte sehr nothwendig, zwischen beyden wohl zu unterscheiden, damit die europäische Mit= und Nachwelt nicht in den (wer weiß, durch die Ertheilung gleiches Namens vielleicht gar beabsichtigten) Irrthum verfalle, den dichtenden König mit dem König der Dichter, den epischen Sänger mit dem Helden seines Epos, Feth Ali den gefürsteten Poeten mit Feth Ali dem poetischen Fürsten zu verwechseln. Feth Ali Chan, der König der Dichter, füllt seine Stelle nicht nur dem Namen nach, wie so viele andere Könige der Dichter an morgenländischen Höfen, wovon die Geschichte der persischen Dichtkunst die Namen erhalten hat, während ihre Werke meistens untergegangen sind, sondern er ist wirklich ein außerordentliches Talent, nicht nur in der Dichtkunst, sondern wie uns Morier's Reise belehrt, in mehr als einer Wissenschaft und Kunst, indem er Meister in mehr als einem Dutzend von Wissenschaften und mechanischen Künsten in seiner Person eine lebende orientalische Encyklopädie, eine asiatische Akademie, und das polytechnische Institut Persiens vorstellt. Kraft seines inneren und äußeren Berufs, durch welchen seine natürliche Anlage zum Dichter mit seiner Amtspflicht als Hofdichter zusammen fiel, führte er das ungeheure Unternehmen des Schehinschahname aus, welches nicht minder bestaunenswerth ist, als die der Lesewelt versprochene Reisebeschreibung des Botschafters Mirsa Abul Hassan Chan, welcher der Schah den Titel Hairetname, d. i. das Buch des Erstaunens beygelegt hat.

Bestaunenswerth und ungeheuer ist das Schehinschahname durch seinen Umfang, durch seine Einbildungskraft, durch seine Gelehrsamkeit, vor allem aber durch die unübertroffene und nicht mehr zu übertreffende Höhe morgenländischen Fürstenlobs, welches in diesem Werke den merkurialischen Siedepunkt erreicht hat, und in Vergleich mit dem Alles, was das hochfliegendste Lob und die tief kriechendste Schmeicheley bisher in der Literatur des Morgenlands aufzuweisen hat, verschwindet. Das Bestaunens-

wertheste ist darin der überall sich kundgebende Geist der ältesten und neuesten morgenländischen All=Einslehre oder des Sofismus, der hier mit einer bisher in Europa noch gar nicht bekannten Uebermacht den Islam überall unter die Füße tritt, und nur mit der leisesten Berührung des gewöhnlichen Prophetenlobs zu Anfang des Werks, an die Stelle desselben den Preis des Einen und Allen setzt, und das Ungeheuerste ist endlich dabey die pantheistische Apotheose des Schahs, der nicht nur nach der gewöhnlichen Bildersprache morgenländischer Einbildungskraft als der Lenker der Sonne und des Mondes, der Führer der Jahrszeiten, der Herr des Meers und des Schachts u. s. w. vergöttert wird, sondern der selbst als das Eine und Alle, als Gott und die Welt zugleich, als das einzige und alleinige Seyn und Wesen erscheint, so daß Alles, was vor Ihm da gewesen, die ganze Welt und Weltgeschichte nur ein Symbol und Zeichen von Ihm dem All Eins und unveränderlichem Daseyn, nämlich von Ihm dem Schah zu betrachten ist!!! *O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in thronis numina* — Als Belege davon, und als Probe des prosaischen Styls des Verfassers geben wir hier vor der Hand, und ehe wir den vorbehaltenen Bericht über den Inhalt und Gehalt des Werks selbst abstatten, die Uebersetzung der ersten Hälfte der Vorrede, deren Text noch in dem sechsten Bande der Fundgruben des Orients geliefert werden wird. Dieselbe ist ein wahres Meisterstück persischer rhetorischer Kunst und reichgereimter Prose, welche den des Arabischen und Persischen gleichmächtigen Redner beurkundet; und damit dem Leser kein Zweifel übrig bleibe, daß der Verfasser des orientalischen Sprachenkleeblattes Herr und Meister sey, gibt er das Lob des Schahs in allen diesen drey vorzugsweise orientalischen Sprachen, in dem reinsten Persischen, dem reinsten Arabischen und dem Alttürkischen oder Dschagataischen, dem Mutterstamme des heutigen Türkischen, das aber kein Osmane versteht.

Uebersetzung der Vorrede.

Zuerst wenn du die Welt betrachtest, siehst du sie voll von Wie und Wieviel, gebunden und gelöset, voll von Billigkeit und Unbilligkeit, von Gewähren und Bitten, von Hohem und Niedrem, von Süßem und Bittrem, von Eile und Weile; Du siehst wie sie aufnimmt und abnimmt, wie sie niedersitzt und aufsteht.

Den Einen schaust du Mark, den andern Haut
Der Bräutigam ist häßlich und schön die Braut.

Da sind Verbindungen und Befreyungen, Geradheiten und Brüche.

Die Einen schaust du Wölf' und Andre Schäfer
Die Einen schaust du Dieb' und Andre Häscher.
Die Einen Irrende, die Andern Leiter
Unwissende sind die, die Wissende.

Die Naturen suchen Streit mit Gewalt, und die Gesichter sind mannigfalt. Es ist kein Wunder, daß du so verschiedenartige Schöpfung verschieden geartet, und von einander getrennt findest, bis du nicht das Herz voll Dankgefühl empfindest, und das Wesen der Welt mit dem Blick der Einheit ergründest, daß das Herz still sich kläret und der Blick ruhig verkläret. Dann kannst du wissen, daß alles Materie (*Maja*), und daß der Grundstoff dieser zerstreuten Erscheinungen, dieses Wachsthums und Abnehmens nur die Materie, daß dieselbe auf diesem Tummelplatze der Bewegung durcheinander geworfen, nur Eine Substanz der Elemente bilde, und daß diese vier Substanzen, obwohl sie sich feindlich getrennt finden, dennoch nur Einen Bau begründen.

Siehst du nicht, daß, wenn eines derselben eilt und das andere weilt, dieses in die Natur des anderen übergeht, und daß, wenn sich alle vier mitsammen vermischen, nur Eine Natur daraus entsteht? Wenn du den Blick tiefer senkest, wirst du in diesem Zerstreutseyn streitender Naturen nicht mehr als Einen Stoff suchend, ergründen, und diesen Stoff, der nach Niederschlag des Schattens rein ist, in allen Dingen wieder finden. Bald ist er kalt bald warm, bald trocken bald feucht, bald schwer bald leicht, bald Wind bald Flut, bald Staub bald Glut; im Berge wird er Stein, im Garten Cypresse seyn; im Menschenleibe ist er Seel' und Geist, der im Thier Instinkt heißt; er ist das Ende von dem was mein was dein, der Anfang von allem Seyn; wüster Schatz und öder Platz, die Mitternacht, und wer sie trennend wacht. Alles ist Ein Gott. Wenn du wohl betrachtest, wirst du finden, daß das Seyn dieses Stoffs nur in würdigem und schicklichem Seyn bestehe, daß es ein Seyn sey ohne Hervorbringer, und vor dem Nichts nicht war. Alles, was sich dem Auge zeigt, und im Gedanken aufsteigt, kann nicht seyn ohne Stufen und Ende, und Alles, was Stufen und Ende hat, setzt etwas Zuvorgehendes voraus. In den Augen und Gedanken, in den Stufen und Schranken sind Erscheinungen der Sachen, ohne die sich die Substanzen und Existenzen dem Gesicht und der Denkkraft nicht fühlbar machen. Sieh zuerst, wie in der Werkstätte würdigen Seyns dein eigenes Thun gähret, bis zum ersten Wesen, das kein Anschauen gewähret. Alles, was Nichtseyn ist, ist nicht Er, weil in Ihm Nichtseyn nicht ist, und es ist nicht (kann nicht seyn), daß er nicht Alles zugleich sey, eben weil in Ihm Nichtseyn nicht ist. Betrachte wohl, daß außer Ihm Nichts ist, und daß außer Einem Seyn Nichts offenbar und Nichts verborgen ist. Er ist das Erste und das Letzte, das Innere und Aeußere.

Abglanz der Eigenschaften.

Ich bin ein Diener Gottes, und ein Anbeter des Allernährers, der dem Unverdienten schenkt und das Verdienst lenkt, der das Nichtseyn durch das Seyn gestaltet, und den Bau der Welt aus dem Nichtseyn entfaltet hat.

Das Nichtseyn ist die Quelle, das Seyn die Sonne.
Die Sonne spiegelt sich im Wasser ab,
Und dieser Sonne ist die Einheit eigen,
Die bald als Macht als Wissen bald erscheint.
Die Mächtigen verkünden seine Macht
Sein Wissen spiegelt sich im Wissenden.

Den Weltgöttern gab er den Abglanz des Spiegels der Herrschaft und den Erleuchteten das Licht der Erkenntniß. Er ist's der in dieser glücklichen Stunde die höchste Kunde mit der höchsten Majestät vereint, so daß dieselbe in Einem gebenedeyten Gegenstande zugleich erscheint.

Von Gott geht aus der Schattens Glanz
Mit Licht bedeckend eine Welt.
Sag nicht die Sonn' ist unsichtbar
Wenn dich des Schattens Glanz erhellt.

Ein Herr, Ein Gott, Ein Offenbarer, Ein Verborgener.

Lobpreis.

Ein Abglanz, Ein Grund, Ein Wort, Ein Sinn.

O Schöpfer der Monde und der Sonnen, Bestimmer der Zeiten und Aeonen; du wiederholest die Tage und die Stunden, und hast alles durch Satzung und Gebot gebunden: du führst den Frühling und den Herbst in den Garten, und gestaltest die seltenen Formen und die zarten; der Hohe und Edle wird durch dich erhöht, dem Gebrochnen und Schwachen Trost zugeweht; du läßt auf die Flur den Glanz des Lichtes fallen, und

mischest unter die Raben die Nachtigallen; du machst das Antlitz der Gärten heiter, und hauchst Wohlgeruch in die duftenden Kräuter; du mischest der Rose Tinten, und gießest Otr (Geruchressenz) auf die Locken der Hyacinthen; du ziehest auf die Cypresse und die Buchsbaumlaube, gibst Musik dem Repphuhn und der Turteltaube; bist der Schöpfer der aus des Staubes Koth hervorzieht der Rose Roth, und aus des Körpers Gestalt des Herzens Allgewalt; der jenen geschmückt mit Wahrheit und dieses mit Klarheit; dessen Allmachtssonne den Saum der Flurgeleise und Wiesenkreise, die Dornen der Disteln, die Reben der Misteln, des Gebirges Wucht, des Gesteines Schlucht, des Staubs Gewimmel, der harten und weichen Erde Getümmel, den Samen der Erzeugung und den Ausfluß gegenseitiger Neigung hervorgebracht; von dessen Willenstropfen der erdumgürtende Ocean, und der sich weit ausdehnende Erdenplan, die Hügel, welche sich gekrümmt richten, und die thürmenden Sandschichten, die Berge so gipfelnd emporschauen, und die Thäler so im Tiefen thauen, finsteren Staub und Streu und röthlichen Staub und Spreu, mit Gold und Silber dabey, Weiber die nicht gebären, und Frauen, welche die Welt mehren, jedes für sich gemacht; Er, der die Flächen mit salzigen Kräutern bedeckt, und die Gebüsche mit Dornen besteckt, der die Aeste der Bäume, und die Kelche der Blumen, die Muscheln der Meere und die Juwelen der Schachten, die Eingeweide der Thoren und die Nieren der Guten nach der Verschiedenheit des Gegenstandes bedacht hat. So sieht man Einen nach Gerüchen siechen, den Andern nach Farben darben, der eine sucht seinen Namen mit gutem Rufe, der andere mit bösem einzurahmen; der Eine sucht Frieden, der Andere Händel, der Eine süßen Honig, der Andere bitteren Quendel, der Eine will Eile, der Andere Weile. Die Tropfen des Morgenthaus seiner Hände werden im Meere zu Perlen rein, und im Schacht zu Rubingestein, auf dem Blumenkelch zum Tropfenthau, und zum Menschen im Schooß der Frau; aus jedem Busen sprossen Dornen der Schmerzen, und es glühen verborgne Funken in jedem Herzen; die Cypressen und die wilden Tauben überragen an Wuchs die kleinen Vögel und Lauben, die Jasminen öffnen das Ohr, und die Lilien stecken die Zunge hervor; die Rose schaut heraus unter ihrem Turban, und die Dornen klammern sich an Gute an; Perlen finden auf Kronen ihren Platz, der Rubin in Gold gefaßt gilt erst im Schatz; die Saaten verdienen Spaten, und aus der Menge entstehen Gesänge; Dschinnen und Pharaonen, gute Engel und Propheten höherer Regionen, Alle treten, jedes nach seinem Geschick und Glück in das Feld des Daseyns heraus, Nimrod und Abraham, wovon der eine der Bäume Ruthen verwandelte in Gluten, und der Andere die Gluten in Rosen und Fluten. Aus der Hand des Moses kam glänzendes Wunder, und Samiri ging mit seinen Schätzen unter; Auf Leiden folgen Freuden, auf Maden Gnaden, der Sommerhitze geht die Winterkälte nach, und nach dem Herbste kommt der Frühling allgemach, zum Unvollständigen gesellt sich das Vollständige, und zum Unverständigen das Verständige.

Jeden Irren leitet Einer, Jedem Großen folgt ein Kleiner.
Jedem Kaiser wird ein Land, Jedem Volk Prophet gesandt.

Die Sonne des unvergänglichen Prophetenthums, welche in der Wage dienstbarer Zeit mancherley Umwälzungen vollendet, die bald mit Jussuf (dem ägyptischen) im Zeichen des Brunnens (des Wassermannes) aufgegangen, und bald mit Jonas im Zeichen des Fisches in Ruh befangen war, erschien in der Natur Ahmeds und Gestalt Mohammeds im Adel des schönsten Ebenmaßes (der Tag und Nachtgleiche).

Es sonnten sich in seinem Licht des Daseyns Matten, und seine Sonne warf auf beyde Welten Schatten, der Markt seiner Apostelschaft war ohne Schaden bloß Gewinn, und das Rosenbeet seines Prophetenthums ohne Herbstruin. Doch manchmal geschah es, daß wegen Ueberhandnehmung der Raben, die Nachtigallen des Gartens des Chalifats zu singen aufgehört haben, daß Krähen statt der Sprosser die Leitung des Volks übernahmen, und Eulen auf den Sitz des Kaiseraars zu sitzen kamen, daß in die Hände der Bösen geliefert waren die Guten, und die Rosen fußbefangen in Dornenruthen, daß Rosenstehler wegtrugen des Gärtners Güter, und Diebe lagen an der Brust der Hüter.

(Das Folgende ist arabisch).

Der Dorn sticht, der Rabe kräht, die Wolke weint, die wilde Taube greint, die Nacht ist in Finsterniß getaucht, der Morgen Wohlgerüche haucht; die Nachtigall schreyt: die Zeit der Erfüllung des Versprechens ist nimmer weit!

Persisch.

Die Zeit des Aufschubs ist vorbey, und vorüber ist der Prüfungen Reih. Von dem Firmamente der Leitung kam eine Wolke über das Land gezogen, und der Quell des Chalifates schlug durch den Imam Wogen. Von der Palme der Statthalterschaft (des Propheten), die im Frühroth der wahren Leitung blühte und glühte, ergoß sich der Aeste Kranz und der Lichter Glanz, von Stamm zu Stamm, und von Glut zu Glut auf die Cypresse des Gartens des Imamthums, und auf die Kerze der Gesellschaft der Vorsteherschaft, und die Lampe der Familie des Propheten und Statthalters (Gottes) ermangelte nie des Oeles eines stehenden Beweises der Herrschaft von Gott, der sie (die Chalifen, und Imame) Alle segnen wollte! — Hernach blieb die Sonne des Chalifats zweifelsohne manchmal hinter der Wolke der Abwesenheit verborgen, und in der Finsterniß der Dränger und Empörer geborgen, indem sich der Geist des Unrechts erhob, und der Staub des Widerspruchs stob, der West der Ungerechtigkeit wetterte, während der Herbst den Strauch der Billigkeit entblätterte; durch die Veränderungen der Zeit und Folge der Späteren auf die Vorderen kam, in den Reihen wettrennender Pferde der Herrschaft der Gaul des Widerstandes geflogen, das Schwert der Unbill ward gezogen, und die Fahne der Unterdruckung aufgezogen; es geschah manchmal, daß die Wangen des Gesetzes hinter dem Schleyer der Gesetzlosigkeit verschleyert blieben, und auf die Blätter der Religion wurden aus Groll die Zeilen der Ungerechtigkeiten und die Sendschreiben der List geschrieben, es erstarrte das Rosenbeet der Zeit, und es welkte der Rosenstrauch der Sicherheit, die Cypresse der Rechtlichkeit war ohne Frucht, und der Buchs des Frohsinns war ohne Ast, die Nachtigallen schwiegen, und die Raben kamen geflogen in Zugen.

Bis in diese glucklichen Zeiten, wo von allen Seiten die Welt befreyt ward von Unrecht und Widerstreiten, wo die Sonne des unwidersprochenen Chalifenthums sich in dem Lichte milder Ordnung und Herrschaft ergoß, und von der Glorie des Ruhms und der Macht umstrahlt aus dem Tabernakel selbstständiger Gewalt der Schatten Gottes in der Person des gerechten Schehinschah (Konigs der Konige) zur Erde niederfloß. (Koran text) Sahst Du nicht Deinen Herrn, wie er den Schatten verlängerte? Der Garten des Reichs wurde durch das Wehen seines Gnadenhauchs mit den Rosen der Sicherheit umhägt, und durch die Gewalt seines Machtorkans das Feld der Welt von dem Gereisig der Unruhen rein gefegt; Nun, wo das Rosenbeet der Zeit durch

die Denkmale dieses Einzigen Herrschers zum Paradiese geworden, ist die Zeit, wo die Paradiesesquellen (Tesnim) der Billigkeit lebendig gehen, wo die Hauche der Barmherzigkeit als Fächer wehen, wo die Wolken der Gnade als Meere sich ergießen, und vom Rosenstrauche gesetzlicher Ordnung die Rosen der Gesetze und Verordnungen fließen, wo die Rabenversammlung (Derbar) der Sorgen und der Leiden aus dem Land ist verbannt, und der Hoffnungen Nachtigallen das Reich durchschallen.

Ohnmacht im Lobpreis des Herrn von Kron und Thron, von Lehr' und Heer (Des Wissens und Müssens).

Das Ihm Gebührende wird nicht zum Diwan des Möglichen gezählt, und das Mögliche ist weniger als das Kabinet des Bekannten enthält. Es können nicht beschrieben werden seine Eigenschaften und Gaben, weil seine Person über alle Eigenschaften ist erhaben, und seine Eigenschaften Eins sind mit seiner Person. Was die Einbildungskraft sich vorstellen kann, ging aus der Schöpfung hervor, und was der Gedanke denken kann, ist da gewesen zuvor. (Koran'stext) Alles, was ihr unterscheidet mit Eurer Einbildungskraft, ist erschaffen gleich euch, und wird von euch verworfen. Das Lob seiner Person, das meine Einbildungskraft sich als ausgezeichnet vorstellte, hielt ich für Gott selbst, und es ward von mir verworfen erklärt als der Preis eines öffentlichen Dieners, der zum Gegenstande seines Dienstes zurückkehrt.

Es geziemet sich nicht Ihn ohne Kenntniß zu preisen
Und auch stumm zu seyn ist nicht geziemend für mich.

Deßhalb ist's immer besser, daß ich den Pfad des Lobpreises und seines Wesens verfolge, denn wiewohl dasselbe im Hareme der Majestät als nothwendig gebührend bereitet, doch nie die Bande der Möglichkeit überschreitet, so ist dasselbe doch der Gegenstand erhabener und schöner Namen, und der Grundanfang von großen Thaten, es (Er) ist die vollkommene Wahrheit, welche Form und Sinn vereint, das ist als Herr der Menschenkinder und des Herrschaftsrings erscheint, der Herrscher dessen Herrschaft über die Welten nicht vergehe, und dessen Herrschaftsbeweis in der Welt der Erscheinungen verborgen bestehe; die Verborgenheit des Beweises spricht uns an, und wird aus dem Lobe seiner Beschreibung durch das Daseyn des Wirklichen dargethan, in soweit nach Möglichkeit im Gegenstande der vereinenden Wahrheit (nicht leicht) erreicht wird die Klarheit.

Lob sey Gott, daß heute der Ring der Herrschaft auf einem Finger sich befindet, und der Beweis des Chalifats auf eine Faust sich grundet, welche die innere Stellvertretung (Welajet) und äußere Fürstenwürde (Imaret) vereint mit Kraft, und welche aus dem Schachte des Gehorsams den Edelstein der Herrschaft ans Licht geschafft; da es nun so ist, daß der Preis Gottes des Allerhöchsten nach seiner Person und seinen Eigenschaften aus dem Gebiete der Möglichkeit nicht ins Werk gesetzt werden kann, so mag nur in der Verfolgung der Spuren der Wahrheit so viel gesagt werden, daß, was immer von der ersten Zeit und von dem Vertrage der Schöpfungstage her aus dem Felde der Möglichkeit in die Wirklichkeit übergegangen, auf Ihn sich beziehet als Zeichen. In ihm ist entwickelt die große Welt. Lenke daher die Zügel theilweiser Erkenntniß des AllEinsseyns (Schinajekparegi) hin zu dem Felde seines Reichsraths (Derbar), weil die große Welt (Μακροκοσμος) auf die schönste Art und edelste Weise in den Formen seiner kaiserlichen Person enthalten und eingewickelt, oder vielmehr entfaltet und entwickelt ist. Seine Huld ist reine Güte die verzeiht, sein Zorn von allem

leidenschaftlichen Zwecke befreyt, und seine Gerechtigkeit ist von Nachsicht und Strenge gleich weit. Die vier Elemente der Welt sind in seiner Person bestellt, denn seines Vornehmens Flug haucht wie des Windes Mund, und die Ausführung desselben ist fest wie der Grund, sein Zorn sprühet Glut, und seine Freygebigkeit strömet wie die Flut. Aus der Vermischung dieser glücklichen Grundbestandtheile setzt sein Reich sich ruhig nieder, sein Ruhm steht auf, und sein Gebot hat regen Lauf, so daß dadurch die drey Reiche der Natur bezeichnet sind:

Der Himmel ist die Macht, die Sonn' ist Urtheilskraft,
Der Hand entströmt der Wolk' dem Herz des Meeres Segen,
Sein Adel ist der Pol und die Vernunft das Licht,
Die hohle Hand Meerufer, und die Gnaden Regen.

Lob sey Ihm! im Preise des höchsten Herrn fühl' ich mich ermatten, und ich weiß all mein Lob ist nur nichtiger Schatten.

Arabische Verse.

Meine Thränen fließen, und die Augen schauen
Halb versteckt und halb entdeckt ist mein Geheimniß.

Wiewohl dem schreibenden Kiel die Enthüllung des Innersten der Geheimnisse ein leichtes Spiel.

Arabischer Vers.

Leichter als der Morgenlüfte Wehen
Welche über Frühlingsgärten gehen,

so hielt denselben Furcht und Schrecken doch in seinem Laufe zurück.

Arabischer Satz.

Er entblößte die Wangen, die ich beschrieben, und meine Entschuldigung belächelnd sprach er: O du, der du zu loben dir vornahmst, bleibe stehen, und wohl vorgesehn! wie viel ist überflüssig, und wie viel zu wenig; schief ist die Einsicht, und nichtig der Gedanke, zu diesem Aufgang steigt man nur mit Gefahren auf. Welcher Abstand zwischen Dir und Mir! wie wird die Finsterniß mit dem Lichte vertraut, wo wird der Abend und wo der Morgen geschaut! Dort ist dein Platz und dein Geschäft, nimm deinen Zügel, dann geht die Sonne leuchtend auf, und durch ihren eigenen Werth ist sie hinlänglich verklärt.

Persisch.

Deßhalben mag ein Blick als Andeutung genügen, und besser als daß Andere in stummem Erstaunen liegen, ist es, von den Wundern, womit seine kaiserliche Person im Angesicht des Vornehmen und Gemeinen ausgezeichnet ist, einige zu erwähnen, damit diese Erwähnung den anwesenden Freunden als Erinnerung fließe vom Munde, und damit auch die Abwesenheit seines Antlitzes Beraubten, wiewohl sie tausend Stufen der Sehnsucht durchlaufen müssen, davon erhalten einige Kunde.

Arabische Verse.

Wer hält die Zungen, wenn die Ohren pulsen,
Senkt euch ihr Geister, die versammelt seyd,
Ihr Herzen, die vereinet seyd, erbebet euch.
O Laut und Geist, kehrt nun zurück,
Weil ich erreichet mein Geschick.

Persische Verse.

Dem jungen Schah sey Gottes Lohn,
Er schmückt die Kron' und ziert den Thron.
Der Himmel ist ein Bild von seinen Matten,
Ein Gleichniß ist die Sonn' von seinem Schatten.

Arabischer Satz.

Der Sieg steigt auf mit seinen Sternenstrahlen, die Zwietracht sinkt, wenn seine Sternschnuppen fallen; Er ward erschaffen zwischen dem

Ruhm und der Stärke, er ward geboren zwischen Stoß und Schlag, seine Wiege war die Größe und Reinheit, und seine Amme die Geisteskraft und Feinheit. Er begann zu stehen, wo die Fahne stand, und er fing an zu gehen mit den Streifzügen durch das Land; Aloe war seine Wiege, und er ward auferzogen im Kriege. Nicht beißt er seine Zähne übereinander, ohne daß die Lanzen vor ihm sich schlagfertig heben; er öffnet nicht seinen Mund, ohne daß die Festungen sich ihm sogleich ergeben, und er reitet nicht über die Felder, ohne daß sie unter ihm erbeben.

Persisch.

Gedank' und Meinung kann ihn nicht ertragen,
Wie soll ich es Ihn zu beschreiben wagen.

Lichte Natur, deren Stoff als Gottes Schatten niederfällt, seine Anlage, die den Spiegel den Tugenden entgegenhält, gesegnetes Haupt, das als Krone das Haupt der Herrschaft umlaubt, ein glückliches Gesicht, welches wiederstrahlt der Freude Licht; offene Stirn, aus deren Runzeln das Loos wird gezogen, Braunenbogen, von denen der Pfeil des Schicksals kommt geflogen. Schwarzes Auge, aus dessen Quell das Leben blinkt, die Schöpfung trinkt; Brust und Lenden gebaut, um die Geschäfte der Welt bindend und lösend zu wenden; Zungen und Lippen, um das Schloß der Erklärung aufzuschließen nach Belieben, und den Riegel des Geheimnißmagazines vorzuschieben; Arm und Rücken kraftvoll um starke Herzen zu entzücken; Cypressen-Wuchs aus dem Garten der Gerechtigkeit, Sonnenantlitz aus dem Himmel der Erhabenheit; Schönheit, welcher die Größe den Spiegel hält; Größe, welche den Spiegel der Schönheit glättet. Glückliche Hand, wohlthätig für die Unterthanen im Land, um den rechten und linken Aermel von Wohlthaten im Band; Gesegneter Fuß, dem die Auszeichnung gibt den Kuß, so daß sie auf seinem Wege als Fußstapfe dienen muß.

Die Maler seines Fußes haben vielgestalt
Denselben nach Erforderniß der Zeit gemalt.
Bald war's ein Bild von Dschem und bald von Feridun,
Bald war's Malekschah's bald des großen Sandschar's Thun.
Sie lernten so des Guten und des Bösen Lauf.
Das Bild mißlang, da hoben sie den Pinsel auf.

Er ist der Sultan, der Größte, Geehrteste, Glorwürdigste, der die Zügel der Herzen hält, und die Joche der Völker bestellt, der Schirmer des Gebietes des Islams, die Zuflucht der Könige der Zeit, der Sultan Sohn des Sultans, Sohns des Sultans, Sohns des Sultans, der Chakan, Sohn des Chakans, Sohns des Chakans, Sohns des Chakans.

Er das Firmament des Ruhm's der Majestät Himmel
Feth Ali Schah der Herr, welcher der Chosroes ist.
Himmel ohne Veränderung und Sonne, die nimmer vergehet,
Ohne Vergleich Padischah, König der Könige Herr,
Seine Person, sein Wesen verhält sich wie Licht und das Auge,
Er verhält sich zur Zeit wie zu dem Leibe der Geist.
Seine Fahnen ruhen beysamm mit dem Löwen des Himmels
Mit des Himmels Aar nistet erhaben sein Sieg.

Er gibt Erlaubniß, die zuvoreilt, und abschlägige Antwort, die den Schmerz heilt; er herrscht mit so milder Strenge, daß der Unterthanen Geschäft mit seinem Dienst nicht kommt ins Gedränge.

Arabische Verse.

Er hält die Könige in ihren Schranken
Er hält die Herzen, welche zitternd schwanken,
Er theilet Allen das bestimmte Maß
Und mindert Bitterkeit und Haß.

Seine Milde so groß, daß er die Empörten der Welt bloß durch den Dienst der Majestät in Unterwürfigkeit erhält.

Arabischer Satz.

Er setzt die Menschenkinder unter seiner Huth auf den Polster der Sicherheit, worauf es sich weich und gut mit glücklichen Hoffnungen und schönen Handlungen ruht; er lagert sie auf rein getränkten Fluren, welche erquicken die Naturen; und auf denen überall die Spuren der beyden Meere der Gnade und Strenge.

Persisch.

Er gibt dem Stahl der Klinge Wasser,
Dem Kiel des Morgenrothes Perlen.

Arabisch.

Jenes ist der Eufrats süße Flut, die leicht hinuntergleitet im Trinken, und dieses schlägt Wogen, die lieblich brausen und blinken, wenn sie beyde ausgegleichet sind, kommen daraus Perlen und Korallen, nicht gut ists, wenn sie tosend aufeinander fallen.

Persisch.

Und siehe! seine kaiserliche Hand hält zwischen denselben den gehörigen Abstand, so daß das verderbliche Schwert nicht aus der Scheide fährt, und der Kiel schreitet zum reinen Ziel. Die Feder hat sich des langen, alten Grolles entleert, und steckt den Nacken dem Schwerte hin, um daraus Baumfiguren zu schnitzen, und der Säbel pflegt nun ganz wider reine Tyrannengewohnheit mit gekrümmtem Rücken zu sitzen, und den Kopf unterwürfig hin zu geben. Beyden gereicht nun, ohne Veränderung in der Hand zur Ehre ihr Streben. Die Feder, welche zum Preise des unablässlichen Glücks unter den kaiserlichen Fingern sich an des Daumens Spitze gelegt, um das Stillschweigen zu brechen, beginnt also voll Freude zu sprechen:

Arabische Verse.

Schon ist erwachet das Schwert, geborgen von Scharten und Rissen,
Und die Weisheit steht ohne Veränderung auf.
Ohne Trotz und ohne Schwächen ergießt sich die Großmuth
Und die Wohlthat erfolgt ohne Verheiß und Verzug.
Als abwehrende Kraft beschirmt es den Garten der Fürsten
Keine Veränderung zählt unter dem Schatten die Welt.
Palmenvermählet entblüht der Hain der Hoffnung am Morgen
Denn es verschwistern sich dort Blüten von Ernste, von Scherz.
Alles dehnet sich aus erweitert mit fröhlichem Sinne
Auf dem weitem Feld zwischen der Hoffnung und That.
In der Scheide steckt das Schwert ihm ruhend in Händen

Persisch.

Der Unterschrift der Feder läßt sich vergleichen die Tinte des Bluts auf den Blättern des Schlachtfelds, und die Zeilen der Heerreihen bilden aus Körperstücken mannigfaltige Worte, das gezogene Schwert erläutert die Verse des Kiels, und die weißen, d. i. entblößten Klingen gehorchen dem schwarzen Buchstaben der Blätter. Zur Hülfe der Feder erscheinen scharfe Schwerter, fein geschliffene, schneidende, eindringender als schmachtende Blicke, das Auge und die Sonne verfinsternde

Arabische Verse.

Schneidende Schwerter so scharf daß von einander sie trennten
Ursach und Folg' und Alter und Schwäch' und Lieben und Leiden.

gerade zum Ziel eilende Speere, vorgestreckte Lanzen, glänzende Wurfspieße, Pferdharnische und Helmen, gewichtige Tartschen [1]), weite Panzerhemde, von deren blitzendem Glanze und weiß und rothem Leuchten der Augapfel der Tage strahlt, und das Schwarze der Nacht sich als Morgenroth malt.

1) Das deutsche Wort Tartsche ist dasselbe mit dem arabischen Turs oder Tars, welches einen Schild bedeutet.

Persisch.

Und andere Kriegswerkzeuge, als Flinten und Kanonen krokodilgestaltig, drachengewaltig, wie Wasser fließend, Feuer vergießend, wie Fische rennend, Zeichen der Fisch' am Himmel verbrennend [1]).

Arabisch.

Sie sind feine Donnerkeile, blendende Blitzespfeile, leuchtende Wetterstrahlen, welche die Herren der Heere mit Schrecken beflügeln, und im Kriegsvolk die Furcht und Wehklag' entzügeln, welche stärker flammen als sehnsüchtige Herzen, und die Haut mit Brand gelb schwärzen, so daß dieselbe klebt an die Rippen mit Schmerzen.

Windfüßige Pferde und bergähnliche Rosse
Auf ihrem Sattel kannst den Wunsch erreichen
Und unter ihren Hufen sind die Feinde Leichen.
Den Fürsten Lenkern folgt das Ziel gerufen,
Auf ihrer Stirne glänzt des Sieges Zeichen
Und Heil und Wohlseyn folget ihren Hufen.

Persisch.

Ein Heer meilenlang, groß wie der Nil, löwenschlagend, Diwe jagend, wolkendurchdringend, schwerteindringend, mondgeschildet, bahngebildet, wie Griechen schauend, wie Türken hauend, arabisch im Reiten, wie Falken im Streiten, mit indischen Waffen und Lanzen die klaffen, im Kampf wie Aeste, die sich einander umfangen, in der Schlacht wie zerreißende Schlangen.

Arabisch.

Der Helmen Geklirre tönt in der gewetzeten Klingen Geschwirre als Zwiegespräch mit dem gezogenen Schwert, das die Formen eines Kranken, den Blick eines Leidenden hat, das sich leuchtend regt, und sich mit breiten Hüften bewegt. Es regt und bewegt sich mit freudiger Eile zur Schlacht wie der Löwe zur Schlucht, wie der Strom in das Thal, wie der Schmerz zu dem Kranken, wie die durstige Lippe zum Tranke.

Persisch.

Das Heer geht unter den welterobernden Fahnen, das Schwert zum Dienste des Glücks aufzumahnen, dem die Augenlieder mit der Augenschminke der Wachsamkeit gesalbet sind; und zum Dienste des Throns, dessen Anblick die Brust erfreut, durch Sinn ohne Schwanken und feste Gedanken, durch Inneres rein gefügt, und Bestimmung die genügt, durch gerades Streben und Vorsätze, die leicht sich erheben, durch Wort mit That und Handeln mit Rath, durch gefüllten Schatz und Juwelen wohl verwahrt an geheimem Platz, durch die Handlungsweise und das Benehmen der Großen und Vornehmen, und durch tugendhafte Sekretäre voll von Wissen und Lehre. Diese vermögen durch geschickte [2]) geschickte [3]) Schreiben den Fuß der Vorherbestimmung zu fesseln und mit seinen feinen Schriften den Nacken der Geschäfte vom Joche der Verzögerung zu entfesseln, und sind die nothwendige Stütze des kaiserlichen Diwans. Seine (des Schah's) glückliche Hand gibt Feder und Schwert Hand in Hand mit Bestand in gegenseitigen Verband.

Mit Einverstand kann man die Welt erobern.

---

1) Im Arabischen ist das Wortspiel zwischen Semek der Fisch und Semak, worunter die beyden Sterne der Speer des Arkturs, und die Aehre der Jungfrau verstanden werden; jener heißt der gewaffnete Höchste, und dieser die unbewaffnete Höchste; Speer und Aehre, Waffen und Brot, die Symbole des Wehr- und Nährstandes.

2) wohlgestellte, 3) gesendete,

Wissen und Handeln hat er durch eigene Vollkommenheit in Einklang gebracht.

Dieser ist der Herr der Welt.
Dieser hat den Geist erobert.

Die Redner des Hofs und des Lagers verändern den Glückwunsch der Zeiten nach Erforderniß der Umstände mit Verschiedenheit der Sprachen, nach der Anweisung wohlberedeter Schriftsteller [1]) mit Lobreden gesungen von freyredenden Zungen. Die folgenden drey Reden aus den drey Redereichen der Beredsamkeit, Wohlredenheit und Redekunst, diese drey Zeltpflöcke der Lehre von der Erfindung, der Anordnung und dem Vortrage sind, mit den Stricken der persischen, arabischen und türkischen Sprache gebunden, zum Preise der Herrschaft des Herrn aus dem Kiele [2]) dieses Armen an den Faden der Schrift gereihet worden [3]).

Persische Rede.

Gepriesen sey der Allverleiher,
Der angeflammt hat Seelenfeuer,
Der Sonnen schuf und Paradiese,
Der Schönheit schuf und Häßlichkeit.
Vernunft ist Bild von seinem Staube,
Sein Teriak ist die Urtheilskraft.
Er kann das Leichte, kann das Schwere,
Er weiß was kund, und was verborgen.
Von ihm geht Hohes aus und Niedres,
Von ihm Verstand und Unverstand.
Er ist allein und wir sind nicht,
Was ist sonst Seyn und wer sind wir?
Die Sonne wirft nur seinen Schatten
Und jeder Tropf' im Meer zeigt Ihn.
Durch einen Hauch von seiner Kunst
Schmückt Er die Welt zum Garten aus.
Darin ist Himmel, Lotosblume
Und die Narcisse, die Vernunft.
Aus jedem Mangel scheint Vollendung
Und Schönes aus dem Häßlichen.
Ein Frühling folgt auf jeden Herbst,
Wenn Nacht einfällt, vergeht der Tag.
Er bringt den Ostwind auf die Fluren
Von Rab' und Dorn vergehn die Spuren.
Cypressen gab Er hohen Stamm,
Den Turteltauben süßes Girren.
Bey Rosen singen Nachtigallen,
Die Rosen stets zu Füßen fallen,
Der Laut bringt Ströme in Bewegung
Und regt den Ost zum Tanz im Grünen.
Vor seiner Farbe schwinden Rosen,
Die Feder knarrt von seiner Herrschaft.
Aus Nichts gab er dem Ast die Rose
Und führt sie von dem Ast zu Nichts.
Vom Ast geht Rose zum Pallast,
Vom Koschk gehn Schöne in den Garten.

---

1) Munschi, eigentlich Briefsteller. 2) Das persische Wort Kilk ist dieselbe Wurzel, als das deutsche Kiel.

3) Die Kenntniß des Arabischen, Persischen und Türkischen ist in Vorderasien für jeden Araber, Türken und Perser dasselbe, was für jeden europäischen Gelehrten, nebst der Kenntniß seiner Muttersprache, die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen oder noch richtiger, was heute für jeden gebildeten Europäer, nebst der Kenntniß seiner Muttersprache, die Kenntniß des Französischen, Italienischen und Englischen ist. Diesen drey Sprachen, als den vorzüglichsten und gebildetsten der heute im Morgenlande lebenden, gebührt der Ehrenname, der morgenländischen vorzugsweise, vor den ausgestorbenen biblischen, die heute im Morgenlande kaum dem Namen nach bekannt sind.

Von Rosen, Veilchen, Wang' und Haar
Scheint Farb' und Duft auf Hof und Wüsten.
An jedem Ort entkeimt das Grüne
Und hoffnungslos verliebt sind Rosen.
Ist nun gesperrt die Flur dem Herzen,
Trifft es statt Rosen Dornenschmerzen.
Aus Einem Quell springt Reich und Glauben,
Springt Zweifel und Gewißheit auf.
Nur seine Milde läßt es zu,
Daß Einer sich zum Gott aufwerfe.
Du kennest nicht, was gut und bös,
Du bist versenkt in Gram und Sorge.
Der Eine macht ein Bild aus Stein,
Dies soll der Allernährer seyn.
So herrscht das Unrecht auf der Welt
Bis Er sie wiederum befreyt.
Zu jedem Volk sandt' Er Propheten,
Gab einen Herrscher jedem Reich,
Der Eine weis't zu Gott die Wege
Der Andre ist der Diener Zuflucht.
Propheten theilt Er Größe zu
Und Herrschern die Vollkommenheit.
Verlieh den einen Herrscherkraft
Den anderen Prophetenbrauch.
Von den gerechten Herrschern allen
Gab diesem Kaiser Er den Ring,
Sein Thron sey sicher, mehr sein Glück,
Gott sey sein Schirm, Prophet sein Leiter!
Verstummt bin ich zu seinem Lobe,
Was soll ich seiner Würd'ges sagen?
Ich sage Wolk', Er regnet Perlen,
Ich sage Rad, Er hält es auf.
Sag ich das Meer, Er hat nicht Ufer,
Sag ich der Berg, Sein Herz ist Fels.
Sag ich die Sonn', Er strahlet lichter,
Der Mond, Er gibt der Sonne Licht.

Er ist der Wohlduft vom Paradiesesquell der Gerechtigkeit, der sanfte Hauch des Frühlings der Erhabenheit, die Rosenflor des Adels, das dornenlose Rosenbeet des Chalifats, der Zweig des Baums der Macht, der Brennpunkt des Lichtes der Macht, die Frucht der Milde und Wohlthätigkeit, der Ocean der Herrschaft, das Weltmeer glücklicher Regierung, die Muschel der Perle der Kronenträgerschaft, die Gemme der Krone der Länderbeherrschung; Seelenwaltend, Sieggestaltend, Machtperson, Einzig auf dem Thron! Schatten des Lichtes der Einigkeit, Gepräge des Rings der Leitung, Abdruck des Siegels der wahren Bedeutung, Siegelring der Hand ausreichender Geduld, Hand des Aermels der Huld, Glanz des Lichtes der Einheit, Licht des Sterns der Vernunftreinheit, Bollwerk der Wohlthaten, Sternenverein am Himmel großer Thaten.

Des hellen Tages Sonnenlicht, Der finstern Nächte Mondgesicht,
Der Himmel der Erhabenheit, Der Engelsinn der Menschlichkeit,
Die Himmel Er zu sich aufnimmt, Das Los verstummt, wenn er bestimmt.

Der Sultan, Sultan's Sohn, der Chakan, Chakan's Sohn, der Vater des Siegs und der Größe Feth Alischah.

Er ist die Sonn', er ist Dschemschid
Hat Kei's und Alexanders Macht.
Bald wirft er Gold bald Köpfe aus,
Durch seine Hand durch seinen Dolch.
Ein Ocean sein Reich, drauf gehen
Die Schiffe der Gerechtigkeit,
Das Segel ist der hohe Muth,
Die Milde ist der sichre Anker.
Sein Vorsatz fliegt wie Vogel schnell
Und überfliegt die Möglichkeit,

Es steht der Vorsatz Ihm nach Sieg,
Erobrung ruhet in den Schwingen.
Gesegnet seyen seine Feste
So lang er fliegt und immer mehr!

Und siehe da! mit vermehrtem Glück erneuert sich das Jahr, und kömmt das Fest der kaiserlichen Thronbesteigung zurück. Zum Glückwunsch haben die Engel des höchsten Himmels vorgewählt die Momente, und die lichten Schaaren himmlischer Herrschaft haben geordnet die Elemente vom Oriente und Occidente, und jedes derselben trachtet wessengestalt es sich Ihm annähern könnte. Feuer und Luft und Wasser und Erde entwickeln ihre Naturen als Strenge und Milde, als Ausströmung und Zusammenziehung und streuen sich selbst vor Ihm hin auf die Fluren; sie bilden sich als Steine, Pflanzen und Thiere, und werfen sich zu Ehren des Throns, des Glücks und des Namens hin auf Seine Spuren. Der Sultansname wird zur Frühlingszeit, zum Loswort der Vereine der Rosentage und kaiserlicher Lustgelage. Die hochstämmigen Cypressen und die anmuthig gewachsenen Pinien haben sich mit erhoben in grünen Kleidern mit Gold und Silber durchwoben, gleich den Führern der Heere und den Leitern der Speere; die Quelle strömt auf der Flur gleich Seiner großmüthigen Natur, und wie Seine wohlthätige Hand träuft die Wolke Perlen auf das Land. Der Hauch der Wohlgerüche ahmt Seine Gnaden nach und der Duft der Blumen ist wie Seine Huld immer wach.

Der Engel dient an seiner Pforte,
Der Himmel folget seinem Worte.
Das Firmament ist Land von Ihm,
Die Sterne sind ein Heer von Ihm.
Die Erd' ist Staub von seiner Schwelle,
Der Himmel hütet ihre Stelle.
Den Frieden fand die Welt durch Ihn
Und Ruh die Herrschaft erst durch Ihn.
Den Leib der Welt sein Wort beseelt
Und Seel' und Leib zusammenhält.
Nur Gott ist größer noch als Er,
Wenn Er der Schah, wer ist noch Herr!

Arabische Rede.

Lob sey Ihm, den der Erwähnende preiset durch seine Erwähnung und der Vergessende durch seine Vergessenheit; die Himmel durch ihre Erhöhung und die Erde durch ihre Ausdehnung, die Nacht durch ihr Dunkel, und der Morgen durch sein Gefunkel, das Land durch seiner Berge Bogen, das Meer durch seine Wogen, der Stein durch sein Hartseyn und Glanzen, durch ihren Nahrungssaft die Pflanzen, die Thiere durch ihre Sinnen und ihren Geist, der Mensch durch seine Fassungskraft, die aus dem Bekannten das Unbekannte weist, der Engel durch Reinigkeit und Hallelujasingen, der Teufel durch Verfuhrung und zum Fallebringen, die Feder durch ihr Geschwirre, das Schwert durch sein Geklirre, der Speer durch seine Spitze, der Pfeil durch seine Ritze. Nichts ist, was nicht ertönt zu seinem Lob mit Freude, und kein Schwert, das nicht entfährt seiner Scheide. Er ist der Allhörende ohne Gehör, der Allsehende ohne Gesicht, alle Namen sind in Ihm, alle Blicke sind von Ihm. Er ist der Erhebende und Niederstrebende, Objekt und Subjekt, in Ihm sind Essenzen, die herausdringen, Lichte so bezwingen, Formen die wandeln, Stoffe die entgegenhandeln, Verborgenheiten die verschleyern, Geheimnisse welche feyern. Und als die Erden und die Himmel sich als Korper regten und als Leiber bewegten, schmuckte er sie mit Lichtern und beseelte sie mit Geistern, mit Seelen, die sich Ihm nähern oder von Ihm entfernen; die

Ihm gehorchen oder seinem Gebote widerstreben, die sich in Ihn verkehren oder von Ihm zurücke kehren. Dann sandte er ihnen Gesandte und offenbarte ihnen die Pfade, daß den Menschen Beweise blieben, nach den Propheten geschrieben. Dann sandte Er Könige und Fürsten, die er stützte mit Männern und Helden; Er setzte sie zu Nachfolgern auf Erden, und erhob die einen über die anderen, daß sie das Recht vertheilten zwischen dem Dränger und Bedrängten, zwischen dem Zwanger und Gezwängten, zwischen dem Weidenden und dem Geweideten, zwischen dem gehorchenden Neidenden und dem gehorcht wird, dem Beneideten.

So ward die Zucht der Diener und der Schutz der Länder vollendet, und die Versorgung und Pflege entschieden in Frieden, denn ohne Ordnung würde alles zu Grunde gehen in Irrung und Verwirrung. Er übergab ihnen die Schlösser und Vesten, sie sind die Könige des Tags im Namen Gottes des Einzigen des Festen. Er wählte von den Propheten Einen vor Anderen aus von lobenswürdiger Eigenschaft, in welchem er vereinte die Herrschaft und Prophetenkraft, mit Blatt und Blut, mit Bibel und Fibel. Er sandte Ihn mit der Wahrheit als Künder und Verheißer, und setzte Ihn als Leuchter voll Klarheit vor den Welten und ihrem Lichte, dem Unglauben im Angesichte; Er ist der mittelste der Propheten durch der Psalmen Sang, der gerechteste durch des Gesetzes Gang, der richtendste durch Recht, der vortrefflichste von Geschlecht, der Edelste durch seine Vorfahren, der Ruhmwürdigste durch seine Nachkommen, der Heiligste durch Heiligkeit, der Höchste durch Weisheit, der Festeste durch Beweis, der Stehendste im Kreis. Gottes Segnungen über Ihn und die Propheten alle!

Durch die Wissenschaft des Wissenden und durch die Unwissenheit des Unwissenden, durch die Spuren der Könige ist die Lehre M u s t a f a's durch den Sieg vollendet und die Sitte A l i s in der Zeit (des Schahs) durch seinen Säbel und seinen Muth. Nicht zu unterscheiden ist, was durchdringender, sein Schwert oder sein Sinn, was leuchtender, sein Antlitz oder die Linien seiner Hand, was umfassender, seine Brust oder sein Verstand. Seine Ideen gehen wie seine Reiter, und seine Träume fliegen wie seine Schwerter. Es schauert die Haut vor seinem Zorngerichte, und das Gesicht vor seinem Angesichte, die Augen starren hin nach seines Ruhmes Sinn, und die Brust ist zu enge, zu fassen seines Reichs Gedränge, die Einbildungen erstaunen vor seiner Herrlichkeit, und der Verstand steht still vor seiner Phantasie. Es ertönen laute Stimmen zu seinem Preise, und die Herzen verkünden Ihn jedes nach seiner Weise, die Hände sind zu kurz zu erreichen den Saum seiner Matten, und die Scheitel sichert sein Schatten; alle Sorge schenkt er dem Kriege, alle seine Plane bezwecken Siege, er sammelt Truppen zu Haus und wirft Geld aus um Gottes Willen des Allliebenden. Gott der Einzige verleiht ihm Sieg, um die Dreyfaltigkeit zu bekämpfen und niederträchtige Ungläubige zu dämpfen; mit Speeren hat er des I s l a m s Säulen gegründet und mit Schwertern den Brand der Idole entzündet; wie Viele standen nicht drohend auf, die zu Staub zerrieben endeten ihren Lauf. Er ist der König, der Größte, Geehrteste, Glorwürdigste, der Sultan, Sultan's Sohn; der Chakan, Chakan's Sohn, der Vater des Siegs und der Hohe F e t h A l i S c h a h, seine Freunde seyen immer siegreich über seine Feinde, und seine Feinde bezwungen unter seiner Huld mit Geduld! Segen über den Propheten und seine Familie, Gott sey Lob dem Allgelobten durch seine Thaten!

T ü r k i s c h e R e d e.

Von allen Geschöpfen, welche in der Welt, sey es offen, sey es

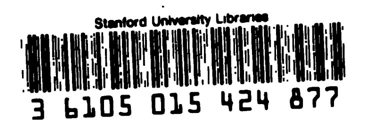
verborgen, erschaffen worden sind, ist die Sonne das beste unter den Sternen, der Morgen unter den Tageszeiten, die Jugend aus des Lebens Weiten, aus den Wohlgeruchen die Ambra, aus den Kleinodien die Krone, aus den Quellen der des Paradieses (Kewßer), aus den Gärten der von Eden (Riswan), aus den Tugenden die Wohlthatigkeit, aus den Gliedern das Auge, aus den Hausern die Kaaba, aus den Schriften der Koran, aus den Propheten Mohammed, aus den frommen Gebeten sein Gebet, aus den Schahen der Schehinschah (d. i. der Konig der Konige), aus den Ländern Iran (Persien).

Dem großen Gott gebuhrt Lobpreis, auf dessen Willens Geheiß der Herr der Sterne jeden Morgen mit den Schaaren der Strahlen und den Heeren des Lichtes von dem Thronsitze des Ostens dem offenen Himmel zueilt und dem Morgen den Glanz des Adels ertheilt. Er, auf dessen Machtgebot (Chisr's Unterschrift) der Sultan der Rose jeden Fruhling mit grunen Kelchen die Luft einweihet und zur Zeit des alternden Herbstes vom Koschke der Aeste die Fruchte vor die Fuße streuet. Durch die Gnade seiner Macht ist der Herr der Sonne voll Glanz, umringt vom Sternenkranz die Rosenstaude des Sieges, das Rosenbeet des Gartens des Chalifats, die Wolke des Himmels der Gnaden, der Inbegriff aller guten Eigenschaften, vom erhabenen Gestirn der große Herr der Welt, der hochste Gebieter, der Konig der Konige, Gott der Allgepriesene verewige sein Reich und seine Herrschaft! Mit Rath und mit That, mit Sieg und Krieg, der das Chalifat befestigt, wendet er auf die Gebieter des Glucks, auf die siegreichen Heere, welche die Wangen entbloßen, durch Spren, so viel Sorge, daß keine Muschel im Meere, die ihm nicht Perlen tragt, daß im Schacht keine Ader, aus der er nicht Gold und Silber schlagt.

Auf diese Weise hat er die Kopfe und Lenden seiner Diener mit Perlen und Juwelen geschmuckt, und die Nacken der Feinde mit der Scheide edelsteinbesetzter Schwerter niedergedruckt. Man sieht die Schaar seiner Wachen, die von Gold und Silber strotzen, wie den Mond und die Sonne strahlen, die Augen seiner Feinde und die Gesichter seiner Neider sind blaß und gelb wie Silber und Gold gemalen. Durch die Sicherheit und den Wohlstand des Landes, durch die Einrichtung der Ordnungen, und Veranderung der Ungerechtigkeiten, durch die Einsetzung der Rechtsgebräuche und die Verwendung der Wohlthaten, durch die Ausrustung von Heeren und das Vorhaben, eroberte Lander mit neuen zu vermehren, hat er den Weg der Residenz gesichert, und Gott sey Dank, daß durch ein Geschenk der glucklichen Zeit ein Kronprinz waltet, auf dessen Person sich die Sonne gestaltet, und der dem Monde das Gleichgewicht haltet. Die Leoparden seines gesegneten Stammes (die Prinzen) stehen auf allen Seiten gesenkt die Kopfe, die Dienstbereiten. Seine unvergleichlichen Vesire und Heeranfuhrer sind fertig zum Rathen und Streiten. Die Bewohner des Himmels, und die Volker der bewohnten Erde haben sich ihm so huldigend unterworfen, daß Dschemsched und Feridun solche Vereinigung des Schahs und Spahs (des Fursten und Reiters) solchen Einklang von Gluck und Herrschaft, von Ehre und Macht nicht gesehen. Er hore nicht auf zu sitzen auf dem Teppich der Herrschaft, bis daß der letzte der Herrscher (Mehdi) aufstehe; so lang dauere sein gewaltiges Reich, bey der Gewalt des Ringes der Propheten (d. i. Mohammed) und des zuletzt Aufstehenden des letzten der Imame (d. i. Mehdi).







Stanford University Libraries
3 6105 015 424 877

